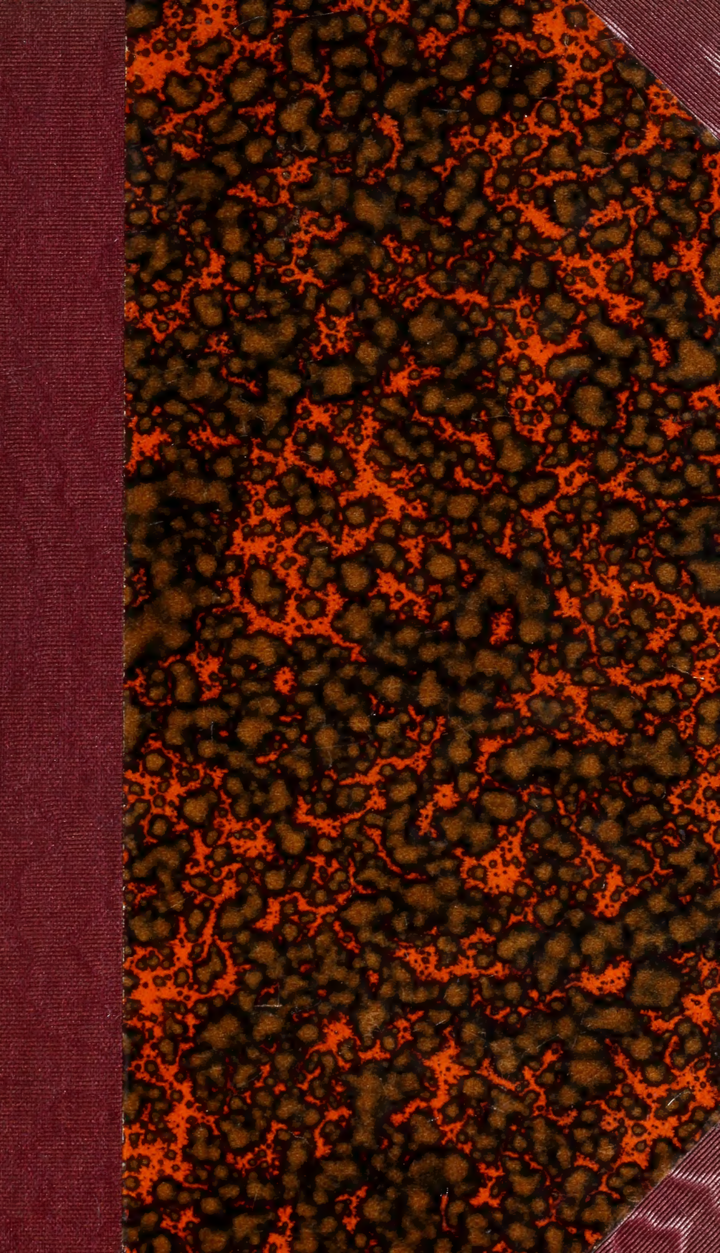








Hohe Liebe.

Aus dem Leben

des

Freiherrn Friedrich von der Trenck.

Historischer Roman

mit

Genrebildern aus Friedrich's des Großen Hof- und Kriegsleben

von

H. E. R. Belani.

„Honny soit qui mal y pense."
Heinrich VIII.
(Devise zum Hosenbandorden.)

Erster Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.

1853.

Vorwort.

Während Engländer und Franzosen ihren geschichtlichen Romanstoff in ihrer vaterländischen Geschichte suchten und fanden und dabei für ihre Schilderungen den Vortheil hatten, daß sie darin zu Hause waren; suchten deutsche Romanschriftsteller in den Chroniken und Memoiren fremder Länder umher und hatten den Nachtheil, daß es ihnen schwer wurde, ein wahres Lebensbild zu geben, weil sie sich dabei in ihnen fremden Regionen bewegten.

Es herrschte unter dem früheren Drucke der Censur und engherziger Gesinnung in der deutschen Romantik eine ängstliche, rücksichtsvolle Scheu, durch Publicität der Mysterien eines hohen Familienlebens, und beträfe es eine Geschichte, die vor hundert Jahren geschehen, bei irgend einem der zweiunddreißig in Deutschland herrschenden Regentenhäuser verletzend anzustoßen.

Ging man schon damals mit solchen Bedenken zu weit, so würde es im Licht unserer Zeit gar nicht mehr stichhaltig sein.

Die Stellung der fürstlichen Familien über dem Leben des Volks gipfelt so hoch, daß ihr öffentliches

Leben, wie ihr Privatleben nach ihrem Ableben dem Richterstuhl der Geschichte anheim fällt. Das wissen die Monarchen: „Die Weltgeschichte ist ihr Weltgericht". Rücksichten der Convenienz, welche den Mund schließen über noch lebende Personen oder auch über Vorfahren im ersten und zweiten Grade wird kein vernünftiger aufgeklärter Fürst auch noch fordern für Mitglieder seines Hauses, die schon seit drei Generationen und länger zu den Todten gehören.

In der That würden auch solche Ansprüche nicht haltbar sein; denn nach den Forderungen unserer Zeit macht nicht mehr die Pragmatik die Geschichte, sondern der ganze Inbegriff des Lebens und Wirkens der Zeitgenossen, ihr Charakter, ihre Gesinnung und ihre Einwirkung auf das Volk, das ist Geschichte.

So haben in neueren Zeiten Geschichtsschreiber Vieles aus dem Privatleben der Fürsten und ihrer Familien an's Licht der Oeffentlichkeit gezogen, was früher als ein: „noli me tangere!" in den Staats- und Cabinetsarchiven unnahbar ruhte.

Ich erinnere nur an Vehse's Geschichte des preußischen Hofes und Adels, welche sich jetzt auch über den österreichischen Hof und Adel ausgedehnt hat.

Des jetzt regierenden Königs von Preußen Majestät hat selbst das schönste und edelste Beispiel gegeben von ächt fürstlichem Hochsinn in Auffassung dieses höheren Geistes der Geschichte, durch die unverkürzte Herausgabe der sämmtlichen Werke Friedrich's des Großen, die diesen berühmten Ahnherrn

des königlichen Hauses bis in die geheimste Tiefe seiner Gedanken selbst mit seinen menschlichen Schwächen zeichnen. Sein Privatleben, das Leben der Glieder seiner Familie ist bis in die kleinsten Details an's Licht der Oeffentlichkeit gezogen durch Memoiren, Anekdotensammlungen und in neueren historischen Werken. Es giebt in der Geschichte des preußischen Hauses kein Geheimniß mehr und die meisten Mitglieder dieser hohen Familie haben ein so höchst achtbares und sittliches Privatleben geführt, daß sie diese Publicität nicht zu scheuen haben würden.

In dieser Geschichte des preußischen Hof- und Privatlebens entdeckte der Verfasser dieses Romans bei der genauen Durchforschung der geschichtlichen Materialien einen bis jetzt zu einer romantischen Darstellung noch nicht benutzten, höchst anziehenden Romanstoff.

Es ist die unglückliche Liebe, welche Prinzessin Amelie von Preußen, die jüngste geliebte Schwester Friedrich's des Großen, seit 1757 Aebtissin von Quedlinburg, zu dem damaligen jungen Cornet von der Garde du Corps-Escadron, Freiherrn Friedrich von der Trenck gefaßt hatte.

In der bekannten abenteuerlichen Lebensgeschichte dieses Helden des hiermit aus dem wirklichen Leben gegriffenen geschichtlichen Romans wird dieses interessanten Verhältnisses, weil damals, als Trenck's Geschichte zum ersten Male in französischer Sprache erschien, Prinzessin Amelie noch lebte, nur

mit so leisen Andeutungen gedacht, daß in Folge dieser Zurückhaltung Vieles in Trenck's Lebensgeschichte selbst völlig unverständlich wird. Und eine zweite, noch bedeutendere nachtheilige Folge dieser Zurückhaltung ist die, daß dadurch unbeabsichtigt ein Flecken auf das Ehrenschild Friedrich's des Großen geworfen wird, indem seine strenge Behandlung Trenck's sich nach dessen Memoiren nicht anders erklären läßt, als mit einer Hinneigung des großen Königs zum Despotismus.

In dieser Weise hatte auch George Sand (Mad. Dudevant) in ihrem interessanten Roman: „Consuelo" Friedrich's des Großen Charakter und das erwähnte Liebesverhältniß aufgefaßt und einige Züge aus dieser Liebesgeschichte mitgetheilt. Deutsche Geschichtsschreiber haben dieses Verhältniß als zur pragmatischen Geschichte nicht gehörig mit Stillschweigen übergangen. Selbst Vehse in seiner „Geschichte des preußischen Hofes und Adels und der preußischen Diplomatie" hat dieses interessante Verhältniß nur kurz berührt, indem er dasselbe als ganz allgemein bekannt voraussetzt. (S. Thl. IV., S. 221 u. folg.). Daß selbst Vehse dieses Verhältniß für ein ganz achtbares ansah, welches auf den Charakter der Prinzessin keinen Schatten warf, geht schon aus der Aeußerung hervor: „Die Prinzessin Amelie ist berühmt durch ihr geheimes Verhältniß mit dem Garde-Officier Baron Friedrich von Trenck". Gleichzeitige Memoiren des „Baron von Biedenfeld" und des Touristen „Dutens", des „Baron von Pöll-

nitz" u. A. enthalten nichts über dieses Verhältniß. Ebensowenig die deutsche Bearbeitung des französischen Werkes: „Frédéric le Grand, sa famille, sa cour etc., ou mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin par Dieudonné Thiébault (deutsch von Hartmann. Leipzig 1828. 2 Thle.) mit seiner Dedication an den Kronprinzen, jetzigen König, erwähnt dieses Verhältnisses (Bd. II. S. 154) nur mit kurzen Worten, im Auszuge des größeren französischen Originalwerkes, das fünf Bände enthält und in der 4. Auflage in Paris und Leipzig 1827 erschien. Dagegen enthält dieses französische Werk eines Zeitgenossen, dem Trenck selbst die näheren Umstände dieser Geschichte erzählt hat, sowohl über die Prinzessin Amelie, als auch über den Baron von Trenck und dessen Verhältniß zu der Prinzessin und zum Könige, und die Beweggründe Friedrich's des Großen für seine Strenge gegen Trenck, die interessantesten Details. Wenn nun noch der Verfasser Gelegenheit hatte, die mündliche Ueberlieferung eines alten, seit einigen Jahren verstorbenen getreuen Dieners des königlichen Hauses, der Prinzessin Amelie noch persönlich gekannt hatte, mit Vorsicht benutzen zu können, so wird dadurch Trenck's allerdings abzukürzende Lebensgeschichte zu einem vollständigen, aus dem wirklichen Leben mit historischer Treue geschöpften Roman, ästhetisch abgerundet.

Bei diesem ächt romantischen Stoff hat die ausmalende Phantasie nur wenig hinzu zu dichten und ein Roman tritt damit in's Leben, der, abgesehen

von seiner Behandlung, sicher in Hinsicht des unverfälscht aus der Geschichte gegriffenen Stoffes zu den interessantesten der Neuzeit gehören dürfte.

Folgende Gründe dürften bei einem jeden vorurtheilsfreien Leser die Benutzung dieses anziehenden geschichtlichen Romanstoffes rechtfertigen und selbst der loyalsten Gesinnung als unbedenklich erscheinen lassen:

1) Die erwähnte Liebesgeschichte ist, wie aus der angegebenen Literatur schon erhellt, in ihren Hauptzügen sehr bekannt. Es liegt also keine Indiscretion in der Behandlung derselben in Romanform.

2) Die Liebe einer schwärmerisch gefühlvollen jungen Prinzessin für einen jungen Officier von ausgezeichneten Gaben des Geistes, des Körpers und der Bildung, ist etwas so rein Menschliches, so ächt Weibliches, daß man wohl nach den Grundsätzen einer kalten Hofetiquette ein solches Verhältniß verdammen kann; aber unmöglich wird man darüber, vom Standpunkt der Humanität aus, ein „Steiniget, steiniget Sie!" ausrufen können. Daß Prinzessin Amelie mehr Weib als Fürstin war oder vielmehr beides in sich zu vereinigen wußte, bringt weder ihrer Ehre, noch dem ihres hohen Hauses den geringsten Flecken.

Immer bleibt es nur eine romantische Episode in der Familiengeschichte dieses erhabenen Königshauses, welche nichts beweist, als: „auch hier, in einer so hohen Region, gab es einst ein schönes fühlendes Herz."

3) Und doch übt diese Geschichte selbst ihre poetische Gerechtigkeit. Ein Roman, der aus dem Leben geschöpft ist und nicht im Nebel der Ideale schweben soll, muß auch dem wirklichen Leben und seinen Verhältnissen Rechnung tragen, und das geschieht hier durch die Moral dieser Fabel, die lehrreich beweiset, wie eine Liebe, die sich mit allen bestehenden socialen Verhältnissen im Widerspruch befindet, niemals zu einem beglückenden Ziel führen kann. Indem der Ausgang des Romans den conventionellen Rangverhältnissen sein Recht widerfahren läßt, wird dadurch gewissermaßen den durch diese Liebe gekränkten Standesansprüchen eine hohe Genugthuung gewährt, welche jeden Anstoß einer romantischen Schilderung dieser Liebe, die ohnehin schon nichts Anderes, als ein öffentliches Geheimniß war, wieder beseitigen muß.

4) Wer es weiß, wie wahrhaft verletzend und das Hohe in's Niedrige ziehend, eben in Folge der erwähnten rücksichtsvollen Zurückhaltung der Presse, sich die mündliche Ueberlieferung Alles übertreibend, dieses Stoffes bemächtigt hatte, der wird im Interesse der Loyalität und Ehrerbietung für ein hochverehrtes Königshaus es dem Verfasser nur Dank wissen können, daß er, wie der nachstehende Roman beweiset, durch eine feinere und edlere Auffassung jeder Verletzung des guten Rufs dieser hohen Prinzessin entgegen getreten ist und nichts würde schändlicher und ungerechter sein, als diesen Roman in seiner loyalen und sittlichen Grundlage als einen

Ausfluß der Chronique scandaleuse verläumden und verdammen zu wollen.

5) Die Geschichte, die hier erzählt wird, ereignete sich vor einem vollen Jahrhundert. Die Heldin derselben, Prinzessin Amelie, starb, 64 Jahre alt, kränklich und hinfällig und unvermählt im Jahre 1787; es gehört also, da sie von so hohem Hause herstammt, ihr öffentliches, wie ihr Privatleben der Geschichte an. Als eine geschichtliche Persönlichkeit darf sie noch dazu von einem wohlwollenden und mit Ehrerbietung für das königliche Haus erfüllten Dichter auch als geschichtliche Basis eines Romans verwendet werden, ohne besorgen zu dürfen, damit hohen Orts anzustoßen.

6) Und solche Bedenken von einem so lichtvoll aufgeklärten und geistig so hoch stehenden König, wie Friedrich Wilhelm IV. ist, voraussetzen zu wollen, würde eine Art von Blasphemie sein. Der Verfasser lebt der festen Ueberzeugung, daß den König, wie kein Mitglied seines hohen Hauses, sollte Ihm jemals dieser Roman bekannt werden, die romantische Schilderung dieser rein menschlichen, so verzeihlichen hohen Liebe, nicht einmal unangenehm, noch weniger verletzend berühren würde; denn die ganze Lebensgeschichte dieser Prinzessin erscheint damit in den Hauptzügen der historischen Wahrheit getreu, zugleich aber auch verklärt im Nimbus der Poesie.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Aus der Studentenwelt. — Der Name des Helden. — Er wird dem Könige vorgestellt. — Cadett im Garde du Corps. — Dienst dieser glänzenden Escadron. — Beifall des Königs. — Trenck wird Cornet. — Rettungsscene.

1.

Es hat wohl selten ein Mensch eine glänzendere und glücklichere Jugendzeit verlebt und eben in Folge seines alle Verhältnisse durchbrechenden Glückes mehr und schwereres Unglück in reiferen Lebensjahren erduldet, als der junge Mann, der sich zuerst gegen Ende des Jahres 1740 als Student in Königsberg durch Muth und Entschlossenheit bemerklich machte.

Er war damals kaum funfzehn Jahre alt, noch nicht völlig ausgewachsen, aber für sein Alter groß von Figur und schlank. In seinem ganzen Wesen, in den feinen regelmäßigen Gesichtszügen und besonders durch eine gewisse Energie im Blick sprach sich ein entschiedener Charakter aus.

Wenn er sprach, mit einer schönen sonoren Stimme, so ließ sich leicht erkennen, daß es ihm nicht an Geist fehlte. Und dennoch machte er sich bemerklich durch die

Renommistentracht jener Zeit, welche nur die ärgsten Raufbolde unter Studenten tragen durften; diese bestand in hohem, aufgestülptem Sturmhut, kurzem Collet, gelbledernen Hosen, über die Knie hinaufgehenden steifen Stiefeln mit pfundschweren klirrenden Sporen, einem kurzen, tief im Nacken gebundenen faustdicken Zopf und einem langen Raufdegen an der Seite, mit einem tellergroßen, glockenförmig gebogenen Stichblatt. Dazu hatte er entweder einen großen meerschaumnen Pfeifenkopf, mit einem borkigen kurzen Eichenknüppel als Rohr oder eine kurze Hetzpeitsche und am Knopf eine große Pferdeblase mit Tabak hängend, während die gelbledernen Stulpenhandschuhe, die den unteren Theil des Armes über die Hälfte deckten, den Ehrenschmuck eines tüchtigen Klopffechters in der Studentenwelt bezeichneten.

Dazu gehörte eine große englische Dogge in seiner Begleitung, so groß, daß er im Gehen die Hand auf den Rücken des Hundes stützen konnte.

Das Vorrecht, dieses Ehrenkleid des burschikosen Raufers tragen zu dürfen, hatte er sich durch Duelle, die er mit Glück und Muth ausgefochten, erworben und dadurch bei allen seinen Commilitonen sich in Respect gesetzt.

Der eine Vorfall war folgender. Ein baumstarker junger Mann, noch einen Kopf größer als er, dabei breitschulterig und wild aussehend, ein unter den Studenten berüchtigter Schläger und Händelsucher, fing an, ihn in Gegenwart

Anderer mit seiner Jugend zu necken, und als der junge Mann ihm mit Energie entgegentrat und ihm, da er nicht nachließ, das schrecklichste Schimpfwort in der Burschenwelt, einen dummen Jungen, an den Hals warf, da gab der riesige Student dem Knaben, wie er ihn eben genannt hatte, eine furchtbare Ohrfeige. — Der Jüngling ließ Herrn v. Wallenrodt — so hieß der Raufbold — auf die Klinge fordern. Dieser aber antwortete: „Mit Kindern schlage ich mich nicht!" Nun blieb Jenem nichts übrig, als sich in Avantage zu setzen, entweder mit der Hetzpeitsche oder durch Angriff mit dem Degen auf offener Straße. Er that das Letztere, nöthigte ihn zur Gegenwehr und wußte dem famosen Schläger, der schon ein altes Haus in der Burschenwelt war, durch Glück, Geschick und Muth einen Stich durch den Arm beizubringen und als der Riese noch fortfuhr zu fechten, ihn auch an der Hand zu verwunden, so daß er den Degen fallen lassen mußte.

Damals waren Raufereien auf der Universität nichts Seltenes. Die Studenten genossen große Privilegien, was sie ihre Burschenfreiheit nannten. Wo, wie damals in Königsberg, allein gegen 500 feuerige junge Edelleute aus Lief- und Kurland, Schweden, Dänemark und Polen studirten, mußten sogenannte Paukereien bald zur Tagesordnung gehören. Duelliren galt für eine Ehre und wurde gar nicht oder doch höchst milde bestraft. So auch

unser junger Held, den sein Hausherr, der Doctor Kowalewsky, bei dem Prorector wegen Duellirens angezeigt hatte. Durch einen Senatsbeschluß wurde der junge Mann zu drei Stunden Strafarrest bei dem Universitätspedell verurtheilt, und nach dieser leichten Strafe wurde ihm noch die Gunst zu Theil, daß sein würdiger Großvater und Vormund, der Hofgerichtspräsident von Derschau, einer der gelehrtesten Männer im Lande, der über den Muth und das Feuer seines Enkels eine herzliche Freude hatte, ihn sogleich aus dem Hause des Doctor Kowalewsky wegnahm und in dem Hause des Professors Christiani unterbrachte, wo er vollkommene Freiheit genoß.

Ein Jahr später wurde er abermals durch einen berüchtigten Renommisten und Händelmacher gereizt und abermals fast gezwungen, sich mit ihm zu schlagen. Er brachte ihm eine tiefe Stichwunde in der Hüfte bei.

Der dritte Fall ereignete sich vierzehn Tage später. Ein Lieutenant von der Garnison hatte einen Freund des jungen Mannes beleidigt. Jener Freund aber hatte ein verzagtes Herz und unser junger Held übernahm seine Sache, suchte und fand bald Gelegenheit zu Händeln mit dem übermüthigen Lieutenant. Beide duellirten sich mit einander unweit des Schloßplatzes und der Officier ging mit zwei Wunden nach Hause.

Man glaube aber nicht, daß der immer siegreiche junge Mann, vor dem sogar die ältesten Burschen Respect be-

kamen, seine Zeit nur mit Völlerei und Raufereien hingebracht habe. Im Gegentheil hatte er einen ausgezeichnet guten Kopf und war bei allem heitern Lebensgenuß sehr fleißig. Der gelehrte alte Derschau hatte seine Freude daran, den hoffnungsvollen und lernbegierigen Enkel, auf den er stolz war, selbst zu unterrichten. Dazu hörte er juristische, physikalische, mathematische und philosophische Vorlesungen und wurde bald wegen seines geübten Gedächtnisses von seltener Treue und Stärke und seines eisernen Fleißes, womit er an seiner Fortbildung arbeitete, der Liebling aller seiner Lehrer. In der Ingenieurkunst war er bald einer der geschicktesten Zeichner. Er sprach mit gleicher Geläufigkeit Lateinisch, Italienisch und Französisch.

Und noch drei Tage vor seinem letzten Duell, im Jahre 1742, hielt er unter dem Vorsitz seines Lehrers, des Professors Christiani, mit glänzendem Erfolg und allgemeinem Beifall eine öffentliche Rede und zwei öffentliche Disputationen in lateinischer Sprache, eine Ehre, die vor ihm noch kein junger Mann im sechszehnten Lebensjahre genossen und mit diesem Erfolg durchgeführt hatte.

Der Professor Christiani liebte ihn aber auch wie einen eigenen Sohn. Er hatte oft noch bis spät nach Mitternacht gelehrte Unterredungen mit dem hoffnungsvollen Jüngling, der einen wahren Wissensdurst verrieth;

er läuterte seinen Geschmack an Literatur und Philosophie und gab ihm Anleitung zu Menschenkenntniß, Physiognomik und Anatomie.

Dieser junge Mann, der zu so großen Hoffnungen berechtigte, war der Sohn des königl. preußischen Generalmajors der Cavalerie, Landeshauptmanns und Erbherrn auf drei adligen Gütern, von der Trenck.

Er selbst hieß Friedrich Freiherr von der Trenck und war in Königsberg in Preußen geboren am 16. Febr. 1726.

Bald sollte sich dem so tüchtig vorbereiteten jungen Manne eine große Laufbahn eröffnen.

2.

Es war im November 1742, als der König Friedrich der Große seinen Generaladjutanten, den Grafen Willich von Lottum, in Geschäften nach Königsberg in Preußen schickte. Dieser dem Könige so nahe stehende Mann war ein Verwandter der Mutter des jungen Trenck, einer Tochter des schon genannten Präsidenten von Derschau. Er wurde bei diesem zu Mittag eingeladen und lernte dort den jungen Friedrich von der Trenck kennen. Er selbst war ein Mann von Geist und Kenntnissen und fand Gefallen an dem lebhaften Jüngling, mit dem er sich in eine Unterredung einließ, wobei er ihn durch verschiedene Fragen, die Friedrich alle schnell und zu seiner vollen Zufriedenheit beantwortete, prüfte.

Endlich fragte er ihn in scherzhaftem Tone: „Wie wäre es, junger Freund, wenn Sie mich mit nach Potsdam begleiteten, um für das Vaterland den Degen zu führen, wie alle Ihre Vorfahren gethan haben? Wenigstens," fügte er lächelnd hinzu, „werden Sie dort bei der Armee bessere und würdigere Gelegenheit zum Raufen finden, als hier auf der Universität."

Soldatenblut rollte schon lange in seinen Adern und freudig sagte er: Ja. Nach wenig Tagen reisten Beide schon nach Potsdam ab.

Der Graf von Lottum war ein Officier aus den nächsten Umgebungen des Königs, ebenso brav als liebenswürdig und lebhaft. Seine Empfehlung des jungen Mannes, den der Graf auf der langen Reise noch mehr kennen und lieben gelernt hatte, galt viel bei dem Könige. Doch Friedrich der Große war nicht der Mann, der sich durch Empfehlungen allein bestimmen ließ. Er hatte die Gewohnheit, selbst zu prüfen, und so kam es allerdings trotz der günstigsten Connexionen vorzüglich auf den Eindruck an, den seine Persönlichkeit auf den König selbst machte.

Doch vorläufig fehlte diesem noch die Zeit zu einer genauern Prüfung. Es war am Tage nach der Rückkehr Lottum's nach Potsdam, als dieser die Erlaubniß erhielt, den jungen Trenck dem Könige vorzustellen.

König Friedrich, der sonst durch den Blick seiner

großen vorstehenden blauen Augen einen Jeden, der nicht entschiedene Charakterstärke und Geistesgegenwart hatte, einzuschüchtern pflegte, erließ dem jungen Trenck, mit Rücksicht auf seine Jugend, diese Probe und empfing ihn sehr milde und freundlich. Einige schnelle und richtige Antworten auf die verschiedenen Kreuz- und Querfragen gefielen dem Könige; besonders schien ihm sein offenes freimüthiges Wesen, sein hoher Wuchs und die leichte anmuthige Haltung zu gefallen, und er entließ den jungen Mann mit der Erklärung: er werde ihm die Uniform der Garde du Corps als Cadett schicken und wenn er sich brav halten würde, auch künftig für sein Glück sorgen.

Die Garde du Corps war damals die Pflanz- und Lehrschule der preußischen Cavalerie. Sie bestand aus einer Escadron auserlesener Leute aus der ganzen Armee. Die Uniform war die prächtigste in Europa und die Equipage kostete 2000 Thaler. Sogar der Cuiraß war ganz mit massivem Silber plattirt, welche Plattirung mit dem Beschläge am Reitzeug allein schon 300 Thlr. kostete.

Die Escadron Garde du Corps bestand zwar nur aus 6 Officieren und 144 Mann, doch hatte dieselbe immer 50 bis 60 übercomplette Reiter und ebensoviel Pferde über den Etat; denn Alles, was der König in der Armee an vorzüglich schönen Leuten fand, wurde zur Garde beordert.

Zu Officieren dieses Corps wurden die ausgezeich-

netsten Talente im ganzen Heere ausgewählt. Der König selbst übernahm ihre Ausbildung und dann wurden sie gebraucht, um die ganze Cavalerie in den Manövern zu unterweisen, welche Friedrich der Große sich ausgedacht hatte. Sie machten dabei entweder schnell ihr Glück, oder fielen ebenso schnell; denn der geringste Fehler, den ein Officier der Garde du Corps machte, genügte, um ihn zu cassiren oder in eins der Linienregimenter zu stecken. Auch mußten diese Officiere von Hause aus bedeutende Mittel besitzen und die Eigenschaften der feinen Tournüre mit denen eines braven Soldaten verbinden, um sowohl am Hofe wie in der Armee ihre Stelle mit Ehren ausfüllen zu können.

So war der Rang eines Garde du Corps der ehrenvollste in der Armee, aber auch die geplagteste Stellung im ganzen Militärstande. Früh um 4 Uhr ging es schon zum Exerciren; alle Versuche, die der König mit der Cavalerie machen will, werden hier eingeübt. Man springt über Gräben von drei, vier, dann fünf und sechs Fuß Breite und dann noch weiter, bis Einige beim Probiren die Hälse brechen. Man setzt über Zäune, macht Carrière-Attaquen von einer halben Meile, und oft mußte die Garde du Corps-Escadron, wenn sie vom Exerciren kam, einige todte Pferde und Menschen auf dem Felde zurücklassen. Oefter ging es wieder Nachmittags auf frischen Pferden hinaus. In Potsdam wurde nicht selten zweimal

in einer Nacht Allarm geblasen. Kaum hatten sich die Garde du Corps, ermüdet von einem solchen Ritt, ins Bett gelegt, so mußten sie auch schon wieder aufsitzen.

Die Pferde standen in den königlichen Reitmarställen. Wer nicht binnen acht Minuten, nachdem Allarm geblasen war, gesattelt und bewaffnet vor dem königlichen Schlosse erschien, der mußte vierzehn Tage in Arrest.

Manchen Officieren gingen in einem Jahre drei Pferde, welche beim Exerciren und Ueberspringen die Beine brachen oder überjagt wurden, zu Grunde. So verlor die Garde du Corps in Folge ihrer forcirten Exercitien oft im Frieden mehr Leute und Pferde, als in zwei Bataillen im Kriege.

Dieses schöne Corps befand sich immer am Wohnsitz des Königs: im Winter, bei Hoffesten und Opern in Berlin, im Frühlinge zur Exercirzeit in Charlottenburg und den Sommer hindurch in Potsdam. Alle sechs Officiere speisten an der königlichen Tafel und an Galatagen bei der Königin.

So gab es wohl keine bessere Lehrschule für den jungen Mann, um ihn zum Soldaten und zugleich auch zum vollkommnen Hofmann auszubilden.

3.

Kaum war der junge Trenck seit drei Wochen Cadett gewesen, so rief ihn der König nach der Kirchenparade zu

sich und examinirte ihn in allen Fächern des Wissens. Dann befahl er ihm, am folgenden Tage in einer bestimmten Stunde zu ihm aufs Schloß zu kommen.

Es war dem Könige das wunderbare Gedächtniß des jungen Mannes gerühmt worden, und dieses setzte er jetzt auf die Probe. Er legte ihm eine Liste von 50 Soldatennamen vor, und innerhalb fünf Minuten waren sie dem Gedächtniß eingeprägt. Dann gab ihm der König den Stoff zu zwei Briefen verschiedenen Inhalts, die er in französischer und in lateinischer Sprache gleichzeitig ausfertigen sollte. Den einen dieser Briefe schrieb Trenck selbst, während er den andern einem Secretär in die Feder dictirte. Darauf mußte er in Geschwindigkeit eine Gegend aufnehmen und nach dem Augenmaß in einen Handriß bringen.

Der König war damit so zufrieden, daß er den talentvollen jungen Cadett auf der Stelle zum Cornet der Garde du Corps ernannte. Jeder Ausdruck seiner königlichen Worte, die an ihn gerichtet waren, zündete wie Feuerfunken der Liebe, Ehrfurcht und des Diensteifers in der Seele des jungen Officiers. Friedrich sprach als Vater und zugleich als Kenner und Beschützer großer Talente. Er hatte erkannt, was von dem edlen Jüngling, der so selbstbewußt und bescheiden vor ihm stand, zu erwarten war und erschien ihm in diesem Augenblick mehr als Lehrer und Freund, wie als Monarch.

Der König schenkte ihm zwei Pferde aus seinem

Marstalle und 100 Thlr. als Beitrag zu seiner kostbaren Equipage. Und jetzt war der junge Trenck Hofmann, Gelehrter und Officier in der schönsten, ehrenvollsten und reichsten Soldatenschule in Europa. Seine Anstrengungen im Dienst kannten keine Grenzen. Der große König erkannte seine Brauchbarkeit und wählte im Jahre 1743 den 18jährigen jungen Mann zu dem Auftrage, der schlesischen Cavalerie die neuen Manövers zu lehren.

Der junge Trenck war nun Garde du Corps-Officier und wurde als solcher am Hofe vorgestellt. Er benahm sich dabei mit so feinem sichern Takt und feiner Tournüre, daß man den Neuling am Hofe kaum noch an ihm erkennen konnte. Unter andern Mitgliedern der königlichen Familie wurde er auch der Prinzessin Ulrike, deren Vermählung mit dem Kronprinzen von Schweden nahe bevorstand, und der jungen Prinzessin Amelie, der jüngsten der Schwestern Friedrichs des Großen, vorgestellt; doch dieser Moment der Etikette ging noch ohne auf der einen oder der andern Seite den geringsten Eindruck zu machen vorüber.

Die Garde du Corps hatte im Winter ihre Garnison in Berlin. Auch dort speisten die Officiere dieses Corps an der königlichen Tafel. Der Ruf seiner außerordentlichen Gedächtnißkraft machte den jungen Trenck bald beliebt in allen Kreisen, und so lebte Niemand angenehmer auf Erden, als dieser junge Officier.

Der König selbst empfahl ihn seiner gelehrten Gesellschaft und Voltaire, Maupertuis, Jordan, Lamettrie und Pöllnitz wurden seine Freunde.

Im Jahre 1743 war er schon eine stattliche Figur von 6 Fuß 11 Zoll Größe. Natur und Bildung hatte ihn mit Allem ausgestattet, was die Herzen der Menschen gewinnen kann. Friedrich von der Trenck lebte — ein gewiß seltener Fall bei einer so glänzenden Stellung — damals noch ohne Feind und ohne Neider. Seine einzige Leidenschaft war ein Ehrgeiz der edelsten Art.

Bis dahin hatte er noch keine Regung von Liebe, auch keine Hinneigung zum schönen Geschlecht empfunden. Der fürchterliche Anblick von unheilbaren Gesundheitsstörungen in den Lazarethen von Potsdam schützte ihn gegen sinnliche Ausschweifungen.

Da sollte auch ihn die Macht der Liebe ergreifen, und zwar in einer Region und Lebensstellung, in welcher Liebe kein Glück auf die Dauer bringen kann.

4.

Die erste Anregung dazu gab ein für einen jungen Officier gewiß höchst interessantes Ereigniß. An einem klaren, lichtblauen Sonntagmorgen im Frühling des Jahres 1743 ritt eine kleine Abtheilung der Garde du Corps von Berlin nach Charlottenburg. Das Commando war geführt von einem schlanken jungen Officier. Die spiegel-

blank polirten, mit massivem Silber belegten Cuirasse blitzten wie strahlende Feuerfunken im Sonnenlicht.

Da kam von Charlottenburg her im raschen Trabe eine königliche Equipage, mit zwei feurigen Rapphengsten bespannt, ihm entgegen. Die Pferde schienen noch sehr jung und kaum eingefahren zu sein. Im offenen Phaeton saßen zwei Damen, die eine jung und schön, die andere älter, hintenauf ein königlicher Kammermohr.

Der Officier erkannte die im Wagen sitzenden Damen erst, als sie eben im Begriff waren vorüber zu fahren, und rasch ließ er Halt und Front machen, um der königlichen Prinzessin Amelie die schuldigen Honneurs zu machen. Allein die rasche Wendung im blitzenden Sonnenschein und das Klirren der Waffen hatte die davon überraschten jungen Pferde vor dem königlichen Wagen scheu gemacht. Sie sprangen zur Seite und rissen den Wagen auf einen Feldweg fort. Der Kutscher, ein junger Mann, der noch kein Meister in seiner Kunst zu sein schien, verlor in Folge der plötzlichen Wendung, die mit einem heftigen Stoß des Wagens auf einem der Prellsteine an der Chaussee verbunden war, das Gleichgewicht und fiel vom hohen und steilen Kutschbock auf die Erde. Der Mohr war vom Trittbret herabgesprungen; die Damen schrieen hell auf und um so mehr rannten die zügellosen Pferde immer in der Richtung nach der Spree zu quer über das Feld dahin.

Augenblicklich wendete der junge Officier seinen schlanken, feingebauten englischen Goldfuchs und jagte ventre à terre den flüchtigen Pferden nach. Aber diese waren in der wildesten Carriere so leicht nicht zu erreichen. Schon sah man den dunkel wogenden tiefen Strom der Spree jenseit einer schmalen grünen Wiese, und noch wenige Sprünge der wild gewordenen Pferde hätte es bedurft, und Pferde und Wagen mit der Prinzessin Amelie wäre in die Fluthen gestürzt und rettungslos verloren gewesen. Da gab der junge Officier nochmals seinem Pferde die Sporen und in einigen gewaltigen Lançaden gelang es ihm, den Vorsprung vor den flüchtigen Pferden zu gewinnen, indem er quer vor sie hinritt, um die Kutschpferde mit der Breite des seinigen aufzuhalten und ihnen dabei in die Zügel zu fallen. Aber wie gewandt er auch als tüchtiger Reiter dieses Manöver ausführte, so war doch der Prellstoß der gegen die Flanke seines Pferdes anrennenden Rosse zu heftig, um ihm Widerstand leisten zu können. Sein Goldfuchs wurde über den Haufen geworfen und gerieth dabei unter die Pferde, die selbst niederstürzten. Die jüngere Dame, als sie diesen gefährlichen Zusammenstoß bemerkte, wurde ohnmächtig und durch die Heftigkeit des Stoßes aus dem offenen Muschelwagen geworfen.

Dieser Moment war gefahrvoll und das um so mehr, als der Cuiraß leicht bei einem unglücklichen Sturz dem

Officier das Genick gebrochen haben konnte und Arm- und Beinbruch das Wenigste war, was hier besorgt werden mußte. Zum Glück ging für ihn bei seiner körperlichen Gewandtheit der Fall ohne lebensgefährliche Verletzungen mit einigen Quetschungen ab. Die Garde du Corps waren in Carriere der wilden Jagd gefolgt und erreichten die zusammengestürzte Hofequipage noch zeitig genug, um, von ihren Pferden springend, ihren jungen Officier unter den Füßen und Leibern der auf ihn gestürzten Pferde herauszuziehen. Kaum sah der junge Officier sich von seiner Last befreit, so sprang er auf und kam der noch auf dem Rasenboden ohnmächtig daliegenden jungen Prinzessin zu Hülfe. Er hob sie auf, und während die Garde du Corps auf seinen Befehl die Pferde vom Wagen abspannten, trug er sie zu einem nahen Rasenhügel, worauf er sie sanft niederließ, indem er niederkniend ihren Oberkörper aufrecht hielt, so daß ihr schöner blonder Lockenkopf gegen seine Schultern gelehnt war. Es war der junge Cornet von der Trenck, der diese kühne Rettung vollbracht hatte.

Die Hofmeisterin der Prinzessin, Frau von Maupertuis, eine herzensgute Dame, aber von beschränktem Verstande, hatte sich von ihrem Schrecken erholt und war ausgestiegen, um der Ohnmächtigen durch Riechfläschchen die nöthige Hülfe zu bringen. Und so erwachte die Prinzessin und sah voll Schrecken sich in den Armen eines ihr nicht ganz

unbekannten Officiers. Bei dem Versuch, aufzustehen, sank sie indeß mit einem leisen Aufschrei wieder zusammen. Der Officier hob sie empor und trug sie zurück in den Wagen, nachdem die Gefahr durch Abspannen der Pferde vorüber war. Während die Dame ihrer Begleitung sich bemühte, die Prinzessin durch ein Riechfläschchen völlig wieder zur Besinnung zurückzurufen, entsendete der Officier eine Ordonnanz nach Charlottenburg, um schnell andere Pferde herbei zu holen. Der Garde du Corps ritt ventre à terre, und bald war das neue Gespann zur Stelle.

Während dieser Zeit stand der junge Officier, der abgesessen war, in ehrerbietigem Schweigen die von ihm Gerettete gleichsam bewachend, neben seinem Pferde an der Seite des offenen Muschelwagens. Als die Prinzessin zum Bewußtsein erwacht war, theilte ihr Frau v. Maupertuis mit, daß der junge Mann, der den kleinen dreieckten Federhut ehrerbietig abgenommen hatte, — denn das war damals hohen Personen gegenüber noch militärische Sitte — ihr Retter gewesen sei. Amelie warf einen Blick auf denselben, der sie selbst in eine nicht geringe Verwirrung setzte. Sie erinnerte sich wohl, ihn am Hofe schon gesehen zu haben, doch war diese Erinnerung nur schwach. Erst als Frau v. Maupertuis ihr seinen Namen — Cornet von der Trenck — nannte, fiel es ihr ein, daß er ihr unter diesem Namen bei seinem ersten Erscheinen am Hofe vorgestellt worden war.

Prinzessin Amelie verneigte sich mit einer fliegenden Röthe auf den feinen Gesichtszügen, und war unfähig, ihr Dankgefühl in Worten auszusprechen.

Rasch war die Umspannung geschehen. Noch ein Gruß, ehrerbietig von seiner Seite, huldvoll von der ihrigen, endete die stumme Scene und die eine Staubwolke rollte dahin, die andere dorthin, und das ganze Ereigniß war verschwunden wie ein Traum, aber ein Traum, der noch lange nachhallte in den jungen Seelen, die davon betroffen waren.



Zweites Kapitel.

Prinzessin Amelie. — Die schwedische Heiraths-Intrigue. — Ulrikens List siegt. — Einwirkung auf Amelie. — Festlichkeiten der Vermählung. — Der schwedische Gesandte. — Dessen Gemahlin. — Gräfin Sparre. — Ulrikens glückliche Verhältnisse. — Das hohe Beilager. — Große Tafel. — Fackeltanz. — Amelie und Trenck auf dem Hofball. — Abendtafel und Ball am Hofe. — Diner in Schönhausen bei der regierenden Königin. — Große Oper. — Souper und Ball bei der Königin Mutter in Montbijou. — Der Handschuh. — Ruhetag. — Große Auffahrt nach Charlottenburg. — Der Tenorist Salembini. — Die Tänzerin Barberina. — Ball in den Appartements der Königin und offene Tafel. — Dem von Trenck wird im Gedränge die Schärpe gestohlen. — Folgen davon. — Einladung zum Empfange der andern Schärpe. — Abschiedsfest beim schwedischen Gesandten. — Abschiedsscene.

1.

Prinzessin Amelie, die jüngste der Schwestern Friedrichs des Großen, war in ihrer Jugend fast angebetet vom Volke, wie besonders von ihrer nächsten Umgebung.

Es war nicht allein ihre Schönheit und ihr Geist, was sie so beliebt machte, sondern auch die Sanftmuth und Güte ihres Charakters. Sie besaß übrigens ausgezeichnete Talente. Sie liebte und übte Musik und sel-

ten hat es ein Dilettant weiter gebracht in Composition und Spiel, wie diese junge Prinzessin.

Prinzessin Amelie war vielleicht in der ganzen königlichen Familie die Einzige, deren Geist dem des großen Friedrich einigermaßen nahe stand. Sie besaß dieselbe geistige Feinheit, dieselbe Lebhaftigkeit in der Unterhaltung, dieselbe Neigung zu Sarkasmen.

Damals war ihre feine Spötterei noch unschuldig, ohne Gift und Galle, wie in der spätern Zeit, als das Unglück der Liebe sie verstimmt hatte.

In ihrer ersten Jugendblüthe hatte man Alles fern von ihr gehalten, was sie irgendwie unangenehm berühren konnte. Sie besaß eine beträchtliche Bibliothek, die dadurch merkwürdig geworden war, daß sie selbst mit eigner Hand Randglossen zu den ihr auffallenden Stellen geschrieben hatte. So u. A. bei einer Stelle, wo Voltaire von den Maulaffen in Paris schrieb, hatte sie an den Rand geschrieben: „Und wo giebt es dergleichen nicht? Blickt nur auf Berlin!“

Dieser liebenswürdige Charakter, wie geschaffen alle Welt zu beglücken, wurde indessen auf das Tiefste verstimmt durch zwei Ereignisse, die im Jahre 1744 ihr bis dahin so harmloses Jugendleben erschütterten.

Wir müssen diese Ereignisse erzählen, denn sie bilden den Wendepunkt eines von der Natur edeln Charakters und zerstörten das Lebensglück zweier Menschen, die

durch die Gunst der Geburt und einer glänzenden Stellung berufen zu sein schienen, aus dem Füllhorn des Glückes mit Lebensfreuden überschüttet zu werden, die aber eben dadurch, daß sie einen kurzen Rausch von Glück genossen, die unglücklichsten aller Sterblichen auf Erden wurden.

2.

Es war im Anfange des Jahres 1744, als ein vornehmer Schwede in Berlin erschien, ein Herr von Rudenschild, und am königlichen Hofe sich bald die Kunde verbreitete, daß derselbe abgeordnet sei, Präliminarien zu einer Vermählung des schwedischen Kronprinzen mit der preußischen Prinzessin einzuleiten.

Der Hof und der Senat von Schweden hatten beschlossen, für den Thronerben des Reichs um die Hand einer königlich preußischen Prinzessin zu werben.

Der Cavalier, welcher den Auftrag erhalten, deshalb am preußischen Hofe vorläufig anzufragen, hatte die Wahl zwischen der Prinzessin Ulrike und der jungen Prinzessin Amelie.

Man hat nicht erfahren, welches der Grund war, weshalb er nicht die ältere, sondern die jüngere für den Thron von Schweden bestimmte. Möglich, daß man von ihrer Lebhaftigkeit, ihrem Geist und Charakter Intriguen am schwedischen Hofe fürchtete. Indeß ist so viel wenig-

stens gewiß, daß man sich mehr zu der Wahl der Prinzessin Amelie hinneigte. Sie war es, auf die man ganz besonders den Herrn Gesandten aufmerksam gemacht hatte, indem man ihm zugleich empfahl, sich am Hofe als einfachen Reisenden vorstellen zu lassen und noch zu zögern, sein Creditiv als Gesandter zu übergeben, und keine besondern Anträge zu stellen, bevor er in dieser Beziehung mit einer neuen Ordre von Seiten seiner Regierung versehen sein würde. Er sollte aber dieses Incognito seiner Stellung benutzen, um Alles zu erforschen, was über den Charakter und den Geist beider Prinzessinnen Aufschluß geben könne. Er war instruirt, über den Erfolg seiner Beobachtungen die speciellsten Mittheilungen nach Stockholm hin zu machen.

Es wurde nun zwar der Schwede nur als einfacher Reisender bei Hofe eingeführt; aber das Geheimniß seiner Sendung wurde bald für die Personen am Hof ein Geheimniß in der Comödie, das sich schon vom ersten Act an durchschauen läßt.

So erfuhr denn bald Prinzessin Amelie, so gut wie ihre ganze Umgebung, daß sie besonders der Gegenstand der Bewerbungen des Schweden sein sollte.

Amelie war jung und damals noch ganz durchdrungen von den religiösen Grundsätzen, worin sie ihr strenger königlicher Vater hatte erziehen lassen. Ihrer schüchternen Seele war der Gedanke ein Gräuel, daß es, um einst

Königin von Schweden zu werden, nothwendig sein würde, ihr Glaubensbekenntniß zu ändern. Sie war reformirt und sollte nun lutherisch werden, zwar kein großer Schritt, da der Unterschied beider Confessionen mehr in der Glaubensformel, als im Wesen liegt; aber in ihrer jugendlichen Aengstlichkeit machte sie sich doch ein Gewissen daraus.

Sie hatte Niemanden, mit dem sie sich besprechen konnte, was ihre Seele so beunruhigte, als ihre um vier Jahre ältere Schwester Ulrike. Und dieser öffnete sie die Bekümmernisse ihres Herzens. Täglich sprach sie mit ihr darüber, ohne zu verrathen, daß sie nach Art der jungen Mädchen, die schon, fast ohne es zu wissen, ein Ideal im Herzen tragen, einen heimlichen Abscheu hatte gegen eine Verheirathung mit einem ihr ganz fremden Mann. Und so mußte vielleicht die Stärke der Gewissensscrupel in der schwärmerischen jungen Seele ein Deckmantel werden für ein weit tiefer liegendes Gefühl, welches sie sich noch nicht selbst bekennen wollte. Ein Thron hatte für ihr Gefühlsleben noch nicht den mindesten Reiz.

„Ist es denn durchaus nothwendig, liebe Schwester," sprach sie in Thränen zerfließend, „meine Religion zu verleugnen und mein Gewissen zu beschweren? den Glauben ändern gegen meine Ueberzeugung und mich einer ewigen Verdammniß zu opfern um einer vergänglichen Krone willen? O, meine Schwester, stehe mir bei mit

Deinem Rath und sei meine erfahrene Führerin durch diese Wirren des Lebens."

Prinzessin Ulrike hatte nicht diese zarten Bedenken, wie ihre jüngere Schwester und nicht diese Gleichgültigkeit gegen die Herrlichkeit einer Krone. Sie gerieth in eine Verwirrung, die nur dadurch hervorgebracht war, daß sie sogleich erkannte, welche Vortheile diese Weigerung ihrer Schwester für die Verbesserung ihrer eignen Lage haben könne. Doch zögerte sie noch, sich darüber auszusprechen. Sie beschränkte sich darauf, ihr zu wiederholen, sie möge sich doch beruhigen. Endlich rückte die kluge Ulrike mit ihrem Rath heraus. Sie sagte zu ihrer Schwester: Wenn sie so entschieden sei, jeden Abfall von ihrem Glauben zurückzuweisen, und damit dem Thron von Schweden zu entsagen, weil sie ihr kein Mittel rathen könne, um diese Vermählung ohne die verhaßte Religionsveränderung zu Stande zu bringen, so bliebe nur ein Mittel übrig, um den Vorwürfen zu begegnen, welche man ihr in Folge ihrer Weigerung machen könne.

„Ach, meine Schwester," rief Amelie, „sagen Sie ohne Bedenken mir Alles, was ich thun muß, um aus diesem fürchterlichen Zwiespalt heraus zu kommen!"

„Nun," entgegnete Ulrike, indem sie nur den dringenden Bitten ihrer Schwester nachgeben zu wollen schien, „das einzige Mittel, Dich aus dieser schrecklichen Lage zu befreien, das aber auch ganz unfehlbar wirken würde,

wäre eine geschickte Verstellung. Von diesem Augenblick an würdest Du vor der Welt und selbst außer dem Hofe, in Deinen nähern Umgebungen, auch in den Hofzirkeln, ganz besonders aber in Gegenwart des schwedischen Gesandten, Dir den Anschein zu geben haben, als sei ein kleiner Teufel in Dich gefahren. Du würdest gegen Jeden, besonders aber gegen den Heirathsapostel einen Ton des Hochmuths anzunehmen haben, eine Geringschätzung, Capricen und Herrschsucht und dabei einen Eigensinn des Willens, der Alles, was man bisher in dieser Art gesehen hat, übertrifft. Wenn man Dir, sei es auch mit aller Bescheidenheit, darauf etwas antworten wollte, so rathe ich Dir, schneide Jedem, der es wagt anderer Meinung zu sein, die Antwort ab, indem Du ihm befiehlst zu schweigen, und will man Dir ein Compliment sagen, so sei ein schweigender Ausdruck von Verachtung Deine Antwort."

Amelie hörte mit Aufmerksamkeit auf diese falschen Rathschläge ihrer listigen Schwester und ging in die Falle. Sie dankte ihr für den klugen Rath und versprach, ihr Benehmen danach einzurichten.

Schon am nächsten Tage begann sie mit einem Geschick, das einer Schauspielerin Ehre gemacht haben würde, ihr seltsames Spiel. Sie zeigte eine so merkliche Verwandlung ihres Charakters, daß alle Welt davon überrascht wurde, und das war um so mehr der Fall, als diese Prinzessin bis dahin ein wahres Ideal von Herab=

lassung, Liebenswürdigkeit, Sanftmuth und Herzensgüte gewesen war.

Der Schwede, dem ihr jetziges Benehmen ebenfalls aufgefallen war, verfolgte sie mit seinen Blicken und unterwarf sie mehrern Prüfungen. Sie blieb aber vollkommen Meisterin ihrer Rolle und das gewährte einen für sie höchst ungünstigen Contrast mit der Anmuth, klugen Zurückhaltung und der gefälligen Sanftmuth, wovon die Prinzessin Ulrike sich nicht um einen Augenblick entfernte. Je unliebenswürdiger Amelie sich zeigte, um so mehr bemühte sich ihre Schwester, durch eine ihr früher nie eigen gewesene Liebenswürdigkeit alle Herzen zu erobern und in der That besaß sie alle Vorzüge des Geistes und der Schönheit, um, wenn sie wollte, zu gefallen.

Bald mußte der Gesandte überzeugt sein, daß er über den verschiedenen Charakter beider Prinzessinnen vollkommen im Klaren sei. Er erkannte, daß man ihm ganz unrichtige Vorstellungen darüber beigebracht habe; daß Prinzessin Amelie hochmüthig, herrschsüchtig und voll Capricen sei. Er war überzeugt, daß ihre Persönlichkeit der ganzen schwedischen Nation im höchsten Grade mißfallen müsse; wogegen ihre Schwester Ulrike ganz geeignet sei, alle Herzen für sich zu gewinnen, durch einen Verein von trefflichen Eigenschaften, die nur gefallen und Vertrauen erwecken könnten.

Und nun berichtete er diese Ergebnisse seiner Beob-

achtungen nach Stockholm. Man antwortete ihm von dorther: wenn Alles sich so verhalte, wie er gemeldet habe, so hätte er weiter nichts zu thun, wie sein Creditiv als außerordentlicher Gesandter dem Könige zu überreichen und officiell um die Hand der Prinzessin Ulrike für den schwedischen Thronfolger anzuhalten.

Nach dem Empfang dieser Depesche zögerte der Gesandte nicht länger, der erhaltenen Weisung zu genügen, und der König, die Königin, wie die Prinzessin selbst nahmen die Bewerbung so günstig auf, daß, ehe es Prinzessin Amelie nur ahnete, die Verbindung dem Hofe declarirt wurde, worauf sogleich die Anordnungen zu einer glänzenden Vermählungsfeier begannen.

3.

Prinzessin Amelie war wie vom Donner geschlagen. Es erging ihr wie vielen jungen Mädchen, die anfangs sich durch einen fast unbewußten Zug ihres unerfahrenen jungen Herzens leiten lassen und dann, wenn es zu spät ist, erkennen, daß es Phantasterei damit war, und daß sie ein glänzendes Loos dahin gegeben haben um einer schillernden Seifenblase willen, und Reue darüber fühlen. Sie erkannte jetzt erst, was sie verloren hatte und daß ihr ganzes künftiges Lebensglück das Opfer der Intriguen ihrer Schwester geworden war. Und gerade die

Falschheit derselben und der Mißbrauch ihres Vertrauens ärgerte und erbitterte sie.

So war sie denn unzufrieden mit Gott und der Welt und zürnte mit sich selbst; vor Allem aber war sie erbittert über ihre Schwester Ulrike. Eines Morgens früh ging sie zu ihr und machte ihr die heftigsten Vorwürfe über ihr Benehmen.

Ulrike saß im Pudermantel vor ihrem Toilettenspiegel. Ihre Kammerfrauen ordneten ihr das Haar zum Verlobungsfeste, das heute gefeiert werden sollte. Die Braut, glücklich in ihren Erfolgen, hörte mit der vollkommensten Ruhe die scharfen, verletzenden Reden ihrer Schwester an. Alsdann entgegnete sie mit Gelassenheit: „Sie haben wohl vergessen, liebe Schwester, Alles, was unter uns vorgefallen ist. Ich habe Sie weder getäuscht, noch das Vertrauen verletzt, das Sie mir geschenkt haben. Sie selbst haben mir von freien Stücken ihre Gewissensscrupel, Ihre Besorgnisse und Wünsche mitgetheilt. Ich habe mit Ihnen auf keine andere Weise gesprochen, als ich gewünscht hätte, daß man mit mir sprechen möge, wenn ich in der Situation gewesen wäre, solche Gesinnungen zu hegen, wie Sie an den Tag gelegt haben. Mit einem Wort, ich habe Ihnen keinen andern Rath gegeben, als einen solchen, der ganz mit Ihren eigenen Wünschen und Absichten übereinstimmte. Wenn ich selbst nicht den Rath befolgte, den ich Ihnen gegeben habe, so

lag der Grund darin, daß ich mich weder in derselben Lage befand, noch dieselben Meinungen hatte. Mein Gewissen ist weniger bedenklich, als das Ihrige. Der Gedanke, lutherisch zu werden, veranlaßt mir nicht die geringste Gemüthsbewegung, um so weniger, als es ja doch im Interesse der öffentlichen Ordnung geschehen würde und nicht aus persönlicher Unbeständigkeit. Ich habe keine Furcht vor ewiger Verdammniß, wenn ich Königin von Schweden werde. Und Sie verlieren auch nichts dabei, liebe Schwester, denn Sie werden Königin von Dänemark. Die eine Krone gilt so viel wie die andere. Und auf jeden Fall haben Sie weder das Recht noch die Macht, mich in dieser Beziehung zu verurtheilen."

Was konnte Prinzessin Amelie antworten? Aber eben deshalb machte diese kalte ruhige Rede ihrer Schwester, der sich keine Gründe entgegensetzen ließen, einen so tiefen erbitternden Eindruck auf ihr Gemüth. Sie fühlte sich erniedrigt, in Verzweiflung, und mit Groll erfüllt, und in Zwiespalt gesetzt mit ihrem Stolz und ihren schwärmerischen Gefühlen.

4.

So war Ameliens Seelenstimmung während der glänzenden Festlichkeiten der Vermählung ihrer glücklicheren Schwester weder eine heitere noch eine glückliche.

Der ganze Hof war mit dieser Vermählung beschäf-

tigt. Alle Kaufmanns-Magazine in Berlin waren erschöpft, man richtete reizende Zimmer im Berliner Schlosse ein. Ebenso in Charlottenburg und Montbijou, dem Landhause der Königin. Der König bestellte eine große Oper, und wählte selbst die Lustspiele, welche an den festlichen Tagen aufgeführt werden sollten. Alle fremde Gesandten versahen sich mit kostbaren Kleidern und Equipagen. Die Damen besonders träumten Tag und Nacht nur von ihren Toiletten, und hatten dabei so viele Sorgen und Anstrengungen, daß wirklich Nachtheile für die Frische ihres Teints und ihrer Gesundheit die Folge davon waren.

Der schwedische Hof hatte, nachdem Herr von Rudenschild seine Aufgabe, die Präliminarien der Verbindung einzuleiten, mit so vielem Geschick gelöst hatte, mit der feierlichen Anwerbung einen Grafen von Tessin beauftragt. Dieser erschien denn auch am Hofe als Ambassadeur, welcher den Auftrag hatte, feierlich um die Hand der Prinzessin Ulrike von Preußen anzuhalten, und alsdann den Prinzen Wilhelm zu ersuchen, den Kronprinzen von Schweden bei der priesterlichen Einsegnung zu vertreten.

Der Graf verband ein einnehmendes Wesen mit großen Verdiensten; einen sehr achtbaren Charakter mit einer seltenen Weltbildung. Er erschien in Berlin mit einem ebenso zahlreichen als glänzenden Gefolge. Es war die Blüthe des jungen schwedischen Adels, die sich

in seinem Gefolge befand, unter Andern sah man dort die Grafen Horn, von Fersen, von Taube, den Baron von Brahe, von Wrangel und andere aus den berühmtesten Familien des Reichs.

Der Einzug des Gesandten entsprach seinem ehrenvollen Auftrage. Seine Livreen und Equipagen waren ebenso glänzend als geschmackvoll. Sechs weiße Pferde mit hellblauem und auf das Reichste mit Silber besetztem Geschirr zogen seine erste, mit reich vergoldeter Bildhauerarbeit und weißen Straußfedern geschmückte Staatscarosse. Der Wagenkasten, mit der reichsten Malerei geschmückt, wiegte sich nach alter Weise auf langen breiten Riemen. Pagen hingen in beiden Kutschschlägen, vier Diener, alle in hellblau, mit Silber fast bedeckten Livreen, standen hinten auf dem Kutschtritt. Mehrere vier- und zweispännige Equipagen folgten mit den Damen und den Cavalieren der Gesandtschaft.

An diesem Tage der Auffahrt hatte der schwedische Ambassadeur Audienzen bei dem König, bei der Königin und der Prinzessin.

Seine Worte, womit er den Antrag machte, waren edel und ungekünstelt.

Sobald das Ceremoniel vorüber war, entsagte man sowohl von Seiten des Hofes als des Gesandten den beschwerlichen Formen eines steifen Ceremoniels und überließ

sich ganz dem Vergnügen einer feinen und glänzenden Gesellschaft.

Ulrike, die gefeierte hohe Braut, schwamm in einem Meere von Freude und Vergnügungen. Sie wurde so geehrt und fast auf den Händen getragen, wie noch nie früher in ihrem Leben. Ein so glänzendes Loos, wie sich hier vor den Augen der jungen Prinzessin Amelie zu Gunsten ihrer glücklicheren Schwester entfaltete, konnte nur dazu beitragen, ihre Verstimmung darüber, daß sie selbst durch unzeitige Gewissensscrupel ein solches Glück verscherzt hatte, noch zu erhöhen.

Zudem fand auch Prinzessin Ulrike in den Damen, welche den schwedischen Ambassadeur begleitet hatten, so liebenswürdige Repräsentantinnen des schwedischen Hofes, daß dadurch ihr Muth zum Scheiden von ihrer Familie und ihre Hoffnung auf eine glückliche Zukunft nur erhöht werden konnte.

Besonders war ihr die Gemahlin des Gesandten, die Gräfin Tessin, interessant. Diese befand sich nicht mehr in der Blüthe der Jugend und konnte keinen Anspruch auf Schönheit machen, aber sie war gut gewachsen und kleidete sich mit Geschmack, besaß Witz und Anmuth und hatte durch einen langjährigen Aufenthalt in Paris sich die elegante Leichtigkeit des französischen Wesens angeeignet.

Und dazu war sie von einer jungen Gräfin Sparre

begleitet, der die Natur den feinsten Teint mit dem hohen eleganten Wuchse der blonden Nordländerinnen im reichlichsten Maße verliehen hatte; ihr Auge war, im seltensten Verein der widersprechendsten Eigenschaften, ebenso feuerig als sanft. Dabei hatte sie die heiterste, immer sich gleichbleibende Laune, und war in der Unterhaltung ebenso geistreich als gemüthlich.

Diese interessante Fremde wurde bald Ulrikens vertrauteste Freundin.

Graf Tessin logirte im Schwerinschen Palais in der Wilhelmstraße in Berlin. In seinem Audienzzimmer war ein Thronhimmel von dunkelblauem Sammet, mit dem schwedischen Wappen angebracht, worunter sich das lebensgroße Bild seines Herrn, des Königs von Schweden, befand. Mittags war bei ihm Tafel, Abends, wenn er keine Gesellschaft hatte, speiste er am Hofe. Jeder Tag, von seiner Ankunft bis zu der Abreise der Prinzessin, war durch ein anderes Fest, ein ewiges, heiteres Treiben, bezeichnet.

Die ganze Ausstattung der Prinzessin wurde in einem Zimmer des Schlosses drei Tage lang zur Schau ausgestellt. Der König Friedrich II. hatte nichts gespart, um seine geliebte Schwester dem Range nach, den sie in Schweden bekleiden sollte, würdig auszustatten.

Einhunderttausend Thaler Mitgift wurden in guten, vollwichtigen Dukaten dem Herrn von Rudenschild, der

zur Empfangnahme derselben bevollmächtigt war, ausgezahlt.

Endlich erschien der Vermählungstag. Am Morgen desselben erhielt die Prinzessin vier schwedische Cavaliere zur Aufwartung; diese waren bestimmt, auch für die Zukunft ihren Hofstaat zu bilden. Der Prinz Wilhelm, als Repräsentant des Bräutigams, erhielt ebenfalls vier schwedische Hofcavaliere. Es wurden noch Pagen und Dienerschaft aller Art hinzugefügt. Die Prinzessin kleidete ihre sämmtlichen Lakaien in die schwedische Hoflivree. Der König schickte seiner erlauchten Schwester außerdem noch Cavaliere seines Hofes, die bei ihr die Aufwartung erhielten, um ihr die Ehren einer fremden Prinzessin zu erweisen. Unter diesen befand sich auch der Cornet von Trenck.

Das war mehr als genug, um eine junge Seele zu verwunden, wie die der Prinzessin Amelie, die sich immer mehr vereinsamt und vernachlässigt fühlen mußte, je mehr ihre Schwester glänzte in der hohen Stellung, die eigentlich vom Geschick ihr selbst angewiesen war. Allein jeder Tag, ja jede Stunde, sollte diesen Schmerz, der gewiß nahe an Neid grenzte, noch erhöhen.

Der ganze Hof hatte sich um sechs Uhr Nachmittags in den noch vom verewigten König Friedrich Wilhelm I. so reichlich mit dem kostbarsten Silbergeräth und mit krystallenen Kronleuchtern ausgestatteten Staatsgemächern

des königlichen Schlosses in Berlin versammelt. Jeder Anwesende hatte sich bemüht, und keinen Aufwand gescheut, um selbst im höchsten Glanze zu erscheinen. Die jungen schwedischen Edelleute, meistens schöne große und schlanke Figuren, mit blondem Haar und blauen Augen, sechsunddreißig an der Zahl, waren reich und mit dem höchsten Geschmack gekleidet.

Selbst der damals noch im besten Mannesalter stehende König Friedrich hatte seine einfache blaue Gardeuniform von grobem Tuch abgelegt und erschien zu Ehren des Tages in einem reich mit Silber gestickten französischen Kleide von himmelblauem Sammet. Die hohen Reiterstiefeln hatten seidenen Strümpfen und großen Schuhschnallen, mit Brillanten besetzt, weichen müssen; statt des schweren Officierdegens hing der feine leichte Galanteriedegen mit einem Griff von Brillanten und einer Scheide von weißem Pergament an seiner Seite. Selbst der lange Soldatenzopf hatte einem französischen Haarbeutel weichen müssen; der große dreieckige Hut mit der Generalsplüme, dem kleinen Chapeau-bas, und die großen Stülphandschuhe den kleinen weißen Glacéhandschuhen. König Friedrich erschien, wie er es als Kronprinz verbotener Weise geliebt hatte, im Costüm des ancien Marquis.

Die Prinzessin Ulrike mit ihrem glänzenden Gefolge erschien zuletzt in der glanzvollen Gesellschaft; aber sie

überstrahlte Alles durch ihre Schönheit und die in allen Regenbogenfarben spielenden Strahlen ihres überreichen Diamantenschmucks. Die meisten und werthvollsten der Edelsteine und Perlen, welche ihr schweres, großgeblümtes Brocatkleid von hellblauer Seide bedeckten, waren als Cadeau ihres künftigen Gemahls ihr aus Schweden zugegangen und vom Grafen Tessin überbracht worden. Besonders bewundert wurde ein Collier und zwei Armbänder mit großen Diamanten von seltener Schönheit, die nach und nach in Schweden selbst gefunden sein sollten und einen Theil des Kronschatzes bildeten.

Nachdem der Prinz Wilhelm, der die Prinzessin führte, und diese selbst, sich gegen den König verneigt hatten, näherten sie sich dem kostbar geschmückten Altar, der unter einem Thronhimmel stand. Dort wurde das Paar par procuration priesterlich eingesegnet durch den Beichtvater der Königin Mutter, der ein Lutheraner war.

Eine dreifache Kanonensalve im Lustgarten verkündete den Berlinern den Augenblick der hohen Vermählung. Die Prinzessin empfing darauf die Glückwünsche ihrer Familie und des ganzen Hofes.

Der Prinzessin Amelie überreichte der König, gleichsam zur Entschädigung für den ehelosen Stand, wozu sie bestimmt zu sein schien, das Diplom ihrer Würde als Aebtissin von Quedlinburg und gab ihr das goldene Kreuz.

Man ging ziemlich früh zur Tafel; an der königlichen Tafel speisten außer den Fürstlichkeiten nur noch die Gemahlinnen der Gesandten.

Alles Tischgeräth, alle Armleuchter und Bestecke waren von gediegenem Golde.

Außer dieser königlichen Tafel waren vier andere prächtige Tafeln in den an den großen Saal anstoßenden Zimmern gedeckt. Ueberhaupt war das ganze Fest mit einer Pracht und Herrlichkeit ausgestattet, wie bis dahin Berlin, selbst unter dem prachtvollen König Friedrich I., noch kein ähnliches gesehen hatte.

Nach aufgehobener Tafel wurde, nach der altherkömmlichen Etikette, der große Fackeltanz, diese prächtige Promenade mit Wachsfackeln durch den Saal, aufgeführt. Bei dem hellen, sich bewegenden Lichtschein blendete der Diamantenglanz das Auge um so mehr. Dem Fackeltanz folgte ein eben so glänzender Ball, der bis an den hellen Morgen dauerte.

Auf diesem Balle tanzte Prinzessin Amelie öfter mit einem schönen, jungen Garde du Corps-Officiere, dem Baron Friedrich von Trenck. In dieser ihrer Verstimmung war es, als wolle sie sich aus Desperation durch Tanz in eine gewisse Heiterkeit versetzen. Der junge Trenck hatte durch seine Tournüre und liebenswürdige Freimüthigkeit ihre Blicke auf sich gezogen, zumal da er als ihr Lebensretter ihrem dankbaren Herzen schon näher

stand, als jeder Andere, und mehr fast, als es die Klugheit und strenge Etikette erlaubt hätte, wurde dem jungen Trenck die Ehre zu Theil, durch den diensthabenden Kammerherrn der Prinzessin Amelie zum Tanz mit ihr befohlen zu werden. Wie im Verlaufe der Nacht die Bewegung und Unterhaltung auf diesem glänzenden Hofballe freier wurde, gab es Momente genug, wo die Geistesblitze einer kurzen, halb leise geführten Unterhaltung mit einander beiden ein unverkennbares Vergnügen gewähren konnten. Jetzt erst vermochte sie es, mit den wärmsten und innigsten Worten ihm Dank zu sagen für seine rettende That. Sie ließ dabei in der Lebhaftigkeit ihrer Gefühle unbedacht die Worte fallen: „Mein Leben ist Ihr Werk, Monseigneur, das Werk aber gehört dem Meister, der es schuf. Verfügen Sie über meine Gnade,“ setzte sie, sich sammelnd, mit Hoheit hinzu. Als die Beendigung des Balles die Prinzessin nöthigte, sich zurückzuziehen, nahm sie eine Unruhe in ihrem Herzen mit in ihr stilles Schlafgemach, welche sie sich selbst nicht erklären konnte; aber Trenck's Bild gaukelte durch ihre Träume, und dem jungen Officier erging es nicht besser. Die erste jugendliche Zuneigung zu einem schönen und anmuthigen, jungen weiblichen Wesen, das gegen ihn die Liebenswürdigkeit selbst war, und in jener gefahrvollen Stunde einen Augenblick an seinem Herzen und in seinen Armen geruht hatte, kämpfte in seiner feurigen Seele mit der Ehr-

erbietung, die ihr hoher Rang einem jungen Hofmann einflößen mußte. Friedrich von der Trenck konnte nicht schlafen; das Wogen der widersprechendsten Gefühle und Betrachtungen arbeitete störend gegen jede Ruhe, welche die sonst so kräftige Natur des jungen Mannes sicher nach den Anstrengungen eines solchen Balles genossen haben würde.

5.

Die folgenden Tage sollten Gelegenheit geben, diese interessante Bekanntschaft fortzusetzen, die für beide Theile einen so geheimnißvollen Reiz hatte.

Tags darauf, als am Mittwoch, war wieder große Abendtafel und Ball am Hofe.

Am Donnerstage gab die Gemahlin Friedrichs des Großen ein Diner in ihrem Lustschlosse Schönhausen, das ihr der König nach seiner Thronbesteigung geschenkt hatte, um durchzuführen, was er gesagt hatte, als er durch den gebieterischen Willen seines strengen Vaters genöthigt gewesen war, sich mit dieser bevernschen Prinzessin wider seinen Willen zu vermählen: „Ich werde sie stets als Königin achten, aber in der Ehe werde ich meine Freiheit bewahren; da wird es heißen: „„Guten Tag Madame, und guten Weg!““ Und in der That sah er sie als König nie anders wie in großer Gala, bei feierlicher Gelegenheit, und sprach dann nie ein anderes Wort

zu ihr, als eine kalte Höflichkeitsformel, während er sie so gesetzt hatte, daß sie ihrem Range gemäß und ihren Neigungen angemessen leben konnte. Die später entstandene reizende Schöpfung von Sanssouci hat Friedrichs des Großen Gemahlin in ihrem Leben nie gesehen.

So war denn auch dieses Diner mit Ball ein Opfer, welches die in ihren heiligsten Interessen so schmerzlich verletzte Königin der Etikette ihrer hohen Stellung brachte. Aber die Tafel und der Ball waren ebenso kalt, förmlich und freudenleer, als ihr eigenes verwaistes Leben. Prinzessin Amelie fand dabei keine Gelegenheit, mit Trenck nur ein paar Worte zu wechseln. Nur mehr als einmal begegneten sich gegenseitig ihre Blicke.

Am Freitage war große Oper.

Am Sonnabend veranstaltete die verwitwete Königin, Mutter Friedrichs des Großen, Souper und Ball mit einer glänzenden Illumination in ihrem reizenden Lustschlößchen Montbijou. Dabei hatte die Prinzessin im Gedränge, unbemerkt, wie es schien, ihren Handschuh fallen lassen. Aber zwei Augen, die sich kaum auf Momente von ihr wendeten, hatten es bemerkt. Trenck war so glücklich, den Handschuh aufheben und ihn mit einer tiefen Verneigung überreichen zu dürfen, und ein leise zuckender Druck ihrer zarten weißen Hand durchglühte ihn wie ein electrischer Funken, und wieder auf längere Zeit war es um seine Gemüthsruhe geschehen.

Der Sonntag gehörte der Erholung; nur am Morgen war, wie gewöhnlich, beim Könige und Abends bei der Königin-Mutter Aufwartung.

6.

Am Montag Nachmittag war große Auffahrt nach Charlottenburg. Der ganze Adel Berlins und der Provinz war dabei in großer Gala, sowohl in prachtvoller Kleidung als durch glänzende Equipagen und Livreen zugegen. Trenck wußte es so einzurichten, daß er zu Pferde sich immer in der Nähe des Wagens der Prinzessin halten konnte. Der schöne schlanke junge Officier, in der geschmackvollsten und glänzendsten Uniform auf der Welt, mit der goldbesetzten Sürtoutweste von rothem Sammt, auf einem der schönsten und muthigsten Pferde reitend, das er der Gnade seines Königs zu danken hatte, courbettirte nebenher, und seine Erscheinung war wohl geeignet, ein lebhaft empfindendes jugendliches weibliches Herz zu schnelleren Pulsschlägen zu bringen und ihre Wangen mit einem höheren Roth zu färben. Prinzessin Amelie hatte nicht geringe Selbstbeherrschung nöthig, um die Blicke, welche Beide wechselten, der Aufmerksamkeit ihrer Umgebungen zu entziehen.

Diese glänzende Corsofahrt war sehenswerth und machte einen Theil der Festlichkeiten der Vermählungsfeier aus. In der großen Allee des Thiergartens wogte eine

unermeßliche Menschenmenge. In dem schönen Walde waren in Zwischenräumen Zelte aufgestellt, in welchen die Bewohner Berlins sich ausruhen konnten und unentgeltlich Erfrischungen erhielten; von dort aus konnten sie mit Gemächlichkeit den stundenlangen Zug, eine große Anzahl von sechs-, vier- und zweispännigen Carrossen, vorüberfahren sehen.

In Charlottenburg versammelte sich der Hof in dem großen Orangeriehause, das mit Bändern, Kränzen und Abends mit buntfarbigen Lampions geschmückt war. In allen Fensterbogen des Gebäudes standen blühende Orangenbäume, deren Duft den reizend decorirten Saal erfüllte. Am Ende dieses Saals war ein kleines Theater angebracht, worauf der König ein italienisches Schäferspiel mit Gesang und Tanz aufführen ließ. An diesem Tage übertraf der Sänger Salembini sich selbst. Die meisten der kunstvollsten Sänger, welche ihre Rouladen und Fioretturen wie Canarienvögel in das gefüllte Haus hineinschmettern, singen nur für das Ohr, dieser herrliche Tenorist aber sang für das Herz. Seine weichen und doch so metallreichen Töne drangen in das Innere der Seele.

An diesem Tage sah man auch zum ersten Male die reizende und später so berühmt gewordene Tänzerin Signora Barberina auftreten. Man kann nichts Graziöseres, nichts Elastischeres und Leichteres sehen, als diese junge Italienerin, die mit dem feinsten Wuchs eine üppige Fülle des

Körpers verband. Ihr Teint war brünet, wie bei allen Italienerinnen, aber belebt von einem Paar achatschwarzer Augen, die in ihren Blicken ein tiefglühendes Feuer sprühten. Ihr fein geschnittener Mund mit den nur leicht gerötheten Lippen lächelte so anmuthig, daß man darüber fast das herrliche römische Profil mit den fein gezeichneten Augenbrauen übersah. Das Haar unter dem leichten Schäferhut war glänzend schwarz und, in natürliche Locken geschlungen, wallte es nieder auf die warmen elastischen Wellen der vollen runden Schultern des schwanenweichen Nackens und des jugendlichen Busens, die in warmen Farbentönen die Gluthen der Leidenschaft auszuhauchen schienen.

Unter ihren Bewunderern, die sich möglichst nahe an die Bühne drängten, sah man einen hochgewachsenen jungen Mann, der sich selbst durch die Anwesenheit des Hofes nicht abhalten ließ, seine Begeisterung durch Applaus und Bravoruf ungebührlich laut werden zu lassen. Sein Benehmen war so auffallend, daß es selbst die Prinzessin Amelie bemerkte. Sie saß neben ihrer Schwester Ulrike und theilte dieser ihre Bemerkung mit. Auch der hohen Braut war der junge Enthusiast aufgefallen. Sie wendete den Kopf und winkte einen ihrer Cavaliere herbei — es war der Kammerjunker Lieutenant von der Trenck, den sie fragte: „Kennen Sie den jungen Enthusiasten, der die Barberina so auffallend admirirt?"

„Es ist ein junger Verrückter," antwortete Trenck,

mit einem Blick auf Prinzessin Amelie, „der dritte Sohn des berühmten Kammergerichtspräsidenten von Cocceji."

„Warum verrückt?" fragte Amelie.

„Weil er liebt," antwortete Trenck.

„Ist man immer verrückt, wenn man liebt?" fragte die Prinzessin.

„Wenigstens hat der Verstand keine Macht mehr über einen Menschen, der bis zum Rasendwerden eine Person liebt, die so tief unter seinem Stande sich befindet, wie diese Tänzerin — und der Sohn eines Kammergerichtspräsidenten."

„Auch dann wahnsinnig," fragte Amelie unbedacht in ihrer Lebhaftigkeit, „wenn ihre Standesverhältnisse noch viel höher über den seinigen erhaben' wären?"

„Nur unerhört zu bleiben, würde in solchem Falle zum Wahnsinn führen," entgegnete der junge Mann mit einem feuerigen Blicke in das große blaue Auge der Prinzessin; „denn," fuhr er fort, „gewährte Gegenliebe würde ihn zum Gott erheben, und ein Gott kennt keinen Wahnsinn, nur himmlische Freudigkeit!"

Ein Blick von Prinzessin Ulrike und selbst aus einiger Entfernung von Seiten des Königs bewies Amelie, daß die Aufmerksamkeit auf Tanz und Spiel nicht so groß gewesen war, um nicht diese, wenn auch noch so leise geführte Unterhaltung zu bemerken. Die junge Prinzessin legte zum Zeichen des Schweigens den zusammengeschla-

genen Fächer auf ihren Mund und der junge Garde du Corps-Officier zog sich zurück.

Nach der Operette begab sich die glänzende Gesellschaft des Hofes auf die große Terrasse. Es war indeß Abend geworden. Der ganze, in französischem Geschmack angelegte Garten mit seinen schnurgeraden Alleen, beschnittenen Taxushecken, die allerhand Figuren von Thieren bildeten, und mit den zahllosen Statuetten aus Sandstein war auf das Brillanteste erleuchtet. Ueberall sah man in der dunklen Nacht von Baum zu Baum Guirlanden und Festons von vielfarbigen Lampions gebildet. Nach einer halbstündigen Promenade, bei welcher Trenck sich stets im Gefolge der Prinzessin Ulrike aufhielt und dadurch das Glück hatte, mit der von ihm angebeteten reizenden Amelie mehr als einen jener schnellen Blicke wechseln zu können, die im Moment so viel sagen und oft unbewußt mehr verrathen, als mit Bewußtsein gewährt sein würde, verfügte man sich zur Abendtafel.

Diese war im großen Orangeriesaale auf das Glänzendste servirt. Alle Personen von Stand waren ohne Unterschied eingeladen.

Der König und die Königin, an deren Seite bei so feierlicher Gelegenheit der König erschien, sowie alle Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses und die anwesenden fremden Fürstlichkeiten saßen in der Mitte der Tafel, und zwar der König, die Königin und die hohe

Braut unter einer Art von Thronhimmel. Ihnen zunächst hatten die Minister ihre Plätze empfangen; auf diese folgten die fremden Gesandten und Damen vom ersten Range, dann sämmtliche übrigen Damen und Herren ohne Unterschied, wie sie eben Platz finden konnten.

Trenck saß ziemlich entfernt von der Prinzessin Amelie und doch traf es sich oft, daß ihre Blicke einander begegneten. Dann flog eine leichte Röthe über die zarten Wangen der Prinzessin und Trenck lächelte entzückt, still vor sich hin.

Alles war vortrefflich an der Tafel. Es fehlte an nichts. Man wurde mit der pünktlichsten Ordnung und Schnelligkeit bedient. Es waren dazu nicht allein alle königlichen Lakaien in ihrer reichgalonnirten Staatslivree verwendet, sondern auch hundert Jäger von der Garde commandirt. Diese waren sämmtlich mit der Dienerschaft um die Tafel aufgestellt. In jeder Nische des Saales war ein Büffet angebracht, wo die dienstbaren Geister in silbernen Geschirren Alles fanden, was die Gäste bedurften.

Um die mit 500 Couverts besetzte Tafel recht glänzend serviren zu können, war aus der königlichen Silberkammer alles Silberzeug und Goldgeräth, hell polirt, auf die Tafel gebracht. Selbst die schweren massiv silbernen Girandolen und die großen silbernen Armleuchter, die der verewigte Vater des Königs angeschafft hatte, waren mit armdicken Wachskerzen aufgestellt.

Nach aufgehobener Tafel begab sich die Gesellschaft wieder in den Garten, wo man von der Terrasse herab auf der Spree ein glänzendes Feuerwerk abbrennen sah, das mit seinem funkelnden, oft vielfarbigen Widerschein im Wasser einen wahrhaft magischen Anblick gewährte.

Unterdessen waren in dem schönen Orangeriesaal die Tische weggenommen und unter Leitung des ersten königlichen Kammerdieners, des damals viel geltenden Findersdorff's, war der Saal wie durch Zauberei so schnell für den glänzenden Hofball eingerichtet worden.

Der König, der in seiner Jugend ein eleganter Tänzer war, eröffnete den Ball mit seiner Schwester, der neuvermählten Kronprinzessin von Schweden. Man tanzte bis an den hellen Morgen und die allgemeine ungezwungene Heiterkeit gab den beiden Liebenden, die noch mit keinem Wort es gewagt hatten, einander ihre zärtlichen Gefühle gegenseits zu bekennen, manche Gelegenheit, ohne aufzufallen, mit einander zu tanzen und gegenseits einige Blicke und Worte der Zuneigung auszutauschen.

Endlich, schon bei Anbruch des Tages, kehrte der königliche Hof nach Berlin zurück. Der Mond war aufgegangen; die Sommernacht war so lauwarm und angenehm, daß auch jetzt noch der ganze Weg, besonders im frischen Waldesgrün des Thiergartens, mit Menschen wie bedeckt war.

7.

Am Dienstag überließ man sich einer, nach so anstrengenden Festlichkeiten gewiß von allen Seiten ersehnten Ruhe.

Am Mittwoch gab der König in den glänzenden Gemächern seiner Gemahlin offene Tafel. Das ganze Publikum von Berlin und Charlottenburg hatte Zutritt. Wie ein Strom, der nicht enden wollte, so ergoß sich die Menschenmenge durch den langen Saal, indem sie durch eine der Flügelthüren eintrat, auf der andern den Saal wieder verließ. Die loyalen Unterthanen waren glücklich, ihre allerhöchsten Herrschaften mit dem Appetit, welcher Zeugniß gab von der menschlichen Natur dieser Götter der Erde, speisen zu sehen.

An diesem Tage war der junge Lieutenant Baron von der Trenck commandirt, im Saale die Erhaltung der Ordnung zu überwachen. In seinem Diensteifer gerieth er einige Male mit seiner reichgalonnirten kostbaren Uniform in das Gedränge der Menschen. Und bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß ihm die schwarzsilbernen Fransen von der Schärpe abgeschnitten wurden.

Bald wurde der Vorfall bekannt und es fehlte nicht an Neckereien darüber. Der König ließ ihn kommen, um ihm scherzhafte Vorwürfe zu machen.

„Mein lieber Trenck,“ sagte er zu ihm, „Er ist ein bewunderungswürdiger Mensch. Gleich dem Auge der

Vorsehung trägt Er seine Blicke in die weiteste Entfernung und sieht nicht, was zunächst bei Ihm vorgeht. In Betreff des Ortes, wo Er sich befand, genügte es Ihm dort zu sein, um Ruhe und Ordnung zu erhalten. Indeß kostet Ihm diese seine Attention eine Schärpe. Nun, das ist immer noch ein leichter Unfall gegen das Gute, was Er thut. In der That, Er ist trefflich für den Polizeidienst geeignet. Ich werde mich daran erinnern, wenn es einmal nöthig sein sollte, irgendwo die Ordnung wiederherzustellen."

Es war am ganzen Hofe bekannt, welche persönliche Gunst Trenck von Seiten des Königs genoß. Aber man suchte den Grund dieses Wohlwollens in seinem Aeußern. Man fand, daß er einen kräftigen Wuchs und starken Körperbau hatte; daß seine Gestalt verhältnißmäßig, seine Haltung ächt militärisch, sein Benehmen lebhaft und geistreich war und daß er alle diese herrlichen Eigenschaften unter der Aegide der Jugend und Gesundheit besaß.

Man weiß nicht, in wie weit eine der am Hofe anwesenden hohen Damen, die verstimmt war über ein ungerechtes Geschick, der Tröstung und des Beistandes bedurfte, die sie sich von einem so blühenden und kräftigen jungen Mann, wie Friedrich von der Trenck war, versprach, — genug, als das Fest an demselben Tage fortgesetzt wurde und der Hof Nachmittags die ungewöhnlich früh gegebene Oper gesehen und nach dem Palais des

schwedischen Gesandten gefahren war, da trat sie im Getümmel der Bewegung an ihn heran und sagte zu ihm mit gedämpfter Stimme: „Kommen Sie am Morgen 9 Uhr nach der Abreise meiner Schwester zu mir, Herr von Trenck, ich werde Ihnen Ihren Verlust ersetzen.“ Und diese Einladung war mit einem Blick begleitet, der Alles sagte, was der jungfräuliche Mund verschwieg und vielleicht ihr jugendliches Herz sich selbst noch nicht eingestehen wollte.

Es war Prinzessin Amelie, die damit Veranlassung gab zu einem intimen Verhältniß, das später für das Geschick des jungen Mannes so schreckliche Folgen hatte.

Trenck schwamm in einem Meere von Wonne. Mit dem ersten Feuer der Jugend träumte er von nichts als Glück und Liebe. Er hatte Stolz und Selbstgefühl genug, um ihren hohen Rang für eine Höhe zu halten, die kühne Liebe wie ein Adler die Alpen überfliegen könne.

Uebrigens war es prächtig bei dem schwedischen Gesandten, der damit im Namen seines Souveräns sein Abschiedsfest dem Berliner Hofe gab.

Das Palais des Gesandten war auswendig auf den architektonischen Linien mit farbigen Lampions und im Innern mit Wachskerzen strahlend erleuchtet. Die schwedischen und preußischen Wappen, die von Liebesgöttern getragenen, verschlungenen Namenszüge des Prinzen und der Prinzessin Ulrike, die Anspielungen und Devisen; die

überall auf das Geschmackvollste angebracht waren — das Alles war sinnig und zart. Sowohl Amelie als Trenck konnten Manches davon auf sich selbst beziehen.

Auch die Bewirthung war reich und wie König Friedrich II. es liebte, mit den feinsten Delicatessen ausgestattet. Da es im heißesten Sommer war, so hatte man Seefische und Geflügel in Kisten mit doppelten Wänden kommen lassen, deren Zwischenräume mit Eis umlegt waren.

Die schwedischen Cavaliere machten an den verschiedenen Tafeln des Soupers die Honneurs und thaten das mit einer Aufmerksamkeit und feinen Beflissenheit, die allgemein Anerkennung fand.

Nach der Tafel ließ Graf Tessin im Garten seines Hotels ein prächtiges Feuerwerk abbrennen, worauf ein Ball wie gewöhnlich den Beschluß des Festes machte.

8.

So hatte der preußische Hof mit seinen hohen Gästen über acht Tage in Freude und Wonne geschwelgt. Jetzt aber erschien der Tag der Abreise.

Der Obermarschall Graf Gotter war vom König ernannt worden, die Prinzessin Ulrike bis Stralsund zu begleiten. Dort wurde sie von zwei schwedischen Reichsräthen und verschiedenen Cavalieren und Damen erwartet.

Um den Schmerz der Trennung etwas zu zerstreuen, ließ der König noch zum Abschied eine Oper aufführen.

Die Prinzessin sollte nach derselben nur im Fluge noch eine kleine Mahlzeit einnehmen, dann die Ihrigen umarmen, sich in den Wagen werfen und mit Blitzesschnelle abreisen. Graf Gotter war beauftragt, Alles sehr schnell zu betreiben.

Die liebenswürdige Prinzessin Ulrike war ihrem Vaterlande zu werth, als daß man sie hätte ohne Thränen entlassen können. Kein Gesicht hatte einen heitern Ausdruck.

Die Prinzessin trug ein Reitkleid von schwerem rosa Seidenbrocat, reich mit Silber gestickt. Eine kleine Weste und die breiten, weiten Aermelaufschläge, aus welchen die kostbarsten Spitzenmanschetten herabhingen, sowie der Kragen des Reitjäckchens waren von seladongrünem Atlas. Ein kleiner Hut von schwarzem Sammet mit weißer Feder schwebte auf dem fliegenden lichtblonden und seidenweichen Haar, das mit einem Rosa-Bande umwunden war. Sie war schön wie der erwachende junge Morgen, wenn der Himmel mit der zartesten Rosenfarbe sich schmückt. Allein jener Anzug, der ihre Reize so mächtig hob, kündigte auch an, daß die Stunde des Scheidens von ihr gekommen sei.

Im zweiten Act der Oper, die ihrer Abreise über's Meer vorausging, trat der junge Prinz Ferdinand in die große Hofloge, wo Prinzessin Ulrike, umgeben von ihrem glänzenden Gefolge, strahlend durch Schönheit und Anmuth wie eine Feenkönigin saß und umarmte sie mit dem

Ausruf: „Ah, ma chère Ulrique, c'est fini, je ne vous reverrai jamais!“

Diese Worte waren für die mühsam zurückgehaltene Wehmuth ihrer Umgebung das Losungswort, um den Thränen freien Lauf zu lassen. Die Prinzessin schloß ihren jüngern Bruder in ihre Arme und ein Thränenstrom war ihre Antwort.

Der ganze königliche Hof vermochte nicht sich zu fassen. Die Gemüthsbewegung war bald allgemein. Niemand achtete mehr auf Gesang und Spiel der Oper. Selbst in den Zuschauerräumen blieb kein Auge trocken.

Aus der Oper fuhr man ins Schloß zurück. Dort waren die höchsten Herrschaften und die Angesehensten in den Zimmern des Königs versammelt. Man hatte nicht vermeiden können, was man hatte umgehen wollen. Die Abschiedsscene war nicht kurz und leicht gemacht worden.

Der König hatte der Prinzessin eine rührende Ode überreicht, die er auf ihr Scheiden gedichtet hatte. Kaum las die Prinzessin den Anfang derselben, der so lautete:

Partez, partez, o soeur chérie!
Déjà en Suède une seconde patrie
Vous désire et vous attend . . .

so wurde sie ohnmächtig und König Friedrich war nahe daran, diesen Zustand zu theilen. Häufige Thränen rollten ihm von den Wangen. Endlich unterbrach Graf Gotter diese Scene. Er stürmte herein, drängte sich zu der Prinzessin, riß sie aus den Armen der Königin-Mutter und

trug sie fast aus dem Zimmer. Der ganze Hof folgte. Die Reisewagen standen am Schloßportal und man hob die Prinzessin in den ihrigen.

Die Gräfin Schwerin, die bestimmt war, Prinzessin Ulrike nach Stralsund zu begleiten, und Fräulein von Knesebeck, sowie die Gräfin von Sparre stiegen mit ihr ein. Man warf den Schlag der Kutsche zu, die Kutscher trieben die Pferde an und der sechsspännige königliche Wagen, der Preußens Juwel, die angebetete Ulrike entführte, flog davon.

Prinzessin Amelie sah ihr mit thränenschweren Augen nach. Es lag ebensoviel tiefe Bitterkeit als Wehmuth in diesem Blick. Erst als sie unter den Umstehenden ihren schönen jungen Freund erblickte, dessen ehrfurchtsvoller, aber tief seelenvoller Blick sie zu beschwören schien, sich selbst zu schonen und nicht gänzlich dem Schmerz hinzugeben, wurde sie ruhiger und lächelte still vor sich hin.



Drittes Kapitel.

Prinzessin Amelie in ihrem Cabinet. — Die Officierschärpe. — Trenck. — Freundschaftsbündniß und Liebe. — Trenck's Verhältnisse in Berlin. — Gründung von Sanssouci. — Der zweite schlesische Krieg. — Scheinbare Sorglosigkeit und tiefe Gedanken des Königs. — Der Maskenball. — Der König. — Medisance über Prinzessin Amelie. — Der König spricht mit ihr. — Aufforderung zum Tanz. — Querstrich. — Herr von Cocceji. — Auftrag. — In der Garderobe. — Trenck allein. — Im Vorzimmer. — Rendezvous und Abschiedsscene. — Der König. — Die Reiterstiefeln. — Abreise des Königs aus Berlin.

1.

Der königliche Hof fing wieder an in das ruhige Gleis des täglichen Lebens zurückzukehren, welches besonders für die hochgestellten Damen so viel Eintönigkeit gewährt, daß sie nicht selten auf wunderliche Spielereien und Neigungen verfallen, um nur etwas Leben durch dieses Ennui zu bringen.

Jetzt, am Morgen nach der Abreise der Prinzessin Ulrike war es zwar bei den beiden Königinnen wie bei den Prinzessinnen das Bedürfniß der Ruhe und Erholung, das sie in jene behagliche Abspannung versetzte, welche in träumerischen Erinnerungen an die so glanzvoll durchlebte

Zeit das Gefühl der Leere und Langweiligkeit des Lebens nicht aufkommen ließ. Prinzessin Amelie saß ebenfalls träumerisch in ihrem nach eigener Phantasie und Laune mit kleinen chinesischen Porzellantassen und wunderlichen Figuren auf Consolen an den Wänden geschmückten Cabinet.

Sie saß auf dem mit weichen Sammetpolstern belegten Canapee von alterthümlich geschnörkelter Form, den einen Fuß auf ein Fußpolster gelegt, auf dem Schoß ein seidenweiches weißes Bologneserhündchen mit kohlschwarzen glänzenden Augen, das sogleich lebhaft bellte, wenn im Vorzimmer das geringste Geräusch sich hören ließ. Sie streichelte das Hündchen und sprach dabei halblaut: „Sei doch artig, Belline. Es ist ja erst halb 9 Uhr Morgens. Wir sind zu früh aufgestanden; denn erst um 9 Uhr wird er erscheinen. Wie mir das Herz klopft und wie langsam die Zeit dahinschleicht! Das ist doch ganz seltsam! Was ist es denn weiter, wenn eine Prinzessin einen armen Officier mit einem Geschenk begnadigt, das ja doch im Grunde nichts weiter bedeutet als eine Entschädigung für einen im Dienst erlittenen Verlust! Einen Officier? das will nicht viel sagen; aber was für ein Officier? — ach, es giebt keinen herrlichern im ganzen Heere meines Bruders — und welcher Muth, welche Kühnheit! — Bin ich ihm nicht Dank schuldig als dem Retter meines Lebens? — kann ich ihm weniger geben als eine elende Schärpe? Aber wo ist denn dieses Cadeau? — es wäre doch un=

angenehm, wenn es der Kammerhusar vergessen hätte zu kaufen!"

Nach diesen Worten rührte sie die kleine silberne Klingel, die auf dem Nebentischchen stand. Die Kammerfrau trat ein — eine noch jugendliche, ganz hübsche Person, die ein einschmeichelndes Wesen besaß und sich als Vertraute der jungen Prinzessin nicht selten ein freimüthiges Wort erlauben durfte.

„Nun, Marion," sagte Amelie, „haben etwa Seine schuhbürstliche Gnaden, der Herr Kammerhusar, meinen Auftrag vergessen?"

„Hier ist die Officierschärpe, königliche Hoheit," sprach Demoiselle Marion, indem sie eine feine Damastserviette auseinanderschlug und der Prinzessin eine prächtige Officierschärpe mit langen schwarzsilbernen Quasten vorhielt.

„Doch ganz ordonnanzmäßig?" fragte die Prinzessin.

„Und wenn des hochseligen Königs Majestät, dem kein schiefsitzender Kamaschenknopf bei einer Revue entging, dieses prächtige Embleme eines leibhaften Garde du Corps-Helden gesehen hätte, er würde es für richtig befunden haben."

„Es ist gut, leg' nur zur Seite."

„Meine reizende Hoheit geruhet vielleicht als Officier à la suite bei der Garde du Corps sich aggreiren zu lassen — ich wüßte sonst nicht . . ."

„Keine Sorge, Marion; es ist nichts damit. Eine

kleine Caprice von Humanität meinerseits. Ich wünschte einem armen Teufel von Gardelieutenant einen Ersatz zu bieten für den Raub eines solchen Kleinods gestern bei der offenen Tafel in den Gemächern der Königin."

„Ah, der Lieutenant Baron von der Trenck — ein schöner Mann — aber was ist ein Lieutenant ohne Schärpe und Porte-épée? Hoheit werden mit diesem Cadeau dem König einen Helden wiedergeben."

„Er wird bald hier sein," sprach die Prinzessin; „daß er sogleich eingeführt werde. Auch wünschte ich," fuhr sie zögernd fort, „nicht gestört zu werden."

„Ah, ich verstehe!"

„Das heißt, ich habe wichtige Staatsangelegenheiten mit ihm zu besprechen."

„In diesem Falle ist es ein Glück, daß die Oberhofmeisterin Frau von Maupertuis an der Migräne leidet, sie möchte sonst in ihrem Amtseifer . . ."

„Die gerade wünsche ich am wenigsten dabei gegenwärtig zu sehen; also aufgepaßt."

Damit machte sie eine entlassende Handbewegung. Kaum aber hatte die Kammerfrau eine der weißlackirten, mit vergoldetem Schnitzwerk versehenen Flügelthüren geöffnet, so fing Belline an zu bellen und wollte vom Schoße springen, wo sie aber festgehalten wurde.

„Ah, da ist er!" sprach Amelie halblaut, und ihr Erröthen deutete darauf hin, wen sie meinte.

„Der Baron von Trenck," meldete die Kammerfrau wieder eintretend, und schon im nächsten Augenblick trat der junge Garde du Corps-Officier ein, in seiner glänzenden Uniform, aber ohne Cuiraß und ohne Schärpe.

Er verneigte sich schweigend, indem er in der Nähe der Thür stehen blieb und weitere Befehle erwartete. Der bisher so gewandte junge Hofmann war heute sichtlich befangen; ebenso die junge Prinzessin, die sonst mit ihrer geistvollen Lebhaftigkeit die Seele der höheren Gesellschaft bildete; doch faßte sich Prinzessin Amelie zuerst.

„Treten Sie näher, Herr von Trenck," sprach sie mit holder Freundlichkeit, „ich bin meinem muthvollen Lebensretter eine kleine Entschädigung schuldig für den im Dienst unseres königlichen Hauses erlittenen Verlust, hier empfangen Sie aus der Hand Ihrer Freundin eine andere Schärpe für die Ihnen geraubte. Schon seit alter Zeit ist die Feldbinde ein ritterliches Cadeau der Damen an ihren Ritter, und so mögen Sie denn auch diese Feldbinde als ein Ehrengeschenk Ihrer Dame betrachten."

„O, meine gütige, himmlische Hoheit!" rief der junge Trenck begeistert, indem er sich vor ihren Füßen auf ein Knie niederließ, „unmöglich kann ich diese Huld und Gnade, die mich so glücklich machen würde, annehmen, meine Nachlässigkeit .... meine Unaufmerksamkeit .... aber Ew. Hoheit war ja zugegen, wie konnte ich da auf

etwas Anderes achten, als auf einen Blick der Gnade, der mich an jenem Abend mehr als einmal zum glücklichsten Sterblichen gemacht.“

Dabei ergriff er einen Theil des weiten, faltenreichen Rocks ihres Kleides von geblümtem Seidenbrocat, um ihn zu küssen, eine damals übliche Huldigung.

„Lassen wir die Thorheiten einer kalten, lächerlichen Etikette,“ sprach sie im scherzhaften Ton, der aber ungemein weich und innig klang, „nehmen Sie dagegen dieses wenigstens gut gemeinte, wenn auch werthlose Cadeau, und wollen Sie mir einen unverdienten Dank dafür aussprechen, so haben Sie hier eine lebenswarme Hand, die vielleicht eher einer kleinen Huldigung werth sein dürfte, weil das Blut meines Herzens darin pulsirt, als dieses kalte, gefühllose Fabrikat des Seidenwurms.“

Sie hatte dabei den feinen dänischen Handschuh abgestreift, und hielt ihm die kleine, weiße und schwanenweiche Hand entgegen. Trenck hatte indessen die Schärpe empfangen, drückte sie stürmisch an seine Lippen und an sein Herz, ergriff sodann die Hand der Prinzessin und küßte sie mit einer Gluth und Innigkeit, die dem gefühlvollen jungfräulichen Wesen eine lebhafte Röthe auf die Wangen jagte.

„O, mein Gott, wie wild Sie sind,“ sprach sie mit einem schnellen, zuckenden Druck ihrer Hand, „auch Dankbarkeit sollte ihre Grenzen haben. Stehen Sie auf,

Trenck, und beruhigen Sie sich, Sie sind so aufgeregt, das könnte mich ängstlich machen."

Das war von ihrer Seite in abgebrochenen Redesätzen und mit einer so liebenswürdigen Verlegenheit gesprochen, und sie drückte dabei die Hand auf das Herz, als wollte sie damit das heftige Klopfen desselben beschwichtigen, so daß Trenck den Muth gewann, zu entgegnen:

„Nicht eher, himmlische Hoheit, als bis Sie mir verzeihen, wenn ich bekenne, daß mein Dankgefühl aus einer heißen Quelle sprudelt, die mir keine andere Huldigung gestattet, als glühend meine angebetete Göttin zu verehren."

„Sie werden romantisch in Ihrer Blumensprache, mein edler Ritter," entgegnete Amelie, halb neckend, halb innig, „und wenn Sie durchaus darauf bestehen, in solchen Dithyramben fortzufahren, so will ich Ihnen wenigstens einen bessern Tournierplatz für den ritterlichen Ehrenkampf anweisen, als die arme Sünderstellung, auf beiden Knieen liegend, gewährt. Stehen Sie auf, ich erlaube Ihnen, sich an meine Seite auf dem Canapee niederzulassen, wie schon gesagt, die Etikette sei heute verbannt zwischen uns Beiden."

Dabei machte sie die Bewegung, ihn aufheben zu wollen, und der junge Ritter erhob sich, ohne ihre liebe

Hand, die er nicht aufhörte, mit Küssen zu bedecken, aus der seinigen zu entlassen.

Und so führte denn auch ein leiser Zug von dieser kleinen Hand ihn an ihre Seite, wo er sich niederließ, kühn wie ein Don Juan, und ehrerbietig dabei, wie ein indischer Priester seinem Dalailama gegenüber.

Es war eine eigenthümliche Situation von beiden Seiten, im Innern Gluth einer erwachenden Leidenschaft, im Aeußern die peinlichsten Hemmungen einer rücksichtsvollen Zurückhaltung.

Trenck saß an ihrer Seite, aber nicht hingeschmiegt zu ihr, sondern wo möglich auf dem äußersten Rande des Canapee.

In einer solchen für beide Theile peinlichen Lage schwiegen sie einige Augenblicke und schlugen die Augen nieder, als wollten sie in den Papageien und Blumen, die den Teppich zu ihren Füßen zierten, ihr Geschick und ihre Zukunft lesen. Amelie, so unerfahren im Gebiet der Liebe sie auch noch war, fühlte doch, daß der erste Schritt von ihrer Seite geschehen müßte, wenn nicht ihr hoher Rang wie eine chinesische Mauer auf ewig jede Annäherung einer vertrauten Freundschaft unmöglich machen sollte. Und höher verstiegen sich noch nicht ihre Wünsche und Hoffnungen. Sie blickte noch einmal zu ihm auf, um sich zu überzeugen, daß er wirklich der edle, ritterliche junge Mann war, dem sie sich ganz anvertrauen konnte.

Sein inniger Blick gab ihr die Antwort auf ihre stille Frage; „O, gewiß mit Leib und Seele!“

„Ach, mein Freund,“ begann sie, „wie sind Sie glücklich, einem Geschlecht anzugehören, das keines andern Schutzes bedarf, als der eignen Kraft, wir aber, die wir dem schwachen Geschlecht angehören, wie hülflos stehen wir dagegen in der Welt. Haben wir einmal unsere Bestimmung, Gattin zu werden, verfehlt, so stehen wir nur noch einsam im Leben. Ach, und das weibliche Herz sehnt sich so innig nach dem Anschließen an ein treu befreundetes Herz, und das ist am Ende noch die einzige Lebensbedingung für eine mit ihrem gefühlvollen Herzen allein stehende Jungfrau, daß sie sich einem Freunde anschließt, auf dessen Treue und Ergebenheit sie bauen kann in Noth und Tod. Wollen Sie mir dieser Freund sein, mein theurer Trenck?“

Damit reichte sie ihm noch einmal ihre kleine weiße Hand, und er zog sie stürmisch an seine Lippen, indem er mit den feurigsten Worten betheuerte, daß sein heißes Herzensblut, wie der letzte Hauch seines Lebens das Ihrige sei.

Ein leiser Zug ihrer Hand hatte ihn näher an ihre Seite geführt, und wie es nun weiter geschah, daß die Liebe aus der Hülle der Freundschaft sich entpuppte, das mögen die Götter wissen. Solche heilige Mysterien jugendlich fühlender Herzen gehören nicht vor das pro-

same Auge. Liebe überwindet Alles, selbst die kalten Schranken des Ranges und der Etikette müssen fallen, wo menschlich warme Gefühle viel mächtiger pulsiren.

Nur der Gefühllose kann den ersten Stein werfen auf eine so hochgestellte Dame, die kein anderer Vorwurf treffen kann, wie der, daß sie mehr Weib als Fürstin war.

Es war ein Rausch, diese Liebe, aber ein Rausch, der nicht so schnell verflog, wie der vom feurigen Weine, und dabei doch das ganze Lebensglück dieser beiden Liebenden vergiftete.

2.

Auf eine Zeitlang gab es keine glücklichern Seelen in Berlin, als Prinzessin Amelie und den Cornet von Trenck.

Sie waren so vorsichtig wie möglich, um ihr Verhältniß dem Auge der Welt zu entziehen. Ihre geheimen Zusammenkünfte, die ihnen die glücklichsten Stunden gewährten, waren entweder in den Schleier der Nacht oder auch in den einer sorgfältigen Verkleidung gehüllt. Nur die vertrauteste Kammerfrau, Demoiselle Marion, wußte darum.

Trenck lebte damals allgemein geachtet in Berlin, geschätzt vom Könige, der sein militärisches Talent zu erkennen wußte, und ihm bei allen Gelegenheiten Gnade

erwies, bewundert und beneidet von der eleganten Welt. Das Einzige, was auffiel und man sich nicht erklären konnte, was ihm aber auch Feinde und Neider zuzog und selbst den König aufmerksam machte, war seine glanzvolle Lebensweise und der bedeutende Aufwand, den er machte, denn man wußte, daß er von seinem Vater nur das Stammgut Groß-Scharlock ererbt hatte, welches etwa tausend Thaler eintrug; Trenck aber gebrauchte in manchem Monat mehr. Seine Equipage war die reichste und glänzendste bei der Garde, die Schönheit seiner Pferde und der Glanz der Livreen seiner zahlreichen Dienerschaft übertraf alles Andere, seine kleinen Soupers, die er seinen Kameraden gab, waren die feinsten, die man denken kann; Delicatessen gab es im Ueberfluß und der Champagner floß in Strömen.

Seine hohe Freundin machte ihm mit der freigebigen Hand der Liebe die reichsten und kostbarsten Geschenke. Sie gab ihm mehr Geld, als er gebrauchte.

Befand sich die Garde du Corps-Escadron mit dem Könige in Potsdam oder Charlottenburg, so sprengte er heimlich nach Berlin, warf sich in seine Verkleidung und besuchte dann seine hohe Freundin. Kein Mensch ahnte das Geringste über den wahren Zweck dieser heimlichen Courierreise. Man glaubte, es gelte wie bei andern jungen Officieren, die sich in den kleinen Garnisonstädten Potsdam und Magdeburg langweilten, dem Vergnügen

nachzujagen, das freilich Berlin im vollen Maße gewährte. Nur König Friedrich, dessen Adlerauge nicht das Geringste entging, schöpfte Verdacht. Er ließ den jungen Trenck schärfer beobachten. Wenn dieser nach einem solchen nächtlichen Ritt ohne Urlaub nur um einige Minuten zu spät auf die Parade kam und auf die Frage, wo er gewesen sei, sich entschuldigte, daß er sich auf der Jagd verspätet habe, so that der König anfangs, als ob er das glaube, verzieh ihm den kleinen Dienstfehler und lächelte ihm gnädig zu. Doch einmal, als er sich nicht recht zeitig zum Dienste eingestellt hatte, war es dem Könige hinterbracht, daß Trenck wieder heimlich nach Berlin geritten sei. Der König fragte ihn dieses Mal mit finsterm, durchbohrendem Blick, wo er gewesen sei, und da Trenck die Theilnahme an einem Tanzvergnügen in Berlin vorwendete, schickte ihn der König auf die Wache in Arrest.

Doch beruhigte sich der König wieder. Andere Sorgen nahmen ihn völlig in Anspruch.

3.

Der zweite schlesische Krieg war im Anzuge. Friedrich der Große eröffnete ihn nicht gern. Er liebte die Ruhe der Wissenschaften und hatte auf einem Spazierritt durch die Umgegend von Potsdam eine anmuthige Anhöhe auf einem Weinberge vor Potsdam ausgesucht, wo

er sich ein Landhaus bauen wollte, das einst, wenn die Zeiten ruhiger sein würden, sein Sorgenfrei werden sollte. Er hatte eigenhändig den Plan dazu mit der Feder gezeichnet. Die unregelmäßige Anhöhe sollte in sechs parabolisch gebogene Terrassen eingetheilt, die Dossirung derselben mit Mauern und Fenstern versehen werden, um feine Obst- und Weinsorten, denen das hiesige Klima im Freien hier zu rauh war, dahinter zu ziehen. In der Mitte der Terrassen sollte eine geschweifte Freitreppe mit niedrigen Stufen hinaufführen. Oben würde dann das „Landhaus," wie es der König nannte, stehen, einstöckig mit niedrigem Podest, ohne Souterrän, auf den Sandboden hingestellt; das Dachgesimse von ausdrucksvollen Karyatiden aus Sandstein getragen. In der Mitte ein ovaler Marmorsaal, vorspringend eine Kuppel tragend, und aus jedem Gemach sollten Glasfenster bis auf den Boden und Glasthüren auf den Podest hinausführen.

Der König hatte seinen Freund von Rheinsberg her, den Baron von Knobelsdorf, den er nach Italien hatte reisen lassen, um sein Talent für die schöne Baukunst noch weiter auszubilden, auf das Schloß in Berlin kommen lassen. Die Windhunde bellten, der Gerufene trat ein. Ihm legte der König den Plan vor.

„Aber, Majestät," rief Knobelsdorf im lebhaften Kunsteifer, „das ist ja gegen alle Regel, ein Haus ohne Fundament, das wird feuchte, dumpfige Zimmer geben.

Ich schlage vor, ein gewölbtes Souterrän darunter anlegen zu lassen."

„Das sei meine Sorge, ich will es so; der Sandberg ist fest und trocken genug dazu. Dabei bleibt es."

Knobelsdorf räsonnirte inwendig, wie man zu sagen pflegt; aber er mußte sich fügen. Doch das Aesthetische der Architektur lag ihm bei seinem hohen Schönheitssinn noch mehr am Herzen.

Er begann wieder: „Aber Majestät halten zu Gnaden, soll das Schloß nicht erhöhet werden, so wird es, von unten angesehen, gänzlich verschwinden."

„Das gilt mir gleich; es soll kein Schloß werden, sondern ein Lusthaus. Ich will auch keine Treppen steigen, wenn ich ins Freie hinaustrete, genug, so will ich es haben, und so macht Er's. Punktum!"

Er klingelte und ließ einen Schreiber kommen, wie er seine Cabinetssecretäre nannte, und unterzeichnete die Cabinetsordre, wonach die Terrassirung und der Bau seines neuen Lusthauses vor dem Brandenburger Thore begonnen werden sollte. „Nach dem Kriege werde ich dort den Musen und Wissenschaften leben."

Baumann erhielt die Ausführung nach dem von Knobelsdorf bis in das genaueste Detail entworfenen Plane; der Baudirector Dieterich wurde mit den Gartenanlagen betraut in dem zum Theil mit prächtigen Eichen bestandenen untern Raum, der noch wüste Lehmgruben

und dürre Viehweide, dem Amte Bornstädt gehörig, enthielt; auch bekam er den Auftrag, die Dossirung der Terrassen anzulegen. Am vierzehnten April 1745 wurde der Grundstein zum Bau gelegt.

So entstand Sanssouci, das heute in so verschönertem Glanze, neu restaurirt und erweitert, erscheint.

An demselben Tage, an welchem der König diese auf langen Frieden deutende Ordres unterzeichnete, unterschrieb er auch den Befehl an sein bereits an der sächsischen Grenze stehendes Heer, durch Sachsen in Böhmen einzurücken.

Und für den Abend des vierzehnten August ordnete er im weißen Saale in Berlin einen großen Maskenball an.

So sollte man glauben, die Abreise des Königs sei noch nicht so nahe bevorstehend, und damit täuschte Friedrich II. mit kluger Berechnung die zahlreichen Spione seiner Feinde über seine wahre Absicht. Alles überließ sich unbesorgt den Lustbarkeiten eines vergnügungssüchtigen Hofes, ohne zu ahnen, daß diese nur die Hülle waren, unter welcher König Friedrich die tiefsten Gedanken einer klugen vorausberechnenden Politik verhüllte.

Die leichte Eroberung Schlesiens im Jahre 1740 gewährte noch keine Bürgschaft für die Dauer dieses Besitzes. Friedrich kannte den unternehmenden Geist seiner berühmten Rivalin, Maria Theresia, zu gut, um daran

zweifeln zu können, daß sie die nächste günstige Gelegenheit benutzen würde, dieses verlorene Juwel der österreichischen Krone, das heute noch nicht verschmerzt ist, wieder zu erobern. Die Gelegenheit dazu schien jetzt günstig zu sein.

Die österreichischen Waffen waren glücklich gewesen gegen die ungeschickt geführten französischen Truppen und das baiersche Heer. Es war ein Kampf gewesen um die Kaiserkrone; denn Karl Albrecht von Baiern hatte Maria Theresia als Nachfolgerin Karl's VI. nicht anerkennen wollen und war von den deutschen Kurfürsten 1742 zum römischen König erwählt und darauf durch seinen Bruder, den Erzbischof von Cöln, in Frankfurt a. M. zum deutschen Kaiser gekrönt worden. Mit den Franzosen alliirt waren diese und die Baiern in Böhmen eingefallen. Aber von elenden Feldherren geführt wurden die Truppen des Prätendenten aus Böhmen und selbst aus Baiern zurückgeschlagen. Karl VII. floh als ein Herr ohne Land und Heer und Geld nach Frankfurt und berief dorthin einen ebenso machtlosen Reichstag zusammen.

Diese Lage der Dinge benutzte Friedrich der Große mit kluger und entschlossener Politik, um sich gegen Oesterreichs Ansprüche sicher zu stellen.

Unter dem Vorwande, den gewählten deutschen Kaiser als Reichsfürst in seine Rechte wieder einsetzen zu wollen und der Welt den Frieden zu geben, hatte er sich

mit Frankreich und Baiern alliirt, auch vom deutschen Kaiser zum Einfall in Böhmen autorisiren lassen und sich für alle Fälle den Rücken gedeckt durch Allianzverträge mit Rußland und Petersburg.

Der wahre Grund aber seiner Kriegsrüstung lag weit tiefer und näher.

König Friedrich der Große hatte die Pläne Maria Theresia's durchschaut, die auf nichts Geringeres gingen, als durch einen schnellen Seitenmarsch das nur wenig bewachte Schlesien wieder zu erobern, und dann, während Berlin von Truppen entblößt war, in diese Haupt- und Residenzstadt einzurücken und die Wiederabtretung Schlesiens in einem ihr vortheilhaften Frieden zu erzwingen.

In der Mitte seiner Geheimen Räthe stehend, sprach der König an demselben Tage auf die ihm geäußerten Bedenken gegen den Krieg: „Beim Zögern und Stillsitzen können wir nichts gewinnen, wohl aber Alles verlieren; wir müssen unsern Feinden zuvorkommen und ihnen den Krieg erklären; immer wird ein ehrenvoller Untergang einer ehrlosen Unterjochung ohne Vertheidigung vorzuziehen sein.“ — Damit ergriff er die Feder und unterzeichnete die Ordre an sein Heer zum Einfall in Böhmen.

Mitten unter den rauschenden Vergnügungen der Carnevalszeit in Berlin, unter den Zerstreuungen der Feier des hohen Beilagers seiner Schwester und des

Thronerben von Schweden, inmitten der Concerte, Opern und Tänze im neu vollendeten Opernhause und seiner geistreich heitern Unterhaltung und Correspondenz war, wie wir gesehen haben, dem großen Könige Zeit genug geblieben, die ernste Lage der Politik seines Hauses zu überschauen und das Nöthige anzuordnen.

Darauf, und auf die Kraft seines Heeres und die erprobte Tüchtigkeit der Führer desselben gründete sich sein Vertrauen auf den Sieg.

So war es unter Vorbereitungen zum Feldzuge schon Abend geworden. Friedrich klingelte und sagte zum eintretenden Kammerdiener: „Maskenkleider, Fendersdorff, die Redoute wird beginnen.“

4.

So zeigte Friedrich äußerlich eine Sorglosigkeit, welche den Ernst gar nicht ahnen ließ, der für diese ihm heilige Sache in seinem Innern glühte. Obwohl es unter der Hand bekannt geworden war, daß es nur einer Ordre bedurfte, um durch einen Einfall in Böhmen den Krieg zu beginnen, so fürchtete doch die österreichische Partei den Ausbruch eines Krieges nicht. Man hielt von dieser Seite das Ganze für eine leere Demonstration, um die diplomatischen Unterhandlungen wegen Oesterreichs Ansprüchen auf Schlesien kräftiger beseitigen zu können.

Der König, hieß es, denkt nicht einmal an den

Krieg. Er leidet noch an Fieberanfällen, wie könnte er sich den Kriegsstrapazen aussetzen? Er ist viel zu sehr Soldat mit Leib und Seele, um einen so schweren und bedenklichen Krieg, wenn es ihm Ernst damit wäre, seinen Generalen zu überlassen. Auch macht er gar keine Anstalten zur Abreise, bläst die Flöte, spielt mit den Windhunden, macht Baupläne für ein Lusthaus auf der Höhe vor dem Brandenburger Thore in Potsdam, giebt Concerte, besucht die Oper und horcht auf die Rouladen und Triller der Faustina, oder sagt der schönen Tänzerin Barberina hinter den Coulissen einige Galanterien, und amüsirt sich mit Carnevals-Lustbarkeiten, das Alles schmeckt nicht nach Krieg, mindestens wird dieser wie gewöhnlich auf die lange Bank geschoben werden, und die Diplomaten werden den Frieden in der Tasche behalten und Preußens Ansprüche auf Schlesien, ruhig wie vor Jahrhunderten, ad acta legen.

Was diese klugen Leute in ihrer Sicherheit noch mehr einwiegte, war der schon erwähnte große Maskenball, den der König für die Nacht vom vierzehnten auf den funfzehnten August im königlichen Schlosse zu Berlin hatte ansagen lassen. Der ganze Hof und Adel der Provinz war dazu eingeladen worden, mit dem Beisatz: der König würde selbst dabei anwesend sein.

Wer mochte bei solchen rauschenden Festen des Berliner Hofes an Krieg glauben? Wer konnte wissen, daß

der getreue und kluge Kammerdiener Fendersdorff die Vorbereitungen zu der Abreise des Königs so im Geheimen betrieben hatte, daß Niemand diese so nahe bevorstehend ahnen konnte? Dazu gehörte freilich nicht viel. Die Feldequipage des Königs, wozu ein paar Köche und ein gefüllter Flaschenkeller gehörte, waren schon früher mit den Regimentern abgegangen. Ein paar tüchtige Reitpferde standen immer in den königlichen Ställen, immer gesattelt und gezäumt, bereit. Daß dieses jetzt gerade die Lieblingspferde des Königs betraf, die langen Mollwitzer Schimmel und andere, konnte nicht auffallen. Ein paar Maulesel, mit der Flöte, Musikalien und französischen Büchern, waren auch schon zum Heere abgegangen. Einige Pfund Spagnol waren nicht vergessen dabei zu packen, und die einfache Garderobe des Königs füllte noch keinen Mantelsack.

So war Alles bereit zur Abreise des Königs. Es kam nur auf den Befehl dazu an, aber der König erschien im himmelblauen Brocatkleide, mit Silber gestickt, in der langen gestickten Schoßweste, in Schuhen mit großen Brillantschnallen, und seidenen Strümpfen und einem schwarzen Domino mit schwarzen Kanten besetzt, dabei ohne Maske aber mit weißen Straußfedern auf dem dreieckigen Hute auf dem Maskenballe. So zieht man nicht zu Felde, raunten sich die Diplomaten einander zu, und deuteten auf den Kreis von Damen in Balltoilette, mit

reichen Brillanten geschmückt, und von Herren in Federhüten mit Dominos von hellen Farben, der sich überall durch ehrerbietiges Zurückweichen bildete, wohin der König seine Schritte wendete.

5.

Das war ein Glanz und ein Lichtmeer, wie es geeignet gewesen wäre, an die Feenmärchen der Scheherazade zu erinnern.

Im weißen Saal und in den anstoßenden Staatszimmern des königlichen Schlosses in Berlin wogte die bunte Menschenmenge mit leichten Flormasken vor den Gesichtern. Zwischen den farbigen Dominos schlüpften die schwarzen und grauen Chauve-souris und über dem Ganzen wogte ein Wald von weißen und schwarzen Straußfedern, meist durch in allen Regenbogenfarben strahlende Diamantagraffen an den Hüten festgehalten. An tausend Wachskerzen mit ihren weißen klaren Lichtflämmchen, auf silbernen Armleuchtern auf den Marmortischen oder an Girandolen und Wandleuchtern von massivem Silber, noch aus den Zeiten des gestrengen Vaters Friedrichs des Großen herstammend, oder die riesigen Lichterbouquets an den Kronleuchtern von facettirtem Bergkrystall reflectirten aus allen den deckenhohen Wandspiegeln oder von den vergoldeten Stukkaturen der Marmorwände und mit allegorischen Gemälden geschmückten Decken.

Das Schmettern der Trompeten und Wirbeln der Pauken hatten die Ankunft des Königs angekündigt gehabt. In seinem Gefolge ließen sich einige hohe Staatsbeamte und Gelehrte trotz der verhüllenden Masken und Dominos erkennen, aber nur wenig Officiere, einige Adjutanten ausgenommen. Ueberhaupt waren die Uniformen der glänzenden Garderegimenter mit den goldenen Brandenbourgs — so hießen die gestickten Schleifen mit Troddeln, womit die Knopflöcher der blauen Uniformen geschmückt waren — verschwunden, denn Alles, was ein Porte-épée trug, war fort zur Armee und stand schon an der sächsischen Grenze, den Befehl zum Einrücken erwartend.

So mußten denn die wenigen, in den nächsten Umgebungen des Königs anwesenden Officiere die Augen der Damen um so mehr auf sich ziehen, und vor Allem fielen die Blicke aus den dunklen schönen Augen, aus den schwarzen Flormasken auf einen bildschönen jungen Mann in der prachtvollen Uniform der Escadron Garde du Corps. Die Sürtoutweste von rothem Sammet, mit goldenen Fransen und Crepinen besetzt, welche an der Stelle des Cuiraß bei Hoffesten über die weiße Uniform getragen wurde, war durch keinen Domino, das Gesicht durch keine Maske verhüllt, ein Beweis, daß er hier in dienstlicher Beziehung im Gefolge des Königs anwesend war. Und so war es auch der Fall. Während die anderen Officiere dieser prächtigen Escadron bei den ausgerückten Truppen sich

befanden, war der Cornet Freiherr Friedrich von der Trenck auf speciellen Befehl des Königs als Ordonnanzofficier bei ihm commandirt worden, ein Beweis von Gunst, der von der Ueberzeugung der Brauchbarkeit dieses jungen Officiers und von dem Vertrauen des Königs auf seine Bravour und Geistesgegenwart ausgegangen war. In der unmittelbaren Nähe des Königs hatte Trenck Gelegenheit, fast jedes Wort zu vernehmen, was Friedrich, meistens im heitern und sarkastischen Ton, hierhin und dorthin gewendet, sprach; aber eben diese seine dienstliche Stellung gestattete ihm nicht, sich nur einen Augenblick zu entfernen, um der hohen Dame, die sein Herz und sein Auge unter den Anwesenden suchte, wenigstens durch einen Blick zu sagen, was er empfand.

Doch bald sollte ihn eben dieser Umstand, der ihn hinderte sich frei zu bewegen, in ihre Nähe führen. Der König mit seinem kleinen Gefolge trat in eines der mit Silberreichthum fast überladenen Nebenzimmer. Dort saßen die verwitwete Königin-Mutter neben der regierenden Königin, Gemahlin Friedrichs des Großen, und neben dieser saßen die anwesenden Prinzessinnen und die als hoher Besuch am Hofe anwesenden fremden fürstlichen Damen.

König Friedrich verneigte sich zunächst sehr tief und achtungsvoll gegen seine hohe Gemahlin, die Königin, aber er sprach kein Wort mit ihr. Nachdem die hohe Frau den königlichen Gruß durch eine ebenso ehrerbietige

Verneigung schweigend erwidert hatte, wendete sich der König gegen eine schöne junge Dame, die von Diamanten strahlte, während ihre großen blauen Augen niedergeschlagen wurden, um dem Scharfblick des großen Königs nicht das tiefste Geheimniß einer schwärmerischen Seele zu verrathen.

Da die fürstlichen hohen Damen nicht maskirt waren, so erkannte Trenck mit dem freudigsten Herzklopfen seine hohe Freundin, die Prinzessin Amelie.

Der König umarmte sie zärtlich, küßte sie auf die Stirn und führte diese seine jüngste Lieblingsschwester seit der Verheirathung der Prinzessin Wilhelmine Friederike an den Markgrafen von Brandenburg zur Eröffnung des Balles durch eine Menuet.

Da wurde gezischelt in den vertrautern Kreisen des Hofes, natürlich in französischer Sprache, die jene pikante Causerie der Medisance viel leichter und gefälliger giebt, als das schwerfällige Deutsch.

„Wie er sie cajolirt, der König,“ sprach eine Maske, deren sichtbarer Theil ihrer Visage den längst vollzogenen Eintritt in die zweite Hälfte ihres Jahrhunderts nicht verleugnen konnte und deren Haltung und Ordenskreuz die spröde Prüderie eines alten Stiftsfräuleins verrieth; „man sollte meinen, diese Kleine“ — so wurde die hoch und schlank aufgeschossene Prinzessin Amelie, als die jüngste der königlichen Familie, immer noch genannt — „sei seine Geliebte oder habe ihn total behext.“

„Das Letztere möchte eher der Fall sein," entgegnete eine ältliche Dame von ungemeinem Embonpoint, welche ihre Fülle als Gemahlin eines adligen Ober-Hofküchenmeisters ohne Zweifel den Freuden einer guten Tafel zu danken hatte; „wenigstens," fuhr sie fort, „nennt sie Prinz Heinrich königliche Hoheit, wenn auch Prinzessin Amelie die Ehre hat, seine Schwester zu sein, nicht anders, als la Fée malfaisante."

„Und vielleicht nicht ohne Grund, mes Dames," versicherte ein wispernder Kammerherr so leise, daß man ihn kaum verstehen konnte; „wenigstens haben Ihre Hoheit eine scharfe Zunge und lieben die pikanten Sarkasmen wie hochdero erhabener Bruder, Se. Majestät der König."

Bei diesen Worten lüftete er aus Respect leicht den Federhut, so daß ihm die weiße Bartmaske entfiel und ein breites Gesicht unverhüllt erschien, das mehr als bornirt, mit einem leichten Anflug von Malice die Umstehenden anstarrte.

„Ich wage nicht zu entscheiden, meine Damen und Herren," bemerkte ein Hofherr in galonnirtem Kleide, dessen rosenfarbener Domino seltsam genug mit seinem faltigen, lederfarbenen Gesicht contrastirte, „ob der Beiname, den man Ihrer Hoheit giebt, „„des Königs Spion"", ein wohlverdienter ist; wenigstens ist es gewiß und bleibt völlig unerklärlich, daß der König Alles erfährt, Alles weiß, was in den intimsten Cirkeln am Hofe vorfällt."

„Still — nicht Alles," versetzte die hagere Stiftsdame aus dem vorigen Jahrhundert; „wenn man dem Geschwätz der Kammer- und Garderobemädchen glauben darf, so geschehen zwischen Himmel und Erde Dinge, von denen sich unsre Philosophie nichts träumen läßt. Doch ich will nichts gesagt haben. In gewissen Dingen kann man sich leicht die Finger verbrennen."

Betroffen und neugierig forschend sahen die Andern die Stiftsdame an. Diese aber spielte die Unschuldige und sagte mit dem schnippischen Air eines jungen Mädchens von 16 Jahren: „Apropos, reden wir von etwas Anderm. Kennt eine von den Damen einen gewissen Cornet vom Garde du Corps, einen Freiherrn von der Trenck?"

„Wer sollte den nicht kennen?"

„Das läßt sich denken — ein Cavalier, der die Gnade hatte, von hoher Hand eine Officierschärpe geschenkt zu erhalten."

„Ist freilich dafür zu jedem freundlichen Gegendienst verpflichtet; das finde ich ganz in der Ordnung."

„Und nun," flüsterte Eine der Andern zu, „Prinzessin Amelie soll eine geheime Liaison haben ... eben diesen Herrn von Trenck ... doch still, sagen Sie es um des Himmelswillen nicht weiter. Ich glaube selbst nicht daran und erwähnte nur des Gerüchts ... was doch die böse Welt sich zusammenlügt. Doch wenn es der König erführe ..."

Der König erfuhr zwar noch nichts Gewisses darüber, aber ein Umstand sollte dazu beitragen, den Verdacht, den er schon geschöpft hatte, noch zu erhöhen.

Nach dem Tanz hatte er die Prinzessin in eine Fenstervertiefung geführt. Er sprach lange und heimlich mit ihr. Prinzessin Amelie war außer sich; sie warf sich wiederholt in seine Arme. Der König suchte sie zu beruhigen, aber ihre Thränen flossen unaufhörlich. Bei der Lebhaftigkeit ihres Gemüths kam ihr das feine Battisttuch nur selten von den Augen. Endlich küßte sie der König auf die Stirn und legte mit einem strengen gebietenden Blick die Finger auf seinen Mund, worauf er sie allein ließ und ihre Oberhofmeisterin, Madame de Maupertuis, trat zu ihr.

Der Hof hatte in ehrerbietiger Ferne diese Scene mit angesehen und zerbrach sich nun den Kopf damit, was wohl zwischen Beiden für eine rührende Conversation stattgefunden haben möge. Niemand errieth die Wahrheit.

„Ich muß ihn sprechen um jeden Preis," dachte die Prinzessin bei sich selbst. „Gott, wenn er abreiste ... hu, in den blutigen Krieg ... und ich hätte mit keinem Wort, keinem Blick ihm ein zärtliches Lebewohl gesagt und ihm noch einmal Liebe und Treue geschworen für diese und jene Welt, und er fände den Tod ..."

Sie wagte den entsetzlichen Gedanken nicht auszudenken und doch mußte sie sich im Augenblick fassen.

Das Repräsentationsleben an den Höfen ist ein anderes, als das Seelenleben der weniger beobachteten Menschen. Jenes ist Maske, dieses Wahrheit.

Frau von Maupertuis hatte nicht Geist genug, um die Gedanken der Prinzessin zu durchschauen, und Amelie hielt es noch nicht für angemessen, sie ins Vertrauen zu ziehen.

Auf ihre Frage, was ihr fehle, sagte sie mit erzwungener Heiterkeit, indem sie ihre Thränen trocknete: „Ein Katarrh, Liebe, sonst nichts; das kommt wohl vor im Leben."

„Aber Hoheit hatten Gemüthsbewegung."

„Ich werde Ihnen gleich das Gegentheil beweisen, gute Maupertuis, ich werde tanzen; schicken Sie mir sogleich meinen Kammerherrn, um meine Befehle entgegenzunehmen."

Dieser erschien, ein feiner, polirter Hofmann, geleckt in Sprache, Anzug und Manieren, der gern mit etwas Affectation den französischen Marquis spielte.

„Ich bin so heiter heute Abend, Chevalier," sagte sie zu ihm mit einem seltsamen verzerrten Lächeln, „daß ich wohl eine Allemande tanzen möchte, aber mit dem besten Tänzer im ganzen Saale. Ah, da im Gefolge des Königs bemerke ich eben einen Garde du Corps-Officier, Freiherrn von Trenck — sollte der vielleicht..."

„Befehlen königliche Hoheit?"

„Ja, ihn zur nächsten Allemande.“

Der Kammerherr verneigte sich und steuerte gerade wie eine chinesische Djonke, die einen Mandarinen vom blauen Mützenknopf als Gesandter Seiner kaiserlichen Majestät des himmlischen Reichs der Mitte am Bord hat, auf die Umgebungen des Königs zu, wo sein Blick als Ziel seines Manövers den schönen jungen Garde du Corps-Officier ins Auge gefaßt hatte.

Dem König war kein Moment dieses Ereignisses entgangen. Er hatte sich so gestellt, daß seine großen blauen Augen seine Schwester Prinzessin Amelie fortwährend beobachten konnten. Das geschah, während er mit dem Akademiker Jordan einige scherzhafte Worte sprach, die sich auf Voltaire bezogen. Sogleich errieth sein scharfblickender Geist, in welcher Absicht der Kammerherr seiner Schwester sich dem Kreise seiner Umgebung näherte. Er fing ihn gewissermaßen auf, indem er ihm zurief: „Ah, Monsieur de ***, wen suchen Sie? Sie kommen sicher als Corsar von der Königin Dido abgesendet, um mir einen meiner Officiere zu kapern.“

„Zu Befehl, Sire. Auf Befehl Ihrer königlichen Hoheit Prinzessin Amelie soll ich den Herrn von Trenck zur nächsten Allemande befehlen.“

„Voilà, Messieurs,“ wendete sich der König zu den Andern; „gestehen wir, daß meine Schwester Geschmack hat. Um so mehr bedauere ich, heute meinen Ordonnanz-

Officier keinen Augenblick aus meinem Gefolge entlassen zu können. Ha, da sehe ich soeben den Kammergerichtsreferendar von Cocceji; führen Sie diesen jungen Riesen der Prinzessin auf meinen Befehl als Tänzer zu und sagen Sie ihr, Herr von Cocceji würde ohne Zweifel ein vorzüglicher Tänzer sein, da er gelernt habe, nach der Pfeife der Mademoiselle Barberina zu tanzen."

Ein Lachen, das kaum der Respect zu unterdrücken vermochte, verrieth, daß der Blitz dieses Witzwortes eingeschlagen hatte.

Der Kammerherr verneigte sich und der König sagte ihm noch: „Uebrigens, mein Herr, scheint Er meine Cabinetsordre noch nicht zu kennen, wonach der König unter allen Umständen, also auch zum Tanz, über die Hand der Prinzessin zu verfügen hat."

„Halten zu Gnaden, Majestät, eine solche Ordre ist mir noch nicht zugegangen."

„Möglich! so sei sie Ihm hiermit publicirt. Also auf Gefahr meiner Ungnade ... Er hole also bei jedem Auftrage dieser Art meine Genehmigung ein."

Verneigung.

„Er braucht übrigens der Prinzessin damit keinen Chagrin zu machen. Ich überlasse es Seinem Genie, der Sache ein Mäntelchen umzuhängen."

Nun führte der Kammerherr der Prinzessin den baumlangen Herrn von Cocceji als Tänzer zu, dessen Figur

man es wohl ansehen konnte, daß er wie ein Elephant zu tanzen wußte und von seiner Schönen alles Andere eher gelernt haben konnte, als Tanz.

Prinzessin Amelie war nicht wenig erstaunt, als ihr dieser kolossale Tänzer zugeführt wurde. Als aber der Kammerherr sich entschuldigte: Herr von Trenck sei in diesem Augenblick dienstlich verhindert und der König habe befohlen, diesen Herrn dafür eintreten zu lassen, da wagte sie keinen Widerspruch und fügte sich in das harte Geschick, nicht blos ihren Zweck verfehlt zu haben, sondern auch gleichsam einen Bärentanz aufführen zu müssen.

Wenn die Scene allgemeine Heiterkeit erregte, so war dem armen Trenck dabei wahrlich nicht zum Lachen zu Muthe. Er hatte Alles gehört und zog daraus den richtigen Schluß, daß der König wegen seines Verhältnisses die Wahrheit ahnte. Das forderte von seiner Seite doppelte Vorsicht und doch war der Wunsch brennend geworden in seiner Seele, die hohe Geliebte nur auf einen Augenblick im Geheimen zu sprechen, da schon der nächste Moment für ihn Marschordre und damit Trennung auf Leben und Tod bringen konnte.

Da die Prinzessin nicht wußte, welche Befehle der König ihrem Kammerherrn gegeben hatte und sie bemerkte, daß Trenck, was sie ebenfalls nicht wußte, auf Veranlassung des Königs später mit einer andern Dame des Hofes getanzt hatte, so mußte sie glauben, die dienstliche

Behinderung desselben habe aufgehört und sie schickte ihm aufs Neue ihren Kammerherrn, um ihn zum Tanz zu befehlen.

Und Trenck mußte hören, wie der König abermals dienstliche Behinderung desselben vorschützte und ihr irgend einen andern Tänzer anwies. Dasselbe geschah zum dritten Male. Trenck wurde dabei heiß und kalt, denn jetzt konnte es ihm kein Geheimniß mehr sein, daß Alles verrathen sein müsse.

Eine schreckliche Entdeckung, wenn er an die Folgen dachte. Um so dringender wünschte er seine hohe Geliebte zu sprechen, um ihr größere Vorsicht zu empfehlen.

Ein günstiger Umstand kam ihm dabei zu Hülfe. Der König schien ihn vom Balle entfernen zu wollen. „Es ist jetzt eilf Uhr," sprach er, nach seiner großen goldenen Taschenuhr sehend. „Die Nacht ist mondhell, in einer Stunde sitzen wir zu Pferde. Ihn beauftrage ich, die Pferde unter dem nördlichen Schloßportal bereit zu halten. Aber bei Festungsstrafe — Verschwiegenheit.

6.

So war Trenck auf der einen Seite frei, auf der andern gebunden. Er hatte nur Minuten, um den Versuch zu wagen, den hohen Gegenstand seiner Liebe auf einen Augenblick zu sprechen, um von ihm Abschied zu nehmen; denn mit muthig hochklopfendem Herzen hatte er die Mit=

theilung empfangen, daß es nun endlich zum Kampf und, wie kein Preußenherz zweifelte, zum Sieg kommen werde. Doch hatte das Unternehmen seine Schwierigkeiten. Er wußte, daß der König ihn beobachten lassen würde, und die Prinzessin allein zu sehen, schien ganz unmöglich zu sein; denn diese befand sich an der Seite der Königin-Mutter, umgeben von den Damen des Hofes, von fern beobachtet vom Adlerblick des Königs, in einem der Staatszimmer, in welches nur die allerhöchsten und höchsten Herrschaften mit den höheren Hofchargen Zutritt hatten. Ohne besondern Befehl des Königs in dieses Zimmer zu treten, würde ihm nicht erlaubt gewesen sein. Zudem würde ein öffentliches Abschiednehmen, wenn er auch dazu die Erlaubniß hätte auswirken können, was noch sehr in Frage stand, weder seinem Herzen, noch dem ihrigen genügend gewesen sein.

In dieser, für eine liebende Seele wirklich peinlichen Situation verließ Trenck den Saal, ohne seine Angebetete nur gesehen zu haben.

Er gedachte in die Garderobe der Damen zu eilen, um wenigstens der treuen Marion Abschiedsgrüße an ihre hohe Gebieterin aufzutragen; aber als er eben in den Corridor einbiegen wollte, der dorthin führte, hörte er das Hüsteln und Räuspern in einem eigenthümlich schnarrenden Tone, wie es dem vertrauten Kammerdiener des Königs, Findersdorff, eigen war. Jetzt wußte Trenck,

daß dieser beauftragt war, ihm zu folgen und ihn zu beobachten.

Um so mehr eilte er und flog fast, theils um seinen Diensteifer zu zeigen, theils um dem hinterdrein keuchenden Alten das Verfolgen zu erschweren, die breite Schloßtreppe hinab, über mehrere innere Höfe nach dem königlichen Reitmarstall.

Als Finckersdorff gesehen, daß Trenck wirklich das Schloß verlassen hatte, war er wieder umgekehrt, um dem Könige zu rapportiren.

Jetzt war Trenck frei. Die Rückkehr war ihm nicht versagt, ja gewissermaßen seine Pflicht, um den Rapport vom Vollziehen der Befehle des Königs zu überbringen. Das hatte man nicht bedacht und diesen Umstand benutzte Trenck, um mit kühner Geistesgegenwart den ihm so nahe am Herzen liegenden Zweck dennoch zu erreichen.

Und so gab er denn in fliegender Eile des Königs Befehle an den diensthabenden Stallmeister. Die Pferde, die mitgenommen werden sollten, waren längst bestimmt; es befand sich darunter der so berühmte lange Schimmel, der seit der Schlacht bei Mollwitz den Ehrennamen „der Mollwitzer Schimmel“ trug.

Nach dieser Besprechung eilte Trenck in sein Quartier, gab seinem Bedienten die nöthigen Befehle, zog die Staats-uniform aus und dazu eine gewöhnliche Dienstuniform an, mit hohen Reitstiefeln und Sporen. Dann stieg er im

Schloß eine Seitentreppe hinauf, ging rasch durch einige ihm genau bekannte Corridors nach der Damengarderobe der Prinzessinnen. Den Garde du Corps=Officier, der noch dazu mit dem silbernen Ringkragen, als Zeichen daß er sich im Dienste befand, decorirt war, hielt keine Schildwache auf, sondern machte ihm pflichtschuldigst die militärischen Honneurs. So erreichte er sein Ziel. Mehrere Kammerfrauen befanden sich dort, junge und alte, die aus langer Weile und Plaudersucht während der langen Ballnacht sich ganz gemüthlich am Kaffeetisch unterhielten.

Der rasche Eintritt des jungen schönen Officiers, auf den eben ein schwacher Lichtschein von den Wachslichtstumpfen, die hier spärlich genug gebrannt wurden, fiel, schreckte die kleine Heerde auf. Die Jüngsten, die sich natürlich auch für die Schönsten hielten, dachten an nichts, als an ein verliebtes Abenteuer, und sie wendeten in der That alle die kleinen Künste der Koketterie an, als Lachen, die Köpfe Drehen, Flüstern und so weiter, um die Blicke des jungen gnädigen Herrn wo möglich auf sich selbst zu lenken.

Das half aber nichts. Trenck erblickte sogleich unter den Kaffeeschwestern die muntere Marion, die natürlich nicht that, als ob sie ihn jemals schon im Leben gesehen habe. Für Trenck war die Anwesenheit so vieler schwatzhafter Zofen, welche die Neuigkeit des Erscheinens eines jungen Officiers in diesem Heiligthum der Damen am

folgenden Morgen geheimnißvoll in zehn Boudoirs verbreitet haben würden, höchst unangenehm; allein anstatt den Kopf zu verlieren und sich zurückzuziehen, sprach er mit imponirender Keckheit: „Auf Befehl des Königs, ein Auftrag von Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Amelie, an höchst Ihre Kammerfrau Demoiselle Marion, ist eine hier dieses Namens?“

„Zu Befehl,“ sprach Marion und präsentirte sich mit einem schnippischen Knix.

„Allein sprechen!“ herrschte Trenck im ernsten und gebieterischen Ton, und nun zogen sich die Andern nicht ohne Verwunderung in ein kleines Nebenzimmer zurück.

„Aber um des Himmels willen, gnädigster Herr,“ sprach Marion, nachdem sie die Thür des Nebenzimmers zugemacht hatte, mit gedämpfter Stimme, denn sie konnte sicher darauf rechnen, daß zehn neugierige Weiberohren an die Thür gedrückt waren, um zu horchen, „was wagen Sie? wenn diese Plaudertaschen .....“

„Still, Leben und Tod hängen davon ab, schweigen wie das Grab, sonst wäre ich verloren.“

„Na, ich ein Frauenzimmer und nicht verschwiegen sein. Das wäre in der That merkwürdig.“

„So muß ich Dir Alles sagen. Unmittelbar vom Balle, in einer Stunde schon wird der König abreisen, ich mit ihm, dann kein Wiedersehen vor Beendigung des Feldzuges, schrecklich, entsetzlich, und nun keine Möglich-

keit, Abschied zu nehmen, ich bin in einer Stimmung der Desperation, daß ich mir möchte selbst eine Kugel durch den Kopf jagen ...."

Auch Trenck hatte diese Worte so leise gesprochen, als es die Leidenschaftlichkeit seiner Stimmung nur immer zulassen wollte.

„Das wäre Schade um das junge Blut," entgegnete Marion, „und eine gewisse hohe Dame weinte sich die Augen roth. Aber warum Unmöglichkeit? Wenn Sie mir ein gnädiger Herr sein wollen, schaffe ich dem fahrenden Aeneas seine Dido in zehn Minuten hierher."

„Prächtig!" rief er und küßte in seinem Entzücken das immer noch ganz hübsche Kammermädchen, „ich lasse Dich in Gold fassen, Marion!"

„Sehr gut," entgegnete sie, seine ungestüme Zärtlichkeit mit einer schnellen Wendung abwehrend, „in diesem Falle aber würde ich die goldene Fassung an den nächsten Juden vertrödeln müssen, warum? weil ich ein stoffenes Kleid aus Lyon nothwendig haben würde, noch schöner, als es die alte Rhamm, die boshafte Kammerfrau der verwitweten Königin, von derselben zum Geschenk erhalten hat. Das Geschöpf soll sich ärgern, bis es schwarz wird."

„Hier," rief Trenck, „meine Reisechatoulle," dabei warf er ihr eine grünseidene Börse zu, durch deren Filetmaschen lauter Goldstücke blitzten, „der Himmel wird mir

schon wieder frische Munition zuführen. Nun aber allons, geschwind."

„Noch einen Augenblick! Sie warten hier, gnädiger Herr, ich aber sorge für Ihre Sicherheit." Und damit trat sie in das Nebenzimmer und sprach lachend zu den neugierigen Zofen: „Was die hohen Herrschaften für Geheimnisse haben! Da will mein Prinzeßchen als Charaktermaske erscheinen, und Niemand soll sie erkennen, in welcher Maske, darf ich nun freilich nicht verrathen; indeß am Ende sage ich es doch, denn ein Geheimniß drückt das Herz ab. Jetzt aber, meine Damen, muß ich um Erlaubniß bitten, Sie einschließen zu dürfen, Ihre königliche Hoheit wird sogleich hier sein und würde außer sich gerathen, wenn sie hier irgend eine fremde Personnage fände." ...

„Aber der Officier" ....

„Ordonnanz=Officier des Königs, hatte keinen Augenblick Zeit, ist längst wieder fort. Adieu, mes dames, ich bin ungeheuer pressirt."

Damit zog sie sich zurück und drehte den Schlüssel im Schloß.

„So," sagte sie, „gnädiger Herr, die Gimpel sitzen richtig in Ihren Käfigen. Ruhen Sie indeß auf dem Canapee nach Belieben, ich gehe, Ihre Göttin zu holen, muß aber so frei sein, Sie indeß einzuschließen."

„Nach Belieben, Du bist auf Ehre und Cavalier-parole ein Juwel erster Größe unter den Kammerkätzchen."

„Mein gnädiger Herr," sagte sie lachend und legte die Börse auf einen kleinen Marmortisch, „um dieses Compliment zu verdienen, muß ich Ihnen schon Ihr Geld zurückgeben, die Geschichte mit dem Stoffkleid war ein Scherz, denn meiner Gebieterin bin ich treu wie Gold, aber mit Gold erkauft man sich die Gunst solcher Treue nicht. Was ich thue, geschieht um meiner hohen Gebieterin zu dienen, nicht in Ihrem Dienst, mein Herr, von dem noch sehr in Frage steht, ob er eines solchen Juwels, wie die Liebe dieser hohen Dame, auch würdig ist."

Mit diesen Worten verließ sie das kleine Gemach, und schloß hinter sich zu, indem sie den Schlüssel mit sich nahm.

7.

Trenck war seinen Gedanken überlassen, die eben nicht die erfreulichsten waren.

„Erfährt es der König," sagte er zu sich selbst, „so bin ich verloren für diese und jene Welt. Lebenslängliche Festung würde mein Loos sein, oder ich müßte mich todt schießen, in beiden Fällen die Hölle; aber kann ich undankbar sein gegen so viel Gnade und Liebe? giebt es ein himmlischeres Wesen, als diese Amelie? würde es nicht eine Sünde gegen den heiligen Geist sein, die Gott

selbst nicht vergeben könnte, wollte ich diesen Engel des Himmels betrüben? Nein, komme was da wolle, ich liebe, und welche Liebe wäre das, die nicht freudig für den geliebten Gegenstand tausendmal das Leben wagte?"

Nun erblickte er seine Börse wieder. „Ah, sagte er zu sich selbst, „auch nicht übel mit solcher Treue. Es war unüberlegt gewesen, daß ich mich blosgeben wollte. Will der Officier ins Feld rücken, so braucht er Geld, viel Geld, ungeheuer viel Geld, also gut, meine hundert Louisd'ors wandern wieder in meine Tasche."

„Aber, wo sie nur bleiben mögen!" fragte er nach einer Pause, „mir wird doch bange, wenn die Stunde verfließt, ich eingeschlossen, kann nicht zum Dienst kommen. Der König würde abreisen und eine Verhaftordre gegen mich am Thore zurücklassen, oder gar als Deserteur mich infam cassiren. Meine Ehre verloren, Alles verloren, selbst eine Kugel vor den Kopf würde sie mir nicht wiedergeben."

Diese unerfreulichen Gedanken nahmen mit jeder Minute peinlichen Wartens an Lebhaftigkeit zu. Die Zeit schleicht ohnehin um so langsamer, je lebhafter wir ihre Beschleunigung wünschen oder fürchten.

Am Ende wurde seine Situation so unerträglich, daß er drauf und dran war, als wahrer Tollkopf, entweder die Thür nach dem Gemach, worin die Kammerzofen eingesperrt waren, zu sprengen, oder mit einem Pi-

stolenschuß das Schloß der andern Thür, die nach dem Corridor hinausging, zu öffnen.

Da, horch, leise schnelle Fußtritte. Der Schlüssel drehte sich im Schloß. Sein Herz klopfte wie ein Hammer.

8.

Für Marion war es keine leichte Aufgabe gewesen, ihrer Prinzessin, die sich umgeben von dem hohen Familienkreise und dem Hofstaat im Staatszimmer befand, den nöthigen Wink zukommen zu lassen.

Ungehindert begab sie sich in das Vorzimmer, wo die königlichen Kammerlakaien, die den Dienst im Innern versahen, ihre Station hatten.

Einen derselben kannte sie. „Krämer," sprach sie zu ihm, „Er würde Ihrer königl. Hoheit, Prinzessin Amelie, einen großen Dienst erweisen, wenn Er der Frau Oberhofmeisterin, Madame de Maupertuis, einen Wink geben wollte, daß Marion sie augenblicklich sprechen müsse."

„Es ist doch nichts passirt? etwa Abreise des Königs?"

„Gott behüte uns in Gnaden davor, aber ihre kleine Mignon, ach Gott das arme Lieblingshündchen Ihrer königlichen Hoheit ....."

„Freilich, wenn solchen wichtigen Personnagen etwas zugestoßen ist, muß man eilen ...."

Und damit war der Lakai verschwunden.

„Was giebt es denn schon wieder, Demoiselle Marion?“ fragte Frau von Maupertuis eintretend, indem sie die Flormaske abnahm und ein Gesicht zeigte, das ganz blaß vor Schrecken war. „Der Lakai ließ ein Wort von Mignon fallen, mein Gott! es wäre schrecklich! es hat sie doch nicht des Königs Biche gebissen? Dann dürfte sie sich nicht einmal beschweren; man müßte gleich den Leibarzt Sr. Majestät holen, der ist ein wahrer Hundedoctor, das hat er an den königlichen Windspielen gelernt.“

„Beruhigen sich, Excellenz, die Sache ist nicht so wichtig. Ihre königl. Hoheit hatte an Ihren Bruder Prinz Heinrich im Feldlager geschrieben, und suchen Gelegenheit, diesen Brief schnell und sicher zu expediren. Ich aber habe das Glück gehabt, den Courier des Königs, der in einer halben Stunde abgeht, aufzufangen. Er wartet auf Abfertigung von Seiten Ihrer Hoheit.“

„Nun gut, so geben Sie ihm den Brief, Sie dumme Person.“

„Aber, liebste Excellenz, so bedenken Sie doch, er liegt in dem kleinen Secretär von chinesischem Porzellan, wozu Hoheit selbst immer den Schlüssel bei sich trägt.“

„Gut, so hole ich den Schlüssel.“

„Nicht um das Leben giebt Ihre Hoheit ihn in andere Hände. Zudem sehe ich wohl ein, daß ich Ex-

cellenz noch ein Geheimniß vertrauen muß. Hoheit hat sich noch eine Ueberraschung für ihren königlichen Bruder vorbehalten. In der Verkleidung der Minerva wird sie ihm einen Schild mit dem Medusenhaupt übergeben und dabei mit ein paar französischen Versen wünschen, daß er seine Feinde damit versteinere.“

„Ach, charmant! Der König liebt solche geistvolle Impromptu's.“

„Lassen Excellenz darüber nur Andeutungen fallen; doch nur alsdann, wenn Ihre königl. Hoheit vermißt werden sollte.“

„Ha, ich verstehe!“

Damit eilte sie fort, und Prinzessin Amelie hatte augenblicklich erkannt, worauf es jetzt ankam; besonders da der König ihr selbst vertraut hatte, daß er in dieser Nacht noch abreisen würde.

Sie war es, die jetzt eintrat in die Garderobe. Marion zog sich zurück, um Wache zu stehen, wie sie sagte. Sie hatte die Prinzessin gebeten, ganz leise zu reden, wegen der eingesperrten Kammerfrauen. Aber Amelie wußte, wen sie dort sehen sollte, und in welcher Absicht, das letzte Wiedersehen vor der Abreise zum Kriege, wo Tausende von Kugeln pfiffen, Tausende geschliffener Säbel schwirrten und Tausende von Bajonnetspitzen sich in die warme lebende Menschenbrust senken sollten.

„Hu, entsetzlicher Gedanke!“

9.

Wir lassen erst einige Minuten vergehen, ehe wir unsern Leser zu diesem gefährlichen Rendezvous führen. Indiscret würde es sein, die Thränen, Umarmungen, Klagetöne der Schmerzen, welche solche Situation in liebenden Herzen erzeugen muß, durch Worte profaniren zu wollen. Aber die Zeit drängte, es mußten rasch Verabredungen getroffen werden.

Zuvörderst gab Amelie der Bitterkeit, welche die Trennung um eines schrecklichen Krieges willen in ihrer liebenden Seele erzeugen mußte, Worte:

„O, der Krieg, der abscheuliche Krieg," rief sie mit gedämpfter Stimme, „mit welchem Rechte werden Tausende von unschuldigen Menschen zur mörderischen Schlachtbank geführt? Den Mörder eines einzelnen Menschen richtet man hin, und den von Tausenden bekränzt man mit Lorbeeren. O Welt, wie liegst du im Argen!"

„Himmlische Hoheit," entgegnete Trenck, „macht der Schmerz Sie nicht ungerecht? Ist es Mord, wenn im ehrlichen Kampfe Gegenwehr möglich ist? Ist es Mord, wenn in Streitigkeiten der Staaten unter einander es keinen andern Richter giebt, als Gewalt der Waffen? Doch die Zeit drängt und ist zu edel, um zu politisiren. Ich habe nur noch Minuten zum Scheiden von meiner

geliebten Hoheit. Leben Sie wohl, meine himmlische Amelie."

„Für ewig! entsetzlich. Sie rennen in den Tod, mein Freund. Wir sehen uns nicht wieder. Tausend Kugeln, tausend Schwerter, tausend Bajonnette werden gegen Ihre Brust gerichtet sein. Eins dieser gräßlichen Todeswerkzeuge wird doch bestimmt sein Ziel erreichen. Sehen Sie, Sie sind todt, ein Leichnam, ja schon eine in Verwesung übergehende Leiche, um die sich Niemand bekümmert, die Niemand in christlicher Erde bestattet, auf freiem Felde liegend hacken Raben ihr die Augen aus, hu, gräßlich, ich überlebe es nicht!" So rief sie, indem ihre lebhafte Phantasie sich selbst überreizte, und ein krampfhaftes Zucken durchrieselte ihre Nerven.

„Aber noch bin ich lebensfrisch und warm, mein Herz klopft, meine Lippen glühen."

Er gab ihr davon die Ueberzeugung, indem er sie küßte; aber ihre Lippen waren kalt; alles Blut war ihr zum Herzen zurückgetreten, mit erschlafften Gliedern, kaum noch im Stande, sich aufrecht zu erhalten, hing sie in seinen Armen.

„Desto schlimmer," sagte sie mit schwacher Stimme, „desto gräßlicher der Uebergang vom Leben zum Tode. Trenck, ich beschwöre Sie, wollen Sie mir Ihre Liebe beweisen, wollen Sie mein Leben erhalten, das sonst ge=

opfert sein wird, so schwören Sie, bei Gott dem Allmächtigen, meinen Wunsch zu erfüllen ...."

„Aber, Hoheit! ...."

„Nein, still, ein Eid bindet keinen Cavalier, wohl aber das Ehrenwort. So geben Sie mir denn das Ehrenwort eines Officiers von Ehre, die Parole d'honneur eines Cavaliers, Alles erfüllen zu wollen, was ich verlange."

„Mein Leben, Hoheit, mit Freuden."

„Gut, also Ihr Leben, ich nehme es an. Von jetzt an ist Ihr Leben das meinige, und mit dem Rechte der Eigenthümerin verweigere ich jede Opferung desselben. Also, Ihr Ehrenwort ...."

„Ja, ich gebe mein Ehrenwort darauf, jeden Wunsch Ew. Hoheit zu erfüllen, sobald es in meinen Kräften liegt und sich mit der Ehre verträgt."

„Wenn es ritterlich ist, eines Cavaliers würdig, seiner Geliebten das Leben zu retten, so ist es auch ehrenvoll für Sie, was ich von Ihnen fordere."

„Befehlen Sie, himmlische Hoheit ...."

„Gut, also befehle ich, daß Sie sich sogleich krank melden lassen und den König nicht in diesen mörderischen Krieg begleiten."

„Das Kanonenfieber lügen? niemals! Die einzige Gelegenheit versäumen, mit flammendem Muth Ruhm, Ehre und Avancement zu erringen ...."

„Auch den Tod, den gräßlichen, blutigen Tod! ....“

„Immer besser noch den Tod auf dem Bette der Ehre, als das Leben im Pfuhl der Schande. O, meine geliebte, angebetete Hoheit, fordern Sie eine Infamie nicht von Ihrem Freunde. Mein Ehrenwort hätte keinen Werth, Ihrer Liebe wäre ich nicht würdig, könnte ich nur einen Gedanken daran hegen, vor meinem Könige, dem Herrn, und meinem Gewissen, ein feiger, ehrloser Schurke zu werden, der seinen Fahneneid bricht, sich durch Lüge erniedrigt, in dem Augenblick, wo es gilt, diesem Eide treu dem Ruhme seines Königs und der Ehre seines Vaterlandes zu dienen.“

„Sie gehen also in den Krieg?“

„Ich gehe, wohin die Pflicht mich ruft, mit Gott, für König und Vaterland.“

„So gehen Sie, grausamer, undankbarer Mensch. Sie lieben mich nicht. Ein Herz, das noch irgend ein anderes Gefühl hegen kann, als Liebe, eine Seele, die noch irgend einem andern Gedanken Raum geben kann, als an die Geliebte zu denken, liebt nicht.“

„Hoheit, eben weil Liebe der einzige Gedanke meiner Seele ist, habe ich die höhere Pflicht, Ihrer würdig zu bleiben. Geliebte Hoheit, ich beschwöre Sie, entlassen Sie mich! Die Zeit drängt, noch eine Minute Verspätung, und ich würde auf der Festung die Verletzung meines Fahneneides büßen müssen.“

„Festung! Nun auf der Festung wären Sie wenigstens vor Kanonenkugeln sicherer, als im offenen Felde ....“

„Aber nicht vor Schande ....“

„Festung!“ sprach sie mit bitterem Schmerz, „freilich ist das eine Ehrenstrafe, und in diesem Falle ist jeder Feldherr ein Tyrann, so gehen Sie, gehen Sie, ich will versuchen, es zu überleben, aber ach, ich fühle schon, ich sterbe. O Himmel! es ist mein Ende. Adieu, Adieu für diese Welt! O, die Männer, die Männer, sie wissen nicht zu lieben!“

Diese letzten Worte hauchte sie schon hinsterbend, ihr schöner Kopf sank an die Brust des Mannes, der sie mit Schmerz umfaßt hielt, ihre Glieder wurden schlaff. Er legte die Ohnmächtige sanft nieder auf das Canapee, und wollte sich entfernen, nachdem er noch einen Kuß des Scheidens auf ihre kalten Lippen gedrückt hatte; mit welchen Gefühlen, läßt sich denken, aber noch war die Thür verschlossen. Er klopfte leise an die Thür, die zum Corridor führte. Plötzlich wurde diese rasch von Außen aufgeschlossen. Marion trat ein, außer sich:

„Um Gotteswillen, verbergen Sie sich; der König kommt!“

In der That vernahm er von dem langen Corridor her, der keinen Ausgang hatte, als den einen nach der Treppe zu, die schweren Tritte des Königs, der also schon gestiefelt war zur Abreise.

Aber wohin? Die Garderobeschränke waren verschlossen. Zeit, die Schlüssel zu holen und aufzuschließen, war nicht mehr. Aber da hingen Mäntel und Dominos an der Wand. Trenck verbarg sich darunter, so gut es gehen wollte; freilich hatte er nicht bedacht, daß die Mäntel nicht so weit gegen den Boden herunter reichten, um auch die gespornten Stiefeln des darunter sich verbergenden Mannes zu verhüllen.

Aber Marion sah es, Verhüllung der Reiterstiefeln war nicht mehr möglich. Ihr Blut gerann zu Eis und ihr Herz blieb stehen. Schon war der König ganz nahe, da löschte sie schnell die Lichter aus, bis auf eins, und rechnete auf die den Hintergrund verhüllende Dämmerung, in diesem Augenblick trat der König ein, in der einfachen blauen Uniform, mit dem Stern des schwarzen Adlerordens auf der Brust, der blaßgelben Weste und der schwarzen Sammethose, dem dreieckigen Hut mit der weißen Generalsplüme, dem Degen an der Seite und dem Krückstock mit dem Bernsteinknopf in der Hand, diesem berühmten Donnerkeil, der manchem Rücken die Macht eines Jupiter tonans hatte fühlen lassen.

„Wo ist meine Schwester Amelie?“ fragte er, mit finsterm Blick im halb dunkeln Zimmer herumsuchend.

„Gott, da liegt die arme Hoheit, in Ohnmacht. Die Nachricht, daß Ew. Majestät Pferde schon vorgeführt sind . . . . . .“

„Sonderbar, und hier in dieser Garderobe, um diese Zeit ....“

„Ihre Hoheit hatte Ew. Majestät eine Ueberraschung zugedacht, im Costüm der Minerva ....“

„Ha, ich weiß schon. Minerva liebte die Krieger, aber das soll nicht sein, Minerva sollte immer bedenken, daß sie die Göttin der Weisheit und Wissenschaft ist. Sorge Sie indeß für meine Schwester; sage Sie ihr, daß ich hätte Abschied von ihr nehmen wollen.“

Schon wendete er sich ab zum Gehen. Marion's Herz klopfte leichter, in der Hoffnung, nun sei Alles gerettet; indeß drehte sich der König noch einmal um. Sein Adlerauge durchstreifte den dämmernden Raum des Zimmers. Er erblickte das bedenkliche Corpus delicti, die Reiterstiefeln. Marion zitterte; aber im nächsten Augenblicke wendete er sich zu der Zofe und sagte im sarkastischen Ton: „Gehören die Reiterstiefeln da auch zum Costüm der Minerva? Sage Sie Ihrer Hoheit: ich liebte dergleichen nicht im Costüm der Damen. Adieu!“

Mit diesen Worten ging er hinaus. Trenck durfte nicht zweifeln, daß der König wußte, wessen Füße in den Reiterstiefeln steckten, aber es war offenbar, er wollte dieses Mal, um die Ehre seiner Schwester zu schonen, die Sache ignoriren und glaubte ohne Zweifel, der Vorfall würde für alle Zukunft zur Warnung dienen; aber ein

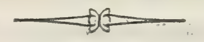
liebendes Herz kennt keine Warnung, weil es keine Gefahren kennt.

Und so war es auch. Friedrich, durch Findersdorff aufmerksam gemacht, während er seine Reisekleidung anzog, ging in den Saal zurück und vermißte seine Schwester. Der Vorwand, den Frau de Maupertuis ziemlich unsicher vorbrachte, von der Ueberraschung in der Charaktermaske der Minerva, genügte ihm nicht. Er hatte auch Trenck vermißt. Das war ihm genug, ihn in der Garderobe zu suchen. Sein Verdacht fand sich bestätigt. Da indeß jetzt, in Folge des Feldzuges, die Trennung der Liebenden doch erfolgen mußte, so war ihm das gewiß genug, und er beschloß auch, seinem Adjutanten von der Trenck für jetzt noch keine Ungnade merken zu lassen.

Dieser aber stand schon neben seinem Pferde, als der König die breite Schloßtreppe herabkam und seinen langen Schimmel bestieg.

Der König schien ihn nicht zu bemerken.

So geschah am 15. August 1744 früh Morgens die Abreise des Königs aus Berlin.



Viertes Kapitel.

Belagerung von Prag. — Erstürmung des Ziska=Berges. — Bombardement von Prag. — Die Besatzung ergiebt sich. — Des Königs Brief an Jordan. — Die tapfern Grenadiere. — Beschlossener Rückzug. — Beschwerden des Rückzugs. — Der Pandurenoberst Trenck. — Trenck's Thätigkeit. — Sein glücklicher Coup. — Gnade des Königs. — Aufrichtigkeit. — Trenck's Pferde werden genommen und von dem Pandurenoberst zurückgegeben. — Affaire von Kolin. — Der König spricht gnädig mit Trenck. — Rückkehr nach Berlin. — Wiedersehen der Liebenden. — Unvorsichtigkeit. — Verrath. — Duell. — Politik des Königs in Beziehung auf Trenck's Verhältniß zu der Prinzessin. — Donnerwort. — Strenge Bestrafung. — Strenger Arrest. — Des Königs Besuch bei Amelie. — Des Königs Zärtlichkeit für sie. — Gedanken darüber. — Courierreise nach Dresden. — Zurück in Arrest.

1.

An demselben Tage, an welchem der König den Maskenball nach Mitternacht verließ, um sich zu seinem Heer zu begeben, waren 80,000 Mann preußische Truppen nebst den verbündeten kaiserlich baierschen und französischen Hülfstruppen ohne Widerstand in Sachsen und Schlesien eingerückt.

Der König hielt sich nicht dabei auf, Dresden, welches

ihm die Thore gesperrt hatte, zu belagern; er umging die wohlbefestigte Stadt und rückte vorwärts auf Böhmen zu. Sein nächstes Ziel war Prag. Im Anfange des Septembers war das Heer dort eingetroffen. Es hatte keinen andern Widerstand gefunden, als grundlose Wege, schlechtes Wetter und hin und wieder Mangel an Fourage und Lebensmitteln — freilich genug, um selbst ein gutes Heer zu verderben.

Einen Tag später kam die vom Feldmarschall von Schwerin geführte Heeresabtheilung, die durch Schlesien herangezogen war, jenseit der Moldau an. Die Operationen konnten nicht beginnen, ehe nicht die Verbindung zwischen beiden Heeren hergestellt war. Wollte man auf die preußischen Pontons warten, um eine Schiffbrücke zu schlagen, so ließ sich voraussehen, daß bei der grundlosen Beschaffenheit der Straßen noch acht Tage darüber verloren gehen konnten.

In Prag standen 12,000 Mann Oesterreicher unter dem Commando des Generals von Harsch. Dieser ließ die Thore schließen und die Wälle besetzen. Das preußische Heer bezog ein Lager auf beiden Seiten der Moldau vor Prag, rings umschwärmt und geneckt von österreichischen Panduren, welche jede Zufuhr erschwerten und das Fouragiren fast unmöglich machten. Um desto mehr mußte mit der Belagerung geeilt werden.

Glück und Ungeschick der Feinde kamen dem großen

Könige dabei zu Hülfe. Der österreichische Gouverneur der Stadt hatte es unbeachtet gelassen, daß noch von der vorjährigen Anwesenheit der Franzosen her die Pontons der Schiffbrücke vor der Stadt lagen. Sogleich ließ der König diese wegnehmen und durch eine Schiffbrücke über die Moldau die Communication zwischen seinen beiden Heerestheilen herstellen.

Nun begann die Belagerung am 10. September durch Eröffnung der Laufgräben.

Der Generalfeldmarschall von Seidlitz, der die Belagerungsarbeiten leitete, hielt es für zweckmäßig und nothwendig, den Ziska-Berg, der Prag beherrschte, zu erstürmen. Diese Höhe war zu einem starken Fort benutzt, mit Kanonen besetzt und von Panduren vertheidigt. Am 14. September, dem Jahrestage der Schlacht von Mollwitz, begann der Sturm.

Die Oesterreicher vertheidigten das Fort mit Tapferkeit. Kartätschen schlugen wie ein Hagelwetter in die heranrückende Sturmcolonne. Es kostete vielen tapfern Preußen das Leben. Doch unerschüttert rückte die Colonne im Sturmschritt näher; Zwei und Zwei trugen eine Sturmleiter. Der König selbst mit seiner Suite von Generalen war ganz in die Nähe des Kampfes herangeritten, um durch seine Gegenwart den Muth der Seinigen anzufeuern. Da schlug eine Kanonenkugel dicht hinter ihm ein und traf einen lieben Verwandten seines Hauses, den Mark-

grafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, zum Tode, dessen Bruder ein Jahr zuvor in der Schlacht von Mollwitz ebenfalls auf dem Bette der Ehre geblieben war. Auf dem Schlachtfelde gilt es, seine Gefühle zu unterdrücken. Der König blickte zur Seite, zuckte mit den Achseln und sah wieder durch das Fernglas nach dem Kampfplatz hinauf. Dort verhüllte Pulverdampf und Kanonenblitz die Scene. Doch einen Augenblick schwieg das Feuer. König Friedrich sah, wie seine tapfern Grenadiere den Graben mit Faschinen gefüllt hatten und nun die Sturmleitern an die Mauern der Bastion legten. Sie waren damit unter die Kanonen des Forts gekommen. Aber um so dichter blitzten auf den Wällen die Säbel und Bajonnette der wilden Panduren mit ihren rothen Mänteln.

Jetzt begann von oben herab ein Pelotonfeuer auf die Anstürmenden. Einer nach dem Andern wurde von den Leitern herabgeschossen. Ueber die Leichen der Gefallenen stiegen Andere hinweg. Schweidnitz, vom Pferde abgesessen, war mitten unter ihnen; mit gezogenem Degen feuerte er den Muth der Grenadiere an. Endlich erstieg einer derselben den Wall. Er war der Erste und jetzt noch Einzige im Kampfgewühl. Mit dem Bajonnet, eins gegen hundert, war hier nichts auszurichten; da ergriff der kühne Kämpfer seine Muskete oben am Lauf und schlug mit dem schweren Kolben derselben ein Rad mitten hinein in die wüthenden Panduren, die im Gedränge nicht zum Kampf

kommen konnten. Einem nach dem Andern wurde der Kopf eingeschlagen. Andere wieder wichen den furchtbaren Keulenschlägen aus. So entstand eine Lücke, welche die Nachsteigenden benutzten.

Und Trenck, als Adjutant des Königs, hielt in dessen Suite. Sein Herz schlug höher in muthiger Kampfbegier. Seine hohe Liebe, ihr Flehen, sein Leben zu schonen, — Alles war vergessen. Jetzt waren Ehre und Ruhm seine noch höhere Geliebte. Mit einem Galoppsatz sprengte er vor und bat den König, absitzen und am Sturm theilnehmen zu dürfen.

„Nein," sagte Friedrich; „will Er Futter für Pulver werden? Noch nicht; ich brauche Seinen Kopf noch zu andern Diensten. Er bleibt hier."

Trenck zitterte und glühte zugleich.

Ein Jubelruf und Trommeln und die schwarz-weiße Fahne auf der Höhe verkündeten den Sieg.

Von hier aus ließ der König die Stadt mit glühenden Kugeln beschießen. Hier und da schlugen die Flammen auf. Die Besatzung ergab sich am 18. Sept. kriegsgefangen. Preußen zogen ein unter dem Commando des Generallieutenants von Einsiedel. Der König mit dem Gros des Heeres blieb vor Prag liegen. Böhmen war erobert.

Aus diesem Lager vor Prag schrieb er an seinen Freund Jordan:

„Ich melde Dir, daß ich Verse gemacht habe, die ich jedoch, bevor ich sie Dir schicke, noch verbessern muß. Ihr erwartet vielleicht Nachrichten von einer ganz andern Art, allein so geht es in der Welt; es geschieht oft gerade das Gegentheil von dem, was man denkt. Ich befinde mich hier unter allen Schanzen, Laufgräben und Brustwehren der ganzen Welt. Ich habe viel Arbeit, viel Sorge, viel Unruhe; allein ich beklage mich über nichts, wenn ich nur dem Vaterlande gute Dienste leisten und ihm so nützlich sein kann, als ich es wünsche."

Den tapfern Grenadier des Leibregiments, David Krauel, der der Erste auf der Bastion gewesen war, erhob der König in den Adelstand unter dem Namen Kraul von Ziskaberg, ernannte ihn zum Officier und bezahlte ihm seine Equipage.

Allein die Freude über die schnelle Eroberung von Böhmen dauerte nicht lange. Der österreichische Feldmarschall Daun rückte mit einem überlegenen Heer unter Prinz Karl von Oesterreich vom Rhein her in Böhmen ein. Vergebens hatte der Obristlieutenant von Wedell sich den Namen eines preußischen Leonidas verdient, indem er dagegen den Uebergang über die Elbe zu vertheidigen suchte. Der König, der sich von Sachsen abgeschnitten sah, erkannte die Nothwendigkeit, sein Heer in drei verschiedenen Colonnen nach Schlesien zu führen, um dort sichere Winterquartiere zu beziehen. Leider mußte er seine

Besatzung in Prag unter dem Generallieutenant v. Einsiedel ihrem Schicksal überlassen, welches keineswegs günstig war, da sie den Feinden in die Hände fiel.

Nach solchen Erfolgen darf der ganze Feldzug in Böhmen ein verunglückter genannt werden. Doch hatte Trenck dabei Gelegenheit, sich bei dem Könige wieder in Gunst zu setzen und die Scharte mit den Reiterstiefeln in der Damengarderobe der Prinzessinnen einigermaßen wieder auszuwetzen.

2.

In diesem ganzen Feldzuge, mit Ausnahme des Sturms auf dem Ziska-Berge bei Prag, sahen die preußischen Truppen die Feinde nur von Weitem.

Die österreichischen leichten Truppen, die den preußischen an Zahl und Tüchtigkeit, besonders der Pferde, um das Dreifache überlegen waren, umschwärmten Tag und Nacht das preußische Heer und machten jede Fouragirung fast unmöglich. Mangel und Hunger erschwerten den Rückmarsch, weil in der Gegend, die sie durchziehen mußten, schon bei dem Einrücken in Böhmen Alles verzehrt oder zu Grunde gerichtet war.

Die rauhe Witterung im November und der tiefe Morast der Wege machten die Soldaten unzufrieden. Innerhalb 6 Wochen verlor Friedrichs Heer an 42,000 M. theils durch Krankheit, meistens aber durch Desertion.

Das Pandurencorps des österreichischen Trenck, eines Onkels unseres jungen Garde du Corps-Officiers, saß den Preußen überall auf dem Nacken. Ihre Streifcorps verursachten dem preußischen Heere große Unruhe und Schaden, ohne auch nur einmal dem Kanonenschuß nahe zu kommen. Endlich ging der Panduren-Oberst Trenck über die Elbe und verbrannte alle preußischen Magazine zu Pardubitz. Der König hoffte noch zwischen Benneschau und Kannupitz den Prinzen Karl zur Bataille zu zwingen; allein die Sachsen hatten in der Nacht eine Batterie von 23 Kanonen auf dem Damme zwischen zwei Teichen, wo der König zum Angriff durchbrechen wollte, errichtet.

So mußte sich das Heer Friedrichs aus Böhmen zurückziehen. Die ganze Cavalerie war vom Fouragemangel zu Grunde gerichtet. Die rauhe Witterung und die Beschwerden schlechter Wege, die täglichen, bis zu völliger Erschöpfung angestrengten Märsche und die stete Beunruhigung von leichten Truppen machten die für geringen Sold dienenden Truppen mißmuthig; über ein Drittel der Armee lief davon.

So war das Lager vor Prag schon mit großen Verlusten verlassen, und der Pandurenoberst Trenck besetzte schnell nach einander mit seinen leichten, beweglichen Truppen Tabor, Budweis und Frauenberg und nahm die Regimenter Kreutz und Wallrave gefangen.

Hätte Prinz Karl mit seinem österreichischen Heere

diese Zerrüttung des preußischen Heeres benutzt, so würde schwerlich dem Könige die Revange möglich geworden sein, im Juni folgenden Jahres bei Striegau das österreichische Heer völlig aufzureiben. So aber begnügte sich der österreichische Heerführer damit, die Preußen bis über die Grenze zu begleiten und dann selbst ruhige Winterquartiere zu beziehen. Da sie ohnehin nicht die preußischen Deserteurs an der Rückkehr hinderten und der König ihnen Amnestie verhieß, so wurde es dem Genie Friedrichs des Großen möglich, im nächsten Frühjahre sein Heer besser als jemals kampfgerüstet aufs Neue ins Feld führen zu können.

Auf diesem Rückzuge machte sich Trenck bei dem Könige, der in der ganzen Zeit kein Wort mit ihm gesprochen hatte, wieder beliebt, wenn auch nicht durch sein eigentliches Verdienst, sondern durch die glücklichen Folgen einer großen Nachlässigkeit.

3.

Der junge Trenck hatte in diesem Feldzuge Adjutantendienste bei dem Könige zu verrichten und wurde vielfältig zum Lagerabstecken, Recognosciren und Fouragiren für das Hauptquartier gebraucht. Deshalb forderte es sein beschwerlicher Dienst, daß er beständig mit berittenen Jägern und Husaren im Lande herumschwärmte. Der König hatte ihm gestattet, 6 Mann Freiwillige von der Garde mit=

zunehmen. Dabei konnte er nach Gutdünken fordern, was er für nöthig hielt, um Fourage und Lebensmittel einzubringen.

Bei dieser stets aufregenden Thätigkeit konnte er während des ganzen Feldzuges nur wenige Nächte ruhig im Zelte schlafen. Dieser rastlose Diensteifer brachte ihm die Gnade des Königs wieder zu und sein volles Vertrauen. Einige Male hatte er zufällig das Glück, von seinen Streifzügen in die Umgegend 60 bis 80 Wagen mit Fourage beladen in das Lager einzuführen. Erhielt er darüber öffentliche Belobung, während andere Fouragirer versprengt, verlaufen und leer zurückkamen, so begeisterte ihn Ehrgefühl und Freude zu einer wahrhaft fanatischen Thätigkeit und Tollkühnheit. Während die feindlichen Husaren und Panduren, so weit das Auge reichte, das preußische Lager umschwärmten und keine Patrouille sich hinaus wagte, keine Vedette vorgeschoben werden konnte, ohne niedergehauen zu werden, war Trenck mit seinen Freiwilligen immer hinaus ins Freie, oft Meilen weit vom Lager entfernt, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihm nicht der Rückweg und vielleicht der Lebensfaden zugleich abgeschnitten werden würde.

So ritt er denn auch einst bei Großberschau mit 30 Husaren und 20 Jägern auf Fouragirung. Er commandirte die Husaren in ein Kloster und besetzte selbst mit den Jägern ein herrschaftliches Schloß. Dort wurde

eine Menge Wagen aufgebracht, welche die Jäger anfingen im Meierhofe mit Heu und Stroh zu beladen.

Unglücklicherweise hatte ein österreichischer Husarenlieutenant mit 36 Mann im nahen Gebüsch, unbemerkt von den Preußen, auf der Lauer gestanden und die Schwäche des Commandos im Meierhofe wahrgenommen.

Unbesorgt ritt die preußische Vedette vor auf der Landstraße. Während die Jäger absaßen von ihren Pferden, ihre Waffen und Röcke ablegten und sich eifrigst beschäftigten, die requirirten Wagen mit Heu und Stroh zu beladen, saß der junge Cornet von der Trenck oben im Schlosse bei der schönen jungen gnädigen Frau, der er die angenehmsten Galanterien sagte, während ihn die Dame des Hauses mit köstlichem Tokayer-Ausbruch und rosigem Schinken regalirte.

Plötzlich hörte er Schießen unten im Gehöfte. Erschreckend sprang er auf und sah aus dem offenen Fenster, wie österreichische Husaren den ganzen Meierhof angefüllt hatten und die wehrlosen Jäger sich theils versteckten, theils als Gefangene ergaben.

Das war ein entsetzlicher Moment seines Lebens. Er selbst wehrlos der Gefangenschaft preisgegeben, seine Leute gefangen, die Expedition verunglückt, seine Ehre preisgegeben und seine ganze Zukunft, die so glänzend werden zu wollen schien, vernichtet und das Alles, wie

er sich schamroth gestehen mußte, in Folge seiner eigenen Unvorsichtigkeit.

Noch stand er betroffen da, als die schöne junge Edelfrau Mitleid mit dem jungen Soldatenblut hatte und ihn verstecken wollte; aber Scham und Desperation ließ ihn diesen Vorschlag nicht annehmen. Er griff nach Säbel und Pistolen, entschlossen, den Tod der Schande vorzuziehen, aber auch sein Leben theuer zu verkaufen. Da knatterten auf einmal viele Schüsse unten im Hofe und Säbel klirrten gegen einander.

„Sollten meine Jäger massakrirt werden oder sich zur Wehre setzen!“ dachte er, sprang noch einmal ans Fenster und erblickte, laut aufjubelnd, seine eigenen Husaren im Kampf mit den Oesterreichern. Es mußte der commandirende Wachtmeister dieses in das nahe Kloster gelegten Detaschements das Unternehmen der österreichischen Husaren bemerkt haben und so schnell zum Entsatz herbeigeeilt sein; genug, sie waren da. Jubelnd sprang Trenck die breite Treppe hinunter, aus der Hausthür auf den Hof, warf sich blitzschnell auf das erste lose Pferd, dessen er habhaft werden konnte, und sprengte in den Kampf, wo seine Gegenwart den Muth der Seinigen anfeuerte, und bald war das feindliche Commando theils niedergemacht, theils gefangen genommen.

Nur wenigen der österreichischen Husaren war es geglückt, aus der Hinterthür zu entkommen, was freilich

die Gefahr für den weiteren Verlauf der Unternehmung nicht wenig vermehrte; 2 Mann Oesterreicher waren erschossen und 22 zu Gefangenen gemacht; darunter befand sich ein Lieutenant vom Kalnocki'schen Regimente. Von seinen Leuten dagegen waren zwei Jäger, die im Heustalle arbeiteten, wehrlos niedergehauen worden.

Jetzt aber war es eine schwierige Aufgabe, den Sieg auch so zu benutzen, daß die Beute ins Lager gebracht werden konnte, da ihm überall der Rückweg abgeschnitten war und sich erwarten ließ, daß die wenigen österreichischen Husaren, welche entkommen waren, Alles allarmiren würden, was in der That auch geschah.

Doch noch eine andere Sorge beschäftigte den Ehrgeiz des jungen Mannes. Es war die Besorgniß, daß der König seine Nachlässigkeit erfahren würde, in welchem Falle er sich sagen mußte, daß er trotz des bis dahin günstigen Erfolgs Cassation verdient habe. Um diese Folgen abzuwenden, sprengte er mit einigen Husaren in das Kloster, das diese eben verlassen hatten und erpreßte durch Drohungen eine Brandschatzung von 150 Dukaten, die er sogleich unter seine Leute vertheilte, um diese zum Schweigen zu bringen.

Indeß hatte der Wachtmeister mit der größten Umsicht für das Beladen der Wagen gesorgt; die Beutepferde wurden, so weit sie sich dazu eigneten, zum Vorspann gebraucht, und so begann mit allen militärischen Vorsichts-

maßregeln der Rückmarsch nach dem Lager, das freilich noch zwei Meilen entfernt war.

Auf allen Seiten um sich herum hörte man Schießen. Ueberall waren fouragirende Patrouillen angegriffen. Ein versprengter preußischer Lieutenant mit 40 Husaren schloß sich ihm an.

Dieser Zuwachs verstärkte nun wohl seine Bedeckung, hinderte ihn aber unbemerkt ins Lager zu kommen. Dazu erhielt er Nachricht, daß 800 feindliche Husaren ihm die Rückkehr abgeschnitten hatten. Er zog sich deshalb seitwärts und kam endlich mit seinen Gefangenen und 25 beladenen Wagen auf weiten Umwegen glücklich im Hauptquartier an.

Der König saß eben bei Tafel, als Trenck zum Rapport in dessen Zelt eintrat. Die Freude über seine Rückkehr war groß unter seinen Kameraden, die, da er eine Nacht ausgeblieben war, nicht gezweifelt hatten, daß er entweder erschossen oder gefangen genommen sei, wie es Tags vorher mehreren Officieren ergangen war.

Kaum war der junge Trenck eingetreten, so erblickte ihn der König.

„Kommt Er allein?“ fragte er ihn mit seinem tief in die Seele dringenden Blicke, der keine Lüge gestattete.

Zum Glück war die Wahrheit auf diese Frage noch eine erfreuliche und der junge Officier konnte mit der ihm eigenen wohlanständigen Freimüthigkeit antworten:

„Nein, Ihre Majestät, ich bringe 25 beladene Wagen und 22 Gefangene mit ihren Pferden und Officieren.“

Der König fragte nicht weiter und befreite damit sein Herz von einem schweren Gewicht. Das Gesagte genügte, um den König gnädig für ihn zu stimmen.

„Er wird Hunger haben, setze Er sich,“ sprach König Friedrich gnädig und herablassend und deutete auf einen Stuhl an seiner Seite.

Dann wendete sich der König gegen den neben ihm sitzenden englischen Gesandten, und indem er den jungen Trenck auf die Schulter schlug, sagte er zu dem Gesandten: „C'est un matador de ma jeunesse!“

Trenck erröthete bei diesem Lobe und zitterte für jede weitere Frage. Zum Glück standen die Pferde des Königs zum Recognosciren schon vor dem Zelte. Der König that noch einige unbedeutende Fragen. Um ein tieferes Eingehen in das Ereigniß zu vermeiden, entschuldigte sich Trenck mit Müdigkeit und bat um Entlassung.

Der König hob die Tafel auf und sagte: „Erst will ich Seine Gefangenen sehen.“

Mit diesen Worten ging er aus dem Zelte, musterte mit sichtlichem Behagen die gefangenen Oesterreicher und ließ Trenck vortreten. Nach einigen Worten der Belobung seiner Bravour hing er ihm selbst den Orden pour le mérite um und sagte freundlich: „Nach der Arbeit ist es gut ruhen, nun gehe Er und lege Er sich aufs Ohr.“

Es ist unmöglich, die Gefühle zu schildern, die in diesem Augenblick den feurigen jungen Mann durchdrangen. In der ersten Aufregung eines edlern Gefühls wollte er die unverdiente Ehre zurückweisen, und dem Könige kniend die Wahrheit seiner Schuld bekennen. Aber er hatte nicht den Muth, nach einer solchen Ehrenauszeichnung, von der Hand seines Königs decorirt, sich selbst der öffentlichen Schande Preis zu geben. Der König ritt mit einem gnädigen Gruß gegen den sprachlos betroffen dastehenden jungen Officier lächelnd davon und der junge Trenck schwor sich selbst im Stillen einen theuern Eid, diese Ehrenauszeichnung bei günstiger Gelegenheit noch zu verdienen.

Nun aber war es seine nächste Sorge, das Ereigniß und seine Schuld dabei in den Mantel des tiefsten Geheimnisses zu hüllen. An Gold fehlte es ihm nicht, dafür hatte seine hohe Freundin gesorgt, mit der er selbst vom Marsch aus, durch Marion's kluge Vermittelung, einen zärtlichen Briefwechsel unterhielt. Er schenkte aufs Neue jedem Unterofficier, der dabei gewesen war, zwanzig Dukaten, und jedem Gemeinen einen Dukaten aus seiner Börse. Die Leute liebten ihn und gelobten die strengste Verschwiegenheit.

Allein selbst diese Sicherheit, daß nichts seinen Ruhm beeinträchtigen würde, konnte ihn nicht beruhigen. Tag und Nacht quälte er sich mit Vorwürfen über seine Lüge

und die dadurch unverdient erschlichene königliche Gnade. Er nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit, folge auch daraus, was da wolle, dem Könige die Wahrheit zu sagen.

Die günstige Gelegenheit dazu bot sich schon innerhalb der nächsten zwei Tage ihm dar.

Auf dem Marsch nach der Grenze führte Trenck als Cornet den ersten Zug der Escadron Garde du Corps. Der König ritt neben der Paukenwacht. Er sah sich um, und winkte den jungen Cornet zu sich heran.

„Jetzt erzähle Er mir, Trenck," sprach er gütig, „wie hat Er Seinen letzten Coup gemacht?"

Im ersten Schreck glaubte Trenck, daß schon Alles verrathen sei; aber der König hatte bei dieser Frage eine so gnädige Miene gemacht, daß Trenck frischen Muth schöpfte, und mit trockenen Worten Alles pflichtschuldigst rapportirte, genau wie es sich zugetragen hatte.

Zu seiner nicht geringen Verwunderung las Trenck in den sprechenden Gesichtszügen des Königs, daß ihm diese Offenheit gefiel. Trenck wurde dadurch zu einer rückhaltlosen Offenherzigkeit hingerissen und bekannte mit Ausdrücken der tiefsten Reue, daß er eigentlich die Gnade seines Königs noch nicht einmal verdient habe, um so mehr aber würde er Gut und Blut und Leben einsetzen, ihrer dereinst würdig zu werden.

„Es ist gut," sagte der König mit einer wahrhaft väterlichen Miene, „daß Er so ehrlich und offen mir die

Wahrheit gesagt hat; aber thue Er das auch in allen andern Dingen, und treibe Er keine Heimlichkeiten irgend einer Art hinter meinem Rücken. Bedenke Er immer: mir bleibt nichts verborgen und gewisse Heimlichkeiten würde ich Ihm gar arg anstreichen; also folge Er meinem väterlichen Rath, vertraue Er sich mir ganz an, ich werde dann auch einen Mann aus Ihm machen."

Trenck wurde glühsiedend heiß. Sein besseres Gefühl drängte ihn zu einem offenen Bekenntniß seiner hohen Liebe, und hätte es nur sein eigenes Glück betroffen, so würde er freudig Glück und Leben zu den Füßen seines Königs niedergelegt haben. Aber es war ja nicht sein eigenes Geheimniß allein. Durfte er seine hohe Geliebte verrathen? gewiß nicht. Zudem ist erste wahre Liebe schweigsam und verschämt; wie die eben aufgebrochene Rosenknospe, die sich alle Abend wieder schließt, so auch die junge Liebe, die keinen Vertrauten duldet, als sich selbst.

Der König sagte nichts und ritt weiter. Schon glaubte Trenck dessen Gnade verloren zu haben, als ein anderer Vorfall ihm den Beweis geben sollte, daß ihn der König noch nicht aufgegeben hatte.

4.

Eines Tages wurde unter vielen Andern auch Trenck's Reitknecht mit zwei Handpferden von den leichten Trenck'schen Truppen gefangen genommen.

An demselben Tage, als die preußischen Truppen ins Lager einrückten, sollte der junge Trenck mit dem Könige recognosciren reiten. Sein Pferd war aber marode und die andern waren genommen. Er meldete dem Könige sein Unglück und dieser sagte freundlich: „Da nehme Er sich den braunen Engländer."

Und Trenck erhielt damit ein schönes kräftiges Reitpferd aus dem Marstalle des Königs, noch mehr erfreut über diesen Beweis von königlicher Gnade, als über den Werth des Pferdes.

Einige Tage später aber kam sein gefangener Reitknecht zurück mit seinen Pferden, von einem feindlichen Trompeter begleitet. Dieser übergab dem jungen Trenck ein Billet, des Inhalts: „Der österreichische Trenck hat keinen Krieg mit dem preußischen Trenck, seinem Vetter. Es ist ihm ein Vergnügen, daß er zufällig von seinen Husaren die ihm weggenommenen Pferde zurückerhalten konnte, welche er ihm hiermit überschickt."

Als sich Trenck noch an demselben Tage bei dem Könige melden mußte und ihm auch pflichtschuldigst den von Trenck erhaltenen Brief vorlegte, fühlte sich der König davon unangenehm berührt. Mit finsterer Miene sagte er zu ihm: „Da sein Vetter ihm seine Pferde zurückgeschickt hat, so braucht er das Meinige nicht."

Betroffen darüber schickte Trenck den geschenkt erhaltenen Engländer in den königlichen Marstall zurück und

es vergingen einige Wochen, ehe der König wieder ein Wort mit ihm redete.

So kam die Retirade aus Böhmen heran, bei welcher Gelegenheit ihm der Panduren-Oberst noch gefährlicher wurde.

5.

Auf diesem Rückmarsch rückte die Heeresabtheilung, welche zunächst den König umgab, mit diesem in Kolin ein. Es waren außer dem Stabe der Armee die Garden zu Pferde und zu Fuß, dann die Pikets Cavalerie und das zweite und dritte Bataillon Garde. Bei dem raschen Vorrücken und den schlechten Wegen hatte der König nur vier leichte Feldstücke mitnehmen können. Die Escadron Garde du Corps lag in der Vorstadt. Gegen Abend wurden die Vorposten dieser Heeresabtheilung in die Stadt getrieben. Die auf den Recognoscirungen versprengten Husaren kamen vereinzelt in die Stadt zurück. Die ganze Gegend wimmelte von leichten feindlichen Truppen. Der Commandeur der Garde du Corps schickte den jungen Trenck an den König ab, um Befehle einzuholen.

Nach vielem Suchen fand er den König auf dem Kirchthurme mit dem Perspectiv in der Hand. Noch niemals hatte ihn Trenck so unruhig und so unentschieden gesehen, als an diesem Tage. Doch endlich gab er den Befehl: sogleich zu retiriren, durch die Stadt zu mar-

schiren und in der andern Vorstadt gesattelt und gezäumt auf weitere Befehle zu harren.

Kaum war die Garde du Corps-Escadron dort angekommen, so fiel ein heftiger Regen ein. Es wurde Abend und bald finstere Nacht. Gegen neun Uhr Abends erschien der österreichische Trenck mit seinen Panduren, und rückte mit voller Janitscharenmusik in die äußersten Vorstädte auf der andern Seite ein. Um Licht zu gewinnen, zündete er mehrere Häuser an. Bei dem Schein der Brandfackel wurden die Oesterreicher das Detaschement Garde du Corps, welches den Rückzug decken sollte, gewahr und feuerten aus den Häusern auf die wehrlos dastehenden Preußen.

Bald wurde die Verwirrung allgemein. Die Garde du Corps konnte nicht wieder in die Stadt zurück, da diese voll Truppen war; man konnte in der Dunkelheit nicht sehen, ob Freunde oder Feinde. Auf dem Walle über dem Thore feuerten die vier Feldstücke unausgesetzt, welche auf gut Glück hinausschossen ins Weite, wo man am Schießen und an brennenden Dörfern erkannte, daß die wilden Panduren in dichten Schaaren herumschwärmten.

Die Kugeln gingen über den Köpfen der Garde du Corps-Escadron hinweg, schlugen auch wohl ein und trafen in der Dunkelheit Freunde und Feinde. Aber bald sollte die Calamität noch größer werden. Gegen Mitternacht stieg das Wasser in der Vorstadt so hoch, daß die

Pferde bis an den Bauch in den Fluthen standen. Der Oesterreicher Trenck hatte den Fluß oberhalb der Stadt abgraben lassen, so daß der Strom die Stadt und Vorstadt überschwemmte.

So standen die Preußen wehrlos im Regen und Wasser in der kalten Novembernacht, von zahllosen Kugeln umschwirrt. Die Garde du Corps verlor allein sieben Mann und das Pferd des jungen Trenck wurde durch eine Musketenkugel am Halse verwundet.

Es leidet keinen Zweifel, daß in dieser entsetzlichen Nacht der König und seine ganze Umgebung gefangen worden wäre, hätte Trenck den Sturm auf die Stadt, der in seinem Plane lag, ausgeführt. Aber zum Glück für die Preußen wurde ihm durch eine Kanonenkugel ein Fuß zerschmettert. Man trug ihn zurück und das Feuer der Panduren hatte ein Ende.

Tages darauf erschien das Nassau'sche Corps zum Succurs. Der König mit seinen Truppen verließ Kolin.

Und während des Marsches sagte er zu dem jungen Trenck, der an der Spitze seiner Escadron in der Nähe des Königs ritt: „Sein sauberer Herr Vetter hätte uns einen garstigen Streich spielen können in vergangener Nacht: er ist aber, laut Deserteurs-Nachrichten, erschossen."

Dann fragte er ihn, wie nahe er mit diesem Trenck verwandt sei? „Meines Vaters Bruder ist er," entgegnete

Trenck. Dabei blieb es, ein Beweis, daß ihm der König deshalb seine Gnade nicht entzogen hatte.

6.

Während das Gros des preußischen Heeres in Schlesien Winterquartiere bezogen hatte, und dort der so sehr bedürftigen Ruhe genoß, weil der österreichische Feldherr die Vortheile, die ihm der Rückzug des so sehr derangirten preußischen Heeres bot, nicht verfolgte, ging der König mit den Garderegimentern nach Berlin zurück.

In der Mitte Decembers war König Friedrich dort wieder angekommen und Trenck befand sich in seinem Gefolge.

Das Wiedersehen der Liebenden erfolgte noch denselben Abend. Prinzessin Amelie, in ihrer nervösen Reizbarkeit, war unbeschreiblich glücklich. Sie weinte und lachte in einem Athem. Sie überhäufte ihren geliebten Freund mit den zärtlichsten Namen, und machte ihm die kostbarsten Geschenke an Dukaten und Juwelen.

Ihre Einkünfte waren nicht bedeutend. Außer einer mäßigen Apanage hatte sie damals noch nicht die Einkünfte der Abtei Quedlinburg, welche ihr der König erst im Jahre 1752 verlieh, wodurch sie erst im Ganzen etwa 25,000 Thaler jährliches Einkommen hatte; aber um ihren jungen Freund zu beglücken, der, wie sie wußte, den Luxus liebte und ihren Augen eine glänzende Er=

scheinung war, hätte sie mit Freuden das Letzte hingegeben.

Unglücklicherweise hatte ein junger Lieutenant von der Fußgarde, Namens Peters, die Schloßwache zu commandiren. Er machte eben die Ronde durch die langen Gänge des Schlosses, als er noch spät Abends den Cornet von Trenck aus dem Vorzimmer der Wohnung der Prinzessin Amelie treten sah, geleitet von Marion. Er hielt ihn auf und neckte ihn mit einigen Stichelreden wegen seines geheimen Verhältnisses zu der hohen Dame, welches aller Vorsicht ohnerachtet doch schon hin und wieder in den vertrauteren Hofkreisen Gegenstand der Medisance geworden war. Trenck nahm diese Stichelei übel und nannte ihn einen et cetera ... Der Lieutenant forderte ihn. Am andern Morgen früh war das Duell. Trenck hatte ihn mit einem tüchtigen Hieb durch das Gesicht bezeichnet.

Dieser Vorfall wurde natürlich dem Könige gleich gemeldet. Der die Meldung machende Ordonnanzofficier war ein persönlicher Neider und Feind Trenck's, der in seinem Glück und Hochmuth unbedeutenden Persönlichkeiten, wie dieser Officier war, mit Stolz und Nichtachtung begegnete, ergriff diese Gelegenheit, um Trenck zu schaden und ihn wo möglich in Ungnade zu bringen, sich selbst aber beim Könige beliebt zu machen. Er berichtete die Veranlassung des Duells und verhehlte nicht, daß der

verwundete Lieutenant den Cornet von Trenck spät Abends aus den Zimmern der Prinzessin habe kommen sehen.

„Das ist nicht wahr!" antwortete der König unfreundlich, indem er dem Ankläger den Rücken wendete.

Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß der scharfsinnige König gar wohl an die Wahrheit glaubte; aber um seine Schwester nicht zu compromittiren, stellte er sich so, als glaube er nicht daran.

Es war eine eigenthümliche delicate Angelegenheit. Sollte er Trenck davon sagen und ihm den Umgang mit der Prinzessin verbieten, so konnte das nicht geschehen, ohne die Ehre seines Hauses Preis zu geben. Er beschloß daher, unter andern Vorwänden den jungen Mann das ganze Gewicht seiner Ungnade fühlen zu lassen, um ihn zum Nachdenken über sich selbst und zum Abbrechen dieses den Stolz des Königs allerdings verletzenden Verhältnisses zu bewegen.

Trenck erschien nicht ohne Besorgniß wegen des Duells auf der Parade.

„Herr!" redete ihn der König zornig an, „der Donner und das Wetter wird Ihm aufs Herz fahren, nehme Er sich in Acht!"

Das war deutlich genug; aber eine liebende Seele hat nur einen Gedanken. Warnungen helfen nichts; so auch hier. Da der König, in der Hoffnung, daß dieses Donnerwort den jungen Mann zur Besinnung gebracht

und abgeschreckt haben würde von einem Liebesverhältnisse, das so sehr gegen Rang und Etikette verstieß, ihm deshalb weiter keine Ungnade fühlen ließ, so gab sich Trenck der sanguinischen Hoffnung hin, daß der König doch vielleicht von der Geschichte nichts erfahren habe und folgte unbesonnen seiner Leidenschaft, indem er den Gegenstand seiner hohen Liebe nach wie vor besuchte, wenn auch mit vergrößerter Vorsicht.

Doch Friedrichs Scharfblick entging nichts, besonders in einer Angelegenheit, die seinem Herzen so nahe lag und ihm als eine Beleidigung der Ehrfurcht für das königliche Haus erscheinen mußte.

Er ergriff schon die nächste Gelegenheit, um seine Politik in Bezug auf das Verhältniß zu seiner Schwester durchzuführen, nämlich so lange den leichtsinnigen jungen Officier mit äußerster Strenge zu behandeln, bis dieser dadurch aufmerksam würde auf den Willen des Königs, der ihm aus Delicatesse gegen den Ruf der Prinzessin nicht mit Worten offenbart werden konnte.

So genügte schon die geringste Veranlassung, um ihn in Arrest zu schicken. Gegen keinen Officier war der König so streng, als gegen Trenck, der früher sein Günstling gewesen war. Der König hatte gerade keinen Groll auf ihn; aber er hegte die gute väterliche Absicht, damit zu warnen, um zu bessern, und noch, wie er versprochen hatte, einen tüchtigen Mann aus dem als so brauchbar

erkannten jungen Officier zu machen. Doch leidenschaftliche Liebe läßt sich nicht bessern. Kaum war Trenck aus dem Gefängniß entlassen, so schlich er sich wieder Abends jetzt in irgend einer Verkleidung zu seiner hohen Geliebten. Diese begriff so gut, wie es Trenck bald erkannte, weshalb der König gegen ihn aufgebracht war; aber ihr ganzes Wesen war zu nervös und reizbar, um einer Leidenschaft entsagen zu können, die mit unwiderstehlicher Gewalt sich ihrer ganzen Seele bemächtigt hatte.

Sie beweinte und beklagte ihn als Märtyrer seiner hohen Liebe und suchte ihn durch Zärtlichkeit und Geschenke zu entschädigen; Trenck dagegen, im Feuer der Jugend und bei seinem entschlossenen Charakter, fühlte eine gewisse Größe darin, dieser Liebe Alles, was ihm das Theuerste war, die Gnade des Königs, seine ehrenvolle Laufbahn und selbst seine Freiheit zum Opfer bringen zu können.

Die Folgen aber blieben nicht aus. Dem König Friedrich blieb auch nicht das kleinste Rendezvous des jungen Cornet mit seiner Schwester verborgen. Er wollte dieser aus Zartgefühl kein warnendes Wort davon sagen, noch weniger ihren Umgebungen verbieten, den jungen Mann zu ihr zu lassen; aber diesen ließ er das volle Gewicht seiner Ungnade fühlen. So oft derselbe, nun schon fast mit Furcht und Zittern, auf der Parade vor ihm erschien, sah er ihn an vom Kopf bis zu den Füßen

mit seinen durchbohrenden Blicken. Dann gebot er, ohne auch nur eine scheinbare Ursache anzugeben, indem er sich abwendete zu seinem diensthabenden Adjutanten: „Trenck in Arrest."

Schon zwanzigmal hatte der junge Trenck Arrest gehabt, als er eines Abends nach Berlin geritten war und seine hohe Geliebte besucht hatte. Erst mit Anbruch des Tages konnte er sich von ihr trennen. Er warf sich auf sein Pferd und ritt nach Potsdam zurück; da es aber schon spät war, so überjagte er im Anfange das Pferd; es wurde marode und er erreichte Potsdam erst, als die Wachparade um 11 Uhr schon angefangen war. Schnell warf er sich in Paradeuniform, bestieg ein anderes Pferd und erschien eben noch zeitig genug, um seine Escadron dem Könige vorbeiführen zu können.

Aber Friedrich hatte ihn schon vermißt, möglich auch, daß einer von Trenck's Feinden und Neidern in den Umgebungen des Königs ihn darauf aufmerksam gemacht hatte. Nach der Parade schickte er ihn in Arrest und zwar um eine größere Strenge zu bezeigen, in die Thorwache der Fußgarde, wo er im Wachlokal vor der langen Brücke sein Gefangenzimmer erhielt.

7.

Dieses Mal dauerte der Arrest länger und war dabei strenger als jemals früher. Es war ihm dabei jede

Gelegenheit zu einer Verbindung nach außen abgeschnitten. Seiner hohen Geliebten davon Nachricht sagen zu lassen oder auch nur ein Wort der Liebe und des Trostes zu schreiben, war gar keine Möglichkeit. Prinzessin Amelie befand sich in der schrecklichsten Unruhe und in einer fast krankhaften Gemüthsbewegung. Endlich erst nach drei peinlich langen Tagen erfuhr sie durch ihre getreue Marion, daß ihr geliebter Freund im strengsten Arrest sitze. Sie war außer sich darüber, konnte aber auch nicht das Geringste thun, um die Lage des unglücklichen jungen Mannes zu erleichtern, ohne sich selbst und ihr Verhältniß Preis zu geben.

So saß sie eines Morgens, noch ehe sie Toilette gemacht hatte, in ihrem Boudoir, das mit Canarienvögeln, Blumen, Nippsachen, Spieluhren und anderen Tändeleien einer schwärmerischen Phantasie ausgeschmückt war, und beschäftigte sich mit der Stickerei einer Tischdecke von weißem Canevas in Knötchen, die eine damals beliebte Damenarbeit war. Ihre Augen waren in Thränen gebadet, schwere Seufzer hoben ihre Brust und leise Klagen über menschliches Unglück und Härte des Geschicks entströmten ihren Lippen, da sie sich allein sah und sich also ungehindert ihren träumerischen Gefühlen hingeben konnte.

Da plötzlich öffnete Marion rasch die große Mittelthür und hatte kaum noch Zeit zu rufen: der König! als dieser bei seiner Schwester auch schon eintrat.

Amelie wurde blaß und roth. Sie hatte kaum noch Zeit, mit ihrem Battisttuch die rothgeweinten Augen zu trocknen. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß ihr Bruder, der König, ihr die lebhaftesten Vorwürfe wegen des nun ohne allen Zweifel entdeckten Verhältnisses zu dem jungen Trenck machen würde; aber nichts davon: der König, der seit längerer Zeit nicht bei ihr gewesen, war ungemein liebreich gegen seine jüngste Schwester. Er belegte sie mit den zärtlichsten Namen, erkundigte sich mit der innigsten Liebe nach ihrem Befinden und bat sie auf das Dringendste, ihre Augen zu schonen und nicht durch die feine Arbeit zu verderben, und dann las er ihr einige zärtliche Gedichte vor, die er auf sie gemacht hatte.

Amelie war von dem ungewöhnlich liebevollen und liebenswürdigen Wesen ihres hohen Bruders so überrascht und dabei so ergriffen, daß sie sich zehnmal vornahm, ihm Alles zu bekennen und um schweigende Duldung einer Liebe zu bitten, die ja doch so rein menschlich schön sei und ihre ganze Seele durchdrungen habe, so daß ihr Leben ein verlorenes sein dürfte ohne diese Liebe. Aber ein richtiger Takt sagte ihr, daß in diesem Falle von der Nachsicht ihres königlichen Bruders gerade am wenigsten zu hoffen sein würde. In dieser Hinsicht kannte sie ihn zu gut. Seitdem er König geworden war, hielt er streng auf Sittenreinheit. Die ehemaligen Debauchen, worüber er in seinen vertrauten Briefen als Kronprinz oft so leicht-

sinnig und fast frivol gescherzt hatte, waren ihm jetzt ein Gräuel geworden. Er liebte nur noch die feine Galanterie gegen schöne hochgebildete Frauen mehr als ein anmuthiges Spiel des Geistes, wie aus sinnlicher Neigung. Er hielt sich für verpflichtet, als Regent seinen Unterthanen ein achtbares Beispiel von Sittenreinheit zu geben und forderte gleiche Reinheit und vor allen Dingen Beobachtung des Anstandes von den Mitgliedern seiner Familie, besonders von den Prinzessinnen seines Hauses. Und dabei hatte er von der Höhe ihres Ranges und der Heiligkeit der Majestät eine so hohe Meinung, daß er in der That ein galantes Verhältniß eines seiner Unterthanen zu seiner Schwester ebenso sehr für eine Unmöglichkeit, wie für ein Majestätsverbrechen halten mußte.

So war von dieser Seite nichts zu hoffen. Mit feinem Takt vermied auch der König sorgfältig jedes Wort, das nur von fern an ein vor seinen Augen so strafbares Verhältniß erinnern konnte.

Einige Male tauchte in Ameliens so erregbarer Seele der Gedanke auf, den König um Gnade für den armen Trenck zu bitten; aber sie mußte bald sich selbst sagen, daß sie damit ihr Geheimniß verrathen und das Uebel, besonders für den Geliebten, nur noch größer machen werde.

So gingen fast zwei Stunden hin, welche der König dieses Mal bei seiner jüngsten Schwester blieb, und bei allen den Rückhaltsgedanken, die Beide zu maskiren suchten,

war doch die Conversation ungemein pointillirt und belebt; denn Amelie hatte eine Feinheit und Gewandtheit des Geistes, die dem ihres hohen Bruders wenig nachgab. Wechselnd las ihr der König besonders geistvolle Stellen aus Voltaire's Schriften vor, wovon er immer ein kleines Bändchen, in rothen Maroquin mit Goldschnitt gebunden, bei sich trug, um, wie er neckend sagte, sie zu hindern, die schönen blauen Augen, die schon ganz roth wären von der Anstrengung, völlig blind zu machen.

Nachdem Friedrich mit der zärtlichsten Umarmung Abschied genommen und sie auf das Herzlichste gebeten hatte, ihre Gesundheit zu schonen und Alles zu vermeiden, was nur im Mindesten ihre Nerven aufregen könnte, war sie wieder allein.

Ihre Kammerfrau trat ein, um sie für die Tafel bei der verwitweten Königin anzukleiden. Amelie gab ihr einen Wink, sich wieder zurückzuziehen. Ihr Leben war jetzt auf einen Punkt gekommen, wo das tiefste Nachdenken über sich selbst und besonders über die fast plötzlich wie nie zuvor in dem Grade hervorgetretene Liebe des Königs für sie sich ihr aufdrängte.

„Was denkt, was fühlt mein Bruder in diesem Augenblicke!" überlegte sie. „Daß er seine Rückhaltsgedanken hat, läßt sich nicht verkennen. Weshalb er den armen Trenck so verfolgt und peinigt, ist uns leider lange schon kein Geheimniß mehr. Wer weiß, wohin das noch führt?

Ob er es ihm nicht durch ewige Festungshaft für immer unmöglich macht, jemals in meine Arme zurückzukehren ... wer kann es wissen? — O Gott, wie entsetzlich — ich würde es nicht überleben! Aber ihn deshalb nicht lieben! — Unmöglichkeit! — Reiß mir das Herz aus der Brust, geliebter grausamer Bruder, und Du wirst mit diesem blutenden Herzen noch meine Liebe in Deiner Hand haben. Und kann es bei ihm, meinem armen Freunde, anders sein? — Ist seine Liebe nicht das Herz? — sein Herz nicht die Liebe?“

„Kann der Despotismus aller Mächtigen der Erde uns trennen? Nein, Gott selbst kann es nicht; kein eisernes Geschick ist stark genug, um eine Seele, die liebt, wenn auch in zwei für diese und jene Welt getrennten Körpern, auseinanderzureißen.“

„Aber,“ fuhr sie fort, „woher diese Wandlung der Liebe meines Bruders für mich, in eine Seele, welche die meinige mit ihrer Liebe verfolgt und verdammt?“

Und nach einer Pause des Nachdenkens sagte sie zu sich selbst: „Guter Gott! Mein Bruder fühlt, wie wehe, — ja im Gebiet der natürlichen Rechte der Menschheit — wie unrecht er mir gethan hat, indem er mein ganzes Lebensglück zerstört; und nun will er mich dafür durch seine eigene Liebe und Zärtlichkeit trösten und schadlos halten! ... O Bruder, armer Bruder! in welchen Wahn bist Du verfallen? ... Dann kennst Du die Liebe nicht.

Liebe ist das einzige geistige Wesen auf Erden und im Himmel, welches keinen Ersatz möglich macht. O grausamer Wechsel! ... Mein Bruder liebt mich, weil er meine Liebe zerstören zu müssen glaubt! ... Schreckliches Geschick! ..."

8.

Trenck hatte von dem Allen keine Ahnung. Sein einziger Gedanke während der langen Gefangenschaft war der brennende Wunsch, Amelie zu beruhigen, deren hohe Reizbarkeit und erregbare Empfänglichkeit für Liebesglück und Schmerz er in so manchen entzückenden Momenten hatte kennen gelernt.

Aber alle sein Sinnen und Grübeln brachte ihn nicht um einen Schritt näher zum Ziel.

Schon war er 14 Tage gefangen gewesen und schien vom Könige im Drange seiner großen Geschäfte und gewaltigen Rüstungen zum nächsten Feldzuge völlig vergessen zu sein, da kam der Obrist Graf Wartensleben zu ihm ins Arrestlokal und gab ihm wie aus eigenen Gedanken, wahrscheinlich aber nicht ohne höheren Rath, den Befehl, um Gnade zu bitten.

Der junge Trenck aber war noch zu unerfahren in Hofränken, um zu erkennen, daß er eigentlich nur als Kundschafter bei ihm war, um seine Gesinnung zu erforschen. Trenck ließ sich deshalb gehen. Er äußerte sich unwillig

über die lange Dauer eines Arrestes wegen eines so geringen Disciplinarvergehens, das ja sonst in ähnlichen Fällen höchstens mit einem Paar Tagen Arrest abgemacht werde. Nach dieser Aeußerung zog sich Wartensleben, etwas boshaft lächelnd, zurück und Trenck blieb sitzen.

Abermals verflossen wieder acht Tage. Der König war nach Potsdam zurückgekommen und hatte Wartensleben's Bericht über seinen Besuch bei Trenck angehört. Im Grunde mochte Friedrich fühlen, daß er zu hart gegen den jungen Mann verfuhr, worauf er übrigens viel hielt, und doch war er in Verlegenheit, auf welche Weise er den schon viel zu langen Verhaft abbrechen sollte, ohne damit sich selbst zu compromittiren und dem jungen Tollkopf wieder Gelegenheit zu geben, seiner verbrecherischen Neigung aufs Neue nachzugehen. So kam er endlich auf den Gedanken, ihn auf einige Zeit zu entfernen, um ihm Raum zu geben, über sein Betragen und dessen Folgen nachzudenken und sich zu bessern.

So schickte er ihm denn seinen Generaladjutanten General von Borck in sein Hauptquartier auf der Thorwache vor der langen Brücke, und dieser übergab ihm auf Befehl des Königs einen Brief, den er nach Dresden überbringen solle, wo er die Geschäfte zu besorgen haben würde, die ihm der dortige preußische Gesandte auftragen werde. Trenck war freudig überrascht. Er hielt schon diesen Auftrag für eine volle Begnadigung und wollte in

seiner jugendlichen Unbefangenheit aufs Schloß eilen, um Seiner Majestät seinen Dank zu Füßen zu legen. Doch der General sagte ihm, der König wolle ihn nicht sehen. Es sei schon eine Postchaise vorgefahren, worin sein Bedienter mit seinen Effecten sich befinde. Er müsse augenblicklich abreisen, ohne die Stadt zu berühren, und zwar auf der Leipziger Straße. Ein Officier des Königs würde ihn bis zur Grenze begleiten.

Ueber diese Maßregel war Trenck im höchsten Grade betroffen. Indeß ließ sie sich nicht abwenden und bei seinem sanguinischen Temperament gab er sich der Hoffnung hin, daß es ihm möglich sein würde, bei dieser Mission durch Diensteifer und Ergebenheit die volle Gnade des Königs wieder zu gewinnen und so reiste er ab; aber er irrte sich und zwar verdarb er es wieder durch die eigene Unbesonnenheit seiner Leidenschaft.

Im Fluge, d. h. so schnell man damals, wo es noch wenig fahrbare Heerstraßen gab, reisen konnte, erreichte er Dresden. Mit Feuereifer machte er in zwei Tagen ein Geschäft ab, das einen im Temporisiren geschickten Diplomaten leicht ein Vierteljahr beschäftigt haben würde. Und darauf hatte auch der König gerechnet und unangenehm fühlte er sich berührt, als ihm sein geheimer Kämmerer Morgens beim Frisiren sagte: „In dieser Nacht ist der Trenck von Dresden zurückgekommen und hat Alles wohl verrichtet."

„Es ist gut,“ sprach Friedrich mit dem Ausdruck von Verstimmung auf seinen markirten Gesichtszügen; „was weiter?“

„Das Weitere, Majestät, ist eben gerade nicht sehr erfreulich. Kaum war der junge Mensch in Berlin aus den Courierstiefeln gestiegen, es war schon zehn Uhr Abends durch, so ging er aufs Schloß.“

„Wird sich erkundigt haben, ob ich in Berlin bin.“

„Halten zu Gnaden, Majestät; auf dem linken Flügel, wo die Prinzessinnen wohnen ...“

„Ha, ich verstehe, was Er da andeuten will; aber verlasse Er sich darauf, es ist nicht wahr.“

Der Kammerdiener schwieg und zog sich zurück.

„Soll auf die Parade kommen, der Mensch; nicht eher,“ rief er ihm nach.

Da die Escadron Garde du Corps in Berlin stand, so fragte Trenck, nachdem er dem ihn finster anblickenden König ordonnanzmäßig seinen Rapport abgestattet hatte: „Befehlen Eure Majestät, daß ich zur Escadron nach Berlin reite?“

„Wo kommt Er her?“ fragte der König.

„Von Dresden.“

„Von woher früher, ehe er nach Dresden ging?“

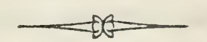
„Aus dem Arrest, Majestät.“

„So gehe Er wieder hin, wo er gewesen ist,“ gebot der König und ließ den Betroffnen stehen, dem nun nichts

weiter übrig blieb, als abermals seinen Säbel abzugeben und in die Wache vor der langen Brücke zurückzukehren, woher er gekommen war.

Da saß er nun wieder allein, bewacht und beschränkt, noch viele Tage, wie vergessen und aufgegeben, und hatte keine andere Beschäftigung, als seine Grillen und seine Liebe und die ernste Philosophie über das schwere Geschick seines Lebens; aber darum seine Liebe aufgeben? nie.

So saß er bis drei Tage vor dem Abmarsch in den neuen schlesischen Krieg; da schien sein Leben wieder in eine neue Bahn einlenken zu wollen.



Fünftes Kapitel.

Friedrich II. im Kloster zu Kamenz. — Jagdabenteuer. — Trenck's Diensteifer und schwerer Dienst. — Uebermacht des Feindes. — Ziethen's Heldenzug. — Trenck auf diesem Zuge. — Der Markgraf von Brandenburg kommt zum Succurs. — Schlacht von Hohenfriedberg. — Briefe des Königs an Duham; an Frau von Camas. — Bataille bei Sorr. — Plünderung des Lagers. — Briefe des Königs an Duham. — An Finkersdorff. — An Podwils. — Verlust seiner Biche.

1.

Der König hatte, wie wir wissen, am 15. März 1745 Berlin verlassen. Als er bei seiner Armee in Schlesien ankam, waren schon einige Vorpostengefechte gewesen.

Im Mai verlegte Friedrich sein Hauptquartier nach Kamenz in das schön gelegene Cistercienserkloster. Dort blieb das Hauptquartier vierzehn Tage, während die Zeit mit Rüstungen, kleinen Gefechten und diplomatischen Verhandlungen hinging. Der König ließ sich den Abt und einige Brüder vorstellen. Er fand bald, daß es gebildete Männer waren, mit denen sich eine heitere, oft geistvolle Unterhaltung führen ließ, und zog sie deshalb öfter zur Tafel. Der Abt Tobias Stusche und die Mönche waren

treffliche Tischgenossen und machten der Küche und dem Keller des Königs Ehre, indem sie sich selbst an den Fastentagen in Hinsicht des Fleischessens von den Geboten ihrer Kirche dispensirten. Jetzt waren sie treue Unterthanen dieses Königs, der sein Wort: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden“ zur Wahrheit machte. Während dieses Aufenthalts des Königs sollten sie Gelegenheit haben, ihm ihre Treue zu beweisen.

Eines Tages hielt der König, wie er schon öfter gethan hatte, ohne Posten ausgestellt zu haben, in einer Gartenlaube Mittagstafel. Schon hatte der Abt eine Batterie geleerter Champagnerflaschen aufgepflanzt und war eben im Begriff, die letzte knallen zu lassen, als ein keuchender Pater herbeistürzte und mit Angstgeschrei rief: „Die Feinde, Croaten, Panduren, Husaren!“

Der König so wenig als der Abt verloren nur auf einen Augenblick die Geistesgegenwart.

„Man läute schnell zur Vesper!“ rief der Abt einem der Brüder zu, warf dem Könige schnell eine Mönchskutte mit der Kapuze über den Kopf und führte ihn so verkleidet eiligst durch die Hinterthür der Sacristei in die Kirche, wo schon die ganze Brüderschaft versammelt war.

Die Croaten hatten alle Ausgänge des Klosters besetzt und drangen jetzt in die Kirche, um von dem Abt und den Mönchen zu erfahren, wohin sich der König geflüchtet habe. Hier aber wurden sie mit Gesang und

Orgelton empfangen. Das „Dominus vobiscum“ ertönte in frommer erbaulicher Weise, und die wilden, aber bigotten Croaten wurden mit den geschwungenen Weihrauchgefäßen der rothgekleideten Chorknaben und den Weihwedeln so vollständig bedacht, daß sie auf ihre Knie sanken, ein Paternoster beteten, sich kreuzigten und segneten und nicht weiter daran dachten, die heilige Handlung mit weltlichen Erkundigungen zu unterbrechen.

Zum Glück war der eine Adjutant des Königs, mit kühner Geistesgegenwart am Weingeländer emporklimmend, über die Gartenmauer entkommen, während der andere Adjutant von den Croaten gefangen fortgeführt wurde. Jener war der Cornet Friedrich von der Trenck. Schüsse knallten hinter ihm her und Kugeln pfiffen ihm um die Ohren; aber sein Glücksstern, oder vielmehr der des Königs rettete ihn und dadurch auch den König. Trenck sah sich auf freiem Felde, überall von umherschwärmenden Panduren und Husaren umgeben. Einer der Letzteren sprengte auf den preußischen Flüchtling zu und wollte ihn niederhauen; aber Trenck hatte mit seiner Geistesgegenwart nicht vergessen, auf der Flucht Säbel und Pistolen mitzunehmen, die in der Laube auf einem Nebentisch lagen. Zum Glück waren die letzteren geladen und es gelang ihm mit sicherem Schuß den Husaren vom Pferde herunterzuschießen, und blitzschnell ergriff er die Zügel desselben und schwang sich hinauf. Jetzt kamen

noch zwei Husaren herangesprengt. Er jagte davon; doch als er bemerkte, daß die feindlichen Reiter ein wahres Treibjagen hinter ihm her angestellt hatten, wendete er schnell sein Roß und hieb den Ersten, der ihm am nächsten gekommen war, vom Pferde; den Zweiten empfing er mit einem Pistolenschuß vor den Kopf des Pferdes, so daß dieses mit dem Reiter zusammenbrach, und nun jagte er in die Gegend hin, wo er wußte, daß preußische Pikets standen. Diese holte er herbei, und der Ruf: „die Preußen kommen!“ unterbrach den Gottesdienst und rettete den König.

Die Croaten eilten zu ihren Pferden. Nur wenigen gelang die Flucht, die andern fielen dem damals schon berühmten General Ziethen in die Hände, der sogleich in Carriere herbeigekommen war, als er durch eine Vedette des Pikets Nachricht von dem Ueberfall von Kamenz empfangen hatte.

Bis dahin hatte der König mit seinem Adjutanten von Trenck seit dem Vorfall von Potsdam kein Wort gesprochen. Jetzt aber sagte er ihm im Vorbeireiten bei einer Musterung nach dieser Affaire: „Das war brav von Ihm. Ich werde es Ihm gutschreiben!“

In der Kirche zu Kamenz ist dieser Begebenheit mit folgender Inschrift gedacht: „Hier stand und sang Friedrich II., König von Preußen, verkleidet im Cistercienser Chorkleide, im Jahre 1745 mit dem Abt Tobias und

den Geistlichen Metten, während dem die feindlichen Croaten ihn in hiesiger Kirche suchten und nur einen seiner Adjutanten fanden, den sie gefangen fortführten."

Der König vergaß dem Abt und dem Kloster seine Rettung nie und versorgte nach beendigtem Kriege die Kirche mit reichen Meßgewändern und Küche und Keller des Klosters mit reichlichen Spenden.

2.

Die Gelegenheit, dem jungen Trenck seine That gut zu schreiben, sollte sich bald finden.

Friedrich von der Trenck war, wie die meisten der jungen Officiere, ein leidenschaftlicher Liebhaber von der Jagd. Der König hatte es aber wegen der das Lager umstreifenden Croaten und Panduren auf das Schärfste verboten, sich vom Corps zu entfernen. Doch die Umgegend war reich an wilden böhmischen Fasanen. Die Versuchung war zu groß für einen so feurigen Unternehmungsgeist eines neunzehnjährigen Cornet, um lange widerstehen zu können. Endlich, nach mehrtägigen, vergeblichen Versuchen, seine Jagdpassion zu bekämpfen, sah er im Traum Hunderte und Tausende von diesem köstlichen Geflügel um sich herlaufen und aufblustern, und glaubte schon das Knallen zu hören, da erwachte er, aller Jubel war Dunst. Das war nicht länger auszuhalten. Er sprang auf, als es noch dunkel war und weckte seinen

Kerl, wie man den Officierburschen damals nannte, ließ sich einen Jagdrock bringen, einen Engländer satteln, brachte sein Jagdgeräth in Ordnung und ritt noch vor Tages Anbruch aus dem Kloster. Da er die Parole kannte, so ließen ihn die Schildwachen überall passiren. Schon war er weit hinaus über die Cantonnements der preußischen Armee, da ging mit einem flammenden Streif am Horizont die Sonne auf, die Nebel wichen und schienen nur noch Wiesen und Niederungen in weiße Seen zu verwandeln; die gelben Stoppelfelder, hier und da mit Gebüsch durchzogen, hoben sich aus dem weiten Nebelmeer empor; glühend roth und riesengroß tauchte der Sonnenball empor und schoß seine Strahlen nach allen Seiten hinaus über die Fluren dahin, wo diamantene Thautropfen an jedem Grashalm hingen: da plötzlich blusterte es auf mit Geräusch, horch! dahin lief es und dorthin, Trenck war im Moment fertig zum Schuß. Er ließ dem trefflich abgerichteten Jagdklepper den Zügel auf den Hals fallen und schoß. Der Fasan fiel. Da wieder ein Schuß und die zweite Jagdbeute fiel. Dann wieder und wieder Schuß auf Schuß. Caro, der schöne braune Hühnerhund mit dem langen zottigen Behänge und wedelnder Fahne, hatte genug zu thun mit Apportiren der Jagdbeute, und der Bursche des jungen Cornet, der mit seinem Herrn geritten war, mit Laden der Doppelgewehre.

Das war eine Freude und Lust! Die Stunden vergingen wie Minuten; beide Pferde waren bald mit Jagdbeute beladen. Trenck war ein trefflicher Pistolenschütz. Bald genügte ihm nicht mehr das Schießen mit dem Jagdgewehre. Er fand ein neues Vergnügen daran, die Fasanen mit Pistolenschüssen zu erlegen. Endlich war auch die letzte Munition verschossen und der passionirte Jäger sah jetzt mit Schrecken, daß die Sonne bedeutend hoch am Himmel stand, und dachte nicht ohne Besorgniß an die Rückkehr ins Lager.

Mit Fasanen beladen, von seinem Diener gefolgt, traf er im Kloster wieder ein. Aber nicht gering war sein Schreck, als er das Kloster und das Lager von den Truppen verlassen fand. Der König hatte plötzlich Marschordre gegeben, und die Armee war mit Anbruch des Tages ausmarschirt.

Trenck wußte, was er zu erwarten hatte. Noch dazu war der Commandirende dieser Escadron seit einiger Zeit sehr ungünstig gegen ihn gestimmt. Es ließ sich daher nicht bezweifeln, daß dieser seine Insubordination bereits dem Könige gemeldet haben werde. Dabei waren seine Pferde sehr ermüdet. Seine Leute hatten sich mit den Handpferden der Escadron angeschlossen. Zum Glück war noch eine kleine Besatzung im Kloster zurückgelassen. Diese commandirte ein Husarenofficier, der ihm befreundet war und ihm einen seiner besten Ren=

ner lieh. Sogleich jagte Trenck der Armee nach. So kam er auf dem Marsch zu seiner Escadron, die allezeit den Vortrab zu bilden hatte. Sogleich bestieg er eins seiner Pferde und setzte sich zitternd an die Spitze des ersten Zuges, den er zu führen hatte.

Der König ritt in der Nähe, sah sich aber nach dem unglücklichen Fasanenjäger nicht weiter um. Eben wollten die Truppen in das Lager einrücken, schon hoffte Trenck, daß seine Abwesenheit doch wohl unbemerkt geblieben sein könne: da hielt der König, um die Truppen an sich vorbei defiliren zu lassen. Sein scharfes Auge erblickte Trenck und winkte ihn zu sich.

Der König sah seine Verwirrung, lächelte und fragte: „War Er schon wieder auf der Jagd?"

„Ja, Ew. Majestät, ich bitte ...."

Der König ließ ihn nicht ausreden, sondern sagte mit väterlicher Güte im Ton: „Dieses Mal hat Er's noch zu Gute wegen Potsdam, — nehme Er sich aber künftig in Acht und denke Er besser an Seine Schuldigkeit!"

Damit war Alles vorbei, wieder ein Wort der Gnade, wo der junge Trenck fühlte, daß er Cassation verdient habe.

Selbst in diesem kleinen Zuge lag ein Beweis von Seelengröße dieses Königs. Trenck wußte recht gut, was er damit hatte sagen wollen, nichts Anderes als: ich habe

Ihm in Potsdam zu viel gethan, für ein geringes Vergehen zu schwer bestraft; nehme er meine heutige Nachsicht als Genugthuung!

Trenck fühlte sich durch diesen Gedanken wie neu belebt und erhoben. Mit einem wahren Fanatismus von Diensteifer verrichtete er seinen Dienst. Dieser aber war nicht leicht. Der Feldzug verfloß unter fast beständigen Manövern und Märschen, wobei die Garde du Corps die Ruhelosesten und Bewegtesten dabei waren, weil die Garde, die bei dem Zelte des Königs und in der Mitte beider Treffen campirte, auf dem Marsch allezeit die Avantgarde zu machen hatte. Deshalb mußten die Garde du Corps schon zwei Stunden früher aufstehen als die übrigen, um zeitig genug den Vortrab bilden zu können. Dann mußten sie bei allen Recognoscirungen des Königs gegenwärtig sein, zuweilen auch Lager abstecken, Pferdetränken aufsuchen, und einer der Officiere hatte stets bei der Inspection im Hauptquartier auf Ordonnanz bei dem Könige zu sein.

Dieses bewegte Leben gestattete selten einige Stunden Ruhe. Nur die Kräftigkeit einer gesunden Jugend konnte diese maßlosen Strapazen ertragen. Diese trafen den Einzelnen um so mehr, als für diese vielen außerordentlichen Dienstleistungen nur sechs Officiere bestimmt waren.

Ueberdem trafen sie noch viele Courierritte. Auch

hatten sie öfter mündliche wichtige Befehle des Königs, im Adjutantendienst, an die Commandeurs der verschiedenen Truppentheile zu überbringen. Der König sagte darüber: „Ich betrachte meine Gardeofficiers als die Pflanzschule der wahren Militärtaktik und erhalte sie gehörig in Athem, damit sie keine Schlafmützen werden. Ja, ja,“ fügte er hinzu, „in meiner Schule muß man Viel durchmachen, um Viel zu lernen. Arbeit, Wachsamkeit und Unruhe, erhabener Ehrgeiz, Nacheiferung und Vaterlandsliebe, das sind die Elemente, aus welchen ich unter meinen Augen die Befehlshaber für mein Kriegsheer erziehe.“

3.

Der König hatte den Einmarsch eines sächsischen Heeres nach Schlesien und dessen Vereinigung mit dem österreichischen nicht zu hindern vermocht. Die Entscheidung der Frage: „Wer soll Herr in Schlesien bleiben?“ mußte noch einmal auf die Spitze von Waffenglück und Tapferkeit gestellt werden.

Aber es war nicht allein die ungeheuere Ueberzahl der feindlichen Truppen, 80,000 Mann gegen 22,000, welche die Lage des preußischen Heeres bedenklich machte, sondern auch ein höchst ungünstiger strategischer Zwischenfall.

Im April des Jahres 1745 cantonnirte die königliche Hauptarmee im Süden Schlesiens in der Gegend

von Frankenstein. Ein anderes preußisches Corps von 10,000 Mann unter dem Markgrafen Karl von Brandenburg war eine weite Strecke davon in der Gegend von Jägerndorf aufgestellt.

Ehe es sich der König versah, rückten die Oesterreicher mit bedeutender Macht zwischen Frankenstein und Jägerndorf vor und trennten die beiden preußischen Corps.

Die Feinde waren dabei mit großer Umsicht und wirksamer Macht zu Werke gegangen. Es war ihnen schnell gelungen, alle Wege und Päſſe zu besetzen, die aus dem einen in das andere preußische Lager hinüber führten. So sah sich König Friedrich von dem Markgrafen und einem so bedeutenden Theil seines Heeres gänzlich abgeschnitten. Beide Lager waren von der feindlichen Uebermacht völlig umstellt und umgarnt.

Dem Könige mußte natürlich Alles daran liegen, diese Verbindung wiederhergestellt zu sehen. An eine Unternehmung gegen den so gewaltig überlegenen Feind war gar nicht zu denken, wenn nicht beide Corps gemeinschaftlich operiren konnten. Aber nicht der schnelle Feldjäger, nicht der schlaue Spion vermochten einen Weg durch die Zwischenstellung der Oesterreicher zu finden. Alles war aufs Wachsamste verwahrt. Die Lage war ungemein schwierig und lange wußte der König selbst keinen Rath.

Es wurde zuerst mit einem kleinen Commando von

120 Husaren vom Regiment Ziethen versucht, das sich unter dem Befehl des Rittmeisters von Probst den Weg zum Markgrafen nach Jägerndorf bahnen sollte. Das war aber vergebens. Das Commando stieß bald auf mehrere feindliche Cavalerieregimenter. Es war gar keine Aussicht, daß auch nur ein Mann gerettet durchkommen würde. Das Commando mußte daher von dem Unternehmen abstehen.

So mußte der König wohl begreifen, daß ohne ein bedeutendes Opfer keine Kunde in das Lager des Markgrafen zu bringen war. Gleichwohl je mehr Zeit verstrich, um desto bedenklicher und unmöglicher mußte die Ausführung werden.

In dieser schwierigen Situation entschloß sich endlich der König, in der Mitte des Mai dem General Ziethen den Befehl zu geben: Er solle Alles daran setzen, was es auch kosten wolle! mit seinem Regiment bis Jägerndorf durchzukommen, um dem Markgrafen Karl den Befehl zu überbringen, daß er sogleich aufbrechen, sich mit den Feinden in nichts Ernstes einlassen und mit forcirten Märschen zum Könige bei Frankenstein stoßen solle. Ziethen solle diesen Befehl beim ganzen Regiment bekannt machen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme, der Markgraf auf jeden Fall vom Willen des Königs unterrichtet würde.

Der junge Trenck hatte Auftrag, diese Ordre des

Königs dem Husarengeneral, der damals 46 Jahr alt, in seinem kräftigsten Lebensalter und im Anfange seiner ruhmvollen Heldenbahn stand, zu überbringen.

Da stand er nun inmitten seines Zeltes, der kleine hagere Mann mit dem feinen und schmächtigen Körperbau, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, im scharlachrothen Dolman mit weißen Schnuren quer über die Brust, hinter denen eine daumbreite weiße Borte läuft, die Aermelaufschläge und Kragen am Dolman waren blau, mit weißen Schnuren eingefaßt. Wahrlich, hätte er nicht den ausdrucksvollen Kopf mit den früh schon gefurchten Gesichtszügen gehabt, diese zurückgelehnte Stirn und die großen blauen Augen, die so feurig im Blick waren, überhaupt diese markige Energie und den Ausdruck von festem Willen in seinem ganzen imponirenden Wesen, so würde es schwer gehalten haben, in dieser Gestalt den gewaltigen Husarengeneral zu erkennen, der später durch die Liebe seiner Untergebenen den Beinamen erhielt: der große „Husarenkönig."

Schön war er nicht; die Nase gerade, mit etwas hinausgebogener Spitze, der große Mund mit aufgeworfenen Lippen, und im höhern Lebensalter die wie Säcke an beiden Seiten niederhängenden Wangen; aber seine ganze markige Erscheinung war ergreifend, es war unmöglich, seinem gebieterischen Willen, wo er sich einmal aussprach, zu widersprechen.

Aufmerksam las er des Königs verhängnißvolle Ordre. Dann noch einmal, um sich zu überzeugen, daß das Unglaubliche wahr sei.

„Wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme ....“ sprach er gedankenvoll der Ordre nach. „Also, der König kennt die Gefahr,“ fuhr er fort, „und giebt mein Regiment Preis! Indeß geschehen muß, was der König befiehlt. Ich werde mich den Befehlen des Königs nicht entziehen; aber anders muß ich es machen.“

„Doch wie?“ fuhr er im halblauten Selbstgespräch fort, während Trenck noch immer in dienstlicher Haltung stand, um das Weitere zu erwarten. „Zwei Tagereisen weit durch vierzigtausend Feinde und darüber, soll ein kleines Regiment den Weg behaupten! Wie mag das ohne Wunder geschehen? Was hilft es auch,“ schloß er, „daß ich dem Markgrafen die Meldung mache? Wer mit dem Leben davonkommt, kann nur ein Feiger und Verräther sein, auf den ist schlecht Verlaß.“

Die ganze Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit der Ausführung lag vor seinen Blicken.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. So klein der Umstand war, so hoffte er doch große Erfolge daran zu knüpfen.

„Ich habe es!“ rief er, „melden Sie dem Könige, der Ziethen würde die Botschaft sicher überbringen.

Trenck zögerte noch etwas, ehe er abging.

„Wünschen Sie noch etwas?“ fragte ihn der Husarengeneral.

„An dieser Expedition Theil nehmen zu dürfen,“ entgegnete der junge Officier.

„Aber, wenn es das Leben kostet?“

„So falle ich auf dem Bette der Ehre.“

„Brav, junger Mann; sagen Sie dem Könige, Ziethen wünsche Ihre Begleitung.“

Das geschah.

„Er hat wohl den General darum gebeten?“ sprach der König.

„Ich kann es nicht leugnen, Majestät, mein lebhafter Wunsch ... die Gefahr hat ihren Reiz.“

„Er ist ein Tollkopf, indeß immer besser wie eine Schlafmütze; so mag Er mitreiten und kommt Er mit dem Leben davon, so kann Er sagen: ich bin da in einer guten Schule gewesen.“

4.

Ziethen dachte so: der Feind kennt meine Husaren nur in den rothen Dolmans und den gewöhnlichen Filzmützen. Nun sind kürzlich von Berlin für den Winter die dunkelblauen Pelze mit weißem Besatz an Pelzwerk, Schnuren und Knöpfen, und die neuen Mützen von Schuppenpelz angekommen. In dieser Uniform werden sie Aehnlichkeit haben mit einem österreichischen Husaren-

regiment. Will das Glück mir wohl, so kommen wir unter dieser Firma durch Legionen Feinde."

Kaum hatte er diesen Gedanken gefaßt, so gab er danach seine Befehle. Bald stand sein Regiment in den blauen Pelzen und rauhen Schuppenmützen aufmarschirt. Er sagte Keinem, was es galt, um nicht leicht Verzagte muthlos zu machen. Cornet Trenck ritt an seiner Seite, die Garde du Corps-Uniform, um nicht daran erkannt zu werden, in einen grauen Mantel gehüllt.

Bei Ottmachau ging er über die Neiße. Den halben Weg hatte er bis zur nächsten Stadt, Neustadt, zurückgelegt. Da ließ er in ein Waldgebüsch einbiegen und die Pferde füttern.

„Was hat unser General vor?" dachten die zum Theil graubärtigen erprobten Haudegen und konnten es sich nicht reimen.

Die Nacht brach an. Da hörte man aus der Gegend von Neustadt her schießen. Ziethen zog sich mit seinem Regiment tiefer in den Wald hinein; dort ließ er die Fütterung fortsetzen. Trenck klopfte das Herz vor Kampflust. Mit Freuden hätte er sich in den Feind gestürzt. Seine hohe Geliebte hatte er fast vergessen, denn eine höhere war ihm der Ruhm. Noch am Abend hatte er durch einen verschwiegenen, vertrauten Freund einen zärtlichen Brief bekommen von hoher Hand, worin er mit fast noch thränenfeuchter Schrift beschworen wurde, sein

Leben zu schonen, aber wie konnte er an diese furchtsame Liebesbeschwörung denken, während flammender Muth in seinen Adern tobte und das ferne Schießen immer heftiger wurde?

Da traten einige Officiere an den General Ziethen und fragten dringend, aber bescheiden, doch im festen Ton des entschlossenen Muthes, ob er nicht der Besatzung von Neustadt zu Hülfe kommen wollte? Man wußte nämlich, daß dort eine schwache preußische Besatzung lag, um einige Bagage zu decken, die zum Lager des Markgrafen Karl gehörte.

„Meine Herren," antwortete der Husarengeneral, „der Feind darf nicht erfahren, daß wir im Anmarsch sind. Mit Gewalt richten wir dieses Mal nichts aus. Die Besatzung von Neustadt besteht aus braven Leuten, die werden sich ihrer Haut schon wehren."

Allmälig hörte das Feuer auf und Ziethen rückte aus dem Walde vor auf Neustadt zu. Die Besatzung dort hatte sich tapfer gehalten. Die Feinde waren abmarschirt und Ziethen konnte unbemerkt in die Stadt einrücken, nachdem er sich und seine Leute als Preußen zu erkennen gegeben hatte.

Nachdem Leute und Pferde gehörig verpflegt waren, stieg Ziethen am folgenden Morgen mit dem Anbruch des Tages auf den Kirchthurm und überblickte die weite ebene Umgegend. Da sah er, wie zwei österreichische Colonnen,

die vergebens versucht hatten, die Preußen in Neustadt zu überrumpeln, und die Nacht im Freien campirt hatten, jetzt in zwei langen Colonnen dem österreichischen Lager wieder zuzogen.

„Alles ist günstig!“ rief er aus, „nun schnell ans Werk.“

Er ließ sogleich aufsitzen und schlug dieselbe Straße ein, welche die Oesterreicher genommen hatten.

Immer unbegreiflicher wurde seine Führung den Officieren seines Regiments, die seine Disposition nicht kannten. Hätten sie nicht ein so unbegrenztes Vertrauen in Vater Ziethen gesetzt, sie würden ihm schwerlich so im blinden Gehorsam gefolgt sein, denn ganz sorglos und unbefangen, wie im tiefsten Frieden, ritten seine Husaren daher, nicht Avantgarde, nicht Seitenpatrouille; schwadronenweise marschirten sie in vier, in zwei, in einzelnen ganzen und halben Zügen. Keiner durfte den Säbel in die Faust nehmen. Die schärfsten Befehle waren ergangen, daß Niemand bei irgend einer Veranlassung abfeuern durfte. Immer räthselhafter wurde diese unbegreifliche Sorglosigkeit des sonst so vorsichtigen Generals selbst den einzelnen Husaren.

Hier und dort mußten einige geborene Ungarn, die bei dem Regiment standen, vorausreiten und die österreichischen Feldwachen bei den Dörfern und die einzelnen Posten in ihrer Sprache freundlich begrüßen. Jetzt fin-

gen Officiere und Husaren an zu begreifen, worauf es eigentlich ankam, und lachten ins Fäustchen, wenn sich wieder eine österreichische Vedette hatte anführen lassen.

So ging der Zug unter dem Anschein der größten Ruhe und Sicherheit hinter den Feinden her und mitten durch sie hin. Ein österreichisches Dragonerregiment stieß auf das Regiment Ziethen. Wie klopften den Preußen die muthigen Herzen! wie gern hätten sie augenblicklich eingehauen. Aber die Oesterreicher ritten kameradschaftlich grüßend freundlich vorüber. Die Ungarn im preußischen Heer, meistens österreichische Ueberläufer, riefen ihnen ihren Landesgruß zu, und keine Ahnung entstand, daß in den blauen Pelzen Preußen steckten.

Nachmittags zwischen drei und vier Uhr kam Ziethen mit seinen Husaren auf eine Anhöhe. Es war ein schöner sonnenheller Maitag. Er übersah von dieser Höhe aus das ganze österreichische Lager. Links im Thale von Leobschütz lag die Hauptmasse des Heeres. Rechts waren Croatenschwärme über das ganze Feld zerstreut. Ziethen ließ unbemerkt die Schwadronen näher an einander rücken, damit sie sich im Nothfalle durchschlagen könnten. Der Moment der Entscheidung rückte immer näher.

Ein österreichischer Oberst, der das stattliche Regiment auf der Höhe halten sah, ritt an Ziethen heran, wünschte ihm freundlich grüßend einen guten Tag und

sprach: „Ich bin erfreut, Herr Kamerad, Sie so wohl zu sehen. Mein Regiment wird auch bald nachkommen!“

Wie mag er erschrocken gewesen sein, als Ziethen ganz trocken entgegnete: „Mein Herr, Sie befinden sich im Irrthum. Wir sind Preußen und ich heiße Ziethen. Sie sind mein Gefangener!“

Der Jubel der Leute wollte sich kaum dämpfen lassen. Völlig betroffen und verblüfft mußte der Obrist seinen Degen abgeben. Ziethen gab ihn zurück; aber der Oesterreicher mußte, zwischen zwei Husaren reitend, den Weg als Gefangener mitmachen.

Noch ging es eine Strecke in derselben Richtung weiter. Da aber schwenkte das österreichische Dragonerregiment, dem Ziethen so lange gefolgt war, links zum Lager ein und Ziethen's Weg führte gerade aus. Diese Richtung der Husaren mit den blauen Pelzen mußte auffallen. Schon am nächsten österreichischen Posten wurden sie erkannt. Sogleich wurde Lärm geschlagen. Durch das ganze feindliche Lager ging der Ruf: „Ziethen, Preußen!“

Aber die muntern Husaren hielten sich nicht auf. Mit bis dahin geschonten Pferden ging es nun rasch im Trabe vorbei. Die Oesterreicher geriethen in furchtbare Bestürzung. Sie konnten sich nicht denken, daß ein einzelnes Regiment so kühn sein werde, sich in ihre Mitte zu wagen; sie glaubten sich im ersten Augenblick von der

ganzen preußischen Armee überfallen. Erst als sie sich vom Gegentheil überzeugten, gelang es ihnen, sich zu ordnen und nachzusetzen. Aber zum Einholen war es zu spät, denn Ziethen mit den Seinigen hatte schon einen bedeutenden Vorsprung. Als die österreichischen Regimenter sich zur Verfolgung in Carriere setzten, ließen auch die Preußen ihren Pferden die Zügel schießen, und nur wenige Nachzügler, die etwa marode Pferde hatten, wurden eingeholt und gefangen oder niedergehauen.

Bald war Ziethen mit den Seinigen in Jägerndorf. Dort waren Freude und Bewunderung groß.

Ziethen meldete dem Markgrafen Karl persönlich die Befehle des Königs. Er war nicht als Versprengter, nicht als Letzter seines Regiments mit dieser Ordre eingetroffen, sondern mit dem ganzen Regiment.

5.

Sobald der Markgraf von Brandenburg vom Willen des Königs unterrichtet war, säumte er keinen Augenblick, sich zur Ausführung dieser Befehle zu rüsten. Er brach von Jägerndorf auf und führte sein Corps unter geringem Widerstande der durch Ziethen's kühnen Zug entmuthigten Oesterreicher nach Frankenstein. Mit diesem Zuge traf auch Ziethen und sein Regiment zu Ende des Mai, nach einer vierzehntägigen Abwesenheit, bei dem Könige wieder ein.

Mit dieser vereinigten Macht säumte nun König Friedrich II. nicht länger, den entscheidenden Schlag gegen seine Feinde zu führen. Um des Erfolgs desto gewisser zu sein, suchte er die Oesterreicher in Sorglosigkeit einzuschläfern. Er that, als ob er sich furchtsam zurückzöge und eine Schlacht vermeiden wolle; setzte sich indeß in einem Lager zwischen Schweidnitz und Striegau fest. Hier, rings durch Gebirge gedeckt, wollte er über die sorglos heranrückenden Feinde herfallen.

Es war den 4. Juni des Jahres 1745, als König Friedrich um zwei Uhr früh Morgens im Lager bei Striegau vor seinem Zelte die Generale und Obristen seines Heeres versammelt hatte. Man sah dort viele berühmte Namen, den tapfern Ziethen, den kühnen und klugen Schwerin, den alten Dessauer, diese Kraft- und Kernsoldaten aus Friedrich Wilhelm's I. Schule und viele Andere noch. Trenck stand zur Seite, mit der Brieftafel in der Hand, um die Ordre des Königs zu notiren.

In derselben nächtlichen Zeit hielt die österreichische und sächsische Generalität eine Stunde davon entfernt, ominös genug, unter dem Galgen von Hohenfriedberg ihren Kriegsrath.

Im preußischen Lager ertheilte der König nach kurzen und kräftigen Einleitungsworten seine Befehle.

Kurz und energisch lautete der Befehl des Königs.

„Die Reiterei," sprach er zu den versammelten Ge-

neralen, „fällt den Feind ungestüm an, mit dem Säbel in der Faust. Sie macht in der Hitze des Gefechts keine Gefangene und richtet ihre Hiebe alle nach dem Gesicht. Das Fußvolk rückt im Sturmschritt gegen den Feind an, wenn die Umstände es nur irgend erlauben, dringt es mit gefälltem Bajonnet auf ihn ein; muß gefeuert werden, so geschieht es erst in einer Nähe von 150 Schritt."

Die schöne kriegsgeübte Escadron Garde du Corps stand auf dem rechten Flügel der preußischen Schlachtlinie. Ehe der Angriff begann, rief der König diesem ausgezeichneten Corps zu: „Kinder, zeigt heute, daß Ihr meine Garde du Corps seid und gebt mir keinem Sachsen Pardon!"

Der König hatte seine Disposition trefflich getroffen.

Die Anordnungen des Königs wurden pünktlich befolgt. Die Sachsen, welche auf dem linken Flügel der österreichischen Armee standen, und Striegau besetzen sollten, wurden von der hervorbrechenden preußischen Reiterei in die Pfanne gehauen, wodurch die österreichische Armee in Unordnung gerieth und gänzlich vernichtet wurde.

Es war dieses das erste Mal, daß die preußische Cavalerie sich auszeichnete und unter Ziethen und Schweidnitz den Ruhm gewann, den sie später im siebenjährigen Kriege so tapfer behauptete.

Die Garde du Corps hatte drei Attaken im Carriere auf die feindliche Cavalerie gemacht und zweimal

auf die Infanterie eingehauen. Nichts widerstand dieser Escadron, die in Hinsicht der Schönheit der Pferde, des Muthes und der Gewandtheit der Leute, des Ehrgeizes und der Tüchtigkeit der Officiere die Ersten auf der Welt waren.

Der Cornet von der Trenck an der Spitze seiner Escadron bekam schon bei der ersten Attake einen Schuß durch die rechte Hand. Er konnte den Säbel nicht mehr schwingen; aber er gab seinen Posten nicht auf und führte seine Leute, durch Zuruf und Beispiel ihren Muth erhöhend, immer wieder von Neuem ins Feuer. Sein Pferd wurde stark blessirt, und bei der dritten Attake mußte ihm sein Reitknecht ein anderes geben.

Der Erfolg dieses Tages war ein glänzender Sieg für die Preußen. Die Feinde hatten 9000 Todte und Verwundete, verloren 7000 Gefangene, darunter vier Generale und 200 Officiere, 76 Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken und 60 Kanonen. Das Dragonerregiment Baireuth, geführt von dem Obersten Otto von Schwerin, schlug allein schon 20 Bataillone Oesterreicher in die Flucht und machte 4000 Mann Gefangene. Der König ertheilte diesem Regiment ein Ehrendiplom und flammende Granaten auf den Patronentaschen. Der Oberst Otto von Schwerin wurde in den Grafenstand und zum Generalmajor erhoben und erhielt, wie auch der Major Chazet, im Wappenschilde die Buchstaben

H. F. (Hohenfriedberg) mit der Zahl 66 von Standarten umgeben, an die Zahl der eroberten Fahnen erinnernd. Auch General von Geßler wurde gegraft und in seinem Schlachtbericht dankte Friedrich den Officieren und Soldaten, und sagte am Schlusse desselben: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem solchen Heere.“

Wie groß und bescheiden Friedrich darüber dachte, wie wenig er sich wegen dieses Kriegsglücks überhob, beweist sein Brief, den er an seinen geliebten Lehrer Duhan schrieb, als Antwort auf dessen Glückwunsch.

Am 14. Juni antwortete ihm der König eigenhändig: „Sie sind Philosoph und wünschen mir Glück zu einer gewonnenen Schlacht? Daran erkenne ich Sie gar nicht. Ich glaubte, Sie seufzten blos über die Grausamkeit, die meine Feinde mich zwangen, an ihnen zu begehen. — Ich versichere Sie, daß ich sehr philosophisch denke, und daß mir beständig das wahre Wohl und Glück meines Volks am Herzen liegt. So viele Menschen, die hundertmal größer sind als ich, haben größere und vollständigere Siege davongetragen, als der am 4. d. M. war. Flüchtiges, nur eine kurze Zeit währendes Glück muß einen denkenden Menschen nicht stolz machen.“

Mit der liebenswürdigsten Kindlichkeit der Gesinnung und dem harmlosesten Humor schrieb dieser große Sieger,

Mensch und König an eine würdige alte Dame, die er nur seine liebe Mama nannte. Es war die bejahrte Witwe des Oberst Camas, die Oberhofmeisterin der Königin Mutter, die sich seiner schon wie er als Kronprinz durch die Härte seines königlichen Vaters viel zu leiden hatte, freundlich angenommen hatte. Mit ihr unterhielt er stets den freundschaftlichsten Briefwechsel und schrieb ihr gleich nach der Schlacht:

„Wir hatten dieses Mal mehr Glück als Verstand und wagen es kaum, vor einer so respectablen Gouvernante, wie Sie, zu erscheinen. Wenn alle Welt den Verstand auf dem Rücken trüge, wie Sie, liebe Mama, ihn unter Ihrer Frisur tragen, würde man in der Welt nicht so viel Thorheiten erleben. Ich bitte Sie, schicken Sie mir Ihre Weisheit mit dem ersten Courier, denn ich bedarf derselben in meiner Lage sehr. Wir sehen uns hier beinahe wie Blödsinnige an und versichere Sie, Sie würden Mitleid mit der lächerlichen Figur haben, welche zwei große Armeen einander gegenüber spielen. Wir andern Renommisten und Eisenfresser richten unsere Augen nach Berlin, wie die Juden nach Zion ..... Adieu, meine liebe Mama, erhalten Sie uns Allen eine Mutter, von welcher Sie wissen, wie sehr wir sie verehren und wenn Sie, während Ihre Papageien schweigen, die Akademie ruhet, Ihre Hunde schlafen, — stricken, dann lassen Sie Ihren Freunden einige verlorene Gedanken zukommen.“

6.

Am Tage nach der Bataille erhielten alle Officiere den Orden pour le mérite, der junge Trenck aber mußte vier Wochen seinen schrecklichen Aufenthalt unter den Blessirten in Schweidnitz nehmen, wo gegen 16,000 Menschen unter den Händen zum Theil ungeschickter Feldscherer auf der Folterbank gemartert wurden und viele derselben erst am dritten Tage den ersten Verband erhielten.

Seine Hand konnte zwar der Cornet von der Trenck drei Monat hindurch nicht gebrauchen, jedoch kehrte er nach Verlauf von elf Wochen zu seiner Escadron zurück, und that bei jeder Gelegenheit mit regem Diensteifer bei dem Monarchen seine Schuldigkeit. Als Adjutant war er bei jeder Recrutirung des Königs mit zugegen. Des Königs besondere Gnade und dessen Vertrauen zu dem jungen Mann schien alle Tage noch im Zunehmen zu sein und sein Enthusiasmus für den König stieg fast bis zur Ausschweifung.

Ueberhaupt hatte Trenck seit dem Vorfall nach der Jagd keine Ungnade mehr am Könige bemerkt. Nur zuweilen bei der Mittagstafel, wo alle Garde du Corps-Officiere mit dem Könige speisten, ließ er bei guter Laune feine Sticheleien fallen auf Jagdliebhaber und junge Brauseköpfe, die bei jeder Gelegenheit aufwallen und gleich mit dem Degen fertig sind.

7.

Nach der Niederlage bei Hohenfriedberg konnten die Oesterreicher sich nicht länger auf preußischem Boden halten. Sie zogen sich nach Böhmen zurück. Der König zog nach und schlug sein Lager ganz in ihrer Nähe auf.

Es kam während dieser Zeit zu keinem kriegerischen Ereignisse. Man wartete wieder einmal den Ausgang diplomatischer Unterhandlungen ab, die unterdessen angeknüpft waren.

Aber Maria Theresia hatte neuen Muth gewonnen. Da ihr Gemahl, der Großherzog Leopold von Toscana, im September dieses Jahres unter dem Namen Franz I. nach Kaiser Karl's VII. Tode zum deutschen Kaiser gewählt war, so sprach sie endlich: „Lieber wollte ich meinen Unterrock verlieren, als Schlesien" und gab Befehle, den Krieg mit allem Nachdruck gegen den „bösen Mann," wie sie ihren großen Gegner nannte, fortzusetzen. So kam es am 30. September zu der merkwürdigen Bataille bei Sorr oder Sorau, die der König annahm, obgleich der Feind die dreifache Uebermacht hatte.

König Friedrich hatte während der Unthätigkeit des österreichischen Heeres seine Armee durch bedeutende Detaschirungen nach Sachsen, auch hin und wieder nach Schlesien und Böhmen so geschwächt, daß er nur 26,000 M. bei seiner Hauptarmee hatte.

Selbst sein tapferer Degen, der Husarengeneral von Ziethen, stand damals mit seinen braven Husaren entfernt von der Gegend von Sorau an der böhmisch-schlesischen Grenze, wo ein bedeutendes Corps zur Deckung der Zufuhr aufgestellt war, die fortwährend aus Schlesien nach Böhmen an das preußische Heer geliefert werden mußte.

Prinz Karl, der das österreichische Heer befehligte, hatte trotz der schlimmen Erfahrung bei Hohenfriedberg noch nicht gelernt, daß es bei einem Heere auch andere Kräfte gebe, als die Zahl. Er verließ sich auf seine Macht von 86,000 Mann, und dachte den kleinen Haufen der brandenburgischen Regimenter zu überfallen und gefangen zu nehmen.

König Friedrich aber hatte seine wohlbezahlten Spione überall im feindlichen Lager. So erhielt er beim Anbruch der Nacht auf den 30. September den feindlichen Plan, der auf eine völlige Ueberrumpelung der vermeintlich in Sicherheit eingewiegten Preußen abgesehen war. Wenigstens trat er um Mitternacht persönlich in das Zelt, worin der junge Trenck noch im ersten festen Schlaf einer gesunden Jugendkraft lag. Er weckte sogleich alle dort schlafenden Garde du Corps-Officiere und befahl im ruhigen Tone, daß sie augenblicklich in aller Stille satteln und alle Bagage zurücklassen sollten, um sich bei dem ersten Wink zur Bataille zu richten.

Das geschah schnell und still. Indeß blieben nach

dem Willen des Königs alle Pferde an ihren Plätzen stehen und die Mannschaften zum Aufsitzen fertig blieben in den Zelten.

Nach diesen Anordnungen befahl der König dem Cornet von der Trenck und dem Lieutenant von Pennewitz, mit ihm zu reiten. Und nun brachte der Monarch persönlich, so geräuschlos als möglich, seine Befehle durch die ganze Armee. So still gerüstet erwartete das Heer den blutigen Aufgang der Sonne mit der freudigen Kampflust braver Soldaten.

Gegen das Defilee im Gebirge, aus welchem, wie der König zum Voraus zu wissen schien, die Feinde hervorbrechen würden, ließ der König die achtundzwanzig Kanonen richten, welche er bei sich führte. Diese wurden bis zum entscheidenden Augenblick hinter einen kleinen Hügel versteckt. Wie genau er von dem österreichischen Plan unterrichtet war, ging auch schon daraus hervor, daß er alle Vorposten aus dem Gebirge zurückziehen ließ. So erreichte er seinen Zweck, den Feind glauben zu lassen, daß er die Preußen noch im frühsten Morgenschlaf überfallen werde und Alles wehrlos gefangen nehmen könne. Dadurch erreichte König Friedrich, daß der Feind sicher auf seinen Erfolg mit Unvorsichtigkeit vorrücke und um so leichter selbst überrascht und geschlagen werde.

Kaum brach der Tag an, so begann auch rings herum auf allen von den Oesterreichern in der Nacht be-

setzten Anhöhen das Musketenfeuer und beschoß das ganze in der Tiefe des Thals liegende Lager.

Gleichzeitig stürzte die feindliche Cavalerie wie ein brausender Strom sich durch das Defilee nach dem Lager zu. Doch im Augenblick standen die preußischen Regimenter in der vorher schon angeordnet gewesenen Schlachtordnung und in weniger als zehn Minuten sprengte die Cavalerie des Königs, die nur aus fünf Regimentern bestand, mit ihren wenigen Escadronen in einer trefflichen Carriere-Attake fest geschlossen dem Feinde entgegen.

Dieser hatte eben angefangen vor dem Defilee mit gewohnter Langsamkeit und Gravität sich zu formiren. Da sie keine Gegenwehr erwarteten, so mochten sie allerdings im höchsten Grade überrascht sein durch den unvermutheten Angriff. So war der Erfolg ein glänzender. Die preußische Cavalerie warf die feindlichen Bataillons in den bereits vollgepfropften Hohlweg des Defilee zurück. Sogleich war der König mit den achtundzwanzig Feldstücken bei der Hand und ließ mit Kartätschen in die über einander herstürzende Menschenmasse feuern. Niemand konnte ausweichen. Es entstand ein furchtbares Blutbad, und so war in einer halben Stunde der feindliche Plan vereitelt und die Bataille vollständig gewonnen.

Während dieses Angriffs aber war das von Truppen entblößte Lager dem Feinde Preis gegeben. Von der andern Seite her stürzten sich die leichten regellosen

Truppen von Radetzki und dem kaiserlichen Panduren-Oberst Trenck, welche die Preußen im Rücken angreifen sollten, auf das Lager. Ihre Raublust war stärker, als jede Disciplin. Sie beschäftigten sich mit Plündern der Bagage, anstatt vorzudringen, und durch Angriff in dem Rücken der königlichen Truppen wenigstens den Rückzug der Oesterreicher zu decken, wo nicht die Preußen zwischen zwei Feuer zu nehmen und aufzureiben.

Als man dem Könige meldete, daß die Panduren das Lager plünderten, sagte er: „Desto besser, so haben sie etwas zu thun und hindern mich in der Hauptsache nicht.“

Der Sieg war vollkommen, und die Oesterreicher mit ihrer an Zahl so überlegenen Heeresmacht mußten sich nach Böhmen zurückziehen. Doch hatten Officiere und Soldaten ihre ganze Bagage verloren, die sie auf Befehl des Königs im Lager hatten zurücklassen müssen. Besonders war das Zelt des Königs Gegenstand der Plünderung der Feinde gewesen. Sein silbernes Tafelgeschirr war verloren, woraus sich der König indeß wenig machte, da es leicht wieder angeschafft werden konnte. Unangenehmer war ihm schon die Vernichtung seiner Feldbibliothek durch diese ungarischen Vandalen, denn es wurde damit seine geistige Thätigkeit unterbrochen. Um diesem Bedürfniß so schnell als möglich abzuhelfen, schrieb er schon am zweiten October an seinen geliebten Lehrer

Duhan, daß er ihm so schnell wie möglich den Cicero, Horaz, Lucian, den Voltaire und Rousseau, Boileau und Gresset, Montesquieu's Lettres persannes, die Einleitung in die Weltgeschichte von Bossuet, die Memoiren von Fouquières und die Campagnes de Turenne besorgen möge.

So trefflich und correct König Friedrich seine Briefe und Abhandlungen in französischer Sprache schrieb, so naiv unorthographisch waren seine deutschen Briefe, die er an seinen vertrauten Kämmerer Findersdorff, der Krankheits halber in Berlin zurückgeblieben war, wörtlich schrieb: „Denke dihr, wie Mihr uns geschlagen haben, 18 gegen 50. Meine ganze Equipage zum Teufel. Annemarie ist thod gehauen, der Chanzion und die Biche (auch Windspiele) auch thod gehauen, Eichel, Müller und Lesser noch nicht aufgefunden. Wenn das Unglück eimah will, dann fällt es einem allemal auf den Hals. Der Köppen muß mihr 10,000 Thlr. schicken. Wehrstu hier gewesen, ich hätte gwiß nichts verlohren, aber du kennst den dummen Rietgen, der sich gar nicht zu helfen weiß und ich hatte so gefährliche Umstände auf den Hals, das ich unmöglich daran denken konnte. Nun ist die Campagne gewiß vorbei und ich werde sie endigen können, wenn es Mihr gefällt. Sei du nur geruhig; helfe der Himmel weiter. In solcher große Gefahr und Noth bin ich mein Lebstage nicht gewesen, als den 30sten und bin

doch herausgekommen. Gott bewahre dir. Mache doch meine Sachen alle in Berlin, wie ich sie haben will und werde gesund."

Fincersdorff besorgte Alles nach Wunsch; dafür gab ihm der König aus dem Lager bei Trautenau am 9ten October eigenhändige Nachricht. „Es hat," schrieb er, „bei Sorr schiefer gegangen als Niemalen und ich bin in der Suppe bis über die Ohren gewesen. Sistu Wohl, mihr thut keine Kugel was. Die Flöte von Quantz habe gekriegt, sie ist aber nicht recht guht; ich habe Quanzen eine in Verwahrung gegeben, die viel besser. Gieb sie mir, wenn ich hinkomme. Hier haben wihr noch alle Tage Bataille, dieses thut nichts.

„Wenn alles wird zu Grunde gehen,
Dann wird's mit uns am besten stehen."

Gleichzeitig schrieb er an seinen Minister von Podwils in französischer Sprache: „Lernen Sie von einem Manne, der nie in die Predigten von Elsner ging, daß man dem kommenden Unglück eine eherne Stirn entgegen setzen und schon während des Lebens auf Glück, Genuß und alle Täuschungen verzichten muß."

Wie zartfühlend König Friedrich war, beweiset unter Andern auch die Wehmuth, die er über den Verlust seines weißen Lieblingswindspiels, die Biche, empfand. Ihm war das Hündchen so theuer gewesen, weil er es auf dem

Schoße hatte, als er unter einer Brücke sich versteckt hatte, wie die Panduren ihn verfolgten und diese darüber hinwegjagten. Ein einziges lautes Bellen des Hundes würde ihn verrathen und in Gefangenschaft gebracht haben, aber Biche schwieg, als der König sie dazu ermahnte.

Nach und nach waren ihm alle durch die Plünderung seines Lagers veranlaßte Verluste wieder ersetzt worden; nur seine Lieblingshündin war in die rohen Hände der Croaten Nadasti's gefallen. Dieser hatte das zierliche Hündchen an seine Gemahlin nach Wien geschickt, welche zum Unglück für Friedrich's Liebhaberei an dem Thierchen einen solchen Wohlgefallen fand, daß sie es, trotz aller diplomatischen Verhandlungen und Verwendungen, selbst gegen die Wünsche ihres Gemahls, nicht wieder herausgeben wollte. Erst lange nach dem Frieden saß König Friedrich eines Morgens in seine Arbeiten vertieft am Schreibtische, da fühlte er von zwei zarten Pfötchen auf seine Schultern sich berührt, und da er nicht gleich darauf merkte, ungeduldig sich gekratzt. Und nun sieht er auf und erblickt plötzlich seine geliebte Biche. Und da war er außer sich vor Freuden und Thränen rannen ihm von den Wangen.

Ueber den Tod dieses kleinen Lieblings schrieb Friedrich später von Sanssouci aus an seinen vertrauten Kämmerer Findersdorff in seiner Weise: „Die arme Biche

muß schon thod bleiben, weil sie zehn Doctors hin cu=
rieret haben."

Und doch konnte derselbe so weich und zart fühlende König unbeschreiblich streng und hart sein, wo er es für seine höhere Pflicht hielt. Das sollte Friedrich von der Trenck bald nach der Schlacht von Sorr erfahren.



Sechstes Kapitel.

Correspondenz des preußischen Trenck mit dem österreichischen Trenck. — Intrigue von Jaschinsky. — Verhältnisse Trenck's. — Seine Verhaftung. — Abführung nach der Festung Glatz. — Ungnade desselben. — Gründe für das Verfahren des Königs und Trenck's Gedanken darüber. — Ein früheres Ereigniß. — Der Silberschatz im weißen Saale. — Prinzessin Amelie. — Fräulein von Hartenfeld. — Abenteuer im weißen Saale. — Mißverständniß. — Geistesgegenwart der Hartenfeld. — Geschichte der Hartenfeld. — Vermählung des Prinzen Wilhelm. — Strohkranzrede.

1.

Es knüpfen sich die Ereignisse, die von jetzt an den armen Trenck verfolgten, an eine frühere Geschichte, die wir hier mittheilen müssen.

Franz Freiherr von der Trenck, ein leiblicher Bruder des Vaters unsers jungen Cornet Friedrich von der Trenck, welcher die Panduren in kaiserlichen Diensten commandirte, war im Jahre 1743 in Baiern blessirt worden. Damals schrieb er an die Mutter des jungen Trenck, daß er ihren ältesten Sohn Friedrich zum Universalerben seines bedeutenden Vermögens eingesetzt habe. Und diesen

Brief schickte Trenck's Mutter damals ihrem Sohne nach Potsdam.

Der junge Cornet von der Trenck befand sich wohl in preußischen Diensten und wünschte deshalb keine Veränderung. Daher ließ er den Brief unbeantwortet.

Es war am 12. Februar, als der junge Trenck in Berlin bei dem Rittmeister von Jaschinsky, der Commandeur der Garde du Corps-Escadron war und in der Armee Obristenrang hatte, anwesend war. Mit ihm befand sich dort in Gesellschaft der Lieutenant von Studnitz und sein damaliger Zelt-Kamerad der Cornet von Wagnitz (später commandirender General der Hessen-Casselschen Cavalerie).

Bei dieser Gelegenheit fiel die Rede auf den österreichischen Trenck, und Jaschinsky fragte den preußischen jungen Trenck, ob er mit ihm verwandt sei.

Die Antwort war: „Allerdings! auch hat er mich zum Universalerben eingesetzt.“

„Und was haben Sie ihm geantwortet?“

„Gar nichts,“ entgegnete Trenck.

„Ei der Teufel,“ rief Jaschinsky, und die ganze Gesellschaft stimmte ihm bei. „Sie sollten doch gegen einen so wichtigen Glücksfall weder gleichgültig noch undankbar sein. Wenigstens rathen wir Ihnen, zu danken, um sich die gute Gesinnung Ihres reichen Onkels für die Zukunft zu erhalten.“

Sein Chef fügte noch hinzu: „Schreiben Sie ihm, er solle Ihnen gute ungarische Pferde zur Equipage schicken. Geben Sie mir den Brief: ich will ihn durch den sächsischen Legationsrath von Bossart bestellen lassen, doch nur unter der Bedingung, daß ich auch ein ungarisches Pferd erhalte."

Trenck äußerte die Besorgniß, daß der König diese Correspondenz mit dem Feinde übel deuten könnte.

„Ei was!" entgegnete Jaschinsky, „das ist keine Staats-, sondern eine Familiencorrespondenz. Die Verantwortung übernehme ich."

Wer konnte es dem jungen Manne verdenken, daß er sich auf den Rath seines Vorgesetzten sogleich an den Schreibtisch setzte und in der Weise schrieb, wie ihm gerathen worden war.

Jaschinsky übernahm diesen Brief offen, versiegelte ihn selbst und hat ihn wirklich, wie er versicherte, zu Trenck's Unglück an die Adresse befördert. Darauf ereignete sich in der vorigen Campagne der bereits erzählte Vorfall, daß ihm von den Panduren Trenck's zwei Pferde genommen wurden und der König ihm einen schönen Engländer aus seinem Stall dafür schenkte: daß alsdann der österreichische Panduren-Oberst die Pferde seines Neffen zurückschickte, mit einem Handbillet, das so anfing: „Der österreichische Trenck hat keinen Krieg mit dem preußischen Trenck ꝛc." Wir haben auch mitgetheilt, wie

empfindlich dem Könige dieser freundliche Verkehr seines Adjutanten mit dem österreichischen Panduren-Oberst war, indem er ihm das geschenkte Pferd aus seinem Marstall wieder abnahm, mit den Worten: „Dann braucht Er mein Pferd nicht weiter.“

Trenck mußte daraus erkennen, was er zu fürchten hatte, wenn der König erfuhr, daß er an den Panduren-Obrist selbst geschrieben habe. Doch seinen Rittmeister Jaschinsky zu bitten, über den Vorfall zu schweigen, wäre jetzt zu spät gewesen. Theils war die Sache schon im ganzen Lager bekannt geworden, theils war aber auch inzwischen Jaschinsky sein Feind geworden.

Jaschinsky war in der ganzen Armee bekannt als ein falscher, boshafter Mann. Er galt allgemein für einen Kundschafter und heimlichen Zuträger des Königs, bei dem er ungemein gut angeschrieben stand. Man wußte, daß es ihm auf die frechste und schändlichste Verleumdung nicht ankam, wenn er nur damit seine intriguanten Zwecke erreichen konnte. Trenck hatte in seiner offenen Arglosigkeit diesen boshaften Charakter viel zu spät erkannt, um sich gegen dessen Ränke sicher stellen zu können. Der König aber war noch viel später hinter seine Schliche gekommen, cassirte ihn deshalb und ließ ihn aus dem Lande jagen.

Jaschinsky hatte mehrere Gründe, gegen Trenck eine geheime Feindschaft zu hegen. Einmal war es der Neid,

indem er sah, daß sein Untergebener bei dem Könige hoch in Gnaden stand; dann hatte er einen Streit mit ihm gehabt, den ihm der litthauische Eisenkopf nicht vergeben konnte. In der ersten Campagne hatte der rohe Major Trenck's Packknecht geprügelt. Trenck nahm ihn in Schutz gegen seinen Vorgesetzten. Das brachte den Rittmeister in Harnisch. Es kam so weit, daß Beide die Pallasche gegen einander zogen. Es würde zum ernsthaften Rencontre gekommen sein, wäre der Obrist von Winterfeld nicht dazwischen gesprungen und hätte die Kämpfenden getrennt und zum Schein versöhnt. Aber der Litthauer konnte es ihm nie vergeben, seine Autorität so compromittirt zu haben. Aeußerlich schien er versöhnt zu sein, aber im Innern schwor er unversöhnliche Rache.

Dazu kam noch, daß er 400 Ducaten von Trenck geborgt hatte. Es giebt keine ärgern Feinde, als böse Schuldner. Er war nicht in der Lage, diese Schuld jemals wieder bezahlen zu können und dachte auch nicht daran; aber dennoch drückte ihn die Schuld. Er fühlte sich dadurch gegen Trenck zu Rücksichten verpflichtet, die ihm unangenehm waren.

2.

So war die Lage der Sache, als wenige Tage nach der Bataille von Soran der gewöhnliche Feldpost-Briefträger in Trenck's Zelt trat und einen Brief überbrachte,

der von seinem Vetter, dem Panduren-Obrist, wie es schien, unterzeichnet und aus Essek datirt war.

Der Brief schien dictirt zu sein; denn er war nicht von Trenck's Hand, der überhaupt mit Schreiben sich wenig abgab, und lautete wie folgt:

„Aus dero Schreiben, de dato Berlin den 12. Februar ersehe ich, daß Sie gerne ungarische Pferde von mir haben möchten, um sich gegen meine Husaren und Panduren herum zu tummeln. Ich habe bereits in voriger Campagne mit Vergnügen erfahren, daß der preußische Trenck auch ein guter Soldat ist. Zur Bezeugung, daß ich Sie schätze, habe ich Ihnen Ihre von meinen Leuten erbeuteten Pferde zurückgeschickt. Wollen Sie aber ungarische reiten, so nehmen Sie mir im nächsten Feldzuge die meinigen im offenen Felde ab; oder kommen Sie zu Ihrem Vetter, der Sie mit offenen Armen empfangen und als sein Sohn und Freund Ihnen alle Zufriedenheit verursachen wird rc.“

Trenck befand sich in Preußen zu wohl, um irgend einen Werth auf diese Einladung zu legen. Sieben englische Pferde von ausgezeichneter Schönheit hatte er im Stalle, sechs Diener dazu, und bei dem Könige, der ihm im vorigen Winter allein 1500 Ducaten geschenkt hatte, stand er wieder in Gnaden, dazu hatte er die glänzendste Zukunft im Avancement vor Augen und in Berlin eine hohe Geliebte, die er um alle Schätze des Krösus willen

nicht aufgegeben haben würde und die ihn auf das Reichlichste mit Mitteln versah, ein glänzendes Leben zu führen. Kein Cornet auf der Welt konnte ein so glanzvolles Haus machen, keiner fand in seinen Verhältnissen mehr Befriedigung von Eitelkeit, Ehrsucht und Leidenschaft, wie Friedrich von Trenck. Was konnte so ein armseliger Pandurenobrist, und hätte er auch Berge von Gold besessen, ihm dagegen bieten. Ein einziger Sonnenblick der Gnade aus Friedrich's großen blauen Augen wog alle Lockungen österreichischer Politik hundertmal auf.

Trenck hatte kaum diesen Brief gelesen, als er in ein lautes Lachen ausbrach und ihn seinen Zeltkameraden, dem Cornet von Wagnitz und dem Lieutenant von Grotthausen, mittheilte. Diese lachten ebenfalls über den Inhalt, doch riethen sie Trenck, den Brief dem Escadronscommandeur von Jaschinsky bei der Parade zu lesen zu geben.

Das geschah eine Stunde nach dem Empfange desselben.

Kaum hatte er diesen Brief mit einer auffallenden Affectation von Verwunderung gelesen, so entstand ein Gelächter unter allen umstehenden Officieren, denen der Commandeur den Brief vorlas, wobei er die Bemerkung machte, was Trenck übersehen hatte, daß der Brief nach seinem Datum schon vier Monate alt war.

Und da im Heer das Gerücht ging, die preußische

Armee würde nach Ungarn ziehen, um nach der gewonnenen Bataille von Sorr ganz Oesterreich zu erobern, so sagte Jaschinsky: „So wollen wir uns denn die ungarischen Pferde selbst aus Ungarn holen.“

Arglos ließ Trenck den Brief in der Hand seines Chefs. Und damit glaubte Trenck Alles gethan zu haben, um jeden bösen Schein zu vermeiden, was seine Verhältnisse von ihm forderten; und so ging er mit ruhigem Gewissen in sein Zelt zurück.

Wer hätte denken können, daß eine so unschuldige, unbedenkliche Familiencorrespondenz, die auch keinen Augenblick geheim gehalten worden war, jemals Veranlassung werden konnte, ihm in der Gnade des gerechten, aufgeklärten Königs zu schaden, eines Monarchen, dessen Menschenkenntniß so außerordentlich war, daß er nur eines Blickes bedurfte, um den Charakter eines Menschen, der ihm zum ersten Male vorgestellt wurde, durch und durch zu schauen?

Und doch war dem so.

3.

Am Tage nach dem Empfange dieses verhängnißvollen Briefes wurde Friedrich von der Trenck, ohne Verhör, ohne Kriegsrecht, ohne Anzeige der Ursache und ohne nur die Möglichkeit zu haben, sich rechtfertigen zu können, arretirt und unter Bedeckung von 50 Husaren, als ein wirklicher

Delinquent, aus der Armee auf die Festung Glatz abgeführt, und das geschah — das Einzige, was man ihm sagte — auf unmittelbaren und speciellen Befehl des Königs.

Nur drei Pferde und einige Diener durfte er mitnehmen. Dagegen blieb seine ganze Equipage zurück, die er nie wieder gesehen hat, denn der Rittmeister von Jaschinsky hatte sie in Verwahrung genommen und nie wieder herausgegeben. Damit war zugleich das von Trenck empfangene Darlehen getilgt, denn diesem war damit jede Gelegenheit genommen, den Betrag zu reclamiren.

Seine Stelle war sogleich durch den Fahnjunker von Schnitzel (der später General der Cavalerie wurde) besetzt worden. Also war er cassirt, ohne daß man ihm nur Anzeige davon machte, ein Beweis mehr von der Unheilbarkeit der Ungnade des Königs, dem man mit großer Klugheit die nach dessen Meinung unwiderleglichsten Beweise vorgelegt haben mußte, um selbst nur eine Rechtfertigung unmöglich zu machen. Und darauf war besonders die Politik seiner Ankläger gerichtet gewesen; denn hätte der König ihm nur ein Wort zu seiner Entschuldigung gestattet, so würde Trenck glänzend gerechtfertigt aus diesem Chaos von Anklagen hervorgegangen und das Unwetter des königlichen Zornes auf die Häupter seiner falschen Ankläger niedergeschmettert sein.

4.

So hatte denn Trenck Zeit genug, über das ihm unerklärlich scheinende Ereigniß nachzudenken. Und er kam damit der Wahrheit nahe. Reimte er alle kleinen Züge dieser Begebenheit und seine Zerwürfnisse mit seinem Chef zusammen, erinnerte er sich an manchen Zug von Bosheit und Heuchelei, so konnte er sich nicht der Meinung erwehren, daß dieser Jaschinsky allein die Intrigue angelegt hatte, welche es ihm bei seiner Stellung als Liebling des Königs möglich gemacht hatte, ihn zu stürzen und damit zugleich seine Schuld zu tilgen.

Die Möglichkeit dazu lag nahe. Herr von Jaschinsky war damals begünstigter Liebhaber der schönen Gemahlin des sächsischen Residenten von Bossart in Berlin. Durch diese konnte er leicht den Trenck'schen Brief in Sachsen oder Oesterreich auf die Post abgeben lassen. Dieser Gedanke brachte ihn in der Einsamkeit seines Kerkers auf die Vermuthung, daß der ganze Brief nicht einmal ächt von dem Pandurenobrist Trenck verfaßt und unterschrieben, sondern untergeschoben sei, nur um ihn zu stürzen. An diese Vermuthung weiter knüpfend, kam er auf den Gedanken, daß vielleicht nicht einmal sein erster Brief an seinen Onkel wirklich abgesendet worden sei, und in der That sollten spätere Jahre beide Vermuthungen als richtig ausweisen. Denn der Obrist von Trenck hat noch bis auf sein Sterbebette behauptet, daß er niemals einen

Brief von seinem Neffen empfangen und noch weniger einen beantwortet habe.

So mußte er sehr schlau die Umstände benutzt haben, um den König in dem Grade gegen ihn aufzubringen, daß ihm nicht einmal Verhör und Kriegsgericht und die Möglichkeit der Vertheidigung zu Theil wurde.

Und das war so sehr schwierig eben nicht; denn die Correspondenz eines seiner Gardeofficiere mit dem Feinde, noch dazu mit dem Pandurenchef, der seinem Heere so großen und vielfachen Schaden zugefügt, ihn selbst in Gefahr gebracht hatte, mußte dem Könige schon als Feldherrn, bei aller Unschuld des Inhalts dieser Briefe, mindestens als eine große Rücksichtslosigkeit erscheinen, die er einem Garde du Corps-Officier am wenigsten verzeihen konnte.

So war es nach der Meinung des Königs noch eine große Schonung für Trenck, wenn er diesen Vorfall nur aus dem Gesichtspunkte einer Disciplinarsache ansah; denn hätte er die Sache einem Kriegsgericht übergeben, so durfte er kaum zweifeln, daß dieses ihn nach den vorliegenden Beweisen des Hochverraths für schuldig gefunden und zur Todesstrafe verurtheilt haben würde. Es lag aber in der Disciplinargewalt des Feldherrn, ohne weiteres Verhör wegen eines Disciplinarvergehens eines Officiers Cassation und Festungsstrafe zu verfügen. Wir wissen zudem, daß der König in dieser Hinsicht besonders gegen

Garde du Corps-Officiere ungemein streng war, indem er sie oft wegen des kleinsten Dienstvergehens cassirte; besonders da er von dieser seiner Leibgarde ein höheres Attachement, einen treuern Diensteifer und einen feinern Takt erwartete, als von jedem andern Officier im Heer.

Und so war denn das Verfahren des Königs zwar militärisch streng rigorös; aber wenn einmal dem Könige die Beweise vorlagen, daß Trenck mit dem Feinde correspondirt hatte, ganz in der Ordnung. Jaschinsky durfte ihm nur seine Mitwirkung bei dieser Correspondenz verschweigen, durfte ihm nur verhehlen, daß Trenck ihm sogleich von dem Empfange des Briefes Mittheilung gemacht habe, durfte sich nur rühmen, mit aller Klugheit und Aufmerksamkeit hinter das Complot gekommen und den Briefwechsel mit dem Feinde aufgefangen zu haben, durfte nur mit etwas grellen Farben die Insubordination seines Untergebenen schildern, wie derselbe, als er im vorigen Feldzuge einem Packknechte eine wohlverdiente Zurechtweisung gegeben, sich thätlich widersetzt habe, — und es konnte nicht anders sein: auch der gerechteste König mußte gegen den unglücklichen jungen Mann furchtbar in den Harnisch gebracht werden.

Es traf noch fast gleichzeitig mit dieser Geschichte ein anderer Umstand zusammen, der den König auf das Höchste gegen den jungen Trenck aufbringen mußte.

Es liegt in der That in der menschlichen Natur und

in edlen Naturen am meisten, daß, je größer das Vertrauen und die Hoffnungen sind, die sie in einen Menschen gesetzt haben, um so schmerzlicher die Täuschungen, um so größer der Zorn, um so unversöhnlicher die Vergeltung dafür.

Das sollte auch Friedrich von der Trenck erfahren bei dieser verhängnißvollen Wendung seiner Lebensschicksale.

5.

In der Mitte Decembers 1744 war die Garde du Corps-Escadron mit dem König Friedrich II. aus dem unglücklichen Feldzuge in Böhmen nach Berlin zurückgekehrt.

Der König ließ der lustigen Carnevalszeit freien Lauf, besuchte die italienische Oper im neuerbauten Opernhause und unterhielt sich auf das Heiterste mit der ebenso schönen als geistreichen Tänzerin Signora Barberini, die damals die Löwin des Tages war. Friedrich II. sah sie öfter in einer vertraulichen Gesellschaft bei dem General Rothenburg und machte ihr dort in liebenswürdiger galanter Weise, doch ohne ernste Leidenschaft zu hegen, die Cour.

Wer den König damals in seinen heitern Umgebungen sah, wie er geistreiche Scherze und französische Verse machte, Champagner trank, auf Hofbällen und Redouten tanzte, mit seinen interessanten geistreichen Freunden ver-

kehrte, auf Rouladen und Coloraturen der italienischen Sänger und Sängerinnen horchte, die Flöte blies, Concerte gab und mit seinen zarten Windspielen tändelte, auch wohl hin und wieder eine Confidenztafel hielt mit interessanten Damen, wie Frau von Troussel, die würdige Gräfin Camas, die Baronin Kanneberg, Gräfin Kemeke und Frau von Morin; wer überhaupt den glänzenden Hoffesten in dieser Zeit am preußischen Hofe beiwohnte, hätte wahrlich nicht geglaubt, daß derselbe große König in seinem Cabinet so eifrig ernste Dinge betrieb, wie die gewaltige Rüstung zu einem neuen Feldzuge gegen Oesterreich war, nachdem Maria Theresia in einem Manifest vom 1. December 1744 erklärt hatte, daß sie sich an den Berliner Frieden nicht weiter gebunden achte.

Während die österreichischen Truppen in Oberschlesien ungehindert Fortschritte machten, blieb der König nicht unthätig. Aber vor allen Dingen brauchte er Geld. Sein Schatz war noch nicht ganz erschöpft durch den ersten Feldzug, aber um das zerrüttete Heer wieder herzustellen, neu zu organisiren und zu vermehren, brauchte er Geld und wieder Geld und Geld!

Er ging darüber mit seinem treuen Kammerdiener zu Rathe; und der immer kränkliche Findersdorff führte den König in den weißen Saal und deutete auf die neun Fuß hohen Girandolen, die riesigen Arm- und Kronleuchter, die großen bauchigen Gefäße und die geschnörkelte

Galerie, Alles aus massivem Silber, und sagte: „Hier und in den Staatszimmern besitzen Eure Majestät noch ein todtes Capital von sieben Millionen Thalern.“

„Du hast das Rechte getroffen!“ rief der König; „ich will diesen todten Schatz heben und für Preußens Leben und Ehre verwenden. Ich danke es meinem Vater noch in der Gruft, daß er mir diesen Nothpfennig hinterließ.“

Und nun gab er dem geheimen Kämmerer ganz leise Befehle und schloß mit den Worten: „Daß es aber das Volk nicht merkt und am wenigsten die Herren Diplomaten. Man soll nicht sagen: König Friedrich habe die Krone ihres Glanzes berauben müssen, um ihren Glanz zu erhalten.“

6.

Am Abend desselben Tages, nachdem sich der Hof von der Abendtafel zurückgezogen hatte, erwartete Prinzessin Amelie mit der Ungeduld der Leidenschaft bei ihrem so höchst reizbaren Wesen ihren jungen Freund. Sie war an diesem Abend sicher gegen jede Störung; denn ihre Mutter, die verwitwete Königin, befand sich in Montbijou krank und hatte für heute jeden Besuch, auch von ihrer Tochter, verbeten. Die regierende Königin hatte ihren eigenen Hof in Schönhausen und Prinzessin Amelie hatte unter dem Vorgeben, an ihrer Migräne wieder zu leiden, was ihre feinen blassen Züge im ungeschminkten Zustande

wohl glaublich machten, Frau von Maupertuis, ihre Hofmeisterin, entlassen und ihre Umgebungen entfernt. Nur eine Hofdame, ein Fräulein von Hartenfeld, die ihr erst seit Kurzem beigegeben war, wenn auch vom Könige vielleicht in der Absicht, die Prinzessin zu beobachten und heimlich über ihr Benehmen an Findersdorff Bericht zu erstatten, war zugegen. Marion war indeß fortgeschickt, um den vertrauten Leibjäger Trenck's aufzusuchen, mit dem sie ein zärtliches Verhältniß unterhielt, nur um ihrer Herrin zu dienen; und so kam es denn, daß der jungen Fürstin das Herz aufging in vertrauter Mittheilung über das unglückliche zärtliche Verhältniß zu dem jungen Garde du Corps-Officier.

Fräulein von Hartenfeld hatte schnell ihr Vertrauen dadurch gewonnen, daß sie der Prinzessin offen mittheilte, zu welcher Spionerie sie eigentlich bestimmt gewesen sei, wobei sie versicherte, daß sie lieber ihr Leben hingeben würde, als an dem kleinen Gott mit Pfeil und Bogen den geringsten Verrath zu üben; denn Gott Amor, fuhr sie scherzhaft fort, ist ein böser neckischer Bube, er könnte sich furchtbar an meinem eigenen Herzen rächen.

Prinzessin Amelie umarmte und küßte das hübsche Mädchen mit den feinen geistreichen Zügen und dem liebenswürdigen Wesen und sagte mit Empfindung: „O, nun darf ich dem Himmel danken! Nun habe ich in Dir eine liebe Schwester und Freundin gefunden, ein Wesen,

das mit mir fühlt, mit mir leidet und mit mir sich freut! mit dem ich von ihm reden kann, wenn es mir nicht vergönnt ist, mit ihm zu reden! Weißt Du, daß ich ihn noch heute Abend erwarte? O Du sollst wenigstens einige Minuten bei uns bleiben, um ihn zu sehen, ihn näher kennen zu lernen. Ha, wahrlich, es ist ein lieber, himmlischer Mensch! Es giebt keinen Zweiten wie Trenck! Ach und sein Schicksal ist so schrecklich! Er ist ein Märtyrer seiner Liebe. Erst heute ist er wieder aus langem Arrest in Potsdam entlassen, den er um meinetwillen erduldet, und schon ritt er unter meinem Fenster vorüber, mir das Zeichen gebend, daß er mich zu sprechen wünsche. Marion wird jetzt schon ein Billet in seine Hände gebracht haben und in jeder Minute ... horch ... im Vorzimmer leises Klirren mit Sporen und Säbel ... fühle, geliebte Freundin, wie mir das Herz klopft, wie die Wangen glühen! O Gott ... da ist Marion!"

Marion öffnete leise die Thür des Garderobezimmers. Da sie die neue Hofdame auf dem Canapee neben der Prinzessin sitzen sah, was eigentlich gegen die Etikette lief, machte sie ein Zeichen des Schweigens und deutete mit dem Finger zurück. Doch Amelie sprang lebhaft auf und sagte mit fliegendem Athem: „Führe ihn nur herein! Meine Schwester Hartenfeld ist von Allem unterrichtet ... sie soll ihn kennen lernen."

Trenck trat ein. Amelie ging ihm in holder Ver=

wirrung einige Schritte entgegen. Trenck war selbst befangen durch die Gegenwart einer Fremden, doch küßte er die ihm dargereichte Hand der Prinzessin.

Fräulein von Hartenfeld endete die Verlegenheit, indem sie keck vortrat und im heitersten Tone sagte: „Da mich königliche Hoheit nicht vorstellt, Herr von Trenck, so muß ich es selbst übernehmen. Ich bin die Hartenfeld, die neuernannte Hofdame der Prinzessin."

„Ja," setzte Amelie hinzu, „meine vertraute Freundin, vor der ich kein Geheimniß habe."

„Die sich wenigstens bemühen wird, das schöne Verhältniß einer hohen Dame zu einem so ehrenhaften Ritter nach Möglichkeit zu fördern. Mit dieser Erklärung ist für jetzt meine Mission beendigt. Ich werde gehen und den Posten einer Schildwache übernehmen. Marion wird als Vedette auf der äußersten Vorhut stehen."

Damit zog sie sich in das Vorzimmer zurück und die hohe Geliebte sank weinend vor Freude und Schmerz über das Märtyrerthum der Liebe, welches den jungen Mann verfolgte, in dessen Arme, an seine Brust.

Was hatten sich nicht die beiden Liebenden Alles zu sagen! — Wie verging die Zeit unter Tändeln und Kosen! — Vom alten Schloßthurm ertönte die Mitternachtsglocke. Die Hartenfeld öffnete rasch die Thür und trat ein, gefolgt von Marion, und sagte in drängender Eile, mit dem Ausdrucke des Schrecks: „Hoheit . . . es

ist nicht richtig im Schloß . . . s spukt im weißen Saale. Ich behaupte, es wird einmal wieder die weiße Frau sein, einen Todesfall bedeutend im königlichen Hause; aber die Marion sagt: nein!“

„Und in Wahrheit,“ fuhr sie fort, „ich habe die Männer selbst gesehen — lange riesige Gestalten mit Blendlaternen, und sie klopfen und hämmern an der silbernen Balustrade auf dem Chor und zerren und rücken an den großen silbernen Candelabern, daß es klirrt und kracht; es ist schrecklich anzuhören!“

„Es werden die Berggeister sein, welche die der Erde geraubten Schätze zurückfordern,“ sprach die Prinzessin, die selbst nicht frei war vom Aberglauben ihrer Zeit, was sie später dadurch bewies, daß sie, als der König wieder in Kriegsgefahren sich befand, eine Wahrsagerin kommen ließ, die ihr die Karten schlagen mußte, um in der Zukunft zu lesen. Ganz heimlich ließ sie sich auch die Karten legen, Blei gießen, den Kaffeesatz und die Linien der Hand erklären, um ihres Geliebten Schicksal und Zukunft zu erfahren, als dieser Märtyrer seiner Liebe auf der Festung saß und dann wieder als heimathloser Flüchtling in fremden Landen umherirrte.

Trenck war gleich Feuer und Flamme bei dieser Mittheilung. „Diebe werden es sein,“ rief er aus, „und meine Pflicht als Officier des Königs ist es, ihm sein Eigenthum zu retten.“

„Aber ich beschwöre Sie, geliebter Freund," rief Amelie, indem sie sich an ihn schmiegte, „bedenken Sie, Ihr Leben ist das meinige! Solche Bösewichte sind bewaffnet und ihrer sind viele und Sie nur Einer."

„Dieser Pallasch," entgegnete Trenck, indem er ihn umschnallte, „nimmt es mit einem Dutzend solcher Gauner auf."

„O Gott, er läßt sich nicht zurückhalten, und Millionen dieses Silberschatzes wiegen nicht einen Tropfen seines Herzbluts auf! Hartenfeld, mir zu Liebe beschwöre ich Dich, geh' mit ihm und bringe mir Kunde vom Ausgange dieses schrecklichen Kampfes! Ich zittere für sein Leben und werde für ihn beten."

„Hoheit, ich beschwöre Sie sich zu fassen und mich zu beurlauben ... mich ruft die Pflicht und die Ehre!"

„So gehen Sie, gehen Sie! Sie lieben mich nicht, grausamer Mensch, sonst hätten Sie lieber alle Schätze der Erde der Plünderung preisgegeben, als mich in so schreckliche Angst zu versetzen."

Nach einem raschen Handkuß eilte Trenck hinaus und Fräulein von Hartenfeld folgte ihm.

7.

Der weiße Saal war bald erreicht. Die Haupteingangsthür der großen Treppe gegenüber war nur angelehnt. Durch die Spalte derselben schimmerte Licht.

Das Klappern und Hämmern und der Klang des Silbers ließ sich deutlich vernehmen. Trenck stand davor und zog den Pallasch aus der Scheide. Die Hartenfeld, sonst ein entschlossenes Mädchen, empfand ein unbeschreibliches Grauen. Ganz leise schob sie die Thür so weit auf, um das Innere übersehen zu können. Das aber ergab einen wunderlichen, unheimlichen Anblick. Einige Blendlaternen warfen ihre blassen Streiflichter mitten durch das Dunkel des unermeßlichen Raumes. Hier und da blitzte ein Lichtstrahl zurück von den vergoldeten Stukkaturen der Decke und Wände oder von den ungeheuren Silbergefäßen, die Leben und Bewegung gewonnen zu haben schienen. Hin und wieder traf ein Lichtstrahl das Auge der Beobachtenden und blendete ihren Blick, so daß sich im Dunkeln nicht mehr erkennen ließ, als etwa ein Dutzend menschliche Gestalten von ungeheurer Leibesgröße, die wie gespenstische Riesen mit dem Silberwerk sich zu schaffen machten. Eine dieser Figuren, weniger groß als die andern, schien mit der Blendlaterne in der Hand der Anführer dieser Diebesbande zu sein. Mit Leitern und Seilen wurde so eben einer von den centnerschweren silbernen Kronleuchtern von dem hohen Plafond der Decke herabgelassen und Andere hatten das kunstreich gearbeitete silberne Geländer der Galerie des Orchesters herabgewunden. Die silbernen Tische und Sessel, die kostbaren Pendulen schienen schon in der Mitte des Saales aufgehäuft zu sein.

Trenck wollte mit geschwungener Waffe hineinstürzen, um die Spitzbuben mit der Schärfe seines Schwertes anzugreifen, doch Fräulein von Hartenfeld hielt ihn dringend zurück.

„Um Gottes willen nicht,“ sprach sie leise und gepreßt, „im Namen der Prinzessin darf ich es nicht zugeben, daß Sie sich so ganz nutzlos opfern. Diese zwölf Riesen würden Sie, und wären Sie ein zürnender Ajax oder ein rasender Roland, leicht überwältigen, binden, knebeln und tödten und dann ihren Raub in Sicherheit bringen. Sie würden sich opfern und Ihre hohe Dame damit ermorden, ohne nur das Geringste zu retten. Ich rathe: hier stehen bleiben hinter der Thür und wenn sie herauskommen, dann angreifen. Sie haben es dann immer nur mit Einem zu thun und behalten den Rücken gedeckt.“

„Liebenswürdiger Feldmarschall,“ entgegnete Trenck lachend dem vor Aengstlichkeit bleichen und fast zitternden jungen Mädchen; „Eure Excellenz haben da eine bewunderungswürdige Disposition gemacht. Gut, also halten wir dieses Defilee besetzt und spießen wir die Galgenvögel einen nach dem andern auf unser blankes Schwert.“

In diesem Augenblicke näherte sich der Anführer mit der Blendlaterne. Hinter dem Lichtschein derselben ließ er sich nicht erkennen. Ihm folgten jene Riesen mit dem ebenso riesigen Silbergeräth beladen. In der Thür wendete sich der Anführer noch einmal um und gebot: „Vorsichtig

und still, daß man uns nicht entdeckt! Würde es kundbar, daß wir den Silberschatz des hochseligen Königs entführen"

So weit war er gekommen, da wurde seine Stimme erstickt durch einen kräftigen Griff einer starken Faust an seine Kehle. Mit einem Ruck wurde er zu Boden gerissen. Ein blitzender Pallasch war über seinem Haupte geschwungen und gleichzeitig donnerte eine furchtbare Stimme: „Halt, Spitzbube! Du bist gefangen — auf der That ertappt — zum Galgen reif!"

In diesem Augenblicke klirrte das Silbergeräth auf dem getäfelten Parquet des Bodens. Jeder warf es von sich, was er trug, und alle die verschiedenen Blendlaternen concentrirten ihre Lichtstrahlen auf die am Boden ringende Gruppe. Es war ein langer, blasser, hagerer Mann, der niedergeworfen war, und ein Garde du Corps-Officier, der, neben ihm knieend, ihn vor die Brust gepackt und gegen den Boden gedrückt hielt. Jetzt aber erkannte dieser den Officier und sagte mit einem heiseren, erzwungenen Lachen: „Bei Gott und allen Teufeln, der Spaß ist zu toll! Herr von Trenck, was fällt Ihnen ein? Ich handle hier auf Befehl des Königs!"

„Herr, mein Gott!" rief Trenck erschreckend, indem er ihn erkannte; „Herr Geheime-Kämmerer! — bitte tausendmal um Entschuldigung — ich wußte nicht — ich konnte nicht glauben — übertriebener Diensteifer — — unglückliches Mißverständniß ..."

Trenck hob ihn empor, wobei ihm Fräulein von Hartenfeld behülflich war und machte tausend Entschuldigungen. Seine Verlegenheit war grenzenlos. Welche Folgen konnten daraus für ihn entstehen! Findersdorff war der vertrauteste Günstling des Königs, dabei ein boshafter, heimtückischer Mensch, der eine solche Beleidigung, ja sogar Mißhandlung gewiß nie vergaß. Und ein Wort von ihm konnte ihn verderben, besonders wenn eine Anklage mit Zeit und Ort, in der Nähe der Wohnung der Prinzessin Amelie, bei dem schon herrschenden Verdacht des Königs in Verbindung gebracht wurde.

Findersdorff aber war zu sehr Hofmann, um nicht äußerlich wenigstens gute Miene zum bösen Spiel zu machen; schon wegen seinen Leuten, den zwölf königlichen Haiducken, die, von den großen Potsdamer Garde-Grenadieren Friedrich Wilhelm's I. herstammend, vom König Friedrich bei seinem Regierungsantritt in die Livree gesteckt waren, versuchte er der unangenehmen Geschichte den Anstrich eines Scherzes zu geben.

„Ei, ei, Herr von Trenck," sprach er und rieb sich wie stillvergnügt die Hände, obgleich ihm der verbissene Grimm auf den blassen, markirten Zügen zu lesen war, „der Spaß war etwas stark und konnte mir leicht alle Knochen am Leibe zerbrechen. Indeß macht es Ihrem Diensteifer Ehre. Sie kannten des Königs Ordre nicht: das todte Capital dieser Silberschätze in aller Stille,

damit das Volk nichts merkt, in die Münze zu fördern, um Mittel zu erhalten, den Krieg vermittelst des Geldes kräftig fortzusetzen, und da Sie es gut und treu mit Sr. Majestät gemeint haben, so wird der König Ihnen den Spaß schon verzeihen. Meine Verzeihung haben Sie. Ich alter Mann weiß den Uebermuth der jungen Officiere schon zu nehmen. So weit wäre Alles gut: indeß fürchte ich, dürfte es dem Könige etwas auffällig erscheinen, daß der junge Herr Cornet um Mitternacht in der Nähe der Appartements Ihrer königlichen Hoheit Prinzessin Amelie sich hier ohne dienstliche Veranlassung befunden habe, und nun noch dazu in Gesellschaft einer Hofdame Ihrer königlichen Hoheit. Ei! ei! ei!"

„Um Gotteswillen, Herr Geheimer Kämmerer," nahm jetzt die Hartenfeld dringend das Wort, „ich beschwöre Sie bei allen Kalenderheiligen, verrathen Sie uns nicht. Meine Ehre wäre verloren, erführe es die böse Welt, daß mich mein Geliebter, wenn auch in Ehren, besucht hat, und der König darf es noch gar nicht wissen, daß Herr von Trenck mein mir im Stillen verlobter Bräutigam ist. Wir müssen die günstige Gelegenheit abwarten, um des Königs Consens zu unserer Heirath zu erlangen. Und Sie könnten zwei liebende Herzen glücklich machen, wenn Sie bei Sr. Majestät Ihr vielgeltendes Fürwort für uns einlegen wollten."

„Na, na," lachte Fingersdorff etwas boshaft, „dar-

aus könnte am Ende eine erzwungene Heirath bei der Trommel werden."

„Und wäre das ein Unglück? Ist nicht mein Geliebter hübsch und liebenswürdig genug, um ein armes Mädchen glücklich zu machen?"

Und dabei warf sie sich an seinen Hals und küßte ihn mit der Zärtlichkeit einer Geliebten.

Trenck erwiderte die Liebkosungen, wenn auch in etwas erzwungener Haltung. Er erkannte, daß das junge Mädchen sich selbst Preis gab, um den einzigen Vorwand, der ihn retten konnte, glaubhaft zu machen.

Halb und halb schien Findersdorff überzeugt zu sein, doch auch halb und halb noch zu zweifeln. Da kam ihm ein Gedanke, daß dem Könige Trenck's Verheirathung als das beste Mittel erscheinen würde, ihn aus einem Verhältniß zu entfernen, welches der König wohl kannte, aber zur Ehre seiner Schwester ignoriren zu wollen schien, und er stellte sich, als wenn er jetzt völlig überzeugt sei von der Wahrheit dieses Vorgebens und sagte: „Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie werden in mir einen Vermittler finden, gratulire bestens zu der Partie; werde schon das Meinige thun, meinem werthen Freund, dem Freiherrn von Trenck eine so schöne und liebenswürdige Gemahlin zu verschaffen, doch nun drängt die Zeit. Die Nacht wird kaum lang genug sein, alles Silberzeug zur Münze und die vierzig Uhren zum Juden zu schaffen. Habe die Ehre,

mein Herr Baron, mein gnädiges Fräulein, mich allerseits bestens zu recommandiren."

Damit machte er ihm eine höfliche Verneigung, doch mit der Protectionsmiene und entlassenden Handbewegung eines hohen Gönners, denn so servil der alte Findersdorff auch gegen höher gestellte Personen war, so gab er sich doch gern gegen solche, die ihn brauchten, das Ansehen eines Alles geltenden Vertrauten des Königs.

8.

Als Beide wieder allein waren im schwach beleuchteten Corridor, sagte die Hartenfeld nicht ohne Verlegenheit im halb scherzenden Tone: „Aber Herr von Trenck, was werden Sie von mir gedacht haben? wie unzart, wie unweiblich; aber die ganz einzige Situation ...."

„Entschuldigt Alles, es war ja das einzige Rettungsmittel. Ich bin Ihnen unendlichen Dank dafür schuldig."

„Indeß, ich zittere vor den Folgen. Wenn dieser Mensch Ernst machte mit seiner Protection, und der König beföhle, uns zu vermählen ....

„Wäre mein Herz nicht schon unwiderruflich verschenkt," sagte Trenck mit der Galanterie seiner Zeit, „so würde dieser Augenblick es mir geraubt haben!"

„Ich darf dasselbe Bekenntniß ablegen; indeß, damit Sie nicht etwa glauben, unter der Maske der Nothlüge sei Ernst verborgen, muß ich Sie bis zu einem ge-

wissen Grade zum Vertrauten meiner Verhältnisse machen. Auch ich bin, wie Sie, das Opfer einer unglücklichen Liebe. Wie Sie eine hochgestellte Dame lieben, so liebt mich ein hochgestellter Herr, auch eine Unmöglichkeit, wie Ihre Liebe, ein regierender Fürst."

„Herr Gott, doch nicht ein braunschweigscher Prinz?"

„Still, das ist nicht mein Geheimniß allein, ich habe kein Recht, darüber zu verfügen."

Als die Hartenfeld der Prinzessin das Ereigniß meldete, wurde diese in ihrer höchst überreizten Stimmung eifersüchtig und empfindlich.

„Nun," sprach sie pikirt, „muß ich auch die kleine Nothlüge verzeihen und hoffe ich auch, sie wird keine weitern Folgen haben, aber ihn zu küssen, ich dächte, das war doch des Guten zu viel. Ein Kuß ist wie ein Funken auf ein Pulverfaß geworfen. Ich hoffe, es war der erste, und wird auch der letzte sein. Ich muß gestehen, mit zehn Jahren meines Lebens möchte ich diesen Kuß zurückkaufen."

„Soll ich ihn mir wiedergeben lassen?" scherzte die Hartenfeld, um die Prinzessin mit ihrer Eifersucht zu necken.

„Du bist grausam mit Deinem Scherz und spielst mit meinen Qualen."

„Wie die Katze mit dem Mäuschen," entgegnete lachend Fräulein von Hartenfeld, „doch nur, um sie

todt zu beißen. Also Tod allen Grillen der Eifersucht, und um sie ganz zu tödten, will ich Ihrer königlichen Hoheit eine Geschichte erzählen."

9.

„Es war im Januar des Jahres 1742," erzählte die Hartenfeld, mit Absicht ausführlich, um die Aufregung der Nerven und des Gemüths der Prinzessin Amelie zu beruhigen, die sonst keinen Augenblick Nachtruhe gefunden haben würde, „als, wie Ihre königliche Hoheit wissen, das glänzende Vermählungsfest des Prinzen Wilhelm*) königliche Hoheit mit Ihrer Durchlaucht der liebenswürdigen Prinzessin von Braunschweig, einer Nichte des Königs, Tochter seiner Schwester, gefeiert wurde."

„Das war eine der höchsten Glanzperioden des preußischen Hofes; erlauben Ihre Hoheit, daß ich an die Einzelnheiten dieser interessanten Festtage erinnere; oft gewähren Erinnerungen einen höhern Genuß als die Wirklichkeit selbst, welche nicht selten die Freude durch große Beschwerden und manche kleine Unannehmlichkeiten erkaufen muß, während die Erinnerung daran rein bleibt wie der blaue Aether des Himmels von jeder trüben Wolke."

„Ja, ja, plaudere nur zu, auch für mich war es eine schöne Zeit, als noch eine kindliche Unschuldswelt

---

*) Jüngster Bruder Friedrich's des Großen.

mich umfloß und mein Herz noch nicht die Leiden und Freuden qualvoller und doch so beseligender Leidenschaften kannte. Ach, damals hatte ich ihn noch nicht gesehen, der seitdem eins geworden ist mit meiner Seele. Vergessen wir die Schmerzen der Gegenwart, indem wir, wie Najaden, uns in den Strom des Lethe tauchen."

Und Fräulein von Hartenfeld fuhr fort:

„Um so lieber beschwöre ich die Vergangenheit herauf, weil sie auch mir ihre reizenden Illusionen gebracht, welche später die eisige Hand der Etikette aus meinen Glückseligkeitsträumen wieder hinweggewischt hat."

„Welche Zeit war das damals," fuhr die Hartenfeld fort. „Ein berauschender Taumel von glänzenden Hoffesten, der zwei volle Wochen dauerte, ein Strom von Vergnügungen, der nicht versiegen zu wollen schien! Schon um Weihnachten **1741**, ein Jahr nach der Thronbesteigung des Königs, wimmelte Berlin von Fremden, worunter man vierzehn Prinzen und Prinzessinnen, auch regierende Herren, zählte."

„Es war die erste Vermählungsfeier in unserm hohen Königshause seit der Thronbesteigung Friedrich's II., unsers Königs. Sein Genie, groß in allen Dingen, wo es schöpferisch auftritt, war es auch im Ersinnen neuer, noch nie dagewesener Festlichkeiten. Jeder Tag brachte ein neues Fest, und dieses war immer nur ein Vorspiel der Vermählungsfeier."

„Am Abend derselben erinnerte sich der König, daß es im brandenburgischen Hause immer Sitte gewesen sei, die hohen Neuvermählten am Lendemain mit einer Strohkranzrede zu empfangen. Früher hatte sie der Oberstallmeister von Schwerin gehalten; dieses Mal aber ließ er durch den Baron von Pöllnitz den bei dem Prinz Ferdinand als Kammerherr stehenden Freiherrn von Bielefeld damit beauftragen."

„Am Vermählungstage, den 6. Januar 1742, versammelte sich, wie Ihrer königlichen Hoheit noch erinnerlich sein wird, der ganze königliche Hof in den prächtigen Staatszimmern des Berliner Schlosses. Sie waren mit tausend riesigen Wachskerzen, strahlend wie Sonnenlicht, erleuchtet. Noch glänzender wo möglich strahlte der weiße Saal im Reflex seiner vergoldeten Stukkaturen, seiner krystallenen Kronleuchter und reichen Silbergeräthe. Dort war unter einem rothsammetnen, mit Gold gestickten Thronhimmel ein Altar errichtet, vor welchem das hohe Paar seine Einsegnung empfangen sollte. Die Damen waren in Roben, die Herren in prächtigen Galakleidern erschienen. Ueberall glänzten Silber und Gold, mit Perlen und Diamanten gestickt. Die drei jungen Prinzen von Würtemberg waren besonders prächtig und geschmackvoll gekleidet."

„Ich befand mich damals im Gefolge der Königin Mutter. Ich gestehe, daß einer der fremden Prinzen, den

ich nicht nennen darf, nur seinen Vornamen darf ich verrathen: er hieß Prinz August, sogleich bei seinem ersten Erscheinen den lebhaftesten Eindruck auf mich machte. Es lag ein Ernst und eine Würde in seinem Benehmen, welche bewies, wie schon damals seine ganze Seele durchdrungen war von dem Bewußtsein der hohen Aufgabe, einer der trefflichsten Regenten eines wenn auch kleinen, doch reich gesegneten Landes zu werden. Dabei war er eine schöne Figur von ansehnlicher Größe, seine feinen regelmäßigen Gesichtszüge versprachen Geist und Humanität; auch hatte er die eleganteste Tournüre, frei von jeder Affectation, die indeß mehr den Hofmann vom galanten Hofe Ludwig's XIV. bezeichnet haben würde, als den tüchtigen Soldaten, wie er sich später bewährte.

„Dieser schöne Prinz hatte es mir angethan. Gott weiß, wie es kam: Seine Blicke begegneten den meinigen und meine den seinigen.“

„Gegen 7 Uhr trat der König in den Saal. Er war von seinen beiden ältern Brüdern, den Prinzen Heinrich und Ferdinand, begleitet; Kammerherren, Adjutanten und Stabsofficiere befanden sich in seiner Suite. Sie erschienen sämmtlich in reicher französischer Hofkleidung. Das Kleid des Königs war von Silberstoff mit Epauletten. Weste und Aufschläge waren aus einem prächtigen, mit Gold durchwirkten Seidenbrocat. Die Pracht dieses Anzuges wurde noch gehoben durch das breite

orangenfarbene Band des schwarzen Adlerordens und den dazu gehörigen aus Brillanten zusammengesetzten Stern. Dieser prächtige Anzug machte den Monarchen so jugendlich glänzend und schön, daß ich für mein Herz Besorgniß gehabt haben würde, hätte dieses nicht gerade an diesem Tage schon fast unbewußt eine andere Richtung genommen gehabt. Die ganze Damenwelt war wie bezaubert davon. Wie leicht würden Siege im Gebiet des Schönen einem Könige werden, der mit seiner Macht und persönlichen Liebenswürdigkeit die siegende Macht des Geistes vereint."

„Seitdem mein Bruder die Krone trägt," unterbrach sie die Prinzessin, „ist seine Brust wie mit dreifachem Erz gepanzert, undurchdringlich für Eros' Pfeile, darum auch unempfänglich für den Schmerz unglücklicher Liebe, welchen seine eigene Herzenskälte Andern zufügt."

„Und nun die Königin," fuhr die Hartenfeld fort, „diese unberührte jungfräuliche Gemahlin eines großen Monarchen, der es nie vergessen kann, daß dieses unschuldige Opfer der Etikette ihm durch den despotischen Willen seines Vaters aufgedrungen war, was mag diese hohe Frau empfunden haben, als sie den seit lange schon getrennt von ihr lebenden königlichen Gemahl in diesem Glanz seines Ranges wieder sah. Sie selbst trug eine grüne Sammetrobe, reich mit Bouquets von Diamanten

besäet. Sie erschien wie die Sonne unter den Sternen. Vier Hofdamen trugen ihre Schleppe."

„Die Königin Mutter folgte der regierenden Königin. Sie trug eine mit Hermelin aufgeschlagene schwarze Sammetrobe, reich mit Brillanten besetzt. Ihre Töchter, Prinzessin Ulrike, jetzt Königin von Schweden, und Ihre königliche Hoheit begleiteten sie in höchster Gala."

„Ich weiß, ich weiß," ... sprach Amelie mit Zeichen von Ungeduld. „Indeß fahre nur fort; ich bedarf der Zerstreuung."

„Jetzt führte der Prinz," erzählte die Hartenfeld weiter, „seine durchlauchtigste Braut herein. Beide trugen weiße, mit Silber durchwirkte Kleider. Das des Prinzen war auf allen Nähten mit Goldpoints besetzt und überall glänzten Diamanten. Die Schleppe der Prinzessin wurde von vier Hofdamen der Königin getragen; dann folgten die zu ihrem Hofstaat gehörigen Damen."

„Und darauf begann die Trauung," nahm die Prinzessin das Wort, „und es verkündeten die Kanonen von den Wällen den Bewohnern Berlins das ungeheure Glück einer Vermählung ohne Liebe. Kalte Diamanten ersetzten die fehlenden Herzen, Kerzenlicht das in Liebeswonne strahlende Augenlicht, und Gold- und Silberstoff, Sammet und Seide verhüllten eine Gefühlsleere, die vergebens hoch aufgetragene Schminke durch den Schimmer von

Jugend und Schönheit zu maskiren versuchte. O, wir unglücklichen Fürstentöchter, denen das Höchste versagt ist, wodurch allein nur menschliche Seelen beglückt sich fühlen können, die Liebe!"

„Sind wir tiefer Geborenen glücklicher daran?" fragte die Hofdame, „wenn uns das Schicksal zwingt, einen Fürsten zu lieben, dessen Herz wir wohl besitzen, aber dessen Hand wir nie erreichen können?"

„Was helfen Klagen?" nahm die Prinzessin das Wort, indem sie die tiefe Bitterkeit ihres leidenden Herzens zu einem fast spöttelnden Ton hinriß, „sie mildern kein Unglück und bringen kein Glück. Denken wir lieber an die materiellen Genüsse, die oft noch das Einzige sind, was uns das Hofleben erträglich macht. Erinnern wir uns, wie an fünf großen Tafeln köstlich gespeist wurde und trefflich getrunken. Wie auf der königlichen Tafel das goldene Service glänzte. — Uebersättigt und vom Weindunst begeistert erhob man sich erst spät. Während der Kaffee in den Nebenzimmern eingenommen wurde, waren im weißen Saal die Tafeln weggeräumt, ein Wald von neu aufgesteckten riesigen Wachskerzen brannte auf silbernen Girandolen, Arm- und Wandleuchtern und Lichtkronen, und der prächtige Saal war mit Lichtglanz und Qualm erfüllt. Erinnern wir uns, wie das Musikchor sich auf der erhöhten Estrade mit einer Balustrade von massivem Silber befand und Pauken und Trompeten

schmetterten zum Taubwerden, wie sechs Generallieutenants und sechs Staatsminister mit weißen brennenden Wachskerzen zum Fackeltanz bereit standen. Diesen eröffneten die Neuvermählten. Sie machten die Tour durch den Saal und verneigten sich gegen den König und alle Anwesenden. Ihnen vorauf zogen Paar um Paar die Generale und Minister mit ihren brennenden Wachsfackeln her. Man schritt gravitätisch nach dem Takt der Pauken und Trompetenfanfaren. Darauf bot die Prinzessin dem Könige und der Prinz der Königin die Hand zum Tanz und so wurden nach und nach alle gegenwärtigen Prinzen und Prinzessinnen ihrem Range nach vom Brautpaar zum Tanz gezogen. O, das war prächtig, das war schön, doch Alles kalter Glanz, herzloser Prunk! aber fahre nur fort, Hartenfeld, vielleicht gelingt es Dir, noch etwas Herzenswärme in dieses frostige Hofleben zu bringen!"

„So war es, königliche Hoheit," fuhr die Hartenfeld fort.

„Das Neue und die Pracht dieses Schauspiels, das im Grunde etwas Langweiliges hatte, machte es erträglich und schaarte die Zuschauenden so dicht um die Bewegungen des Fackeltanzes, daß der Einzelne unter der Menge jeder Beobachtung entging."

„Aber sonderbar," erzählte sie weiter, „so oft ich mein Auge aufschlug, um die glänzenden Erscheinungen

zu beobachten, die sich vor uns bewegten, so traf mein Blick auf die großen blauen Augen jenes ungenannten Prinzen. Ein Lächeln seines feinen Mundes bezeichnete seine Freude, von mir bemerkt zu sein, und es war mir, als wenn wir uns in wechselnden Blicken gegenseits verständigt und Eins dem Andern seine Bemerkungen über dieses und jenes Auffallende mitgetheilt hätten. Es war eine stumme Conversation, die doch gleichwohl sehr beredt war. Auch über Angelegenheiten des Herzens müssen wir uns wohl ziemlich offen und freimüthig unterhalten haben, sonst wäre das Folgende kaum möglich gewesen."

„Nun fange ich an, neugierig zu werden," sprach die Prinzessin und rückte ihr näher, „bitte, liebe Hartenfeld, fahre fort, aber offenherzig. Ich ahne Deine Gefühle, nur weiter!"

„Nun also, plötzlich flüsterte mir Jemand einige französische Worte zu. Ein warmer Hauch berührt mir Ohr und Wange, wundersam ergreifend wie ein elektrisches Fluidum. Ich blicke auf und erkenne den Prinzen, der, unbemerkt von mir, bis dicht an meine Seite gekommen war, jetzt wiederholte er seine Worte, aber mit einem Ausdruck von unbeschreiblicher Zärtlichkeit. Doch der betäubende Lärm der Trompeten und Pauken, die mir in die Ohren schmetterten, machte es völlig unmöglich, ein Wort zu verstehen. Ich gab ihm durch Miene und Bewegung dieses zu verstehen, da rückte er mir noch

näher an die Seite, ich fühlte meine Hand von seiner warmen Hand zärtlich gedrückt, und mit einem Ausdruck, den ich nie im Leben vergessen werde, sprach er etwas lauter eine Phrase, wovon ich nur die Worte verstand: pour l'amour éternel! Zugleich fühlte ich, wie er in meiner Hand einen Gegenstand zurückgelassen hatte, den ich ihm weder zurückgeben, noch zurückweisen konnte, denn im nächsten Augenblick schon war er verschwunden, hier diesen Brillantring!"

Dabei zog sie einen köstlichen Brillantring aus dem Busen, wo sie ihn an einer seidenen Schnur versteckt trug, und zeigte ihn der Prinzessin, die eben so sehr Kennerin als Liebhaberin von Edelsteinen war.

„Aber mein Himmel!" rief diese aus bei der Betrachtung des in allen Regenbogenfarben strahlenden Steines, „das ist ja ein köstlicher Solitär in der Mitte, vom reinsten Wasser und seltener Größe, und die Brillanten umher sind ebenfalls werthvoll. Unter zweitausend Ducaten ist dieser Ring nicht gekauft. Du Glückliche! und dazu ein Herz voll Liebe!"

„An den Geldwerth des Steines habe ich nie gedacht, Hoheit! und was das Herz voll Liebe betrifft, ach! — doch hören Sie weiter."

„Das Fest verlief nach allen Regeln der Etikette, wie sie das Programm eines hohen Beilagers vorschreibt."

„Die Neuvermählten machten dem Tanz ein Ende

und verneigten sich gegen den König und die Königin. Die verwitwete Königin verließ zuerst den Saal, worauf der König, der Prinz Wilhelm und die Königin die hohe Braut in ihre Zimmer führten. Dort herrschte die höchste Pracht. Das Bett war von carmoisinrothem Sammet mit echten Perlen besetzt. Der ganze Hofstaat war den hohen Herrschaften gefolgt. Unter andern auch der Prinz und meine Wenigkeit. Und wieder hatte er es so eingerichtet, daß er hinter mir zu stehen kam. Während Aller Augen dahin gerichtet waren, wo Prinz Wilhelm die sogenannten Strumpfbänder der Prinzessin, in Stücken zerschnitten, vertheilte, flüsterte mir Prinz August die Frage zu: „Darf ich hoffen?“ Ich antwortete: „Mit Steinen wirft man nicht nach Herzen, ohne sie zu verwunden. Ich bitte um die Gnade, das unverdiente Cadeau zurückgeben zu dürfen.“ „Sie sind grausam!“ entgegnete er. „Ich gebe Ihnen noch Bedenkzeit.“

„In diesem Augenblick war die Ceremonie beendigt. Der Hof zog sich zurück und die Liebenden, wie ich jetzt wohl sagen darf, wurden getrennt.“

10.

„Am andern Tage,“ erzählte die Hofdame weiter, „um 6 Uhr Abends versammelte sich der Hof in der großen Galerie des königlichen Schlosses. Die Neuvermählten, die königliche Familie und alle Uebrigen erschienen

im Domino, doch ohne Maske. Nur der Freiherr von Bielefeld, der vom König den bedenklichen Auftrag erhalten hatte, der neuvermählten Prinzessin die Strohkranzrede zu halten und darin einige leichte Equivoquen anzubringen, erschien in seinem prächtigen Staatskleide."

„Man tanzte und spielte bis 9 Uhr. Um diese Zeit befahl ihm der König, sich zu der Rede fertig zu halten. Bielefeld ging in den Speisesaal, wo Alles dazu bereit war. Zwölf junge Cavaliere mit brennenden Wachsfackeln gingen voraus. Der Baron Mordach, ein liebenswürdiger Schlesier, schritt dicht vor ihm. Er trug auf einer goldenen Schüssel einen zärtlich geflochtenen Strohkranz. Eine Menge von Zuschauern folgte diesem Zuge."

„Der arme Bielefeld, sonst ein geistreicher und gewandter Weltmann, hatte, wie es schien, den Kopf verloren. Seine Verlegenheit war so in die Augen fallend, daß der Baron von Plathe, der in der Thür des Saales stand, ihm zurief: Courage, mon bon ami, vous êtes pâles comme la mort!"

„Der Hof bildete einen Halbkreis um die Neuvermählten. Ihnen zunächst standen wohl zwanzig Prinzen und Prinzessinnen. Bielefeld wollte sprechen, aber man war so laut, daß Niemand fast sein eigenes Wort verstehen konnte. Der Redner mußte den König bitten, ihm etwas Aufmerksamkeit zu verschaffen."

„Diesen Moment des allgemeinen Tumults und des

Herandrängens, um besser hören und sehen zu können, wobei Rücksichten auf Rang und Stand weniger beachtet wurden, hatte der Prinz benutzt, um in meine Nähe zu kommen. Er sprach leise, von den Umstehenden wenig bemerkt: „„Während der gute Bielefeld sich blamirt, Angebetete meiner Seele, entscheiden Sie mein Schicksal! Darf ich hoffen?““

„„Geben mir Eure Durchlaucht nur Gelegenheit, Ihnen das unverdiente Gnadengeschenk zurückgeben zu können, dann werde ich so frei sein, meine wahre Herzensmeinung darüber auszusprechen.““

„„Nun, in der Hoffnung, daß diese mir nicht so ungünstig sein werde, wie der Wortsinn Ihrer Antworten fürchten läßt, werde ich sorgen, daß Sie in den interessanten Abendzirkeln der geistreichen Herzogin von Würtemberg eingeführt werden, dann wird sich das Weitere finden.““

„In diesem Augenblicke war es in Folge der Aufforderung des Königs still geworden, so daß man den Fall eines Tropfen Wassers auf das gebohnte Parquet des Fußbodens hätte hören können, und das kurze Gespräch wurde abgebrochen. Der Prinz nahm den Platz unter den hohen Fürstlichkeiten ein, der ihm gebührte.“

„Bis Alles ruhig wurde, hatte Herr von Bielefeld Zeit gewonnen, sich zu sammeln. Die Rede, die ihm schon völlig aus dem Gedächtniß verschwunden war, hatte

sich in seinen Gedanken wieder eingefunden. Er hielt die Strohkranzrede, die Alle belustigte, mit ziemlicher Sicherheit. Am Schluß derselben nahm der Baron Mordach den Strohkranz von der goldenen Schüssel, die er einem Pagen übergab, und setzte der Prinzessin diesen bedenklichen Stellvertreter für den verlorenen Myrthenkranz auf die mit Flor, Blumen und diamantenen Zitternadeln geschmückte Frisur. Prinzessin Wilhelm war indeß wenig erfreut, auf solche Weise der allgemeinen Aufmerksamkeit einer Neckerei ausgesetzt zu sein; sie riß sich den Strohkranz vom Kopf und warf ihn mit ärgerlicher Miene ihrem Gemahl zu."

„Der weitere Verlauf des Abends gab dem schönen Prinzen August die Möglichkeit, mir einige Worte der Liebe zuzuflüstern, die, wie sehr ich mich auch äußerlich dagegen sträubte, doch wie ein mildernder Balsam auf die Wunde meines Herzens fielen. Gelegenheit dazu gab ein brillantes Feuerwerk, das im Lustgarten abgebrannt wurde, während der Hof aus den geöffneten Fenstern des Schlosses dem prächtigen Schauspiel zusah. Eine unermeßliche Menschenmenge, durch Polizei und Militär in Ordnung gehalten, bildete auf beiden Seiten lange Linien, die von Zeit zu Zeit durch Leuchtkugeln, Raketen, Feuerräder und bengalische Flammen schauerlich-schön erleuchtet wurden. Leider löschte die indeß eingetretene heftige Kälte viele Lampen von der höchst geschmackvollen glänzenden

Erleuchtung des Platzes aus und störte damit in etwas die Wirkung des Festes. Prächtig brannte indeß die Schlußdecoration mit dem im Brillantfeuer erscheinenden Namenszuge der hohen Neuvermählten."

„Nach diesem Feuerwerk tanzte man noch die ganze Nacht. Der Prinz hatte noch Gelegenheit, mir zuzuflüstern: „„Wie unglücklich bin ich, daß mir heute gerade die verdammte Etikette nicht gestattet, mit Ihnen zu tanzen. Nun will ich lieber gar nicht tanzen; ich habe Unwohlsein fingirt.""

„Welchem jungen Mädchen würde eine solche Huldigung nicht schmeichelhaft und angenehm gewesen sein? Ich gab dieses dadurch zu erkennen, daß ich ebenfalls unter gleichem Vorwande jede Aufforderung zum Tanz ablehnte."

„Am dritten Tage bezog das hohe Paar das ihm bestimmte Palais, welches, auf das Reichste eingerichtet, ein Geschenk des Königs war. Am Abend war Oper und Tafel bei Hof."

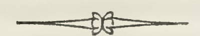
„Am vierten Tage speiste Bielefeld bei dem Prinzen Wilhelm*). Ehe sie sich zur Tafel niederließen, dankte ihm der Prinz für seine Strohkranzrede und die gute Art, wie er sich dieses bedenklichen Auftrages entledigt

---

*) Prinz Wilhelm war der Vater des Nachfolgers Friedrich's des Großen, Friedrich Wilhelm's II., der Großvater des vorigen Königs Friedrich Wilhelm's III. und ist der Urgroßvater unsers jetzt regierenden Königs. D. V.

habe, und schenkte ihm eine schöne goldene Uhr, wie er hinzufügte, zum Andenken und als Beweis seiner Gnade."

„So endigten diese festlichen Tage, die in mein Herz eine bisher nie gekannte Empfindung — das Gefühl der ersten Liebe — gesenkt hatten, welche mich wechselnd mit Wonneträumen erfüllte und bald mit Schmerz, wenn meine Vernunft mir sagen mußte: Es ist unmöglich!"



Siebentes Kapitel.

Die Herzogin von Würtemberg. — Weiterer Verlauf der Liebesgeschichte der Hartenfeld. — Feine Soupers. — Der letzte Abend. — Erklärung im Wagen. — Convenienz-Ehe. — Scheidung. — Zusicherung einer morganatischen Ehe. — Unvorsichtige Vorsicht der Prinzessin Amelie. — Findersdorff's Verrath. — Entschluß des Königs gegen Trenck.

1.

„Ich gestehe," fuhr die Hartenfeld fort, „daß ich zwar sittliches Gefühl genug hatte, gegen diese unglückliche Liebe anzukämpfen, aber nicht Charakterstärke genug, sie aus meinem Herzen zu vertilgen."

„Der Mensch, der von irgend einer großen Leidenschaft beherrscht wird, belügt sich selbst. Ich besuchte fast täglich, so oft mich mein Hofdienst frei ließ, das Theater. Ich suchte mich zu überreden, dieses geschehe aus reiner Liebe zur Kunst; aber ach! was mich eigentlich hinzog, wollte ich mir selbst nicht gestehen. Das Erste, womit sich mein Opernglas beschäftigte, war, die königliche Loge zu durchforschen, und hatte ich ihn erblickt, so fühlte ich's am Glühen meiner Wangen, daß ich glücklich geworden war."

„Du malst da zum Entzücken," unterbrach sie die Prinzessin, „die Empfindungen der ersten erwachenden Liebe. O, wie oft habe ich dasselbe empfunden, ehe ich wagte, mir zu gestehen, daß ich ihn liebte! Doch fahre nur fort."

„Eines Abends bemerkte ich ihn neben der Herzogin von Würtemberg stehend, mit der er angelegentlich sprach. Die hohe Frau hatte, wie er mir später erzählte, ihm gesagt: „„Ich wünschte eine der Berliner Damen vom Hofe in meine Umgebungen zu ziehen. Die mir zur Aufwartung beigegebenen Damen sind zum Theil, mit Erlaubniß gesagt, Gänschen; ich aber liebe eine geistreiche Conversation. Wissen Sie mir Eine zu empfehlen, die Geist genug besitzt, die interessantern Partien des hiesigen Hoflebens so recht pointillirt zu besprechen?""

„Der Prinz erwies mir die Ehre, die Aufmerksamkeit der Herzogin auf meine kleine Person zu lenken. Ich sah es an der Richtung ihres Lorgnons. Und im nächsten Zwischenakt trat einer ihrer Kammerherren in meine Loge und sagte mir auf verbindliche Weise: „„Sie sind Ihrer Durchlaucht der Herzogin von Würtemberg während ihres hiesigen Aufenthalts als Lectrice empfohlen. Sie erwartet Sie mit Genehmigung der Königin-Mutter, bei der ich deshalb angefragt habe, morgen Mittag 12 Uhr in ihrem Cabinet.""

„Wie klopfte mir das Herz! Ich wußte, wen ich

dort treffen sollte. Ich hatte keinen Vorwand, „Nein“ zu sagen, und hätte ich ihn gehabt, so würde ich schwerlich die Kraft gehabt haben, davon Gebrauch zu machen.“

2.

„Die Herzogin von Würtemberg, eine geborene Prinzessin von Thurn und Taxis, war mit einem glänzenden Gefolge nach Berlin gekommen, um der hohen Vermählung beizuwohnen, besonders aber wegen ihrer drei Söhne, die mit Bewilligung der würtembergischen Stände in Berlin im königlichen Cadettenhause erzogen wurden.“

„Am andern Tage gegen Mittag fuhr ich nach dem der Herzogin zu ihrer Residenz während ihres Aufenthalts in Berlin vom Könige angewiesenen Palais. Um 12 Uhr meldete ich mich in den Vorzimmern der Herzogin. Eine Hofdame vom Dienst führte mich ein. Wie erstaunte ich, diese geistvolle Fürstin in einem prächtigen Nachtkleide auf dem Bette liegend zu sehen? An der Kopfseite desselben stand ein kleines goldenes Gefäß mit Weihwasser. Außerdem war das Zimmer mit kostbaren Reliquien, einem Crucifix und einem Rosenkranz von großen orientalischen Perlen geschmückt. Das Negligee, die Kissen und die Decke vom Lager der Herzogin waren mit den werthvollsten Spitzen besetzt. Sie trug eine Nachthaube von Dentelles d'Alençon, die mit einem grünen, golddurchwirkten Bande umschlungen war.“

„So schien auf den ersten Blick eine elegante Betschwester oder eine büßende Magdalene vom Hofe Ludwig's XIV. fertig zu sein und in der That, die Herzogin war noch immer schön genug, um für eine schöne Sünderin zu gelten, aber zu geistreich und besaß zu viel feinen Weltton, um die Stelle einer Magdalene mit Erfolg durchführen zu können.“

„Ich fand in ihrer Gesellschaft ihre drei jungen Prinzen mit ihrem Hofmeister, einige Minister und Hofleute, zwei Hofprediger, zwei Aerzte und eine Hofdame; außerdem, was mich fast verwirrt hätte, den Prinzen, der im Hause der Herzogin sehr intim zu sein schien. Er übernahm es sogleich, mich vor das Bett der Herzogin zu führen und mit einer für mich höchst schmeichelhaften Aeußerung ihr vorzustellen.“

„Die Herzogin empfing mich mit der ausgesuchtesten Artigkeit. Sie reichte mir ihre schöne Hand zum Kuß. Man machte mir sogleich Platz an ihrer Seite und ich mußte mich dort vor ihrem Bett auf ein Tabouret niederlassen.“

„Die jungen Prinzen gingen hinaus. Die Geistlichen und Aerzte verschwanden. Nur noch Prinz August und die Hofdame blieben zurück. Mit Lebhaftigkeit nahm die Herzogin die Unterhaltung auf. Sie wurde bald höchst anziehend und animirt. Keine Spur war mehr da von jener Bigotterie oder Kränklichkeit, worauf ihre

Umgebungen wohl hätten schließen lassen können. Die Unterhaltung betraf nur weltliche Dinge und zwar sehr weltliche, denn sie war eingeweiht in alle geheimen Liebesgeschichten des Hofes und wußte darüber mit einer höchst pikanten, feinen Medisance zu reden. Dann kam die Rede auf das geistige Wesen des Königs, auf seine Liebe zur Musik und Dichtkunst, auf seine geistreichen Freunde, als Voltaire, d'Alembert, Marquis d'Argens u. A. „„Apropos, einen derselben, den Marquis d'Argens, werden Sie bei mir kennen lernen, Liebe! Ich habe ihn mir völlig gekapert für meine kleinen Soupers. Es ist schwer, diese vom Könige wie seine Schoßhunde verzogenen Bel-Esprits an einen andern Siegeswagen zu fesseln. Mir ist es indeß doch gelungen. Dieser interessante Gelehrte, Verfasser verschiedener Werke, ist ebenso unterrichtet als angenehm. Er ist groß und gut gewachsen, mit der feinsten Bildung begabt, womit er jene geniale Nachlässigkeit im Anzuge verbindet, welche großen Talenten oft eigen ist, da die Sorgfalt in der Kleidung für ihre höhere Richtung zu kleinlich ist. Er hat früher ein unruhiges Abenteuerleben geführt; jetzt ist er bequem geworden. Ich habe mir sagen lassen, daß er die größte Zeit seines Lebens im Bette zubringe. Dort studirt und schreibt er, phlegmatisch hingestreckt, wogegen er in Gesellschaft mit französischer Lebendigkeit die Conversation führt. Denken Sie sich das Genie eines Dichters, den Verstand eines Philosophen,

das Gedächtniß eines Philologen, das Herz eines Biedermannes und die Heiterkeit eines liebenswürdigen Epicuräers, und Sie haben den Marquis d'Argens tout caracterisé.""

„Im weitern Verlauf des Gesprächs sagte sie mit reizender Munterkeit: „„Sie werden mich heute ennuyant finden; indeß kommen Sie zu meinen allerliebsten kleinen Soupers, liebe Hartenfeld! Sie wissen ja selbst — wendete sie sich an den Prinzen — mon Prince, und haben es mir oft gesagt, daß mein Witz erst leuchtet, wenn die Kerzen brennen.""

„Nach einer Stunde schloß die Herzogin diese interessante Conversation, indem sie uns Alle zur Tafel einlud. Dann entschuldigte sie sich mit liebenswürdiger Unbefangenheit, wenn sie dabei, von dem Vorrecht der Kranken Gebrauch machend, im Negligee erscheinen würde. Sie klingelte. Die Kammerfrauen traten ein. Die Anwesenden wurden entlassen und ich blieb mit den Cavalieren im Vorgemach, wobei der Prinz die Gelegenheit benutzte, mich in die Vertiefung eines Fensters zu führen und mir, als wir halb verdeckt von den schweren Damast-Gardinen standen, in den leidenschaftlichsten Ausdrücken seine Liebe zu erklären. Ich konnte nichts thun, als ihn beschwören, die Schwäche eines unglücklichen Mädchens zu verschonen. „„Seien Sie großmüthig, mein Prinz,"" fuhr ich fort, „„erschweren Sie mir nicht den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft. Was könnten Sie einer Unglücklichen

bieten, die so tief unter Ihrem hohen Range geboren ist? Was Anderes als Entehrung und Schmach?““ „„Mehr,““ entgegnete er mit Wärme, „„als diese kalte fürstliche Hand, die ja bei uns für den Thron Geborenen in der Regel nichts ist als ein Opfer herzloser Politik? Ich biete Ihnen, was mir höher steht als meine Fürstenkrone, mein rein menschlich warm fühlendes Herz. Werden Sie, theure Freundin, die liebevolle Pflegerin dieses kostbarsten Juwels in einer Fürstenkrone und Sie werden damit der segnende Engel, der hohe Schutzgeist meiner einstigen Unterthanen werden.““ Er sah den Kampf, worin er mich versetzt hatte. Mein Herz pochte. Blässe und Röthe jagten sich auf meinen Wangen. Ich rang mit einer Ohnmacht und wäre dann unwillkürlich in seine Arme gesunken. „„Beruhigen Sie sich, geliebte Freundin,““ sprach er leise und dringend; „„ich verlange heute noch keine Antwort. Erst sollen Sie mich näher kennen lernen, um sich zu überzeugen, ob ich des Opfers eines so schönen Herzens auch werth bin!““.

„In diesem Augenblick endete die eintretende Herzogin dieses mich so erschütternde Gespräch. Mit aller Kraft der Seele suchte ich mich zu sammeln. Der Prinz führte die Herzogin, den Marquis d'Argens und mich in den Salon, wo es an der Tafel sehr heiter zuging. Nach dem Kaffee lud mich die Herzogin ein, immer bei ihr zu speisen, wenn mich nicht mein Dienst an den Hof riefe.

Es ist unmöglich, die Gefühle und Gedanken zu schildern, welche in meiner Seele wogten seit jener Scene in der Fenstervertiefung des Vorzimmers. Uebrigens war ich wie durch einen Zauber in jenen Kreis gebannt, der mir das ganze Leben zu vergiften drohte. Ich fühlte wohl, daß es unrecht sei, die Gefahr nicht zu vermeiden, die mir dort täglich drohte; aber ich hatte nicht die Kraft, zu widerstehen. Ich küßte den theuern Diamantring tausendmal mit Thränen im Auge, indem ich mir zuschwor, ihn bei nächster Gelegenheit dem Prinzen zurückzugeben; aber auch dazu fehlte mir Kraft und Willen."

3.

„Seitdem," fuhr Fräulein von Hartenfeld fort zu erzählen, „war ich oft bei diesen reizenden kleinen Soupers, die mir immer mehr meine Ruhe kosteten und doch mich so glücklich machten, daß ich die Stunden, die ich dort verlebte, zu den genußreichsten meines Lebens zählen darf."

„Ohne Zweifel, weil der schöne Prinz stets dabei zugegen war," unterbrach sie die Prinzessin in spöttelndem Tone.

„Allerdings, königliche Hoheit; wenigstens war es die Würze, welche dem souper fin den haut-goût gab. Indeß was das Anziehende dieses Umstandes noch erhöhte, war der ungenirte Ton, der hier herrschte. Keine Spur

von Etikette, aber dabei doch die Feinheit der höchsten gesellschaftlichen Bildung, verbunden mit der Gemüthlichkeit eines Kreises der vertrautesten Freunde und der anmuthigen Lebhaftigkeit der geistreichsten Köpfe.

„Die Herzogin liebte es, als malade imaginaire im Bette liegen zu bleiben, dann, wenn sie sich nicht wohl fühlte, ließ sie die Tafel vor ihr Bett stellen. Die Gesellschaft setzte sich um sie herum, bei einem wohl unterhaltenen flackernden Kaminfeuer, und bestand gewöhnlich außer dem Prinzen Albrecht und meiner Wenigkeit aus dem Baron Montolieu, einer Oberhofmeisterin, dem Marquis d'Argens, dem Baron von Pöllnitz, Herrn Jordan und dem Freiherrn von Bielefeld."

„Die verwöhnteste Gourmandise hätte bei diesen feinen Soupers ihre volle Befriedigung gefunden. Die Herzogin hatte dabei stets zwei Glocken von verschiedenem Klange bei sich stehen. Durch den Ton der einen zauberte sie Ungarwein, durch den der andern Champagner auf die Tafel. Sobald der erste Gang aufgetragen war, traten die Pagen und Lakaien ab. Sie werden erst zurückgerufen, um die Schüsseln wegzunehmen. Kaum war man unter sich, so hörte aller Zwang auf. Niemand glaubte in der Hauptstadt des Monarchen und an der Tafel einer regierenden Fürstin zu sein. Man befand sich in einer socialen Republik, wo die Freiheit präsidirte und wo man seine Zeche mit lustigen Einfällen bezahlte.

Man lachte, man scherzte, man sang, und hatte man das Gespräch mit zu scharfem, attischen Salz gewürzt, so setzte man ein Glas Champagner darauf, der Alles mildert."

„Wir hatten es uns stillschweigend zum Gesetz gemacht, jenseit der Schwelle der Herzogin niemals dessen zu gedenken, was die Heiterkeit des Augenblicks ins Leben gerufen hatte."

„Doch für mich, und Alle, denen das Glück dieses interessanten Cirkels zu Theil geworden war, dauerte diese Herrlichkeit nicht lange. Nach einigen Wochen traf die Herzogin Anstalt zur Abreise. Sie hatte mich ganz besonders in Affection genommen und offerirte mir eine Stellung an ihrem Hofe. Aber ich befand mich nicht in der Stimmung, sie anzunehmen. Und der letzte Abend dieser petits soupers sollte mich furchtbar enttäuschen."

4.

„Es war der letzte Abend, den ich bei der Herzogin zugebracht hatte, als die Tafel erst gegen Mitternacht aufgehoben wurde. Im Vorzimmer bot mir der Prinz, den man in den Cirkeln der Herzogin als mein Moitié zu betrachten pflegte, den Arm, und führte mich die breite Schloßtreppe herab. Unten wartete der Hoflakai, der bei mir den Dienst hatte, mit meinem Pelz und meldete mir in der größten Verlegenheit, die Hofequipage, die mich habe abholen sollen, sei unbegreiflicher Weise wieder fort-

gefahren. Da erbot sich der Prinz mit zuvorkommender Artigkeit, mich in seiner Equipage nach dem königlichen Schlosse, wo ich wohnte, zu fahren. Mir blieb keine Wahl, ich mußte diese Begleitung annehmen, die mir in der halben Berauschung durch eine unwiderstehliche Leidenschaft gar nicht so unangenehm war. Ich ahnete damals nicht, was ich später erfuhr, daß der Prinz durch seinen Leibjäger den Hofwagen nach Hause geschickt hatte, um Gelegenheit zu erhalten, ehe die Verhältnisse uns trennten, den letzten Sturm auf mein Herz zu wagen."

„Das Letztere war freilich zu erwarten, aber ich waffnete mich mit Festigkeit, wohl fühlend, daß endlich ein Verhältniß entschieden gebrochen werden müsse, welches nicht fortgesetzt werden konnte, ohne meine Ehre Preis zu geben und mein Gewissen zu beunruhigen. Allein der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Wir Weiber sind denn doch schwache Geschöpfe, wenn das Herz gegen uns in den Bund tritt. Im Halbdunkel des schaukelnden Wagens, bei dem Streiflicht der Fackeln, welche die Lakaien auf dem Trittbret hinter der Kutsche trugen, erneuerte er stürmisch seine Liebeswerbung, und da er mich hier, ungesehen von der Welt, mit süßer, berauschender Gewalt an sein Herz ziehen konnte, so vermochte ich es nicht, der Gluth seiner Liebesflamme mich zu entziehen. Unter schwellenden Küssen erwiderte ich die Beschwörungen seiner Liebe durch ein unter Thränen abgelegtes Ge-

ständniß, daß auch er meinem Herzen unendlich theuer sei, um desto schmerzlicher, fügte ich hinzu, daß einer sie beglückenden, beseligenden Liebe keine Hoffnung bleibt, als ewige Trennung."

„„O zage nicht so, meine süße Auguste,"" sprach er mit Innigkeit, „„und mache Dir keine Gedanken mit falschen Gewissensscrupeln. Mein Oheim ist vom Schlaganfall getroffen, jeder Augenblick kann ihm den Tod bringen, morgen werde ich in meine Heimath reisen, um die Zügel der Regierung zu übernehmen. Dann, o dann bin ich frei, dann kommst Du zu mir, erhältst ein Palais mit glänzender Ausstattung, den Rang einer Gräfin und angemessenes Einkommen, und lebst an meinem Hofe geehrt und geachtet, geschmeichelt von der Welt, angebetet von mir in beneideten Verhältnissen, einflußreich und allmächtig im Lande unter der Charge der ersten Ehren- und Hofdame meiner Gemahlin . . ."

„Seine Gemahlin — Gott! rief ich aus, also vermählt, und wagt mir Liebe zu schwören, die unter solchen Verhältnissen ein Verbrechen ist, und Treue, die ihrem Wesen nach nichts ist, als ein entsetzlicher Treubruch!"

„Mit diesen Worten rang ich mich los aus seinen Armen, Eisesschauer durchrieselte meine Adern, aber die innere sittliche Empörung bei dem Gedanken, die Mätresse eines vermählten Mannes zu werden, war mächtiger als meine Liebe, sie schien mit einem gewaltigen Pinsel-

strich meine Leidenschaft ausgelöscht und in eisige Kälte verwandelt zu haben. Nie hatte ich mich um die persönlichen Verhältnisse dieses nur allzusehr geliebten Mannes bekümmert gehabt. Es war das erste Wort, das ich davon vernahm, er ist vermählt!"

„Todtenblaß und zitternd lehnte ich mich in die andere Ecke des Wagens. Der Prinz, der bis dahin nicht geahnet zu haben schien, daß ich mit seiner Vermählung unbekannt sei, auch wohl mir in dieser Hinsicht ein so feines Ehrgefühl und zartes Gewissen nicht zugetraut haben mochte, war sichtlich betroffen über die Wirkung, welche sein Wort auf mich gemacht hatte. Mit den weichsten Tönen der Liebe, die gedämpft waren durch den Ausdruck eines gepreßten Herzens, beschwor er mich um Beruhigung darüber."

„„Wir Fürsten,"" sagte er, „„sind ja alle ein Opfer der Politik und Convenienz. So bin auch ich vermählt nach dem strengen Willen meines Oheims, und mit derselben Wirkung auf ein stolzes, menschlich fühlendes Herz, wie wir es hier am Hofe sehen, in der erzwungenen Ehe Ihres Königs. Mein Stolz und mein edleres Selbstgefühl empörte sich gegen diesen Zwang in der Lebensfrage des heiligsten Familienrechts. Ich schwor mir zu, wie einst König Friedrich als Kronprinz, meiner Gemahlin nichts zu sein, als vor der Welt ihr Gemahl, aber niemals ihr Freund, Geliebter und Gatte. Und so

haben wir es gegenseits gehalten, denn auch sie war durch despotische Gewalt gezwungen, einer andern Liebe zu entsagen, und mir ihre Hand zu reichen. Nur an festlichen Tagen machte ich ihr Ceremoniebesuche. Da ich außer einem Palais in der Stadt noch ein reizendes Landhaus besaß, so wußten wir es zu machen, daß wir getrennt von Tisch und Bett lebten, ohne daß der strenge Willen meines regierenden Oheims darin eine Abänderung treffen konnte. Ich glaube gern, daß sie mein Herz gewonnen haben würde, hätte man uns gegenseits Freiheit und Zeit gegeben, eine Neigung erwachen zu lassen; denn sie ist schön, liebenswürdig, jung, nur im höchsten Grade leichtsinnig, vergnügungssüchtig und liebt Glanz und Putz, Eigenschaften, die oft mehr Anziehendes als Abstoßendes für den Mann haben. Aber wie wir vom Glück einmal verzogenen Menschen sind, aus Eigensinn hielt ich fest an meinem Vorsatz und aus beleidigter Eitelkeit und Caprice sie an dem ihrigen, und wir blieben getrennt. Du siehst also, geliebte Auguste, daß Du meine Gemahlin um keines ihrer Rechte beraubst, wenn Du auf meinen Vorschlag eingehest.““

„In diesem Augenblick hielt der Wagen unter dem Seitenportal des Schlosses, wo eine schmale Seitentreppe nach meiner Wohnung führte, und der Prinz, der vergebens auf meine Antwort gewartet zu haben schien, sprach

in Eile und dringend: „„Du bleibst mir die Antwort schuldig, Geliebte, wenn werden wir uns wieder sehen?““

„„Niemals,““ antwortete ich, mit einem Grabesschauer in allen meinen Nerven, „„ich würde Ihrer Liebe nicht würdig sein, gnädigster Herr, könnte ich so ehrlos sein, auf Ihre Vorschläge einzugehen.““

„In diesem Augenblick hatte der Lakai den Wagenschlag geöffnet; Fackellicht umgab mich. Ich stieg aus, ohne ihm nur noch einen Blick zuzuwerfen. Ich sollte Mätresse werden eines vermählten Fürsten? Niemals! Dieser Gedanke stählte meine Willenskraft. Und wir waren getrennt.“

5.

Es war kurz vor der Rückkehr des Königs nach den glänzenden Siegen von Hohenfriedberg und Sorau, im October 1745, also etwa 10 Monate nach der mitgetheilten vertrauten Erzählung der Liebesgeschichte der Härtenfeld, als die Prinzessin Amelie eines Abends darauf zurückkam.

„Apropos, Liebe,“ sprach sie, „was ist aus Deiner hohen Amour geworden?“

„Ich sollte mit den Engeln des Himmels jubiliren, Alles hat sich günstiger gewendet, als ich jemals zu hoffen wagte, und dennoch drückt mich der Unterschied des Ranges, und eben die hohe Stellung meines Geliebten

vernichtet, wenn Gott nicht hilft, alle Hoffnung und jede Blüthe meines Lebens."

„Eine unglückliche Geschichte," entgegnete Prinzessin Amelie, und in ihrer gereizten Stimmung fuhr sie fort:

„O die Menschen, die unter Menschen Rang und Standesunterschiede eingeführt haben, sie verdienten gehangen und gerädert zu werden! Wenigstens," fügte sie sich corrigirend hinzu, „wenn ich auch in allen andern Dingen zugeben will, daß wir Fürstenkinder eine höhere Race im Menschengeschlecht bilden, als der niedere Adel, oder gar die bürgerlichen Creaturen, so sind wir doch alle Menschen und Gleichberechtigte in den Empfindungen des Herzens, den Gefühlen der Liebe. Haben doch die Götter Griechenlands es nicht verschmäht, die Töchter der Sterblichen zu lieben, warum sollte ein Prinz keine Hofdame, eine Prinzessin keinen Gardeofficier lieben? Das Verbot solcher Liebe läuft geradezu gegen die höheren Gesetze der Natur, und was dieser widerstrebt, ist ein tyrannisches Gesetz despotischer Willkür und daher unhaltbar. Doch erzähle nur weiter. Wie steht die Sache jetzt?"

„Es ließ sich voraussehen," erzählte die Hartenfeld, „daß solche erzwungene Ehe der Convenienz, wie die des Prinzen August, kein Glück bringen werde. Der Onkel desselben war gestorben. Der Prinz hatte die Regierung des kleinen Landes seiner Väter angetreten. Das Zer-

würfniß zwischen beiden hohen Ehegatten wurde offenkundig. Der Herzogin, seiner Gemahlin, hatte der edelmüthige Fürst, trotzdem daß er manche gegründete Ursache hatte, mit dem Benehmen derselben unzufrieden zu sein, eine hinreichende Dotation ausgesetzt, so daß sie ihren eignen kleinen Hof ganz nach Geschmack und Laune halten konnte. Ein herzogliches Lustschloß war ihr zur Residenz angewiesen. Auf der andern Seite glaubte auch sie Ursache zu haben, mit dem Benehmen ihres Gemahls unzufrieden zu sein. Ihre stets wache und brennende Eifersucht hielt ihn für untreu. Sie sprach sich darüber mit der ganzen Unbesonnenheit und Heftigkeit ihres Charakters gegen ihre Umgebungen aus und fügte hinzu: Aber ich werde mich rächen wie er es verdient, ich werde ihn strafen mit denselben Waffen, womit er mich beleidigt hat. Und nun verdoppelte sie ihre gesellschaftlichen Zerstreuungen. Bälle und Soirees wechselten an ihrem Hofe, die ausgelassensten jungen Cavaliere vom Hofadel wurden in ihre Gesellschaften gezogen. Es herrschte dort nicht selten eine Ausgelassenheit, die sich kaum in den Grenzen des Anstandes zu halten wußte. Der Herzog ließ ihr einige Male darüber durch seinen Kanzler Vorstellungen machen, vergebens! er drohte ihr mit Einziehung ihrer Apanage, ebenso vergeblich! Er schrieb ihr endlich: Madame, indem Sie Ihre eigene Würde vergessen, verletzen Sie die meinige. Als Landesherr darf ich nicht zugeben,

daß meinen Unterthanen ein so böses Beispiel gegeben wird. Ich erinnere Sie daran, daß an der Grenze meines Landes eine Bergfestung liegt, stark genug, um widerspenstige Frauen zu ihrer Pflicht zurückzuführen."

„Die einzige Antwort, die sie gab, war die, daß sie ihrem Gemahl durch ihren vertrauten Leibmedicus ihre Krankheit anzeigen ließ und um Urlaub bat, in ein einsam belegenes Pyrenäenbad zu gehen. Der Herzog sah darin nichts, als eine erwünschte Gelegenheit, die Störerin seines Friedens für eine Zeit lang los zu werden. Politische Rücksichten und Familienverbindungen hinderten ihn, seine leichtfertige Gemahlin ihren Eltern, die auf einem der mächtigsten Throne Europa's saßen, zurückzuschicken. Er genehmigte die Reise, welche die Herzogin nach beendeten Vorbereitungen mit einem nur kleinen Gefolge antrat."

„Was im ganzen Lande Einer dem Andern zuflüsterte über die wahre Ursache der Reise der Fürstin blieb allein dem Herzoge ein Geheimniß. Niemand wollte in einer so delicaten Angelegenheit sich die Finger verbrennen. Doch solche Mysterien bleiben nicht lange Geheimniß."

„Es war eine wunderschöne Sommernacht, als der bei allen Unannehmlichkeiten doch noch lebenslustige Fürst im reizenden Park seines Lustschlosses eine venetianische Sommernacht gab. Bunte chinesische Laternen und Lichtguirlanden von farbigen Lampions erleuchteten die Alleen

und Bosquets und zogen sich um die Stämme der prächtigen Linden und von einem Baumstamm zum andern. Mehrere Musikchöre waren im großen Garten vertheilt; Tanzplätze und Büffets an mehreren Stellen, Lust und Freude herrschten überall, Trompeten und Pauken, Jubel und Gläserklang ertönte von allen Seiten, hier und da ein jubelndes Hoch! dem Landesvater, begleitet vom Tusch der wohlbesetzten Orchester. Es waren weit über tausend Gäste zugegen; denn Alles war eingeladen, was im Ländchen auf Rang und Bildung nur einigen Anspruch machen konnte. Still vergnügt ging der Landesherr im schwarzen Domino, der reich mit Spitzen besetzt war, und im venetianischen Federhut, allein demaskirt unter den Fröhlichen umher, sprach freundlich und scherzend mit Diesem und Jenem und ermunterte zum Tanz und zum Trinken. Als er einige Augenblicke in einem entlegenen Theile des Gartens auf einer Bank sich der Erholung durch Ruhe hingab, trat ein egyptischer Magier an ihn heran und sprach: „Fürst soll ich Dir Dein Horoskop stellen?“

„Ich bin gerade in der Laune, Thorheiten zu hören,“ entgegnete der Herzog lächelnd, „hier lies in den Lineamenten meiner Hand mein Geschick.“

„Nicht Deine Zukunft, Fürst,“ sprach der Magier, „sondern das Geschick Deiner Gegenwart ist die Aufgabe, die mir meine geheime Wissenschaft gewährt hat, zu lösen.“

„So rede!“

„Während Du hier als Landesvater tausend Deiner Kinder um Dich versammelt hast, ist Dein hohes Haus durch die Geburt eines Bastards vermehrt worden!"

„Was sagst Du?" lachte der Herzog, indem er, um die Freude des Tages nicht zu stören, seinen aufwallenden Unwillen über die freche Aeußerung der Maske unterdrückte, „ich wenigstens bin mir keinen Fehltritt bewußt."

„Aber Deine Gemahlin! hier sind die Beweise ihrer Untreue, benutze sie, ein Band zu lösen, das weder mit der Ehre Deines Hauses, noch mit Deinem Glück und Frieden länger vereinbar bleibt."

„Und damit legte er ein Portefeuille auf den Schoß des Fürsten und ehe dieser sich von seiner Ueberraschung erholen konnte, war der böse Prophet im Gebüsch verschwunden."

„Es war so, wie der Magier gesagt hatte, die Beweise waren genügend, und die Scheidung erfolgte auf den Antrag des Fürsten. Als die von ihrem heimlichen Wochenbett genesene Herzogin zurückkehrte, ohne zu ahnen, was indeß in ihrer Residenz vorgefallen war, wurde sie von einem Miltärcommando in Empfang genommen und ohne Weiteres auf die erwähnte Bergfestung in Arrest geschickt."

„Während der Zeit dieser Vorgänge hatte der Prinz einen Briefwechsel mit mir angeknüpft, den er auch fortsetzte, als er regierender Herr geworden war. In seinen

ersten Briefen entschuldigte er die mir gemachten Anträge mit der stürmischen Gewalt einer Liebe, die kein anderes Bedenken zulasse. Wenn es aber einmal, fügte er hinzu, im Buche des Schicksals geschrieben stehe, daß er durch Liebe nicht beglückt werden solle, so möge ich doch nicht so grausam sein, ihm meine Freundschaft zu entziehen und ihm erlauben, mir von allen Gedanken und Ereignissen seines Lebens Mittheilungen zu machen, und dafür zum Austausch meine Ansichten, meinen Rath und meine Theilnahme zu empfangen. Dieser Brief war mit einer Zartheit und Tiefe der Empfindung geschrieben und enthielt eine so achtungsvolle Schonung meines sittlichen und Ehrgefühls, daß ich es mit Ehre und Pflicht vereinbar hielt, ihm zu antworten."

„Dieser Briefwechsel gewährte mir die glücklichsten Stunden meines Lebens. Er meldete mir alle die von mir erzählten Ereignisse seines ehelichen Lebens. Ich suchte beruhigend und versöhnend auf ihn einzuwirken; aber die letzte Katastrophe vereitelte meine Bemühungen und gab mir zugleich die beruhigende Ueberzeugung, daß des Fürsten Liebe zu mir nicht Ursache gewesen war an diesem unglücklichen Zerwürfniß mit seiner Gemahlin."

„Die Scheidung war ausgesprochen. Herzog August besuchte mich in Berlin, indem er im Incognito eines Grafen von *** reiste. Das waren glückliche Tage, die er mir brachte. Er machte mir feierlich bewegt den An-

trag zu einer morganatischen Vermählung mit mir. Was konnte ich Höheres wünschen? Herz und Ehre waren damit befriedigt. Doch kamen wir überein, noch ein Jahr zu warten, um auf keine Weise die Rücksichten des Anstandes zu verletzen. Und die Liebe kam wieder zum Durchbruch! Wir genossen himmlische berauschende Stunden. Durch ihn erhielt mein Geist seine höhere Bildung, mein Gemüth die Tiefe, mein Charakter die höhere, edlere Gesinnung."

„Glückliche Freundin," rief die Prinzessin mit Augen voll Thränen aus, indem sie dieselbe umarmte und küßte, „so hat Dir denn der Himmel ein schöneres Loos beschieden, als mir Aermsten! Ein schönes Ziel Deiner Liebe steht Dir vor Augen, wogegen die meinige kein anderes Ziel hat, als Trennung und Kerker und Tod!"

Bei diesen schwermüthigen Gedanken ließ Amelie ihren Thränen freien Lauf in den Armen ihrer sie tröstenden Freundin und setzte dann das Gespräch weiter fort, beruhigt in der Regung von Eifersucht, welche die erzählte Scene, wie sie Trenck geküßt und für ihren Geliebten ausgegeben habe, geweckt hatte.

Die Unterredung schloß mit einer herzlichen Umarmung und Glückwunsch der Prinzessin.

„Ach," seufzte die Hartenfeld, „es ist immer, als ob eine böse Ahnung mir das Wort des griechischen Weltweisen zuflüsterte: „„Niemand sollte vor seinem Ende

glücklich gepriesen werden!‘‘“ Wer mag wissen, was die Zukunft bringt? Böse Ahnungen erfüllen meine Träume, und wenn ich mich berauscht von Glückseligkeitsgefühlen niederlege, so erwache ich oft unter Bildern des Haar anstäubenden Grausens. Jeder Brief bringt mir unter den zärtlichsten Liebesschwüren die Mittheilung von Bedenken und Hemmnissen, mit denen der feste Wille meines geliebten August zu kämpfen hat. Bald sind es die Wünsche der Landstände, die den Fürsten drängen zu einer legitimen Verbindung, um Thronerben zu erzielen, bald die Gegenvorstellungen der Agnaten, endlich die Rücksichten auf die hohen Angehörigen seiner geschiedenen Gemahlin, die einer zweiten Vermählung zur linken Hand des Fürsten entgegentraten, und so verging ein Jahr nach dem andern, und als Alles endlich geordnet schien, brach der schlesische Krieg aus, an welchem der Herzog als preußischer General seinen ruhmvollen Antheil nahm.“

„Doch nun,“ fuhr sie fort, „steht der Frieden in Aussicht, wenigstens sagt man, wird das Heer in die Winterquartiere rücken, und der König wird mit seiner Garde du Corps nach Berlin zurückkehren. Herzog August ist der hohe Chef eines preußischen Infanterieregiments, das ebenfalls hier in Berlin in Garnison kommen wird.“

„Und dann werde auch ich ihn wieder sehen, dem mein Herz entgegenjubelt,“ rief die Prinzessin mit einer

neuen Umarmung, und dann schnell in die entgegengesetzte Stimmung übergehend, fügte sie hinzu, „und doch bin ich so bange, so unruhig, schon seit acht Tagen erhielt ich keinen Brief von ihm, wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist, vielleicht daß wieder irgend eine Entdeckung, vielleicht Findersdorff's Verrath, den ich indeß gewonnen zu haben glaube, ihm wieder aufs Neue einen ungerechten Arrest zugezogen hat."

6.

Und so war es auch. Wenigstens hatte die Geschichte im weißen Saal, die jetzt ziemlich ein Jahr alt war, dem Opfer einer hohen Liebe böse Frucht getragen.

Findersdorff hatte allerdings eine Zeit lang über das Ereigniß im weißen Saal gegen den König geschwiegen, mochte er nun meinen, daß wirklich Wahres sei an dem Vorgeben, Trenck wäre der Geliebte des Fräulein von Hartenfeld, und wollte er in diesem Falle nicht dazu beitragen, den jungen Mann, dem er innerlich abgeneigt war, glücklich zu machen, oder wollte er jetzt gerade den König inmitten seiner Kriegstrubel und Sorgen mit solchen Insinuationen nicht belästigen, oder war es seine Krankheit, oder die Erinnerung an des Königs Wort, als er ihm einmal eine solche Mittheilung gemacht hatte: „Es ist nicht wahr!" genug, der König erfuhr nichts da-

von bis am Tage nach der Schlacht von Sorau; da war ein Brief aufgefangen, den die Prinzessin an Trenck geschrieben hatte, und dem Könige mitgetheilt worden.

Darin schrieb Prinzessin Amelie unter Andern: „Es ist ein wahres Glück, daß die Geschichte im weißen Saal nicht vor den König gekommen ist, unser ganzes Verhältniß würde dadurch offenbar geworden sein. Aber ich traue dem alten Schleicher, dem Findersdorff, nicht, besonders wenn der König aus dem Feldzuge zurückkehrt und dieser Günstling meines Bruders wieder den Dienst übernimmt. Um ihn zu versöhnen und seiner Verschwiegenheit gewiß zu sein, habe ich den alten Cujon unter einem passenden Vorwande mit 500 Ducaten bestochen."

Als der König diesen Brief gelesen hatte, sagte er: „Der Mensch, dieser Trenck, ist incorrigibel, ich muß ihm eine stärkere Lection geben. Und den Findersdorff, diesen treulosen Hallunken, soll auch der Teufel holen!"

In diesem Augenblick bellten die Windspiele in des Königs Zelt und Findersdorff trat ein, zwar noch blaß und kränklich, aber kräftig genug, um die Reise von Berlin, wo er bekanntlich zurückgelassen war, zum König nach Schlesien machen zu können.

„Da lese Er," donnerte ihm der König entgegen, und warf ihm den Brief vor die Füße, „und verantworte Er sich, wenn Er kein Schurke ist."

Finkersdorff hob ruhig den Brief auf und las ihn bedächtig. Dann sagte er: „Pfeift der Wind aus dem Loche, so muß ich auch alle Register meiner Orgelpfeifen anziehen. Deshalb eben komme ich her, noch halb krank von Berlin, um Ew. Majestät den Vorfall mit Ihrer Hoheit anzuzeigen, und für mich Allerhöchstdero Befehle einzuholen, was mit den 500 Ducaten geschehen soll, die ich aus Respect nicht zurückweisen konnte, aber hier zu Ew. Majestät Füßen niederlege."

„Das Geld behalte Er als Lohn Seiner Treue," sprach der König, „möge es eine kleine Lection für meine Schwester sein, daß es Geld aus dem Fenster werfen heißt, den Versuch machen, meinen treuesten Diener zu bestechen. Nun aber erzähle Er, ich werde ihm auch glauben und nicht wieder sagen: „„Es ist nicht wahr!""

Und Finkersdorff erzählte den Vorgang, der sich im December des vorigen Jahres ereignet hatte, und fuhr dann fort, als er bemerkte, daß der König mit großer Aufmerksamkeit zuhörte:

„Daß es Wind war mit dem Vorgeben der Hofdame Ihrer königlichen Hoheit, um den wahren Zweck der auffallenden Anwesenheit um Mitternacht im Schlosse von Seiten des Herrn von Trenck zu maskiren, liegt am Tage; denn ihr Verhältniß zu dem Herzoge von *** ist nachgerade stadtkundig geworden."

„Nun, man könnte sie beim Wort halten und mit dem unruhigen Kopf vermählen, vielleicht bringt ihn das zur Raison in Hinsicht gewisser Excesse.“

„Wegen aller wohl nicht, wenigstens was die Festungspläne betrifft . . .“

„Was ist es damit?“

„Jedenfalls eine heiße Sache, wenn man auch nicht darauf schwören kann; indeß wenn ein sehr bestimmtes Gerücht etwas behauptet, so muß doch wenigstens einiges Wahre daran sein.“

„Zur Sache, was soll's mit diesen Andeutungen?“

„Nichts Geringeres, als daß mit ziemlicher Zuversicht behauptet wird, der Herr von der Trenck habe auf seiner letzten Reise aus dem Arrest wieder in den Arrest einige Pläne von preußischen Festungen, die ihm Herr von Jaschinsky, sein Rittmeister, zum Copiren im Arrest mitgetheilt habe, dem österreichischen Gesandten für die Kaiserin Maria Theresia ausgeliefert.“

„Das ist nicht wahr, das kann nicht wahr sein, ein unruhiger Kopf ist der Monsieur, aber kein Hochverräther!“

„Also schon wieder nicht wahr,“ sprach der alte Diener mit einem sarkastischen Zuge in seinem welken, faltenreichen Gesichte, „nun denn, so will ich zur Ehre des Herrn von der Trenck wünschen, daß Ew. Majestät nicht

die Bestätigung dieser Mittheilung durch Herrn von Jaschinsky selbst empfangen mögen.“

Das geschah aber. Allerdings hatte der Rittmeister dem Cornet von der Trenck, als derselbe auf der Thorwache jenseit der langen Brücke Monate lang im Arrest saß, mehrere dieser Pläne verschafft, um ihm während seines langen Arrestes auf der Hauptwache vor der langen Brücke zu Potsdam Beschäftigung zu gewähren, auch hatte er später hin und wieder die Aeußerung gemacht: es sei doch sonderbar, daß diese Pläne spurlos verschwunden seien. Als er dem Könige die Briefe vorlegte, welche Trenck an seinen Oheim, den Panduren-Obrist, geschrieben und von diesem empfangen haben sollte, wurde der König nachdenkend und befragte ihn wegen der Festungspläne. Jaschinsky war gewandt genug, diese Gelegenheit zu ergreifen, den ihm verhaßten jungen Mann noch mehr zu verdächtigen und so traf denn Alles zusammen, um den König zu bewegen, diesen unruhigen Kopf, sowohl in Hinsicht auf die Ehre seines königlichen Hauses als auch mit Rücksicht auf die Sicherheit des Staates für längere Zeit unschädlich zu machen. Und so trafen viele Gründe zusammen, den König zu bewegen, seinen bisherigen Liebling, den Cornet vom Garde du Corps, von der Trenck, ungehört zu cassiren und auf die Festung zu schicken.

Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß sich diese

Pläne noch ganz ruhig unter Trenck's Effecten befunden hatten; da aber sein Feind, der Obrist Jaschinsky, seine Sachen sogleich an sich genommen hatte, so war nichts leichter, als das Dasein dieser Festungspläne zu verleugnen, und dadurch dem erregten Verdacht noch mehr Gewicht zu geben.



Achtes Kapitel.

Des Königs Rückkehr. — Einmarsch der Truppen. — Schreckliche Entdeckung. — Gruß des Königs an das Volk. — Besuch desselben bei Prinzessin Amelie. — Erzählung des Ursprungs des Palais, welches der König der Prinzessin schenkt. — Der König bei Tafel der Königin-Mutter. — Neue Gefahren. — Unruhige Nacht. — Abreise des Königs nach Krossen. — Stimmung der Prinzessin Amelie.

1.

Nach den Siegen bei Hohenfriedberg und Sorau glaubte der König seine Feinde hinreichend gedemüthigt zu haben, um seine Armee in die Winterquartiere legen zu können.

Das geschah und er selbst begab sich nach Berlin, um sich von seinen schweren Strapazen zu erholen. Am 28. October 1745 hielt König Friedrich II. in Berlin seinen Einzug.

Einige Infanterieregimenter kehrten ebenfalls zur Besatzung in die Hauptstadt zurück. Darunter befand sich auch das Regiment, dessen Chef Herzog August war. Er selbst aber war nicht dabei. Ein anderer Commandeur führte das Regiment. Diesem Regiment voraus an der Spitze

seiner Garde du Corps-Escadron ritt der König auf seinem Mollwitzer langen Schimmel in nachlässiger, etwas gekrümmter Haltung, wobei er den Krückstock am Bande am Arm hängen hatte.

Dennoch glich dieser Einzug einem wahren Triumphzuge. Durch die Siege des Königs war das preußische Nationalgefühl des Volkes bis zur Begeisterung geweckt. Jubel und Hochruf unter den vielen Tausenden, welche die Straßen füllten, durch die der Zug ging, wollten nicht enden. Hüte und Mützen wurden in die Luft geworfen und aus allen Fenstern, von allen Balkonen flatterten die weißen Tücher, womit begeisterte Frauen und Jungfrauen die Sieger und besonders ihren großen König bewillkommten. Andere schmückten die Krieger mit Blumenkränzen und Lorbeeren, Bändern und Tüchern; besonders die Pferde der Garde du Corps waren ganz damit behangen. Wieder andere Volkshaufen erstürmten die Kirchthürme und zogen an den Strängen der Glocken, so daß ein feierliches Geläute durch die ganze Stadt ertönte. Ueber die Straßen, durch welche der König zog, waren Gehänge von Fichtenzweigen und Taxus aus den Ziergärten geschlungen und damit Ehrenpforten improvisirt. Der König hatte Mühe, abzuwehren, daß man ihn mit Lorbeerkränzen fast bedeckte.

Aber der Zug war auch stattlich genug. Die lange Reihe von Cavalerie in ihren im Silber glänzenden

Cuirassen und Helmen, und die Infanterie mit ihren blauen Uniformen mit rothen Aufschlägen und Kragen, gelben Westen und Beinkleidern, weißen Kamaschen und kleine dreieckige bordirte Hüte tragend, führte die erbeuteten zahlreichen österreichischen Fahnen von den Siegen bei Hohenfriedberg und Sorr mit sich. Jeder einzelne Mann fühlte, daß er Theil gehabt habe an der Eroberung dieser Trophäen und daher der stolze feste Tritt und kühne Blick, womit die Truppen die Huldigung des Volkes als einen ihm gebührenden Ehrenzoll aufnahmen. Lange Züge dem Feinde abgenommener Kanonen beschlossen den Zug, der sich jetzt von den Linden herauf über die große Zugbrücke nach dem Lustgarten zuwendete.

Die königlichen Prinzen, die nicht im Heere beschäftigt waren, die beiden Königinnen, die Prinzessinnen und fremden Fürstlichkeiten mit ihrem Gefolge, sowie auch die Minister standen auf dem Balkon und an den offenen Fenstern des weißen Saales in Mäntel und Pelze gehüllt, ein kalter klarer Octobertag.

Alles erwartete den König und das Heer. Schon vernahm man von fern her das Getön der Pauken und Trompeten und die Volksmenge, welche großen Festzügen in der Regel voraufstürmt, kam schon angeströmt. Man sah schon in der Ferne das Blitzen der Helme und Cuirasse und wußte, daß der König an der Spitze dieser Truppe ritt.

Zwei jugendliche Herzen erwarteten mit lebhaftem Pochen die Heranziehenden.

„Er kommt! ich werde ihn wiedersehen!“ flüsterte die Eine der Andern zu, und diese antwortete: „Auch ihn werde ich endlich wiedersehen!“

Jene war Prinzessin Amelie, diese die Hartenfeld. Keine von Beiden meinte den König. Beide hatten noch keine Ahnung davon, wie entsetzlich sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen sollten.

Indeß war der Minister von Borck hinter die Prinzessin getreten, und als Prinzessin Amelie sich gegen ihn wendete und ihre Freude über die siegreiche Rückkehr des Königs aussprach, zuckte der alte Herr die Achseln und sagte im seltsamen Tone: „Aufrichtig gestanden, königliche Hoheit, der Frieden wäre mir lieber als dieses Siegesgepränge!“ Erschreckend sah sie ihn an. Sein Gesicht war bleich und nicht frei von einem Ausdruck von Unruhe und Kummer. „Wie meinen Sie das?“ fragte Amelie geängstigt. „Nun,“ entgegnete er, „Ihre königliche Hoheit wird es nur zu früh erfahren.“

Jetzt war der Zug nahe genug, um den König zu erkennen. Die hohen Damen auf dem Balkon ließen ihre Tücher flattern, um ihn zu begrüßen. König Friedrich II. lüftete den dreieckigen Hut mit der weißen Generalsplüme, hielt vor dem Portal, von seinen Adjutanten und der Generalität umgeben, und ließ die Truppen im Parade-

marsche vor sich vorbeiziehen. Sie sollten dann ihre Richtung nach der Garnisonkirche nehmen, wo die eroberten Fahnen als Trophäen der Siege aufgestellt werden sollten.

So rückte die erste Schwadron der Garde du Corps an der Spitze der Escadron heran. Amelie öffnete die großen blauen Augen und sah mit scharfen Blicken nach der Spitze des Zuges. Das war nicht Trenck, der dort auf dem stattlichen Rappen den ersten Zug führte. Auch unter den Adjutanten des Königs befand er sich nicht. Die Prinzessin glaubte von ihren Augen getäuscht zu werden. Sie nahm das Lorgnon mit der goldenen Einfassung vor die Augen und fand nur zu sehr ihre Bemerkung bestätigt.

Unruhig darüber wendete sie sich zurück gegen den Minister von Borck und sagte im Ton einer mühsam erkünstelten Gleichgültigkeit: „Es scheint, als ob im Garde du Corps unter den Officieren Veränderungen vorgefallen sind; wenigstens im ersten Zuge. Es ist doch Keiner geblieben?“

„Wollte der Himmel,“ sprach der Minister im Ton der Theilnahme, „er wäre auf dem Bette der Ehre geblieben, dieser junge Trenck, von dem sich der König so viel versprach.“

„Nicht todt?“ fragte sie, schon leichter aufathmend; aber das nächste Wort sollte sie niederschmettern.

„Nein,“ fuhr der Minister fort, „leider nicht todt,

aber ehrlos, cassirt und als Hochverräther vielleicht für seine Lebenszeit auf die Festung Glatz geschickt."

Daß sie nicht augenblicklich ohnmächtig zu Boden sank, hatte Prinzessin Amelie nur der ungeheuern Selbstbeherrschung zu danken, worauf Frauen ihres hohen Ranges schon durch ihre ganze Erziehung und Umgebung hingewiesen werden.

Indeß mußte sie sich doch auf eine ihrer Damen stützen, die ihr ein Riechfläschchen vorhielt. Es war Fräulein von Hartenfeld, ihre Vertraute, die die so kalt hingeworfene Aeußerung des Kriegsministers gehört hatte und ganz aufgelöst war im Mitgefühl des ungeheuern Schmerzes, der die ganze Seele ihrer hohen Gebieterin in diesem Augenblicke durchschauern mußte.

Während dem war das Infanterie-Regiment des regierenden Herzogs von *** an die Reihe des Vorbeimarsches gekommen. Mit demselben Schreck, womit Amelie den Cornet von der Trenck vermißt hatte, vermißte sie ihren Geliebten, und jetzt ihr still Verlobten an der Spitze des Regiments, das er sonst in der Regel persönlich dem Könige vorzuführen pflegte. Sie dachte sich noch die Möglichkeit, daß derselbe durch irgend ein Hinderniß abgehalten sei, für diesmal diese Pflicht zu erfüllen. In dieser Hoffnung hatte sie noch Kraft, sich im Ton der Gleichgültigkeit an den Kriegsminister mit der Frage zu

wenden: „Der hohe Inhaber dieses Regiments ist wohl bereits in seine Staaten zurückgekehrt?“

„Nicht in seine Staaten, wohl aber in das Reich Gottes,“ sprach der Kriegsminister mit dem Ausdruck von Wehmuth. „In der Schlacht bei Sorr fiel Fürst August von *** von einer Haubitzenkugel getroffen an der Spitze seines Regiments.“

„Auch verloren!“ seufzte die Hartenfeld und schwankte. Noch einige Augenblicke hielt sie sich, dann sank sie ohnmächtig in die Arme der Damen, die sie umgaben, und wurde fortgetragen. Auch die Prinzessin entschuldigte sich mit Unwohlsein und zog sich zurück, noch ehe der König vom Pferde stieg und in den Saal trat, seine Familie zu begrüßen.

Es war ihr unmöglich, „den Mörder ihres Glücks“, wie sie im Innern den König, ihren Bruder, nannte, in diesem Augenblicke freundlich zu empfangen. Die Königin Mutter hatte es übernommen, die Prinzessin mit ihrer schwächlichen Gesundheit darüber zu entschuldigen, daß sie den Empfang des Königs nicht abgewartet hatte.

So saßen denn die beiden unglücklich Liebenden bald darauf im Cabinet der Prinzessin zusammen. In den zärtlichsten Umarmungen mischten sie ihre Thränen. Eine suchte die Andere zu trösten und hatte doch keinen Trost für sich selbst. Marion, die treue Kammerfrau, war die einzige Vertraute, welche das Boudoir der Prinzessin

betreten durfte; alle übrigen Damen wurden wegen Unwohlsein derselben zurückgewiesen. Der wahre Seelenschmerz fordert Einsamkeit oder theilnehmende Herzen.

2.

Als die Parade vorüber war und der Jubel des Volks aufs Neue begann, zog der König den Hut ab und bedankte sich beim Volke für die ihm erwiesene Liebe und Treue.

Dann ritt er in das Schloß und begrüßte seine Familie und den versammelten Hof und nahm mit bescheidenen Rückäußerungen die ihm von allen Seiten gespendeten Glückwünsche in Empfang. Er bemerkte sogleich die Abwesenheit seiner Schwester Amelie und hörte mit einem zweifelnden Lächeln die Entschuldigung der Königin Mutter, daß sie unwohl geworden sei, an.

Gegen Abend begab sich der König zu ihr. Mit der zartesten Theilnahme erkundigte er sich nach der ersten zärtlichen Begrüßung.

Es litt wohl keinen Zweifel: der König wußte, was ihr fehlte. Er fühlte mit ihr, daß er sie ihres Lebensglückes beraubt habe. Er erkannte darin die Verpflichtung, sie durch Liebe zu entschädigen für die Liebe, die er ihr hatte rauben müssen.

Die Prinzessin, im Vollgefühl ihres Unglücks, glich jetzt einer Nelke ohne Stab. Sie fühlte sich so trostlos

allein stehend, daß sie sich im seltsamen Widerspruch, aber doch im Zartgefühl der höhern Weiblichkeit zu Dem hingezogen fühlte und bei Dem Trost suchte, der ihr das tiefste Weh ihres Herzens zugefügt hatte. Indem sie sich ihrem königlichen Bruder in die Arme warf, waren ihre Gedanken: „Hier bin ich mit meinem Schmerz; gebiete über Deine Schwester; nur von Dir vermag sie Trost anzunehmen, wie sie nur von Dir aus der Verzweiflung gerettet werden kann, sich dem Hohn der Andern und dem Gerede der Welt hingegeben zu sehen."

Unbeschreiblich ist die Zartheit des Gefühls, womit der König das Herzweh seiner Schwester durch den Trost brüderlicher Liebe und des innigsten Mitgefühls zu mildern suchte, ohne sich merken zu lassen, daß er den Quell ihrer Schmerzen kannte.

Ebenso zart war der Ausdruck der Dankbarkeit, womit die unglückliche Königstochter diese Liebe erkannte und wie kindlich schmeichelnd gleichsam um seine Liebe und seine Theilnahme warb, ohne daß ihr nur ein Wort der Klage, des Vorwurfs oder der Bitte für den unglücklichen Geliebten entschlüpfte.

Im Laufe des Gesprächs sagte ihr der König: Sie sei nun mündig geworden und es sei Zeit, daß sie ihren eignen Hausstand besitze. Er wolle ihr daher hiermit, indem er ein Document in ihren Schoß niederlegte, die Schenkungsurkunde über ein Palais in der Wilhelms-

straße *) übergeben, welches er habe ankaufen und fürstlich einrichten lassen, so daß sie in jedem Augenblicke, wenn es ihr belieben sollte, einziehen könne.

„Dieses Palais hat eine Geschichte," fügte er hinzu, „die allein schon es geeignet macht, in fühlenden Herzen Sympathien dafür zu erwecken."

3.

„Es war zur Zeit meines königlichen Vaters," erzählte der König, „ein reicher französischer Refugié, der sich in den Niederlanden aufhielt, um politischen und religiösen Verfolgungen zu entgehen, mit seiner Familie und einem kolossalen Vermögen nach Preußen gezogen. König Friedrich Wilhelm I., der das Princip hatte, auf alle mögliche Weise große Capitalien ins Land zu ziehen, nahm ihn mit offenen Armen auf und ertheilte ihm für seine Unternehmungen große Privilegien. Dieser reiche Mann war der zum königlichen Geheimerath ernannte François Mathieu Freiherr von Vernezobre-Laurieux. Jahrelang lebte er in Gnaden bei dem Könige, meinem Vater, als dieser erfuhr, daß mir, als ich noch Kronprinz war, ein für meinen Rang und meine geistigen Bedürfnisse lange nicht genügendes Auskommen gewährt war, da war es dieser Herr von Vernezobre, der auf Verwendung

*) Das jetzige Palais des Prinzen Albrecht von Preußen.

meines unvergeßlichen Freundes von Katte mir ein Darlehn von 2000 Ducaten heimlich machte."

„Das aber war ein Verbrechen vor den Augen meines ökonomischen Herrn Vaters, welches auf das Strengste bestraft werden mußte. Allein damals war das später erfolgende königliche Edict gegen das Schuldenmachen der Prinzen des königlichen Hauses noch nicht erschienen. Es gab also auch noch kein Strafgesetz, um das Verbrechen criminell zu bestrafen; und so kam denn mein Vater auf den Gedanken, einen seiner unvermögenden Officiere, der bei ihm besonders in Gnaden stand, durch die Hand der reichen Erbtochter des Herrn von Vernezobre zu beglücken. Seine Wahl fiel auf den Marquis von Forçade, Capitän im Infanterieregiment von Sidow. Dieser erhielt die Ordre, mit einem Commando Soldaten sich nach dem Rittergute des Herrn von Vernezobre, Hohenfinow im Barnimschen Kreise, zu begeben und eine Tochter desselben mit Güte oder Gewalt zu heirathen."

„Einem solchen Befehle meines verewigten Herrn Vaters ließ sich nichts entgegensetzen als blinder Gehorsam. Während ich mich als König für den ersten Staatsdiener halte und Rechte wie Pflichten meiner Unterthanen anerkenne, hatte mein verewigter Vater den Grundsatz Ludwig's XIV.: L'état c'est moi. Er betrachtete die Unterthanen wie ihr ganzes Besitzthum als seinem Obereigenthum unterworfen, und so glaubte er als König das vollkommenste

Recht zu haben, über ihr Eigenthum und ihre Familienrechte nach Belieben zu entscheiden. Bei aller despotischer Strenge, die einmal im Geist seiner Zeit lag und gewissermaßen eine höhere Nothwendigkeit war, um das Volk aus seiner erschlaffenden Versunkenheit zum höheren Nationalbewußtsein und den Staat zu Macht und Ansehen zu erheben, war er doch überaus wohlwollend und wollte alle Welt auf seine Weise glücklich machen. Indem er so dachte, einen der Officiere seines Heeres, das ihm am meisten, am nächsten am Herzen lag, zu beglücken, fiel es ihm gar nicht ein, daß er dadurch sich einen despotischen Eingriff in die heiligsten Familienrechte eines reichen und angesehenen Mannes erlaubte und selbst dem Herzen eines jungen Mädchens eine Gewalt anthat, wozu er gar nicht berechtigt war."

„Dieser wohlgemeinte Königsbefehl stieß aber auf so viel Widerwillen von allen Seiten, daß ein lebhaftes Intriguenspiel entstand, um das Geschick abzuwenden, welches des Königs Befehl über diese Familie und einen braven Officier verhängt hatte."

„Der Hauptmann von Forçade konnte sich nur mit der größten Abneigung dazu entschließen, einen Befehl zu vollziehen, der für immer ein Band der Liebe zerreißen mußte, welches ihn an ein schönes unvermögendes Mädchen aus einer geachteten Familie fesselte. Aber die Subordination gestattete keinen Widerspruch. Die einzige Hoffnung,

die er hatte, beruhte darauf, daß eine durch ihren Reichthum unabhängige Familie, wie die des Herrn von Vernezobre, Selbstständigkeit genug haben würde, den ihr von fremder Gewalt aufgedrungenen Bräutigam entschieden zu verwerfen. Um es dahin zu bringen, entwarf er den Plan, sich bei der Ausrichtung des königlichen Befehls so zu benehmen, daß er bei der ihm bestimmten Braut sowie bei der Familie derselben, die ihn noch nicht kannte, im ungünstigsten Lichte erscheinen mußte. Er trat daher in der Maske eines Poltrons und arroganten, hohlköpfigen Laffen auf und begann damit, daß er dem Fräulein von Vernezobre schon bei der ersten Unterredung im Beisein ihres Vaters erklärte, er wolle mit ihr eine Wette eingehen, daß er sie binnen drei Tagen heirathen würde, da er viel zu sehr von seiner eigenen Liebenswürdigkeit überzeugt sei, um nicht seines Sieges zum Voraus gewiß zu sein."

„Herr von Vernezobre war ein würdiger Mann, aber ein alter Politikus, der es mit dem Könige nicht verderben wollte, weil dabei seine großen Unternehmungen auf dem Spiele standen und sein Vermögen, seine ganze bürgerliche Existenz gefährdet war, wenn ihm der König seinen besondern Schutz in Preußen entzogen hätte. Mit großer Empörung erfüllte ihn die Arroganz des fremden Officiers; er gab ihm, was ihm gebührte und behandelte ihn mit Kälte. Gasparde von Vernezobre, die ein kluges Mädchen

war, ließ ihn mit feinem Spott ihre Verachtung fühlen. Als Herr von Forçade nicht mehr darüber in Zweifel sein durfte, daß er den ungünstigsten Eindruck durch sein Benehmen gemacht hatte, rückte er mit der königlichen Ordre hervor. Dadurch gewann die Sache sogleich ein anderes Ansehen. Herr von Vernezobre unterwarf sich dem königlichen Befehle; das junge Mädchen aber war außer sich vor Abscheu und Unwillen. Sie war bereits Braut eines braven Officiers, des Herrn Victor von Montolon, Capitäns im Dragonerregiment Eugen von Anhalt-Dessau. Dieser war zufällig anwesend. Mit ihm wurde überlegt, was unter diesen bedenklichen Umständen zu thun sei. Der Familienbeschluß ging dahin: Scheinbar nachzugeben und heimlich dagegen zu intriguiren."

„Das geschah. Jeanne Gasparde und Herr von Vernezobre setzten den armen Forçade in eine nicht geringe Verlegenheit; dieser durch Nachgeben und jene durch ihre Liebenswürdigkeit, womit sie es ihm fast unmöglich machte, seine Unarten fortzusetzen."

„Hätte Herr von Montolon seiner ersten Aufwallung gefolgt, so würde er den ebenso beklagenswerthen Nebenbuhler zum Zweikampf auf Leben und Tod gefordert haben. Nur mit Mühe gelang es, ihn zu überzeugen, daß Herr von Forçade ja auch nichts sei als das Werkzeug des königlichen Willens und daß sich ihm widersetzen vor den Augen des Königs als Hochverrath gelten würde.

Nachdem er beruhigt war und einige Augenblicke nachgedacht hatte, sagte er: Es giebt noch ein Mittel, uns zu retten. Der König hat neben seiner Soldatenpassion noch eine andere, die Bauleidenschaft und das Bestreben, durch Neubauten Berlin und Potsdam zu vergrößern und zu verschönern. Schon mancher reiche Mann hat den königlichen Befehl erhalten: Soll bauen, weil er Geld hat, und selbst der unvermögende Kanzler von Cocceji, ein Hochbegünstigter vom Könige, erhielt den Befehl: Soll bauen, weil er einen reichen Schwiegervater hat. „So," fuhr Montolon fort, „ließe sich eine Zurücknahme des unangenehmen Tagesbefehls des Königs vielleicht erreichen, wenn Herr von Vernezobre sich entschließen könnte ..."

„„Mit Vergnügen,"" entgegnete dieser, „„würde ich um solchen Preis das schönste Palais in der Wilhelmsstraße bauen."" Mit diesem Erbieten und der unterthänigen Bitte, ihm freie Verfügung über die Hand seiner Tochter zu lassen, die ohnehin schon einem andern unvermögenden königlichen Officier zugesagt sei, ging Herr von Montolon eiligst nach Berlin zurück, und auf seine Bitten übernahm es der Feldmarschall von Derschau, bei dem Könige die Zurücknahme seines Befehls zu bewirken. Der Erfolg entsprach den Erwartungen. Der König genehmigte den in der Eile entworfenen Bauplan, rief den Marquis von Forçade zurück und gab dem Herrn von Vernezobre seine vollen Familienrechte wieder."

„So entstand das Palais, welches ich Dir, meine liebe Schwester, heute geschenkt habe, und die reiche, reizende und geistreiche Jeanne Gasparde, zweite Tochter des Herrn von Vernezobre, wurde die glückliche Gattin des braven Montolon. Auch Herr von Forçade, der alsdann lachend seine Maske abnahm und sich von der liebenswürdigsten Seite zeigte, erhielt durch dieselbe Vermittlung den Consens des Königs zu seiner Vermählung mit dem armen Fräulein, nachdem der reiche Vernezobre die mehr als fürstliche Mitgift derselben übernommen hatte.“

Nach Beendigung dieser Erzählung dankte Amelie ihrem königlichen Bruder für sein Geschenk der Liebe, welches ihr doppelt werth sei, wie sie versicherte, weil es ein Beweis sei, wie mächtige Könige auch liebende Seelen glücklich zu machen wüßten.

4.

Am Abend dieses Tages speiste König Friedrich II. bei seiner Mutter, der verwitweten Königin. Dort war große Tafel. Der Hof war zahlreich und glänzend versammelt. Der König war auffallend heiter. Allgemein nahm man das als ein Zeichen des gesicherten Friedens an, und diese Meinung zu verbreiten mochte auch wohl die Absicht des Königs bei der Maske der Fröhlichkeit, die er angenommen hatte, gewesen sein; denn der zärtlichen

Liebe, womit Prinzessin Amelie ihren hohen Bruder beobachtete, entgingen die Wolken schwerer Sorgen nicht auf der hohen Stirn des Königs, die ihn so ernst und nachdenkend machten in Augenblicken, wo er sich unbemerkt glaubte.

Und in der That, schon in der folgenden Nacht sollten diese Besorgnisse ihre Bestätigung finden. Es entstand eine lebhafte seltsame Unruhe in dem alten, sonst so stillen Berliner Schlosse. Amelie wurde dadurch aus dem Schlaf geweckt. Sie sah das Hin- und Herfahren der Lichter in den langen Corridors, welche sich vor den Zimmerreihen hinzogen in den innern Höfen des riesigen Palastes. Besonders in der Gegend hin, wo der König wohnte, war die Bewegung lebhaft. Ein Fenster nach dem andern wurde erleuchtet. Lakaien und Kammerhusaren liefen hin und her, und reitende Couriere mit Fackeln in der Hand ritten ab und zu. Hofequipagen und die der Minister kamen durch die Portale und fuhren davon. Vergebens entsandte Amelie ihre Kammerfrauen und Lakaien, um die Veranlassung dieser Bewegung zu erfahren. Niemand wußte die Ursache; noch war Alles mit dem Mantel des Staatsgeheimnisses gehüllt. Erst am andern Morgen erfuhr sie durch Fräulein von Hartenfeld zum nicht geringen Schreck die wahre Veranlassung dieser Bewegung.

Es war der Freiherr von Bielefeld, der zweite Gou-

verneur des jugendlichen Prinzen Ferdinand, des jüngsten Bruders des Königs, den dieser im Auftrage des Königs abgeschickt hatte, um der Prinzessin mit Vorsicht die Nachrichten beizubringen, die der König empfangen hatte, und sie darüber möglichst zu beruhigen.

Herr von Bielefeld hatte mit richtigem Takt sich deshalb an die vertraute Freundin der Prinzessin gewendet und ihr Folgendes erzählt.

5.

„Auch ich," sprach er, „hatte gar wohl die Wolke auf der Stirn des Königs bemerkt. Nicht ohne Unruhe ging ich daher nach beendigter Abendtafel bei der Königin Mutter zu Bett. Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich um 4 Uhr Morgens durch ein heftiges Pochen an meiner Thür geweckt wurde. Ich sprang sogleich auf aus dem Bett, warf meinen Schlafrock über und öffnete. Es war der Obrist von Quandt, der das Regiment Prinz Ferdinand commandirte, welcher mit einer auffallend verstörten Miene eintrat."

„Da noch alle Bedienten im Schlosse schliefen, so machte ich zuvor mit Hülfe der vor meiner Thür stehenden Schildwache ein hell flackerndes Kaminfeuer an, denn es war bitter kalt in dieser Octobernacht."

„Als wir Beide wieder allein waren, sagte mir der Obrist, es sei etwas Wichtiges im Werke; er habe in der

Nacht vom Könige Befehl erhalten, morgen früh mit seinem Regimente nach Krossen zu marschiren. Die ganze Berliner Besatzung, fügte er hinzu, habe denselben Befehl bekommen; auch heißt es von unterrichteter Seite her, daß der König selbst nach drei Tagen folgen werde. Uebrigens, schloß er, habe ich Sie zu ersuchen, Ihren Prinzen zu wecken und ihm diese Nachricht mitzutheilen."

„Ich zog mich sogleich rasch an und ging zum Prinzen ins Schlafzimmer, den ich mit aller nur möglichen Schonung weckte. Er kam sogleich zu uns, und nachdem er vom Obristen alles Nöthige erfahren hatte, verfügten wir uns zum Könige."

„Dort fanden wir im Vorzimmer eine große Bewegung. Es war mit den Ministern, Generalen, Ordonnanzofficieren, Adjutanten und Ingenieurofficieren angefüllt, so daß wir im ersten Augenblick glauben mußten, der Feind sei schon vor den Thoren."

„Der Fürst von Anhalt-Dessau war auch zugegen. Da dieser, ohnerachtet seines finstern, oft beleidigenden Wesens, doch immer sehr gütig gegen mich war, so fragte ich ihn leise um die wahre Ursache dieser allgemeinen Bestürzung."

„„Man hat dem Könige," antwortete er, „„den Plan seiner Feinde verrathen, und diese haben nichts Geringeres im Sinne, als ihn mitten im Winter an fünf verschiedenen Orten anzugreifen und ihn wo möglich

gänzlich zu vernichten. Die stärkste der feindlichen Armeen sollte über Krossen in das Land eindringen, um den König von Schlesien abzuschneiden; ein anderes Corps sollte nach Oberschlesien und ein drittes nach Niederschlesien gehen; ein viertes würde gegen Leipzig rücken, Halle überfallen, Magdeburg beunruhigen; und endlich ein fünftes von ungefähr 20,000 Mann durch den erzgebirgischen Kreis gerade auf Berlin zu marschiren, um sich der Hauptstadt zu bemächtigen und so dem Könige einen tödtlichen Schlag zu versetzen.""

„„Dieser Plan,"" entgegnete ich ehrfurchtsvoll, „„scheint mir leicht in der Theorie, doch schwer in der Ausführung zu sein. Der Feind muß vergessen haben, daß er es mit einem raschen und tapfern Könige zu thun hat, der schnell seine Truppen zusammenziehen und die feindlichen Armeen, eine nach der andern, mit überlegener Macht schlagen kann.""

„Der alte Dessauer fing an zu lachen und sagte: „„Der König und ich denke ebenfalls, daß es nichts zu sagen haben werde, und Sie sehen, mit welcher Eile man sich bereit macht, dem Feinde die Stirn zu bieten.""

„Mit Anbruch des Tages ging der Fürst nach Halle ab, um daselbst eine Armee zusammenzuziehen und den Feind zu empfangen."

So endete der Bericht des Freiherrn von Bielefeld, den Fräulein von Hartenfeld Wort für Wort der Prin-

zessin mittheilte. Aber in einer Stimmung, worin sie Alles schwarz sah und in jedem Ereigniß ein Unglück ahnete, hatte dieser Bericht wenig Beruhigendes für die hohe Dame mit ihren reizbaren Nerven, und ihrer steten fieberhaften Aufregung.

„Du wirst es erleben, Hartenfeld," sprach sie in höchster Gemüthsbewegung, „mein Bruder, der König, wird von der ersten feindlichen Kanonenkugel getroffen fallen. Er ist schon so gut als todt. Ich kann ihn mir gar nicht mehr als lebend denken. Und damit hat ihn das rächende Verhängniß erreicht, denn es straft sicher der Himmel die Grausamkeit, womit er gegen den armen Trenck verfährt, und die kaltherzige Trennung der heißesten Liebe."

6.

Zwei Tage später begab sich der König nach Krossen, wo damals Prinz Heinrich, einer seiner besten Feldherren und Rathgeber, an den Blattern krank lag.

Den Abend vor seiner Abreise speiste Friedrich II. noch mit seiner ganzen Familie bei der verwitweten Königin. Auch Prinzessin Amelie, mit ihrem Schmerz, ihrer Angst und ihrem trüben Blick in die Zukunft war zugegen. Die Leiden ihrer Seele zeichneten sich auf ihrem feinen blassen Antlitz, und bildeten einen ungemeinen Contrast gegen die ganz auffallende Heiterkeit des Königs.

Dieser wollte damit offenbar seiner geliebten Schwester Muth einflößen, und sie wagte auch kein Wort der Klage oder der Besorgniß. Aber rührend war es, wenn sie ihm in ihrem stillen Schmerz schweigend die Hand reichte und mit den großen blauen Augen, die in Thränen schwammen, lächelnd und träumerisch ihn ansah. Und das geschah mit dem sprechenden Ausdruck der Liebe, als wollte sie ihn um Schonung seines Lebens bitten.

An der Tafel der Königin Mutter war außer dem Könige und den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses Niemand zugegen als die Oberhofmeisterin und Graf Podwils, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Die Cavaliere und die Hofdamen speisten in einem andern Zimmer an der Marschallstafel. Es herrschte dort nicht die gewöhnliche heitere Stimmung. Auf jede Seele drückte die Ahnung einer gefahrvollen Zukunft.

Nachdem die Allerhöchsten Herrschaften sich von der Tafel erhoben hatten, begab sich der Hof in den Speisesaal. Dort war Alles Zeuge des zärtlichen und rührenden Abschieds, welchen der König von der Königin und den Prinzessinnen nahm.

Am längsten dauerte die Umarmung des Königs und der Prinzessin Amelie. Diese zartfühlende Seele unterdrückte mit aller Willenskraft eines starken Charakters die Gefühle eines unermeßlichen Seelenschmerzes. O,

wie gern hätte sie den König fußfällig angefleht, sein Leben zu schonen. Aber hätte das nicht geheißen: Oel ins Feuer tragen. Hätte er nicht in seiner so sorgenlos scheinenden Heiterkeit sie für ein unverständiges Kind gehalten und lächelnd Sentimentalität genannt, was doch auf dem tiefsten Grunde ihrer Seele eine so zarte und innige Empfindung war? Und wie glücklich wäre sie gewesen, hätte sie ihrem geliebten Bruder zuflüstern dürfen: „O, sei gütig, sei milde gegen meinen unglücklichen Freund, der vielleicht um geringer Schuld willen unbewußt Deinen Zorn auf sich geladen hat und nun in schrecklicher Kerkerhaft, welche ihre, im Fürchterlichen so erregbare Phantasie sich noch viel entsetzlicher dachte, als es in der Wirklichkeit der Fall war, schmachtet. Uebe Gnade für Recht," hätte sie weiter flehen mögen, „Du, der Du von Charakter so hochherzig und großmüthig bist, oder übe nur strenge, aber unparteiische Gerechtigkeit, und Du wirst den armen Märtyrer seiner hohen Liebe minder schuldig finden, als Du jetzt vielleicht wähnst unter den Eingebungen Deines Zorns und den Einflüsterungen einer schändlichen, boshaften Verleumdung." Aber ihrem jungfräulichen Gefühl würde auch unter günstigen Umständen eine solche Profanirung ihrer innersten heiligsten Empfindungen widerstrebt haben, und dann mußte sie sich wieder sagen: unter dem Obwalten jener unglücklichen Mißverhältnisse meines hohen Ranges gegen

seine niedrigere Stellung, und bei dem königlichen Hoheitsgefühle meines Bruders, hieße das nicht ebenfalls: Oel ins Feuer gießen?

Unter solchen Gedanken fühlte sie sich von der Abschiedsscene so ergriffen, daß sie, reizbar wie eine Sensitive, in sich selbst zusammensank und ohnmächtig aus den Armen des von ihr scheidenden geliebten Bruders in ein Nebenzimmer getragen werden mußte, wo es lange dauerte, ehe sie unter den Händen ihrer Frauen und der königlichen Leibärzte wieder Leben und Bewußtsein gewann.

Indeß hatte der König die Abschiedsscene von den Seinigen so schnell als möglich beendigt. Als er sich schon zum Abgehen in der Thür des Saales befand und noch einmal sich umwendete, um Alle zu grüßen, wollte Graf Podwils die königliche Hand küssen, die ihm der König reichte; doch dieser kannte und ehrte den Werth des Mannes, dem er die Sorgen der Regierung, während er seine Feinde bekämpfte, hinterlassen mußte. Um diese Anerkennung und Achtung der Welt zu zeigen, und dem eignen, eben so raschen und feinen Gefühl zu folgen, umarmte er ihn und sagte: „Leben Sie wohl, mein lieber Graf, nehmen Sie Alles wohl in Acht,“ und im Vorgefühl eines im Kriege immer möglichen Unglücks setzte er mit leiser und gepreßter Stimme hinzu: „Und wenn wir uns in diesem Leben nicht wieder sehen sollten, so denken Sie, daß Sie an mir einen Freund verloren.“

Diese Worte ergriffen alle Anwesenden so tief, daß man überall ringsum Thränen fließen sah. Niemals hat der Abschied eines Königs, um einen Feldzug zu beginnen, mehr als dieser die Gemüther bewegt. Nie aber auch ist die Gefahr größer gewesen, und in keiner Lebenslage hat sich das Genie des großen Königs so wahrhaft groß und erfolgreich bewiesen.

Die Abreise des Königs sollte indeß erst am nahenden Morgen mit Tagesanbruch erfolgen. Prinz Wilhelm und Graf Rothenburg hatten Befehl, den König im Wagen zu begleiten.

Als der König sich entfernt und in sein Cabinet zurückgezogen hatte, sagte Prinz Wilhelm zu den umstehenden Cavalieren: „Ich halte es nicht für der Mühe werth, sich erst noch niederzulegen, und werde die Nacht bei meinem Bruder Ferdinand zubringen. Sorgen Sie indeß," wendete er sich gegen dessen Kammerherrn, Freiherrn von Bielefeld, „für Karten und ein gutes Feuer im Kamin."

Herr von Bielefeld ließ schnell in den Zimmern des Prinzen Ferdinand Alles ordnen, und bald darauf traten der Prinz Wilhelm, gefolgt vom Grafen von Rothenburg und dem Obrist von Kreutzheim dort ein.

Man setzte sich zum Spiel, aber die Gedanken der Spielenden waren nicht dabei. Jeder dachte nur an die ungewisse Zukunft und die mißliche Lage der Dinge, und

kaum war diese traurige Nacht halb verstrichen, als man meldete: der König sei aufgestanden. Die Prinzen gingen zu ihm und die Cavaliere folgten.

Ganz zuletzt gab Prinz Wilhelm noch dem Kammerherrn seines Bruders einen Auftrag, der wenig Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang der Ereignisse verrieth.

„Ich habe in Wusterhausen,“ sprach er, „aus der Erbschaft des hochseligen Königs, meines Vaters, noch einen bedeutenden Vorrath guten alten Rheinwein lagern. Den möchte ich doch den österreichischen Panduren nicht zu trinken gönnen, und wenn sie ihn auch auf meine Gesundheit trinken wollten. Darum, lieber Bielefeld, schreiben Sie doch an den Amtmann, daß er bei der Annäherung der geringsten Gefahr den Wein mir nach Berlin schicken möchte.

Das Vorzimmer des Königs war ziemlich leer; doch vertraute ihnen ein höherer Stallbeamter, daß 500 Pferde stets bereit gehalten werden würden, um den ganzen Hof nach Stettin zu bringen, im Fall sich der österreichische General Grünne der Hauptstadt nähern sollte.

Der König erschien bald darauf. Niemals hatte man ihn munterer gesehen, nie war sein Gesicht heiterer als in diesem Augenblick. Er schwatzte mit seinen Umgebungen, tändelte mit den zarten Windspielen, die ihn umtanzten, und stieg mit dem Prinzen und dem General Rothenburg in den Wagen, nahm seine Alkmene, das

niedliche, zarte, weiße Windspiel, auf den Schoß, da er seine geliebte kluge Biche, die ihm die Panduren im Lager bei Sorau geraubt hatten, damals noch nicht zurückerhalten hatte, und die von sechs Postpferden gezogene Reisekutsche rollte unter dem Wirbeln der Trommeln an der vor der Hauptwache präsentirenden Wachmannschaft durch das hohe Portal donnernd davon; und das geschah unter lauten Segenswünschen der unten schon harrenden Volksmenge.

Prinzessin Amelie, die in ihrer Aufregung in der ganzen Nacht nicht zur Ruhe gekommen war, sah aus dem Fenster ihren Bruder mit einem leisen Aufschrei einsteigen und davon fahren. Der König erblickte sie am Fenster, lüftete den dreieckigen Hut mit der im Innern der Krämpe umherlaufenden weißen Plüme, warf ihr noch eine Kußhand zu, und war schon im nächsten Moment ihren Blicken entschwunden.

Weinend warf sich die Prinzessin in die Arme ihrer Freundin und seufzte: „Ach, liebe Hartenfeld, giebt es wohl ein unglücklicheres Wesen auf Erden, als mich? Den Freund verloren, und nun auch den Bruder und Tröster, den ich liebe, obgleich er der unversöhnlichste Feind meiner Ruhe ist.

In Berlin aber verbreitete sich bald die lebhafteste Sorge über den Hof und die Stadt, und bald nahm Alles dort eine geängstigte und doch auch kriegerische Gestalt an.

Ende des ersten Theils.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

Hohe Liebe.

Aus dem Leben

des

Freiherrn Friedrich von der Trenck.

Historischer Roman

mit

Genrebildern aus Friedrich's des Großen Hof- und Kriegsleben

von

H. E. R. Belani.

„Honny soit qui mal y pense.“
Heinrich VIII.
(Devise zum Hosenbandorden.)

Zweiter Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.

1853.

Neuntes Kapitel.

Vertheidigungsanstalten von Berlin. — Spöttelnde Aeußerung des französischen Gesandten. — Scene am Hofe. — Prinzessin Amelie als Todtenbraut. — Schlimme Gerüchte. — Baron von Bielefeld. — Der Zeitungsschreiber Haude. — Frau von Troussel — Die Kartenlegerin. — Fluchtanstalten. — Günstige Wendung. — Scene in der Assemblee der regierenden Königin. — Gute Nachrichten. — Briefe des Königs an Findersdorff. — Stimmung der Prinzessin Amelie. — Einzug eines Abgesandten vom König. — Der zweite Courier. — Friedensschluß. — Friedensfeier in Dresden. — Friedrich's des Großen Hochherzigkeit. — Festlicher Einzug des Königs in Berlin. — Der König besucht seinen sterbenden Freund Duhan. — Illumination der Stadt. — Maskenball im Opernhause. — Scene im Boudoir der Prinzessin Amelie.

1.

Von allen Seiten kamen Nachrichten von der Annäherung des Feindes, die, so übertrieben sie auch sein mochten, Glauben fanden und Schrecken verbreiteten.

Die Besatzung der großen Hauptstadt Berlin bestand nur aus 4 Bataillonen Infanterie und aus etwa 2000 Mann Rekruten, die indeß schon eingekleidet und eingeübt waren. Daraus wurden noch 2 Bataillone gebildet.

Das eine dieser neuen Bataillone commandirte der

Obrist v. Kreutzheim, das andere der Major v. Jarriges vom königlichen Cadettencorps. Dazu gab es noch ein Bataillon Landmiliz, ungefähr drei bis vier Schwadronen Cavalerie und Jäger und endlich das Cadettencorps mit einigen Kanonieren. Für den Fall der Noth hatte der König erlaubt, das erste Bataillon Garde aus Potsdam zu requiriren; allein die Generale fanden für gut, um sich noch besser in Vertheidigung zu setzen, 10,000 Bürger zu bewaffnen und sie in Compagnien einzutheilen. Ihre Gewehre wurden aus dem Zeughause genommen; man übte sie täglich in den Waffen, und diese Kinder der Hauptstadt zeigten sich als ächte Söhne eines kriegerischen Volkes, die mit Geschick und Eifer dem Dienst sich widmeten, so daß der Erfolg dieser Volksbewaffnung noch jede Erwartung übertraf.

General Graf Hake war Commandant der Stadt. Außer diesem waren aber noch erfahrene Generale, als der Marschall von Schmettau, der General-Feldzeugmeister Markgraf Heinrich, der Obrist von Reisewitz und verschiedene alte erfahrene Officiere mit den Anordnungen der Vertheidigung Berlins beschäftigt. Diese hielten Kriegsrath und entwarfen einen Vertheidigungsplan. Man theilte darnach die Stadt in vier Quartiere, bezeichnete die Plätze, wo sich die verschiedenen Abtheilungen der Besatzung auf den ersten Allarm versammeln sollten und gab allen Truppen für den Nothfall Verhaltungsbefehle.

Nur die bedeutende Größe Berlins erschwerte die Vertheidigung. Die Stadt war mit einer hohen Mauer von Backsteinen und zur Hälfte mit Pallisaden umgeben. Man errichtete vor jedem Thore eine Art von Redoute, die mit Kanonen besetzt wurde. Eine andere beträchtliche Schanze wurde auf einer Anhöhe innerhalb der Ringmauern der Stadt aufgeworfen. Von dorther hätte man die ganze weite Ebene, welche Berlin umgiebt, beschießen können. Hin und wieder erhoben sich hölzerne Gerüste innerhalb der Stadtmauer für die Soldaten und Bürger, um auf den Feind über die Mauer hin zu feuern. Außerhalb der Pallisaden wurde ein tiefer und trockener Graben angelegt und die ausgegrabene Erde zur Errichtung einer Brustwehr auf der innern Seite benutzt. Auf allen diesen befestigten Punkten wurden Kanonen aufgestellt und man war so eifrig bei den Befestigungsarbeiten, daß diese binnen vierzehn Tagen sämmtlich vollendet waren.

Herr von Bielefeld begleitete oft den jungen Prinzen Ferdinand von Preußen, bei dem er als Gouverneur stand, zu diesen Arbeiten, und der Prinz nahm sie mit dem lebhaftesten Interesse in Augenschein.

Einst trafen sie gegen Mittag dort den französischen Minister Marquis von V***. Dieser näherte sich dem Prinzen und fragte in sarkastischem Tone: „Que faites vous ici Monseigneur?“

„Je fortifie Monseigneur le Marquis,“ antwortete der Prinz; et vous?“

„He moi,“ spöttelte der dem Könige von Preußen im Geheimen abgeneigte Minister; „je vais fortifier aussi, mais mon estomac, car j'ai une faim de tous les diables.“

Der Marquis begleitete diese seine Antwort mit lautem Gelächter, ein Beweis, daß er eben keine hohe Meinung hatte von den militärischen Anstalten, um Berlin zu schützen.

Allerdings konnten diese nur darauf berechnet sein, eine Ueberrumpelung abzuwenden; denn auf die Dauer würden sie gegen einen mächtigen und beharrlichen Feind nicht genügt haben. Die Stadt war schon damals zu groß, um in eine Festung gegen eine ganze Armee umgewandelt werden zu können.

Drei Wochen lang erfolgte keine Annäherung des Feindes. Die Dragoner und Jäger von der Garnison durchstreiften die ganze Umgegend. Indeß ging vom König nicht die geringste Benachrichtigung ein und dieser Umstand eben trug nicht wenig dazu bei, die Aengstlichkeit der ohnehin so aufgeregten Gemüther noch zu erhöhen.

Besonders aber wurde Prinzessin Amelie von dieser fieberhaften Aufregung der Angst befallen.

2.

Die eine Nacht war besonders schreckenerregend.

Prinzessin Amelie, die ohnehin in ihrer Bekümmerniß

um den gefangenen Geliebten schlaflose Nächte hatte und dann sich mit den fürchterlichsten Vorstellungen von der Zukunft quälte, wurde nach Mitternacht aufgeschreckt durch Wagenrasseln unter ihren Fenstern und Hin- und Herlaufen mit Lichtern im Schlosse. Sie klingelte der diensthabenden Kammerfrau und stand auf, um sich ankleiden zu lassen. Indeß kam schon Fräulein von Hartenfeld im tiefsten Negligee durch die Garderobe in das Schlafzimmer der Prinzessin und rief mit einer vor Angst fast erstickten Stimme: „Erschrecken königliche Hoheit nicht, ängstigen Sie sich um Gottes willen nicht! Für diesen Augenblick hat es noch keine Gefahr; aber schon in der nächsten Minute kann der Feind vor den Thoren Berlins sein. Die schrecklichsten Nachrichten sind vom Kriegsschauplatz eingegangen. Der kaiserliche General von Grünne soll mit einer Million Soldaten, oder doch wenigstens 20,000 im Anmarsch gegen Berlin sein. Die Garnison und die Bürger, Alles ist schon in Allarm. Unten im Schloßportale und in dem innern Hofe steht eine Unzahl von Wagen, auf welchen das Staatsarchiv nach Stettin geflüchtet werden soll. Der ganze Hof wird sich dieser Flucht anschließen müssen.“

Die Prinzessin entgegnete in einem eiskalten, schneidenden Tone: „Gut, ich weiß schon, wie es kommt! O, ich habe es schon lange gewußt ... meine Ahnungen lügen nicht! Es ist gewiß, mein Bruder ist todt ... ja

der König ist ein todter Mann! Nie hätte er zugegeben, wenn er noch lebte, daß seine arme Schwester, mit ihren Juwelen beladen, von der Brutalität jener österreichischen wilden Thiere, der Panduren, gemißhandelt wird. O wäre er doch noch frei, er, der einzige Mann im Reiche, im wahren Sinne des Worts ein Held, ein Heros, ein Ajax, ein rasender Roland in der Schlacht; — er würde nicht zugeben, daß seiner hohen Geliebten Leides geschieht. Aber so bin ich verlassen von Gott und Menschen! Gieb nur meine Diamanten her, Hartenfeld; ich will sie alle anlegen. Nur mit meinem Tode sollen sie diesen Räubern in die Hände fallen. Eilet, eilet! schmückt die Todtenbraut, ehe ihre Mörder kommen und dann laßt einpacken. Aber auch mein Angorakätzchen, meine Mimi, den Bologneser, den Papagei und die Canarienvögel, daß wir nicht die Letzten sind, wenn der Hof entflieht."

Unter solchen Reden, die nichts waren als der Erguß eines über die harte Behandlung ihres Geliebten tief erbitterten Gemüths, wurde die Prinzessin im Negligee von weißem gestickten Piqué mit Perlen und Diamanten geschmückt und fast überladen. Das Zimmer füllte sich mit Koffern und Cartons. Alles wurde übereinander hergeworfen. Sammt- und Brokatkleider wurden mit Florhauben zusammengedrückt in die Koffer gepackt. Und so ging es bei allen Damen am Hofe.

Die Verwirrung unter den Männern war nicht viel

geringer. Eine üble Nachricht folgte der andern. Bald hieß es, der General Hake habe allen Muth verloren und gesagt, es sei besser, zu capituliren und die Feinde höflich zu empfangen, als die ganze Stadt der Plünderung, Brandschatzung oder gar den Flammen preiszugeben.

Bald darauf meldete der Kammerdiener der Prinzessin den Baron von Bielefeld, der im Auftrage des Prinzen Ferdinand komme, um Ihre königliche Hoheit zu beruhigen.

Der Gouverneur des Prinzen Ferdinand wurde vorgelassen. Halb angekleidet, doch mit dem Hofkleide und Orden, zerzausetes Haar und Galanteriedegen, trat er lebhaft ein. Er bedurfte Zeit, sich zu erholen, um das Wort nehmen zu können.

„Königliche Hoheit," sprach er mit Absätzen in einem Tone, der die eigene Angst dieses eben nicht als couragirt bekannten Cavaliers verrieth, „auf Befehl meines Prinzen soll ich Ihnen beruhigende Nachrichten bringen. Nun wohl, so geruhen Sie zu vernehmen, daß es nichts auf sich hatte mit den Wagen, die mitten in der Nacht vor dem Palais des Prinzen hielten. Ich selbst war aus dem Schlafe geweckt und gerieth in nicht geringe Angst. Aber es war nur der alte Rheinwein, welcher dem Prinzen aus der Erbschaft seines Herrn Vaters, des höchstseligen Königs Majestät zugefallen war, der Wein, den der Amtmann von Wusterhausen sandte, und zwar auf Befehl des Prinzen für den Fall der Annäherung der Feinde."

„Also doch!“ rief die Prinzessin. „Also der Feind in Anmarsch — vielleicht gar schon vor den Thoren, oder in der Stadt, oder gar im Schlosse. Horch ... Waffengeräusch draußen! Herr Gott, die Panduren ... da sind sie!“

Entsetzt durch diese Schreckgestalten ihrer aufgeregten Phantasie, hielt sich die Prinzessin die Augen zu und sank — mit ihrem Brillantschmuck im Nachtgewande fast einer Wahnsinnigen gleichend — auf das Canapee.

„Halten zu Gnaden, Hoheit,“ sprach Herr von Bielefeld so hastig, als er vermochte; „es ist nicht von Bedeutung ... nichts weiter als österreichische Einquartierung angesagt in Wusterhausen. Erst in drei Tagen kann das Grünne'sche Corps vor Berlin sein.“

„In diesem Falle also werden wir nach Stettin fliehen, wie es heißt?“ sprach die Prinzessin mit einer seltsam umgewandelten Laune. „O das ist schön! Ich liebe die Flucht: es ist doch Leben und Bewegung darin. Es ist wenigstens eine Ortsveränderung. O Gott, es ist so langweilig in Berlin, besonders wenn man Ursache hat, sich dort nicht glücklich zu fühlen! Allons, packen wir ein; aber geschwind, geschwind!“

In diesem Augenblicke trat die Hartenfeld wieder ein und sprach lebhaft: „Ein Mann im Schlafrock bringt neue Zeitungen und fragt nach Herrn von Bielefeld.“

„Was wird's sein? Neues Unglück! Laß ihn kommen!“ rief die Prinzessin bleich vor Schrecken.

„Das würde sich nicht schicken, Hoheit!“ entgegnete die Hartenfeld.

„Schicken oder nicht, das gilt hier gleich. Im Unglück sind wir alle Menschen. Wer der Unglücksbote auch sei, laßt ihn eintreten.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür. Der Mann im Schlafrock zog die hohe weiße Nachtmütze vom greisen Kahlkopf und rief ganz außer sich: „Alles ist verloren, Hoheit! Der Feind ist nur noch zwei oder drei Märsche von hier entfernt. Die Straßen sind schon mit Reisewagen, Fracht- und Packwagen bedeckt. Auf jedem Gesicht liest man Angst und Schrecken und laute Klagen waren überall hörbar.“

„Sie alter Unglücksrabe!“ rief Bielefeld. „Packen Sie sich fort, wenn Sie keine bessere Zeitung haben. Die Furcht übertreibt Alles und dieser alte Mann, der Buchdrucker und Zeitungsschreiber Haude, scheint auch keinen Ueberfluß an Courage zu haben.“

Nachdem er den alten Herrn hinausgeführt hatte, beurlaubte er sich selbst bei der Prinzessin mit der Erklärung, daß er vor Allem zu dem Commandanten Grafen von Hake eilen wolle, um Gewisses über diese beunruhigenden Gerüchte zu erfahren.

Im nächsten Augenblick trat Frau von Troussel, die damals noch Frau von Kleist hieß, ein und sagte: „Königliche Hoheit, ich vernehme, der Hof ist im Begriff zu

entfliehen; mich aber halten höhere Pflichten in Berlin zurück.“

„Wie,“ rief die Prinzessin, „Du willst nicht mit uns fliehen?“

„Ich kann Berlin nicht verlassen: meine Mutter ist gefährlich krank, ich darf nicht von ihr weg.“

„O schön, meine Beste!“ entgegnete die Prinzessin in überreiztem Tone; „da wirst du sehen, wie die Croaten und Panduren kommen und die Stadt abbrennen. Diese Unmenschen werden ganz Berlin plündern und verheeren. O das sind Barbaren ... es sind Wilde! und Deiner Mutter hilft dieses Alles nichts; Dein Tod wird ihr Leben nicht retten!“

„Mag mir geschehen was da will, aber keine Furcht soll mich bewegen, eine heilige Pflicht zu verletzen.“

„Das ist sehr schön und lieblich; aber wenn es so steht, mein Kind, so werden wir uns in diesem Leben nicht wiedersehen; das ist sehr, sehr gewiß. Also Adieu, Adieu!“

Mit diesen Worten umarmte sie die so muthvolle Hofdame der Königin und schickte sie fort.

Jetzt ließ die Prinzessin in ihrer Aufgeregtheit eine bekannte Kartenlegerin kommen. Die Marion, die einzige, die außer der Frau von Troussel die Neigung der Prinzessin, sich wahrsagen zu lassen, kannte und theilte, führte die gelbhäutige, in lebhaften Farben phantastisch gekleidete

Zigeunerin in das Cabinet der Prinzessin, und nachdem alle Thüren verschlossen waren, ließ diese sich die Karten legen und daraus die nächste Zukunft wahrsagen, ohne den König zu nennen.

„Blanke Hoheit," sprach die lange magere Alte mit der gebogenen Nase, den tiefen Falten im Gesicht, den schwarzen tiefliegenden Augen und den schwarzen Haarstriemen, die dem rothbunten Kopftuch entfallen waren, „dort liegt der König bei dem Aß, das heißt der König spielt so eben seinen letzten Trumpf aus. Die böse Sieben daneben deutet auf Unglück, den Einmarsch fremder Truppen; aber dort das Coeur-Aß macht Alles wieder gut, das heißt, es werden die Herzen der Menschen sich erfreuen und König und Heer werden am Ende noch Victoria rufen!"

Noch war der Befehl des Königs zur Flucht nicht eingetroffen. Man konnte sich also nur dazu rüsten. In den innern Schloßhöfen standen hochbepackte Wagen. Man warf Schachteln, Packete und Sachen aus den Fenstern des Schlosses, um sie nur schneller auf die Wagen zu schaffen.

Was die Angst in der Stadt noch vermehrte, war die offenbare Aengstlichkeit und Unsicherheit in dem Benehmen des Grafen Hake, der als alter Soldat wohl einsehen mochte, daß alle Vertheidigungsanstalten des großen Berlin mit meistens aus Rekruten oder Bürgern zusammengesetzten, noch wenig disciplinirten Truppen nicht

genügen würde, um einem wohl disciplinirten Truppencorps von 20,000 Mann mit Erfolg Widerstand leisten zu können. Hätte man gewußt, daß General Grünne nur über 8—9000 Mann zu befehlen hatte, so würde Alles in Berlin ruhig geblieben sein.

Drei ewig lange Tage dauerte diese rastlose, ängstliche Bewegung. Die Unruhe wurde noch erhöhet durch die spöttische Miene, welche der Gesandte einer neutralen Macht, der aber für seine Person nichts weniger als neutral war, nämlich der französische Gesandte, sich überall öffentlich zeigte, und durch hingeworfene Bemerkungen seine Freude darüber merken ließ, daß ja doch Alles vergeblich sein würde und nichts gewisser sei, als der Untergang Preußens. So erschien er überall am Hofe, im Theater, in Gesellschaft, während Alles sich in der größten Angst befand; er brüstete sich, stolzirte wie ein Pfau und fand ein eigenes Vergnügen darin, die allgemeine Bestürzung der Gemüther durch Verbreitung der traurigsten Nachrichten noch zu vermehren.

In diesem Zustande der Sorge und Unruhe blieben Hof und Stadt drei Tage und drei Nächte. Die regierende Königin war die Einzige, die ruhig und unbekümmert ihre Soireen fortsetzte.

Und bei Gelegenheit einer solchen sollte sich das Blatt wenden.

3.

Es war eines Freitags Abend, als der Minister Graf Podwils während der Flucht der reichsten und vornehmsten Einwohner Berlins einen Courier erhielt, welcher die glorreiche Nachricht von der Niederlage des Feindes bei Heinersdorf überbrachte.

Der Hof war an diesem Tage bei der regierenden Königin versammelt. Die Niedergeschlagenheit war so allgemein und so bedeutend, daß Niemand hoffte, mit frohem Muth nach Hause zurückkehren zu können.

Der Graf von Podwils begab sich unverzüglich zur Königin.

Bei seinem Eintritt fand er schon den erwähnten übelgesinnten französischen Minister im Vorzimmer.

„He Monseigneur le Comte." fragte dieser spöttelnd, „was giebt's Neues? werden wir bald mit den Panduren im weißen Saal des königlichen Schlosses zu diniren haben?"

„Ich bitte um Verzeihung," entgegnete der Graf, indem er eine traurige Miene annahm.

„Sind die Nachrichten so günstig," lachte der Gesandte, wie es Ihre Hiobsvisage fast errathen läßt?"

„Excellenz werden selbst darüber urtheilen können, wenn Sie sich bemühen wollten, diesen Brief nur zu lesen."

Der Gesandte näherte sich den Lichtern eines der Spieltische und öffnete das Papier.

Aber kaum hatte er einige Zeilen gelesen, so veränderten sich seine Züge. Er wurde blaß, alle seine Gesichtsmuskeln zuckten und beinahe verging ihm die Sprache. Nur mit Mühe konnte er die Bitte um Bleistift und Papier herausbringen. Graf Podwils gab ihm Beides. Er setzte sich und machte mit zitternder Hand einen Auszug aus dem Briefe von Tag und Stunde, nebst den Hauptumständen der Niederlage. Nie hat man einen erschrockeneren Menschen gesehen. Da er gänzlich den Kopf verloren hatte, so konnte er der Königin nur im Vorübergehen eine flüchtige Verbeugung machen. Einen Augenblick später begab er sich zu der Prinzessin Amelie. Mit dieser hatte er insofern sympathisirt, daß er so wie sie alles Unglück für Preußen von diesem Feldzuge befürchtet hatte.

„Königliche Hoheit," sagte er in einem Tone, der Schmerz und Verzweiflung verrieth, „unsere Befürchtungen, und ich darf wohl hinzusetzen: gute Wünsche, daß der König durch eine tüchtige Lection von dem weitern unglückseligen Kriegführen abgehalten werde, sind leider nicht eingetroffen. Alle Hoffnung ist dahin, diesen kriegerischen König von seiner Manie, die Welt zu erobern, zu heilen. Die Oesterreicher sind bei Heinersdorf von den preußischen Truppen total geschlagen."

„Ich habe es wohl gewußt,“ entgegnete die Prinzessin im nachsinnenden Tone. „O, mein Herr, es giebt übernatürliche Kräfte in der Natur, aus denen sich die Zukunft erkennen läßt, und auf solchem Wege habe ich erkannt, daß mein Bruder am Ende doch der Sieger sein werde.“

Kaum hatten Aerger und Beschämung den Preußen so abgeneigten Gesandten aus dem Hofzirkel der Königin vertrieben, so trat Graf Podwils ins Zimmer und theilte den beiden Königinnen und dem ganzen Hof die angenehme Botschaft mit. Schnell verbreitete sich diese erfreuliche Nachricht über ganz Berlin. Die Freude war groß, wie es die Besorgniß gewesen war. Die Bewohner Berlins glichen den Schiffern, die vom furchtbarsten Sturm geängstigt sind; sie erblickten jetzt mit Entzücken einen heitern Himmel, der ihnen ruhiges Wetter verkündete. Nur noch von fern her rollte der Donner und bald sollte er gänzlich vor den milden Worten des Friedens verstummen.

Schon am folgenden Tage kam die Bestätigung der frohen Botschaft von dem Siege bei Heinersdorf. Rasch folgte eine gute Nachricht der andern. König Friedrich II. hatte Bautzen genommen und daselbst ein bedeutendes Magazin gefunden; der Herzog Karl von Lothringen zog sich gegen Böhmen zurück; der alte Fürst von Dessau war mit seinem starken Armeecorps in Sachsen eingedrungen.

In Leipzig hatte ihm der Magistrat die Schlüssel der Stadt entgegen gebracht, und diese auf Discretion übergeben. Zuletzt traf Prinz Heinrich aus Krossen ein, nachdem er die Blatternkrankheit glücklich überstanden hatte. Die Flüchtlinge kehrten in die Hauptstadt wieder zurück und Alles nahm nach und nach wieder die alte Gestalt ein.

Interessant wegen ihrer originellen Schreibweise und Gemüthlichkeit sind die Briefe, welche der wegen seiner Kränklichkeit in Berlin zurückgebliebene alte Kämmerer von seinem Könige und Herrn empfing. Sie bewahrheiten aufs Neue die Richtigkeit des Worts: „Vor dem Kammerdiener giebt es keine Helden," wohl aber, möchten wir hinzusetzen, erscheint der Monarch seinem vertrauten Diener gegenüber um so mehr als Mensch.

Diese Briefe, die natürlich der alte Findersdorff nicht veröffentlichte, welches einer spätern Zeit vorbehalten blieb, lauteten wörtlich, mit der beibehaltenen fehlerhaften Orthographie dieses Königs im Deutschen, der Französisch so elegant und correct schrieb:

„Nuhn geht es," schrieb der König auf dem Marsche aus der Lausitz nach Sachsen, am 12. December, „auf Meissen und die Porzellan-Fabrique los, wie Du es sagest und kömmt das Unglück von beiden Seiten unsern Feinden auf den Hals. Meine Gesundheit ist durch etwas Ruhe wieder in Ordnung gekommen, aber der Schlaff und Appetit fehlet mihr und ich bin wie die Schwangeren

Weiber, die unordentliche Lüste haben, aber es will doch nicht recht fort. Ich kann den Tag noch nicht bestimmen von meiner Rückkunft, indessen werde ich mit Ehren die Berliner Thüren wiedersehen und bringe entweder den Frieden oder den völligen Untergang Meiner Feinde mit. Mache man zu fihlen guhten Sachen Anstalt, 8 Tage Später verschlagen bei so wichtigen Gelegenheiten nichts. Das aber nehme ich mihr vor, dissen Winter wie Du wohl weist, mihr auf alle Weise Waß zu Guthe zu thun. Ich weiß nicht, wohr mihr der Stern noch promeniren wirdt, indessen mache was ich kann und lasse die Sachen gehn, in so weit ich sie nicht ändern kann. Hier ist Alles besser preussisch als sächsisch. Gott bewahre Dihr."

Am Tage nach der Schlacht von Kesselsdorf schrieb der König in einer Bauernhütte eine Meile von Dresden, am 16. December, an seinen alten, treuen Findersdorff:

„Du wirst wissen wollen, was hier passirt ist. Wihr haben gestern bei Kesselsdorf vielle leutte verlohren, aber die Säcksische Armee ist fast gänzlich zu Grunde gerichtet. Morgen kommen Wihr an Dresden. Meine heutigen Nachrichten seindt: Prinz Carl und die Sacksen ziehen sich nach Böhmen, ich gedenke den 20. in Berlin zu sind und nach großen Beschwerden waß Ruhe zu genießen. Lasse Du man Alles dorten Machen so guht Du kannst, ich gedenke so viel Geld und Porzellan mit zu bringen,

daß ich davor mein Bagage ersetze. Mihr jammern die tohten und blessirten unendlich, aber doch ist besser bei Dresden als es bei Berlin so aussehen thet 2c."

4.

Einige Tage blieb man in Berlin ohne weitere Nachricht. Prinzessin Amelie hatte in dieser Zeit nirgend Ruhe. Sie besuchte die Assembleen bei der Königin Mutter und der regierenden Königin mit größerem Eifer als zuvor; denn früher hatte sie sich gern von solchen Gesellschaften losgemacht, weil sie die Einsamkeit und besonders eine geistvolle französische Lectüre liebte, auch oft in der Musik, Clavierspiel und Gesang, den Ableiter für ihre schwermüthigen Gedanken fand. Jetzt aber saß sie an der mit den feinsten Delicatessen und Weinen bedeckten Abendtafel der Königin Mutter ohne Appetit zum Essen und Trinken, oder am Spieltisch ohne Aufmerksamkeit und Theilnahme und an der Unterhaltung nahm sie nicht weiter Theil, als daß sie von Zeit zu Zeit einige ihrer scharf gepfefferten Sarkasmen hinwarf oder die eingegangenen günstigen Berichte bezweifelte.

Von einer solchen Soiree kehrte sie gegen Mitternacht nach ihrem ihr vom Könige geschenkten Palais in der Wilhelmsstraße zurück, das sie am Tage des Eintreffens der günstigen Nachrichten bezogen hatte, um ihrem zurückerwarteten Bruder damit eine angenehme Ueber-

raschung zu bereiten; da erblickte sie auf einmal unter den Linden das Flimmern von gegen 50 Fackeln.

„Herr Gott!“ rief sie ihrer Begleiterin, der Hartenfeld, zu, „das ist ein Leichenzug, das bedeutet Unglück, fahren wir zu, um ihm nicht zu begegnen!“

Aber gerade dieses raschere Zufahren brachte ihre Equipage in den Bereich des Zuges. Sie mußte halten, um ihn vorübergehen zu lassen.

Bald vernahm sie zu ihrer nicht geringen Ueberraschung den Klang von Posthörnern. Sie sah, daß der Zug aus 40 Postillonen bestand, welche von Fackelträgern begleitet, einem offnen, mit sechs Postpferden bespannten Wagen voranritten, in welchem zwei Herren, einer in französischer Civilkleidung mit einer Allongenperücke und ein Officier saßen. Der Zug versperrte den Weg und hielt vor dem Palais des Markgrafen Heinrich, wo die beiden Herren abstiegen und durch das hohe Säulenportal eintraten.

Man sah an den flatternden Lichtern, die hinter den Fenstern auftauchten und verschwanden, daß dort Alles in Bewegung gekommen war. Vergebens ließ die Prinzessin durch ihre Lakaien Erkundigung einziehen, was dieser Aufzug bedeute. Da erblickte endlich die Hartenfeld den Herrn von Bielefeld, der soeben aus dem Palais kam und seinen Wagen zu suchen schien.

Dieser Cavalier wurde auf Befehl der Prinzessin

durch einen Lakai herbeigerufen, trat an den Wagenschlag und berichtete: es sei der Marquis von Descouville, Kammerherr der Königin, der den Krieg als Freiwilliger mitgemacht hatte, mit einem königlichen Adjutanten nach Berlin geschickt worden, um die officielle Nachricht von dem vollständigen Siege des Fürsten von Anhalt-Dessau über das sächsische Heer bei Kesselsdorf nach Berlin zu bringen. „Der Marquis war schon," erzählte Herr von Bielefeld weiter, „um acht Uhr vor den Thoren Berlins angekommen, und da es bereits dunkel war, so hatte er in die Stadt geschickt, um 40 Postillone und 50 Wachsfackeln kommen zu lassen, welche denn auch das Oberpostamt gern bewilligte, um eine so glänzende Botschaft auch glänzend einzubringen."

Die Prinzessin sagte ironisch: „So muß doch wohl Wahres daran sein; denn die Wahrheit scheuet das Licht nicht."

Der Aufenthalt des Abgesandten vor dem Thore und die getroffenen Anstalten hatten die Nachricht von diesem herrlichen Siege schnell wie ein Lauffeuer durch ganz Berlin verbreitet. In alle Fenster waren Lichter gestellt. Eine zahllose Volksmenge begleitete den Festzug; vor den Thüren wurden Laternen ausgehängt; so hatte freudige Begeisterung eine glänzende Illumination der großen Hauptstadt improvisirt.

In demselben festlichen Aufzuge fuhr der Marquis

nach Bellevue und Montbijou, und dann auf das Schloß, um beiden Königinnen und den Prinzessinnen die frohe Botschaft zu bringen. Darauf hielt er es für seine Pflicht, auch zu dem Markgrafen Heinrich von Schwedt zu fahren, der ein Schwiegersohn des Fürsten von Dessau war, welcher den entscheidenden Sieg erfochten hatte. Dorthin eilte er mit seinem ganzen Gefolge, und erfreute zunächst die Frau Markgräfin, Tochter des alten Dessauers, mit dieser Nachricht.

Am andern Tage kam der zweite Courier mit dem Ergebniß des Sieges. Er brachte die Liste der Todten und Gefangenen. Bald darauf erfuhr man in Berlin die Einnahme von Dresden, welches der Kurfürst und König von Polen verlassen hatte, um sich nach Prag zu begeben. Endlich erhielt der Graf von Podwils Befehl, zum Friedensschluß nach Dresden zu kommen, wo sich der König von seinen Strapazen erholen wollte.

Dresden war ohne alle Vertheidigung gelassen. König Friedrich nahm davon am 18. December Besitz. Der Uebertritt des kurfürstlichen Hauses zur katholischen Religion, noch dazu wegen des eiteln und kostspieligen Gewinnes der polnischen Königskrone, hatte ihm die Herzen der Sachsen gänzlich entfremdet, deren Stolz es war, daß ihnen von ihrem Fürstenhause der geschichtliche Ruhm gebührte: die ersten Pfleger und Träger der Reformation gewesen zu sein. Die Bürger empfingen den König von

Preußen mit Jubel; in den Kirchen wurden Dankfeste gefeiert und das Te deum gesungen; am Abend war die ganze sächsische Residenzstadt illuminirt. Im Opernhause wurde mit schmeichelhafter Beziehung auf die Siege des Königs die Oper „Arminius, der Befreier Deutschlands" mit der Musik vom Kapellmeister Hasse aufgeführt.

Dabei ergab sich ein hübscher Zug von der Hochherzigkeit des Königs.

Der mit der Direction der Oper beauftragte Kammerherr entdeckte zu seinem nicht geringen Schreck in dem Textbuche einen Vers, von dem er fürchtete, daß er ihn um seinen Kopf, oder was nicht geringern Werth für ihn hatte, um seinen goldnen Schlüssel bringen könne. Dieser Vers lautete (in deutscher Uebersetzung):

„Willst Du in Deinem Stolz allein
Die höchste Tugend schauen,
Dann suche nicht den eignen Thron
Auf Andrer Sturz zu bauen."

Den Sängern wurde Befehl gegeben, diesen Chor auszulassen, und der König um Entschuldigung gebeten, daß durch Zufall eine solche Unziemlichkeit sich eingeschlichen habe. Allein Friedrich, im Hochgefühl seiner Majestät und Macht, dachte viel zu groß, um sich vor solchen Worten zu fürchten; er befahl ausdrücklich, diese Strophe nicht zu unterdrücken.

Dem König August war bange, daß der König von Preußen für immer seine Residenz in Dresden aufschlagen

könne; er fertigte seine Minister aus Prag zum Abschluß des Friedens ab. Die Gesandten der Königin von Ungarn und Kaiserin (Maria Theresia) und ein Bevollmächtigter Englands trafen zu gleicher Zeit ein.

Zu den Friedensunterhandlungen waren in Dresden von österreichischer Seite der Minister von Kanitz, von Seiten Englands Herr von Villiers und von Sachsen ein Herr von Bülau zugegen. Der Frieden wurde am 25. December zu Dresden unterzeichnet.

5.

Das Friedensfest wurde in Dresden am folgenden Tage gefeiert. Der König wohnte dem evangelischen Gottesdienste in der Kreuzkirche bei. Am nächsten Tage, als den 27., verließ er Dresden und hielt am 29. Nachmittags um 2 Uhr seinen feierlichen Einzug in Berlin.

Dort war der König mit Begeisterung zurückerwartet. Als Sieger und Friedensbringer sollte er einen festlichen Einzug halten. Der genannte Tag dazu war bestimmt. Von allen Seiten machte man Anstalten, ihn mit Glanz und Jubel zu empfangen.

Jetzt war der Einzug des Siegers ein anderer, als das erste Mal nach den Siegen von Hohenfriedberg und Sorau. Das war damals noch ein zweifelhaftes Glück. Tiefer Blickende sahen mit Sorgen in die Zukunft; Gefahren und Angst folgten der Freude auf dem Fuße. Jetzt

war es anders. Schlesien war gesichert, die Monarchie gerettet, Berlin außer Gefahr und das preußische Nationalgefühl gehoben, und Sachsen mußte eine Million Kriegssteuer an Preußen zahlen.

Schon am Morgen des ersehnten Tages läuteten alle Glocken. Gegen Mittag versammelten sich die Bürgercompagnien von Berlin mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen vor den Häusern ihrer Hauptleute, marschirten darauf an die ihnen bestimmten Posten und stellten sich in doppelten Reihen en espalier vom Thore durch die Roß- und breite Straße, über den Schloßplatz bis an das große Schloßportal auf.

Alle Bürger, deren Officiere in blauen Uniformen erschienen, trugen ihre besten Kleider und übereinstimmende dreieckige Hüte und Waffen. Ganz nahe am Schlosse hielt eine Freicompagnie von jungen Kaufleuten, die den Handelsherrn Fromery zu ihrem Anführer hatte. Ihre Fahne war weiß mit einem flammenden Herzen und dem Wahlspruch: Sic ardet pro rege!*)

Diese bewaffneten Bürger mit ihren treuen patriotischen Herzen und ihrer flammenden Begeisterung im Auge bildeten, ohnerachtet sie nicht uniformirt waren, doch ein schönes Corps, das von gutem Geist beseelt war.

Prinz Heinrich war dem Könige bis an den Ort

---

*) So brennt es für den König!

entgegengefahren, wo er Mittag gemacht hatte. Da er so glücklich war, seinen geliebten Bruder, den Helden des Tages, im vollkommnen Wohlsein zu umarmen, so war die Freude groß. Man blieb nicht lange bei Tafel; schon um 3 Uhr bestieg der König wieder den Reisewagen und fuhr jetzt in Begleitung des Prinzen langsam der Stadt zu.

Unterdessen hatte sich die vornehme Welt in den Häusern unter den Linden, an welchen der König vorüberfahren mußte, versammelt, und das Volk stand in dichten Massen auf der Straße. Dort mußte man fürchten, von der Volksmenge erdrückt zu werden. Nie zuvor hatte man in Berlin so viel Menschen versammelt gesehen, als an diesem festlichen Tage. Alle Fenster vom Dach bis zum Erdgeschoß waren besetzt. Die Dachziegel waren abgenommen und alle Dächer sah man von Zuschauern gefüllt.

Bis zwei Meilen von Berlin waren dem Könige Viele seiner Unterthanen zu Fuß und zu Pferde und zu Wagen entgegengeeilt. Mit Jubel und Hochruf und Schwenken der Hüte und Mützen empfingen sie den Sieger und Friedensbringer. Der König nahm diese begeisterte Huldigung preußischer Herzen mit Liebe und Freundlichkeit auf.

Er fuhr in einem mit sechs Postpferden bespannten offenen Wagen mit seinen Brüdern, den Prinzen Wilhelm und Heinrich. Die immer dichter wogende Menschenmasse erlaubte ihm nur im Schritt zu fahren. Doch dieses

langsame Fortbewegen und das stete Hochrufen und Grüßen gegen die jubelnde Menge durch Lüften des Hutes von Seiten des Königs bei dem Geläute aller Glocken der Stadt machte den Einzug nur um so feierlicher. An der Spitze des Zuges ritt der General-Postmeister mit 100 blasenden Postillons, die in blaue Collets mit Orange-aufschlägen gekleidet waren. Diesen folgten die Fleisch-hauer der Stadt und der Umgegend zu Pferde. Sie waren gleichmäßig braun uniformirt und trugen mit Gold-tressen besetzte kleine dreieckige Hüte und blaue Feldzeichen. Sie bildeten eine glänzende Schwadron.

An diese schloß sich der Oberjägermeister mit allen Jagdofficianten, Förstern und Jägern in Berlin und der Umgegend. Alsdann kam ein Detaschement des könig-lichen Jägerregiments und darauf eine Schwadron Frei-williger, dunkelblau uniformirt und prächtig beritten. Diese bestand aus den reichsten und angesehensten Bürgern Berlins. Sie umgaben zunächst den Wagen des Königs, indem sie an beiden Seiten desselben ritten.

Viele Pagen des Monarchen und der Prinzen folgten zu Pferde und eine Abtheilung der Garde du Corps schloß den Zug. Doch folgte demselben noch eine lange Reihe von Kutschen, worin die vornehmsten Bewohner der Hauptstadt ihrem Könige entgegengefahren waren.

Als dieser königliche Zug durch das Spalier der Bürgergarden fuhr, präsentirten dieselben das Gewehr.

Die Officiere grüßten mit den Spontons und Fahnen; Trommeln wirbelten und wie ein fortrollender Donner ertönte der Jubelruf: Es lebe der König! Es lebe Friedrich der Große!

Dieser Ruf ward zum ersten Male gehört, als der König vor dem Kölnischen Gymnasium vorüberfuhr. Dort in der Breiten Straße waren auf einer Estrade alle Schüler mit ihrem Director und ihren Lehrern aufgestellt; auch alle Kirchen- und Schuldiener, sowie die ganze Geistlichkeit Berlins sah man dort versammelt. In diesem Augenblicke ertönte der Gesang der ganzen Schule, in welchem man die Worte vernahm: Vivat, vivat Fridericus Rex, vivat Magnus Augustus Felix, Pater Patriae!

Von diesem Augenblick wurde dieser siegreiche König Friedrich der Große genannt, ein geschichtlicher Beiname, dessen er durch die Erhabenheit seines Charakters als Mensch und seiner Größe als Feldherr, Sieger und Regent in so vollem Maße würdig war.

An allen Fenstern und auf den Altanen der Häuser sah man geschmückte Frauen und Jungfrauen. Frauen und Mädchen in festlicher Kleidung bestreuten, vor dem Zuge hergehend, den Weg des Königs mit Laubwerk und Blumen, welche die Treibhäuser Berlins geliefert hatten. Aus allen Fenstern flogen Lorbeerkränze in den Wagen des Monarchen und bedeckten ihn fast ganz.

Nie hat man ein rührenderes Schauspiel gesehen.

Der Pomp der Höfe und die Feierlichkeiten, die auf Befehl eines Fürsten ins Leben treten, täuschen oft; aber hier war nicht das Geringste von Oben herab angeordnet gewesen. Nur allein die Bewunderung und Liebe der ganzen Nation hatte Alles eingerichtet und angestellt.

Der König war ernst und bewegt. Man las auf seinen edlen Zügen das Gefühl seiner Würde, aber auch das Glück, der Herrscher eines solchen Volkes zu sein. Er grüßte unausgesetzt rechts und links hin, indem er den dreieckigen Hut mit der weißen Plüme im innern Rande desselben lüftete und mehrmals dem Volke zurief: „Erdrückt Euch nicht, meine Kinder! Nehmt Euch vor den Pferden in Acht, damit ich kein Unglück zu beklagen habe!“ Dabei warf er Allen gütige Blicke zu und sprach mit denen, die ihm am nächsten kamen. Durch seine Leutseligkeit machte er erst die Freude allgemein und vollkommen.

Vor dem Schloßportale stieg er aus dem Wagen und dankte dem Volke mit abgezogenem Hut nach allen Seiten hin für den freundlichen und herzlichen Empfang.

Auf dem Balkon standen die Prinzen des königlichen Hauses. Herr von Bielefeld führte den jungen Prinzen Ferdinand unter das Portal, um den König, als dessen Lieblingsbruder, zuerst zu empfangen. Aber es war keine geringe Aufgabe, die ungeheure Menschenmenge, welche die Treppen und das Portal füllte, zu durchdringen. Damals gab es noch keine Polizei, welche heut zu Tage das Volk

fern hält von der Nähe seiner Monarchen und damit wahrlich die Volksliebe nicht fördert. Der König umarmte seinen Bruder auf das Zärtlichste, grüßte freundlich die Hofcavaliere, die sich an seinen Wagen gedrängt hatten und wurde von ihnen in den großen Empfangssaal geleitet, worauf die Bürger eine dreimalige Salve aus ihren Gewehren gaben und dann mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel unter dem Balkon, wo der König sie noch einmal begrüßte, vorüberzogen. Das Hoch dem Könige, Friedrich dem Großen, das Wehen der Tücher und Schwingen der Hüte wollte nicht enden. Bis in die entferntesten Theile der Stadt ertönte der Jubel eines treu ergebenen und muthigen Volks.

Im Saale wurde der König von den beiden Königinnen und Prinzessinnen mit ihrem Gefolge empfangen. Auch Prinzessin Amelie befand sich dort. Mit welchen wechselnden Freude- und Schmerzgefühlen können wir uns denken. Den geliebten Bruder wiedersehen, den Bringer ihrer Schmerzen, und denjenigen, an dessen Liebe ihre ganze Seele hing, im Gefängniß zu wissen, — das war mehr, als eine so feinfühlende erregbare weibliche Seele ertragen konnte; und doch mußte sie ungeheure Seelenstärke anwenden, um in diesem Augenblicke jede Aeußerung dieses Schmerzgefühls auf den feinen Zügen ihres interessanten Gesichts mit den großen sinnigen blauen Augen zu unterdrücken.

6.

Kein Glück ist vollkommen im menschlichen Leben. Das erfuhr auch der König; denn kaum hatte er einige Augenblicke geruhet, so brachte man ihm die Nachricht, daß sein alter Gouverneur, der Akademiker Duhan de Jandun im Sterben liege.

Der König war diesem Greise, seinem geliebten Jugendlehrer, stets mit dankbarer Liebe ergeben gewesen und das wollte er ihm auch mit Wehmuth im Herzen noch in seinem letzten Stündlein beweisen.

Um 6 Uhr Abends war die ganze Stadt erleuchtet; der König stieg mit seinen beiden ältern Brüdern in einen Wagen, der jüngere Prinz Ferdinand folgte ihm in einer andern Hofequipage und so begab sich der König in einen entlegenern Stadttheil auf dem Werder. Vor dem Eingange einer Sackgasse, der Adlerstraße, stiegen sie aus und der König, in einen blauen Mantel gehüllt, begleitet von seinen drei Brüdern, begab sich nach dem Hause des Fabrikanten Espagne, Nr. 7, wo sein geliebter alter Lehrer wohnte.

Ganz still, um durch Geräusch den theuern Kranken nicht zu stören, steigt er, geführt von einem alten Diener des Hauses, zwei Treppen hinauf und klopft an eine Thür, die man ihm als den Eingang in die Wohnung des greisen Duhan bezeichnet hatte. Auf den schwachen

Ruf: „herein!“ öffnete er die Thür und war nicht wenig schmerzlich überrascht, seinen theuern Freund und Lehrer bleich und mit den Zügen eines Sterbenden im Bett liegen zu sehen.

Eine verklärende Heiterkeit und ein Lächeln verrieth, daß dieser das Glück der Theilnahme seines geliebten und verehrten Zöglings so recht freudig und innig noch zu empfinden vermochte.

Der König sprach zu ihm tröstende Worte der Freundschaft und Theilnahme, die noch die letzten Stunden des Sterbenden erheiterten.

Es war eine rührende Scene, dieser liebevolle und von Seiten des Kranken in Gott ergebene Abschied vom Leben in Mitte des Glanzes einer großen jubelnden Hauptstadt. Da stand der große Friedrich, der gefeierte Held des Tages, umgeben von den Prinzen seines Hauses, mit einer Thräne im Auge am bescheidenen Lager des sterbenden Gelehrten, ergriffen, mitten im Glanz seiner Größe von diesem Beweise der Vergänglichkeit alles Irdischen.

Duhan starb am folgenden Tage; auch der große König hat seitdem längst dem Irdischen seinen Zoll bezahlt; was aber unvergänglich an ihm blieb, war nicht sein sterblicher Leib, sondern sein unsterblicher Ruhm, der noch heute Preußens Größe und Gedeihen wie ein glänzender Morgenstern vorschwebt. Ein solcher Zug von rein menschlichem Mitgefühl, hervorgegangen aus dem Bedürfniß

eines edlen Herzens, ehrt den großen König mehr als alle Siegeskränze, die ihm nach zwei glorreich beendigten Kriegen von der Mit- und Nachwelt dargereicht wurden.

Ebenso rührend war der Abschied, den der König von seinem sterbenden Freunde in dieser Welt nahm. Und wenige Minuten später befand er sich wieder mit trauerndem Herzen in der Mitte einer jubelnden Volksmenge, umstrahlt von tausend Lampen und hellerleuchteten Straßen.

Indeß ließ schon damals der Berliner Witz mit seiner Spottlust den Zügel schießen. Unter den zahlreichen Transparents der großen Illumination sah man manches Spottbild; so u. a. den General Grünne, von österreichischen Husaren begleitet, Alle auf Krebsen reitend, im Hintergrunde die Stadt Berlin; darunter stand:

„General Grün
Möcht' gern nach Berlin!
Oestreich, willst du vorwärts schreiten,
Mußt du nicht auf Krebsen reiten!"

Ein anderes Spottbild verfolgte die unzeitig Furchtsamen. Man sah auf dem Bilde viele vier- und zweispännige Kaleschen und Karren, die sich im raschen Trabe von der Hauptstadt entfernten; mitten darunter einen großen fliehenden Hasen, mit den Worten: Zur Gesellschaft!

Der König und sein Hof kehrten von ihrem Umzuge durch die erleuchtete Stadt erst Abends 8 Uhr auf das Schloß zurück.

Die transparente Inschrift: Vivat Fridericus Magnus!

sah man fast an allen Häusern. Im begeisterten Volke war dieser Ruf so oft ertönt, daß von da an „Friedrich der Große“ die Devise des preußischen Ruhmes für alle Zeiten wurde.

7.

Drei Tage darauf gab der König ein Friedensfest. Es bestand aus einem Maskenball, zu der Jedermann Zutritt hatte. Der Hof und der Adel wurden an sechs großen Tafeln bewirthet und die bürgerlichen Stände fanden überall reichbesetzte Büffets. Das ganze prächtige Opernhaus, welches der König sogleich nach seinem Regierungsantritt hatte erbauen lassen, war im Innern auf das Glänzendste mit vielen tausend Wachskerzen erleuchtet; äußerlich glänzte es von zahllosen Lampen, welche die architektonischen Linien der schönen Façade des Hauses herrlich in die dunkle Nachtluft hinein zeichneten.

Die Allegorie durfte damaligen Festen nicht fehlen. Auf dem Opernplatz war ein Tempel des Janus errichtet, dessen Thüren ein römischer Krieger schloß. Hinter dem Tempel wurde ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt. Der Ball dauerte bis an den andern Morgen.

Der König hielt an der Tafel den Umgang und sah dabei viel silbernes Geräth einstecken; auch bemerkte er in den Gängen des Opernhauses nicht wenige Betrunkene in besinnungslosem Zustande. Da äußerte er in guter

Laune gegen seine Umgebungen: „Ich werde mir denn doch den Spaß nicht wiederholen!“

Daß auch die Damen damaliger Zeit nicht ganz frei blieben von dem Vorwurf, des Guten ein wenig zu viel gethan zu haben, bewies ein komischer Vorfall, der viel Stoff zum Lachen gab.

Gegen Mittag des folgenden Tages öffnete sich die Thür des Opernhauses von Innen und zwei junge weibliche Wesen, in der phantastischen Tracht von arkadischen Schäferinnen, traten daraus schüchtern hervor. Wahrscheinlich waren sie dem Weingott in die Arme gesunken gewesen und hatten in irgend einem Winkel des Hauses die Nacht verschlafen. Jetzt wurden sie unbarmherzig in ihrem phantastischen Costüm auf die Straße gejagt und fielen dort der Spottlust des Volkes anheim. Zischende und pfeifende Gassenbuben begleiteten sie bis zur nächsten Hauptwache, wo sie ihre Zuflucht nahmen.

8.

Fräulein von Hartenfeld trat in das mit chinesischem Porzellan auf Consolen und an Wänden reichlich geschmückte Cabinet der Prinzessin.

Diese hatte schon lange in der unglücklichsten Stimmung von der Welt dagesessen; bald in trübe Gedanken versunken, mit Thränen im Auge, bald erbittert lachend über ein Geschick, welches sie das ungerechteste nannte,

das jemals ein menschliches Leben betroffen habe, und dann wieder sich zusammenraffend mit der ihr eigenthümlichen Charakterstärke, um den trüben Gedanken zu entgehen. So setzte sie sich an den Flügel, ein schönes Instrument damaliger Bauart von Silbermann, das durch Catanie's kunstreiche Arbeit in Schildpatt, Silber und Perlmutter ausgelegt war. Es war ein liebes Geschenk von ihrem königlichen Bruder. Und nun spielte und sang sie eine sentimentale Liebesarie, aus der sie aber bald in ein Phantasiren verfiel, dessen Töne immer mehr den Uebergang aus einer schwärmerischen Stimmung in eine bittere verriethen, dann schloß sie mit einer Dissonanz, die wie der Schmerzensschrei eines kranken Herzens erklang. Sie begann einige Maschen an feine Filetmanschetten zu stricken, die sie vor einem Jahre schon freudig angefangen und ihrem Liebling bestimmt hatte, jetzt aber, mit Zähren getränkt, dem Mörder seines Glückes, wie sie ihn in ihrer Bitterkeit nannte, ihrem dennoch geliebten königlichen Bruder verehren wollte.

Auch für diese Arbeit fehlte ihr die Geduld. Sie gab ihrem Papchen Pisquit, der vielleicht Zeuge manches kosenden Gespräches gewesen und die Worte „Lieber, süßer Freund" sich gemerkt hatte und jetzt im schnarrenden Tone nachsprach, und streichelte die kleine Belline, das seidenweiche Bologneserhündchen, das so oft seinen Eintritt mit Bellen angezeigt hatte und jetzt wieder bellte, ohne daß

er kam. Und das waren ihr alles schmerzliche Erinnerungen. Sie nahm ihre Zuflucht zu der Lectüre, der „Merope" von Voltaire, dieses Trauerspiels, das auf den Stelzen des griechischen Kothurn geht; aber wie kann solche Poesie ein krankes Gemüth beruhigen? Sie warf unmuthig das in rothen Maroquin mit Goldschnitt gebundene Büchlein zu Boden. In diesem Augenblicke bellte Belline noch einmal und die Hartenfeld trat ein. Es war zu einer ungewöhnlichen Zeit und die Prinzessin erschrak.

„Kommst Du als Unglücksrabe?" rief ihr die Prinzessin entgegen. „Heraus mit der Sprache! O quäle mich nicht lange durch Ungewißheit!"

„Ich hoffe, Hoheit, als Freudenbringer zu erscheinen!" sprach die Hartenfeld mit gedämpfter Stimme. „Hier dieses Briefchen ... es kam auf geheimnißvolle Weise in meine Hände."

Mit diesen Worten zog sie ein auf grobes Commißpapier geschriebenes Briefchen aus dem Busen und übergab es der Prinzessin.

„Von ihm ... o du mein Himmel! von ihm!" rief Prinzessin Amelie fast aufjauchzend und küßte das Briefchen, das sie freudig an ihr Herz drückte; doch im nächsten Augenblicke — so schnell wechselnd gingen ihre Empfindungen von einem Extrem auf das andere über — wurde sie blaß wie eine Todte, ihre Hände mit dem Briefchen sanken auf ihren Schoß. „Was wird es sein?"

sprach sie wie mit ersterbender Stimme. „Es wird die Bestätigung meiner Unglücksträume sein, der unheilvollen Weissagung der Kartenlegerin. Ja," rief sie in steigendem Affect, „sie wird es sein! Im dunklen unterirdischen Kerker liegt er, auf feuchtem, vermoderten Stroh, umringt von Mäusen und Ratten, die an seinem Leibe zehren, umkrochen von giftigen Scorpionen und Molchen! O schrecklich, schrecklich! Nacht und Eiseskälte um ihn her, und vielleicht ... ja gewiß ... denn ich kenne die Grausamkeit dieser Kannibalen, seiner Henker und Kerkerknechte, liegt er, an Händen und Füßen mit schweren Ketten beladen, an die feuchte Wand des entsetzlichen Verließes, das sie Kasematten nennen, geschmiedet ... einsam, furchtbar einsam, ohne menschliche Hülfe, ohne Zuspruch eines Freundes, ohne eine Thräne der Theilnahme, ohne Hoffnung und Rettung, und ach! ich Aermste, die ich freudig mein Herzblut für ihn gäbe, kann nichts thun, um seine Leiden nur um etwas zu mildern. O allbarmherziger Gott, in dessen Hand die Geschicke der Menschen liegen, warum mußt du so grausam sein, ein Glück zu zerstören, das für den Himmel geschaffen war und nun den Geistern der Hölle verfallen ist!"

Während dieses sich selbst peinigenden Monologs hatte die Hartenfeld ihr das Briefchen aus den eiskalten zitternden Händen genommen und es in fliegender Eile gelesen.

„Hoheit," rief sie, „beruhigen Sie sich! Es geht

ihm ja so schlimm nicht. Sein Zustand ist der eines anständigen Cavalierarrestes auf der Festung. Drei Pferde und drei Bediente — aller Ehren werth; doch scheint ihm Geld zu fehlen, um den Verlust der Freiheit erträglich zu machen."

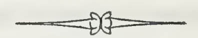
„Geld! O Himmel! Gott sei gedankt, daß ich helfen kann. Hier, mein Perlenhalsband ... verkauf' es an den ersten besten Juden und schicke ihm das Geld; ich lege noch tausend Ducaten dazu; ermittle nur einen sichern Kanal, es ihm zu senden."

„Der ist gefunden. Ein vertrauter Freund von ihm —"

„Gut — gieb her den Brief. O, nun habe ich wieder Muth, mit den Mächten des Geschicks zu kämpfen!"

Sie las und jubelte und weinte in einem Athemzuge.

Doch wenden wir uns nun dem Gefangenen zu, dessen abenteuerliches Geschick von jetzt an die Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch nehmen dürfte.



Zehntes Kapitel.

Der Gefangene in Glatz. — Gute Kameradschaft desselben. — Friedrich von der Trenck. — Seine Stimmung. — Briefe von seiner hohen Geliebten. — Seine Freunde. — Fluchtpläne. — Der Verräther Manget. — Piasetzky und Reitz. — Verschlimmerung der Lage des Gefangenen. — Neuer Fluchtversuch. — Die Senkgrube. — Unglückliche Folgen davon für Trenck. — Dessen Seelenqualen. — Tollkühner Fluchtversuch. — Der Platzmajor Doo. — Unglücklicher Ausgang des Fluchtversuchs. — Gnadengesuch der Mutter Trenck's. — Des Königs Antwort. — Trenck erhält davon keine Kunde. — Complot unter der Besatzung zur Befreiung des Gefangenen. — Der Unterofficier Nicolai. — Verrath. — Desertion der Verschworenen. — Mangel an Geld. — Brief der Prinzessin. — Der Lieutenant von Bach. — Seltsames Duell. — Freundschaft. — Neuer Rettungsplan. — Der Lieutenant von Scholl. — Abermals Fluchtplan. — Querstrich. — Dennoch Entweichung.

1.

Auf der alten Festung Glatz in Schlesien, hart an der böhmischen Grenze, in der Citadelle saß ein junger Staatsgefangener, der noch den rothen mit Gold besetzten Rock der königlichen Garde du Corps-Escadron und den kleinen dreieckigen Federhut auf dem gepuderten Haar mit dem langen Zopf trug, aber keinen Degen an der Seite

hatte, wie der ältere Officier, der ihm gegenüber saß. Es war in der Officierstube der Hauptwache der Citadelle. Diese bestand aus einem niedrigen bombenfesten Kreuzgewölbe. Die einmal vor vielen Jahren mit Kalk geweißt gewesenen Wände waren jetzt von Lichtqualm, Ofen- und Tabaksrauch dunkel angelaufen, so daß man kaum die Hunderte von Namen und grotesken Zeichnungen sehen konnte, welche mit Kohle an die Wände geschrieben und gezeichnet waren. Desto deutlicher ließ sich auf der langen Tafel von Lindenholz, welche außer einigen dreibeinigen Schemeln und einem alten ledernen Großvaterstuhl das einzige Möblement dieses düstern Gemachs bildeten, die vielen mit dem Federmesser eingeschnittenen Namen, Karrikaturen und Hieroglyphen erkennen, und es war leicht zu ersehen, daß hier nicht selten die Langeweile eines freudenlosen Dienstes selbst ungeschickte Hände zum Künstler gemacht hatte. Ein kleines viereckiges Schiebefenster war weit über Mannshöhe in die tiefe Mauernische angebracht, aber gehörig vergittert. Ein schwaches Streiflicht wurde durch dieses Fensterchen, welches eher einer Schießscharte glich, über die Köpfe der am Tisch sitzenden Officiere hin auf eine hölzerne Bettstelle geworfen, worin eine Matratze die elende Schlafstelle bildete.

Alles hatte hier ein düsteres, unfreundliches Ansehen, nur nicht der in hohen Spitzgläsern perlende Champag-

ner und ein Bedienter in reicher mit Gold besetzter Livree, welcher die Aufwartung besorgte.

„Also auf gute Kameradschaft!" rief der wachhabende Officier und stieß mit seinem Gefangenen an.

„Wenn Ihr mit einem ungerecht cassirten Garde du Corps-Officier noch Brüderschaft machen wollt, à la bonheur! so sei es drum. Schmollis, Bruder, wie ich es als Student in Königsberg gelernt hatte."

„Fiducit!" antwortete der Andere lachend, und Beide küßten einander, nachdem der Eine sein Glas unter dem Arme des Andern durchgeschoben und so Beide mit verschlungenen Armen getrunken hatten. „O, Bruder Herz," fuhr der Wachhabende fort, „ich bin auch durch die Schule gelaufen, als Student in Halle relegirt bin ich immer noch ein famoser Schläger. Nur mit dem Lieutenant von Bach nehme ich es nicht auf, der ist ein Däne, ein wahrer Teufelskerl, der Schrecken der ganzen Garnison."

„Schade," sprach der junge Gefangene, „daß ich nicht frei bin, ich wollte ihn schon zur Raison bringen."

„Das sag' ihm nur nicht selbst, Bruder, denn er ist allezeit fertig."

„Um so lieber, ich hätte Lust, einem solchen Patron zu zeigen, daß er seinen Meister findet, selbst unter den Gefangenen der Festung!"

Bald sollte ein Ereigniß es beweisen.

„Dieser Däne," fuhr der wachhabende Officier fort,

„ist schon als Erzhändelmacher von mehreren Regimentern versetzt und endlich zur Strafe der hiesigen Garnison zugetheilt worden. Hier sind wir aber alle arme Teufel, es liegt hier nur ein Commando vom Mitschewalschen Garnisonregimente gleichsam als Strafcommando, kein Geld und Ueberfluß an langer Weile, da mag der Teufel diese Courage behalten. Wenn man noch ein Spielchen machen könnte.“

„Nun, so versuchen wir das Glück,“ nahm der junge Gefangene das Wort, und brachte eine Hand voll Goldstücke mit drei Würfeln hervor.

„Ich, spielen?“ entgegnete der Andere, „alle Teufel, dazu gehören Mosen und Propheten, und ich wie alle Andern, haben einen wahren Ueberfluß an Geldmangel.“

„Nun, Bruder, ich leihe Dir eine Hand voll Ducaten, hier, allons, wirf! versuche Dein Glück!“

Der Officier, der nichts zu wagen hatte, ließ es sich nicht zweimal sagen. Er gewann, und wurde nun ein Herzensfreund des Gefangenen, der absichtlich verloren hatte.

Der Gefangene aber war Niemand anders, als Friedrich von der Trenck, ein junger Mann, der, wie wir wissen, schon durch seine liebenswürdige Persönlichkeit jedes Herz zu erobern wußte, wenn er wollte. Und so war er bald mit der ganzen Garnison befreundet. Es fehlte ihm nicht an Geld. Er hielt täglich offene Tafel,

wobei die auf ihren knappen Sold gesetzten Officiere bei Champagner und Rheinwein fröhlich und guter Dinge waren. Dabei hatte Trenck drei Bediente in der reichsten Livree, er hatte Erlaubniß, in der Citadelle frei umher zu spazieren. Nur von seinen drei schönen englischen Reitpferden konnte er in diesem engen Raum keinen Gebrauch machen. Er verlieh sie aber gern an seine neuen guten Freunde, die sich denn auch nicht wenig stolz, auf so schönen Rossen reiten zu können, in der Gegend herumtummelten, und manche Jagdbeute zurückbrachten, die sie an Trenck's Tafel mit verzehrten. Seine Thür wurde niemals verschlossen.

So hätte der Gefangene einigermaßen zufrieden dort leben können, und in der That schien er bei den oft tief in die Nacht hineingehenden Trinkgelagen der Lustigste unter den Heitern zu sein; aber tief im Herzen wurmte es ihn dennoch, so schnell eine glänzende Laufbahn, und wie er meinte, ohne allen gerechten Grund, verloren zu haben. Was er dabei empfand, und in den langen schlaflosen Nächten durchdachte, kann sich nur der vorstellen, der ihn in seinen glänzenden Verhältnissen am Hofe des großen Königs, als dessen Liebling, und in den Hofcirkeln, wo er allgemein als der erste Cavalier galt und ein glänzendes Haus machte, gesehen hatte. Und dazu seine hohe Liebe, der Schmerz über die Trennung von seiner schönen und geistreichen hochgestellten Freundin, der

Gedanke, was diese dabei leiden müsse, und ein Blick in seine Zukunft, die eine düstere war, nachdem er die Aussicht verloren hatte, im Dienst seines hochgefeierten Königs von einer Ehrenstufe auf die andere zu steigen.

Es war zum Verzweifeln. Mehr als einmal dachte er daran, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen; aber dann rief er aus: „Pfui Teufel, über die Feigheit! Es gehört wahrlich mehr Muth dazu, ein unglückliches Leben zu ertragen, als es feige zu verlassen. Wohlan denn! bieten wir dem Schicksal die Stirn und fordern wir Gerechtigkeit vom Könige, ohne uns durch hündisches Kriechen und servile Bitten zu erniedrigen."

Diese Gedanken theilte er seinen neuen Freunden mit und diese gossen gleichsam Oel ins Feuer. Sie stellten ihm vor, daß es des Mannes würdig sei, wo er sich im Rechte befinde, trotzig zu fordern, und nicht wie ein Hund schweifwedelnd zu bitten.

In dieser Stimmung schrieb er denn auch an den König, und wahrlich nicht im demüthigen Ton eines bußfertigen Sünders; im Gegentheil forderte er trotzig Verhör und Kriegsrecht, ohne Nachsicht noch Gnade, wenn er schuldig erkannt werden würde.

Dieser auf sein Recht pochende Ton des beleidigten feurigen Jünglings mag dem Monarchen wenig gefallen haben. Er hatte ihn nach Glatz geschickt, um ihn nachgiebig und besonnen zu machen, und nun schien sein Trotz

sich eher gesteigert, als gemindert zu haben. Trenck ließ sein unbesonnenes Schreiben abgehen und erhielt keine Antwort.

Das war genug, um ihn auf die Spitze verzweifelter Entschließungen zu treiben. „Von Gott und der Gerechtigkeit verlassen," rief er sich zu, „stehe ich hier allein. Hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen!"

2.

Durch den Freund, den er sich gleich am ersten Abend seiner Haft in der Wachtstube gewonnen hatte, war bald eine Correspondenz mit seiner hohen Geliebten in Gang gebracht worden. Auch diese hatte in der Person des Fräulein von Hartenfeld ihre verschwiegene Vermittlerin.

Nach ihren schwärmerisch liebevollen Briefen war die hohe Dame völlig von seiner Schuldlosigkeit überzeugt. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß er nie den leisesten Gedanken der Untreue gegen sein Vaterland und seinen König gehegt habe. Allgemein tadelte man in Berlin, wie sie ihm schrieb, die Uebereilung des Königs, der ihn ohne Urtheil und Recht, allein von einem falschen Argwohn geleitet, so schwer verurtheilt habe. Ihr selbst galt der theure Freund für einen Märtyrer seiner hohen Liebe, und darum eben war er ihrem Herzen so unaussprechlich theuer. Sie sandte ihm **1000** Ducaten und

dann noch 500 dazu, ein Erlös von ihrem Perlenhalsbande, damit er in seiner Festungshaft nicht Noth zu leiden brauche, und versprach ihm, ferner nach Kräften für ihn zu sorgen. In diesem Briefe sprachen sich die schönsten Züge eines edlen, weiblichen Herzens aus und für Trenck waren sie der einzige lindernde Balsam auf die Wunde einer verzweiflungsvollen Lage.

Hätte Trenck damals in seiner bedenklichen Situation einen einzigen wahren und besonnenen Freund gehabt, der geeignet gewesen wäre, sein aufloderndes Feuer zu dämpfen, so würde nichts leichter gewesen sein, als den strengen, aber doch für den unbesonnenen jungen Mann noch immer mit Wohlwollen erfüllten Monarchen durch unterwürfige Demuth und bescheidene Vorstellungen von seiner Unschuld zu überzeugen, und damit die Kabalen seiner Feinde zu vereiteln.

Die Officiere der damaligen Glatzer Garnison waren selbst unzufrieden mit ihrem Geschick und grollten dem Könige, der sie in diese freudenlose Garnison verbannt hatte, und sie hetzten ihn noch immer mehr auf. Dabei ließen sie sich die Freigebigkeit ihres so reichen Gefangenen nur zu gern gefallen. Trenck ließ sie glauben, um seine hohe Gönnerin nicht zu verrathen, das Gold, das er so reichlich vertheilte, käme Alles aus Ungarn von der Pandurenkasse, und Jeder redete ihm zu, nicht lange im Arrest auf die Gnade des Königs zu warten, sondern

diesem zum Trotz sich seine Freiheit eigenmächtig zu verschaffen.

Nichts schien leichter auszuführen zu sein, als eine solche Flucht; indeß konnte Trenck sich lange nicht entschließen, sein Vaterland zu verlassen, und damit jede Möglichkeit, jemals nach Berlin zurückkehren zu dürfen, abzuschneiden.

Schon hatte Trenck ungefähr fünf Monat in diesem wüsten Arrest unter Spiel und Trinkgelagen zugebracht, und der Frieden war längst abgeschlossen, ohne daß sich eine günstige Aenderung, nur irgend eine Hoffnung auf Milderung seiner Lage zeigte, da erfuhr er, daß seine Stelle bei der Garde wieder besetzt war. Es läßt sich denken, daß durch diese Nachricht der feurige, ehrgeizige junge Mann aufs Höchste aufgeregt wurde und zwei seiner neuen Freunde, der Lieutenant von Piasetzky und der Fähndrich Reitz, die öfter bei ihm die Wache hatten, trugen dazu bei, diese Verstimmung aufs Höchste zu steigern.

Damals herrschte noch nicht der Geist der Disciplin, Ehrliebe und Gesinnungstreue im preußischen Heere, das aus lauter Angeworbenen bestand, wie heut zu Tage, und so sprachen beide Officiere lebhaft ihren Unwillen mit ihrer Lage, wie mit dem preußischen Dienst überhaupt aus, und versprachen sich goldene Berge vom österreichischen Militärdienst, wo sie hofften, durch Trenck's Verwendung und in dessen Begleitung ankommend, eine

gute Stellung in den leichten Truppen des Pandurenobrist Trenck zu erlangen. In dieser Absicht beredeten sie den jungen Gefangenen zur Flucht, indem sie versprachen, ihn zu begleiten. Alles wurde auf das Genaueste verabredet, und konnte nach menschlichen Berechnungen nicht fehlschlagen.

Damals saß aber noch ein gewisser Rittmeister von Manget, vom Natzmerschen Husarenregimente, ein geborner Schweizer, in der Gefängnißzelle dicht neben der Officierstube, worin Trenck sich aufhielt. Aus Gutmüthigkeit beschloß Trenck, diesen Unglücklichen, der cassirt und zu zehn Jahren Festungsstrafe verurtheilt war, und zu seiner Subsistenz nur vier Thaler monatlich zu verzehren hatte, mit zu befreien.

Trenck hatte ihm viel Gutes erwiesen und konnte daher nicht ahnen, daß dieser Mensch ein so undankbarer Schurke sein würde, den ganzen Fluchtplan zu verrathen, aus keiner andern Absicht, als in der Hoffnung, dadurch Begnadigung zu erlangen, was ihm auch gelang.

Piasetzky erhielt zeitig Nachricht, daß Reitz schon verhaftet sei und rettete sich durch Desertion.

Trenck leugnete und wurde deshalb mit Manget confrontirt. Da es ihm aber gelungen war, den Auditeur mit 100 Ducaten zu bestechen, so wurde die Sache so gedreht, daß Reitz mit Cassation und einem Jahre Festung davon kam. Trenck's Lage aber verschlimmerte sich damit

wesentlich. Er wurde als ein Verführer der Officiere des Königs in ein engeres Gefängniß eingeschlossen und scharf bewacht.

Drei Jahre später hatte Trenck Gelegenheit, sich an dem Verräther zu rächen. Er traf ihn im Jahre 1749 unvermuthet in einer Gesellschaft in Warschau. Von heftigen Vorwürfen kam es zu Thätlichkeiten. Trenck war stärker und prügelte ihn derb durch. Manget forderte ihn auf Pistolen. Gleich im ersten Gange schossen Beide a tempo und Trenck's Kugel ging ihm durch den Hals, so daß er auf der Stelle todt blieb.

3.

Trenck's Geschick war nun unendlich erschwert. Der König war jetzt auf das Aeußerste gegen ihn aufgebracht, weil er zu entfliehen versucht und andere Officiere zur Desertion verleitet hatte. Bei seinem feurigen Temperamente wurde ihm das enge Gefängniß bald unerträglich. Tag und Nacht sann er auf Flucht, oder zu sterben.

Die Garnison hatte er stets auf seiner Seite, und so war es denn unmöglich, seine Freunde zu verhindern, ihm Beistand zu leisten. Man wußte, daß er Geld hatte und bei einem armen preußischen Garnison-Regimente, dessen Officiere ohnedem fast alle unzufrieden waren, weil die meisten derselben zur Strafe von den Feldregimentern

dorthin versetzt waren, mußte einem Gefangenen, dem es nicht an Geld fehlte, Alles möglich werden.

Der nächste Anschlag, der ausgeführt werden sollte, war folgender: Das Fenster seines Gefängnisses war an der Lärmschanze, etwa 15 Klafter hoch vom Boden, gegen die Stadtseite zu belegen. Er hätte also nicht aus der Citadelle kommen können, ohne zuvor in der Stadt einen Zufluchtsort zu suchen.

Dieser wurde nun zunächst durch einen ihm befreundeten Officier vermittelt, und von einem ehrlichen Seifensieder zugesichert. Dann schnitt er mit unerhörter Geduld mit einem Federmesser, dessen Schneide er schartig gemacht hatte, drei starke Eisenstangen von dem Gitter seines Fensters durch, und dazu mußte er viele Tage und Nächte verwenden. Weil nun mit dem unvollkommenen Instrumente die Arbeit zu langsam ging und noch acht Eisenstangen von ungeheurer Dicke durchzuschneiden waren, so verschaffte er sich von einem ihm befreundeten Officier eine englische Feile; damit ging die Arbeit schneller, aber auch geräuschvoller von Statten, und doch mußte er sich in Acht nehmen, daß die draußen auf dem Walle stehenden Schildwachen es nicht hörten.

Endlich war die langwierige Arbeit vollendet und der Ausgang frei. Es mußte nun noch die bedeutende Höhe überwunden werden. Trenck verschaffte sich daher ein Seil, indem er sein ledernes Felleisen in Riemen

schnitt und diese zusammennähte mit dem Zwirn eines aufgetrennten Strumpfes. Auf dieselbe Weise nahm er seinen Bettsack und seine Bettlaken zu Hülfe, und nachdem er das nur lose wiedereingesetzte Gitter aus dem kleinen, hoch angebrachten Fenster herausgenommen hatte, befestigte er sein Seil an einem der Fensterstäbe, den er dazu hatte stehen lassen, und ließ sich daran vorsichtig hinunter.

Der feste Boden war erreicht. Es regnete heftig. Die Nacht war rabenschwarz. Das Heulen des Windes machte jedes Geräusch unhörbar und die Schildwache stand im Schilderhause, vielleicht eingeschlafen, denn bei diesem entsetzlichen Wetter durfte der Bursche, dem bei groben Commisbrod der Branntwein und der Schlaf die einzigen Lebensgenüsse waren, sicher sein, von der Ronde nicht überrascht zu werden.

Das waren Alles günstige Umstände; aber Trenck, der sich zuvor mit der Localität genau bekannt gemacht hatte, mußte eine große Senkgrube durchwaten, deren Tiefe er freilich nicht kannte. Er wagte den Marsch durch die Kloake in der Hoffnung, daß sein Seifensieder wohl Mittel haben werde, ihn wieder zu reinigen; aber schon bei dem ersten Sprung in die Tiefe sank er bis über die Knie hinein in den zähen Moder, dieser hielt aber seine Füße so fest, daß er vergebens alle seine Kräfte abmühte, herauszukommen. Wollte er nicht bis am hellen Morgen

im Moder und Regenwetter stecken bleiben, und dann doch nach einer qualvollen Nacht entdeckt werden, so mußte er seinen Fluchtversuch aufgeben, und um Hülfe rufen. So rief er denn der Schildwache auf der Lärmschanze zu: „Melde dem Commandanten, daß der Trenck hier im Drecke steckt.“

Er kannte ganz die schrecklichen Folgen, die diese Entdeckung für ihn haben würde. Commandant von Glatz war damals zur Vergrößerung seines Unglücks der General von Fouquet, ein unfreundlicher Menschenfeind, der sich einmal als Hauptmann mit Trenck's verstorbenem Vater duellirt hatte und dabei blessirt worden war. Der österreichische Trenck hatte ihm während der Bataille von Sorr seine Bagage weggenommen, auch die Grafschaft Glatz gebrandschatzt. Gründe genug für ein finsteres Gemüth, um ein abgesagter Feind des Namens Trenck zu sein.

Der erste Act seiner feindseligen Gesinnung war, daß er den unglücklichen Gefangenen, anstatt ihm sogleich Hülfe zu bringen, bis am folgenden Mittage in der Kloake stecken ließ, und ihn dem Hohn und Spott des Pöbels und der Gassenbuben preisgab. Da erst wurde er in Gegenwart der Garnison unter Flüchen und groben Vorwürfen herausgezogen, und dann wieder in sein Gefängniß eingesperrt. Aber zur Erhöhung seiner Qualen hatte der Commandant verboten, ihm Wasser und trockene

Kleidung zu geben, und so mußte der unglückliche Flüchtling auf einem Lager von Stroh bis am Abend liegen bleiben, durchnäßt bis auf die Haut und über und über beschmuzt, selbst das lange Haar, das bei seinen Bemühungen, sich aus dem Moder heraus zu arbeiten, durch und durch von der übelriechenden Masse eingesalbt war. Erst spät am Abend wurde einem Paar Straf-Gefangenen erlaubt, ihn zu reinigen, und ihm selbst gestattet, trockene Kleidung anzulegen. So wurde er denn unter Bedeckung einer starken Wache in ein anderes, viel finsteres Gefängniß abgeführt.

Sein einziger Trost war noch, daß er 80 Louisd'ors in der Tasche trug, die ihm nicht abgenommen waren, weil man nicht daran gedacht hatte, ihn bei dem Transport in ein anderes Gefängniß zu visitiren. Und dieses Geld that ihm für die Folge gute Dienste.

4.

Nun aber stürmten auf einmal alle Leidenschaften über ihn her, und das jugendliche Blut empörte sich gegen alle Vernunftschlüsse. Er sah schon in den trüben Gedanken, die ihm die langen schlaflosen Nächte brachten, alle seine glänzenden Hoffnungen und lieb gewordenen Luftschlösser zertrümmert. Er nannte sich selbst das unglücklichste Geschöpf auf Gottes weitem Erdboden; in seinem Monarchen, den er immer noch verehrte, sah er

einen unversöhnlichen Richter, den er durch seine eigene Schuld auf das Tiefste beleidigt und in seinem Argwohn bestärkt hatte.

Waren seine Nächte schlaflos und in diesem Zustande mit den entsetzlichsten Gedanken angefüllt, so wurden ihm die Tage in der tiefen Einsamkeit, wozu er verdammt war, unerträglich. Ruhmbegierde war ihm zu einer Quelle seiner Seelenqual geworden, und das Bewußtsein der Schuldlosigkeit an den Verbrechen, deren Anschuldigung seine Kerkerhaft zur Folge gehabt hatte, wurde ihm ein nie ruhender Antrieb, seinen unverdienten Qualen ein Ende zu machen.

Der in den menschlichen Schicksalsprüfungen noch so unerfahrene junge Mann sah alles Widerwärtige, das ihn traf, im Vergrößerungsspiegel, und mußte sich daher der Verzweiflung hingeben, nachdem ihm der Anschlag sich zu retten, so schmählich mißlungen war.

Den Tod hatte er nach den Grundsätzen, unter denen er erzogen war, und in Folge des natürlichen Muthes, der ihn beseelte, verachten gelernt, und sein Freund Meterie, der berühmte Verfasser der Schriften: „l'homme machine“ und „l'homme plante,“ hatte ihn mit philosophischen Gründen in dieser Vorstellungsweise bestärkt.

Bücher zur Unterhaltung waren ihm nicht versagt. Seine Kenntnisse erweiterten sich dadurch, denn er las meistens lehrreiche Bücher, und die geistige Nahrung brachte

ihm Erleichterung seines Zustandes. Wenn der Gefangene auf einer gewissen Höhe der geistigen Bildung steht, so kennt er auch bald in der tiefsten Einsamkeit keine Langeweile mehr. Der kräftige Geist weiß sich von den Leiden des Körpers zu emancipiren und schwebt im lichthellen Gewande eines himmlischen Genius über dem düstern Abgrunde eines feindlichen Geschicks. Geisteskraft und Seelenstärke bleibt immer die sicherste Schutzwehr gegen kleinliche Verzweiflung; und dieser Engel stand dem Leidenden freundlich schirmend zur Seite.

Aber auch der stärkste Geist hat seine schwachen Stunden. Wenn Liebe und Sehnsucht seine Gedanken nach Berlin riefen und dann der Freiheitstrieb des feurigen jungen Mannes erwachte und damit sein tiefes Ehrgefühl sich den Gedanken ausmalte, in welchem schimpflichen Zustande er sich jetzt befand gegen den früheren Glanz aller seiner Verhältnisse, als Günstling eines großen Königs, Liebling seiner Schwester und reich und geehrt vor der vornehmen Welt, und er dann sich vorstellte, wie jetzt gerade sein geliebtes Vaterland ihn für einen niederträchtigen Verräther halten mußte — denn die Welt urtheilt nach dem Schein und glaubt das Schlimmste vom Menschen, wenn er einmal ins Unglück gerathen ist, immer am leichtesten — o dann hätte er sich in die Säbel und Bajonnette seiner Wächter stürzen mögen, die er in den Stunden der

trüben Stimmung als seine Feinde betrachtete, weil sie ihm den Weg zur Freiheit versperrten.

Unter solchen quälenden Gedanken waren schon acht lange Tage und Nächte vergangen seit seinem verunglückten Fluchtversuch; da sollte sein rasch aufbrausendes Blut ihn zu einer neuen verzweifelten Unternehmung treiben, der an Kühnheit in der Weltgeschichte keine zweite That zur Seite steht, als Karl's XII. tollkühnes Wagniß in Bender. Aber die Absicht Beider war verschieden. Der Schwedenkönig suchte Ruhm, der Gefangene in Glatz Freiheit; Beide mit gleicher Verwegenheit, aber verschiedenem Glück.

5.

Eines Mittags kam der Platzmajor Doo mit dem Adjutanten und dem wachthabenden Officier in sein Gefängniß.

Doo war ein geborener Italiener, ein böser, eigennütziger Mensch, der als Platzmajor unter dem Fouquet'schen Gouvernement viel Menschen unglücklich machte. Er war eigentlich nur eine servile Creatur ohne Geburt und Verdienst und dabei ein schöner Mann, der die Tochter des Generals verführte und diese deshalb, um den Flecken an ihrer Ehre zuzudecken, zur Gemahlin erhielt. Dadurch machte er sein Glück — aber auch sein Unglück. Durch diese Connexion gelang es ihm später, im siebenjährigen

Kriege, als Fouquet ein Commando im Felde erhielt, zum Commandanten von Glatz ernannt zu werden. Aber ohne alles militärische Talent und leicht bestechlich, weil er sehr geizig war, wußte er keine Festung gegen den Feind zu vertheidigen, und durch seine Schuld wurde Glatz vom General Laudon überrumpelt und er selbst gefangen nach Wien abgeführt. König Friedrich der Große war darüber im höchsten Grade entrüstet, cassirte ihn cum infamia und ließ ihn, als er gewagt hatte zurückzukehren, als einen Schelm durch den Büttel aus dem Lande jagen. Und so spielte die Nemesis mit diesem Elenden, daß Trenck im Jahre 1764 ihn als Bettler in Wien traf, wo er ihm ein Almosen gab — als Vergeltung für die Grobheit, die dieser Mensch jetzt, wo er die Macht besaß, sich gegen den wehrlosen unglücklichen jungen Mann erlaubte.

Der Platzmajor visitirte das Gefängniß mit der größten Genauigkeit in allen Winkeln, klopfte mit einem hölzernen Hammer an die Eisenstangen und an den mit Eisen gebundenen Ofen, um am Ton zu hören, ob Alles noch fest war, und ließ sich dann mit dem Gefangenen in eine Unterredung ein. Er nannte seinen Fluchtversuch, im Tone des Machthabers, die Verdoppelung seines Verbrechens, welcher die Ungnade des Monarchen gegen ihn auf das Höchste treiben müsse.

Trenck wußte, daß er keine andere Ursache hatte, ihn so verächtlich zu behandeln, als den Wunsch, sich bei sei-

nem Commandanten, der, wie wir wissen, Trenck persönlich haßte, einzuschmeicheln. Das Wort „Verbrechen" war schon hinreichend, das heiße Blut des jungen Mannes in Wallung zu bringen. Höhnend sprach Doo: „Sie müssen Geduld haben!"

„Auf wie lange," fragte Trenck mit schwer unterdrückter Heftigkeit, „hat mich der König verurtheilt?"

„Ein Verräther seines Vaterlandes," antwortete der Platzmajor im Tone der Verachtung, „ein Officier des Königs, der mit dem Feinde correspondirt, hat keine andere Zeitbestimmung für seine Haft, als durch die Gnade des Königs."

Während dieser Worte richtete Trenck seine Blicke auf den Degen seines Gegners. Im Augenblick, als dieser das letzte Wort gesprochen hatte, griff Trenck rasch in den Handgriff desselben und riß ihn aus der Scheide, so schnell und überraschend, daß Niemand ihn daran verhindern konnte. Drohend mit der Spitze des Degens, ging er seinem Gegner auf den Leib. Dieser wich zurück und Niemand wagte ihn im ersten Schreck aufzuhalten; und ohne aufgehalten zu sein, sprang er aus der offenen Thür auf den Corridor hinaus. Alles erschrak, war überrumpelt und machte Platz. Trenck hieb rechts und links um sich und blessirte vier Mann. Er lief mitten durch die Wachstube, welche mit Soldaten gefüllt war, die zum Theil auf der Pritsche lagen, alle aber für diesen Augen=

blick ihre Waffen nicht zur Hand hatten, hindurch und sprang auf die Höhe der Brustwehr des Hauptwalles hinauf. Von da herab war es eine bedeutende Tiefe; diese schreckte ihn aber nicht und er sprang von der Höhe hinunter und kam wie durch ein Wunder ohne Schaden davon und behielt dabei den Degen in der Faust.

Auch vom zweiten niedrigeren Walle sprang er ebenso glücklich hinab. Kein Soldat der Garnison hatte das Gewehr geladen, keiner den Muth nachzuspringen. Um den Flüchtling zu verfolgen, hätte man zuvor Umwege durch die Stadt und dann zum Thore hinaus machen müssen und jedenfalls würde er dabei eine halbe Stunde Vorsprung gewonnen haben, ehe ihm Jemand hätte folgen können.

Bei einer engen Passage an einem Außenwerke lief ihm eine Schildwache entgegen und widersetzte sich seiner Flucht. Bald war aber dessen Gewehr mit dem Bajonnet ausparirt und der Soldat erhielt einen Hieb über das Gesicht. Die andere Schildwache vom Außenwerke kam ihm von hinten auf den Leib. Trenck sprang schleunigst über die Palissaden, blieb aber mit dem einen Fuße zwischen denselben stecken und wurde durch einen Bajonnetstoß in die Oberlippe verwundet, dann aber am Fuße festgehalten, bis andere Soldaten zu Hülfe kamen und ihn überwältigten. Mit Kolbenstößen übel zugerichtet, wurde er in sein Gefängniß zurückgetragen. Diese Mißhandlungen erlitt

er nicht ohne eigene Verschuldung, weil er sich in der Hitze der Leidenschaft wie ein Verzweifelnder wehrte und widersetzte.

Wäre er vorsichtiger über die Palissaden gesprungen und hätte er sich entschließen können, die auf ihn zulaufende Schildwache durch einen Degenstoß in die andere Welt zu expediren, so würde er damals schon seine Freiheit erlangt haben, denn es würde ihm dann Zeit genug geblieben sein, da er, gewandt in allen körperlichen Uebungen, auch ein trefflicher Läufer war, mit schnellen Füßen das Gebirge zu erreichen. So würde er am hellen Tage, um 12 Uhr Mittags, mitten aus der Festung Glatz durch alle Wachen und Werke entsprungen und nach Böhmen entkommen sein. Einzelne Nachsetzer hätte er, mit dem Degen in der Faust, nicht gescheut, und auf allen Wällen standen Officiere und Soldaten, die mit Geschrei, Schrecken und Verwunderung von oben herab dem tollkühnen Abenteuerer nachsahen, ohne ihn halten zu können. Aber als er zurückgebracht wurde, da schwieg Alles, denn dem Muthigen wendet sich die Theilnahme zu und der freigebige reiche Gefangene war, wie wir wissen, in der ganzen Garnison, mit Ausnahme ihres Commandanten und seiner Anhänger, allgemein beliebt.

So war denn das Glück, das ihn wie ein Wunder bis an die äußersten Palissaden geführt hatte, ihm nicht bis ans Ende seiner unbesonnenen Unternehmung treu

geblieben und damit hatte alle seine Hoffnung, sich zu retten, ein Ende.

Sein Arrest wurde begreiflich noch verschärft. Man gab ihm einen Unterofficier mit zwei Mann Wache in das Zimmer und diese wurden mit ihm eingeschlossen und waren scharf bewaffnet. Auch draußen standen wieder vor dem Fenster wie vor den Thüren Wachen mit geladenem Gewehr, die Ordre hatten, bei dem geringsten Fluchtversuch Feuer auf ihn zu geben.

Trenck war elend mit Kolbenstößen zugerichtet; sein rechter Fuß war verrenkt. Er spie Blut, in Folge der Stöße, die er auf die Brust empfangen hatte. Erst nach vier Wochen war er geheilt.

6.

Nun lag er wieder in seinem Kerker. Er hatte keine Ahnung davon, was sich in Berlin zu seinen Gunsten ereignet hatte.

Seine Mutter hatte an den König geschrieben, in den flehendsten und wehmüthigsten Ausdrücken, und indem sie ihren Schmerz mit rührender Wahrheit schilderte, bat sie den großen König um Gnade für den verirrten Jüngling.

Friedrich der Große besaß Seelenadel genug, um ihr, wie sehr er auch auf den Sohn ungehalten war, in den mildesten Ausdrücken zu antworten.

Der König entgegnete ihr: Es thue ihm selbst sehr wehe, daß er so hart habe verfahren müssen gegen ihren Sohn, der leider nur zu sehr ein Schuldiger sei. Indeß wolle er dennoch nicht ganz die Hoffnung aufgeben, daß wenn dieser Unglückliche nur seine Aufführung ändern und wieder werden würde, was er nie hätte aufhören sollen zu sein, daß alsdann noch immer für ihn die Möglichkeit sein könne, sein Glück zu machen und seine begangenen Fehler vergessen zu lassen.

„Wenn Sie also," fuhr der König gütigst in seinem Briefe an Trenck's Mutter fort, „noch irgend einen Einfluß auf Geist und Herz Ihres Sohnes haben, so suchen Sie ihn zu bestimmen, daß er andern Grundsätzen folge, als denen, die bisher die Richtung seines Handelns gewesen sind."

Und er schloß seinen Brief mit der Versicherung: „Ihr Sohn muß sein Jahr als eine Strafe für seine unvorsichtige Correspondenz aushalten."

Die beste der Mütter schickte diesen huldvollen Brief ihres Königs mit einem Schreiben mit den liebevollsten Ermahnungen nach Glatz, wo er nun durch den Commandanten an den Gefangenen hätte gelangen können. Ob dieser ihn zurückgehalten, oder ob er zu spät angekommen war, hat Niemand erfahren. Genug, Trenck erhielt niemals einen solchen Trostbrief. Hätte er nur eine Ahnung davon gehabt, daß er durch die Gnade

seines Königs schon nach Verlauf von drei Wochen aus seiner Kerkerhaft erlöst sein würde, so hätte er mit Freuden ausgehalten.

So aber sann er auf nichts weiter, als auf neue Fluchtpläne, und da es ihm an Geld noch nicht fehlte, so war die Gelegenheit dazu bei einer armen preußischen Festungsgarnison trotz der strengsten Maßregeln des Commandanten leicht zu ermöglichen.

7.

Es war dem Gefangenen leicht, die Soldaten und Unterofficiere kennen zu lernen, die als Wache bei ihm eingeschlossen waren. Durch Geld, Freundlichkeit und Erregung von Mitleiden war bei dem damaligen preußischen Soldaten Alles auszurichten. An Geld aber fehlte es ihm damals noch nicht. Bald hatte er mit Hülfe seiner Gewandtheit ein Complot von 32 Mann auf seiner Seite. Alle waren auf einen Wink bereit, für ihn das Aeußerste zu unternehmen. Keiner wußte von der Theilnahme des Andern, außer Zwei oder Drei, die zugleich gewonnen werden mußten. Und so konnte ein etwaiger Verrath immer nur Wenigen schaden. Den fähigsten und zuverlässigsten unter den Unterofficieren, einen gewissen Nicolai, wählte er zum Anführer.

Die Besatzung der Citadelle bestand damals aus 120 Köpfen vom Garnisonregimente, welches als Strafe

zum Garnisondienst in Glatz verurtheilt war. Vier Officiere wechselten auf der Hauptwache ab; davon waren drei im Einverständniß mit Trenck. Alles war vorbereitet und die scharfen Patronen lagen bereits mit Pistolen und Degen für ihn im Ofenloche seines Kerkers versteckt. Es war beschlossen, alle Gefangenen zu befreien und mit klingendem Spiel über die Grenze nach Böhmen zu ziehen.

Man sieht also, es war ein großes und gefährliches Complot, das seinem Urheber, wenn es entdeckt wurde oder verunglückte, schon nach dem Kriegsrecht Todesstrafe zuziehen konnte.

Unglücklicherweise verrieth aber ein österreichischer Deserteur, dem Nicolai zu unvorsichtig das Geheimniß anvertraut hatte, die ganze Verschwörung zur Befreiung eines vom Commandanten gehaßten Festungsgefangenen. Der Gouverneur gerieth in Wuth. Er schickte sogleich seinen Adjutanten nach der Citadelle mit dem Befehl an den wachthabenden Officier, den Unterofficier Nicolai sofort zu arretiren und ihn mit allen zu ermittelnden Mitschuldigen in die Kasematten einzusperren.

Der Unterofficier Nicolai befand sich zufällig auf der Hauptwache, als dieser Befehl vom Commandanten dort einging. Der Lieutenant von der Wache war Trenck's Freund und mit in das Complot gezogen. Er sagte deshalb dem Unterofficier leise, daß Alles verrathen sei. Nicolai aber war ein entschlossener Mensch. Er wußte, daß noch

mehrere der Mitverschworenen sich auf der Wache befanden und sprang augenblicklich in die Kasematte, indem er seinen Kameraden zurief: „Brüder, zum Gewehr! Wir sind verrathen!“

Und nun folgte ihm Alles nach der Wache des Stockhauses. Der wachthabende Officier behielt nur 8 Mann bei sich, von denen keiner ein geladenes Gewehr hatte. Die Verschworenen nahmen die scharfen Patronen, die für den Fall der Flucht bei Seite geschafft worden waren, luden ihre Musketen und drohten Alles niederzuschießen, was sich ihnen widersetzen würde. Dann versuchten sie die eiserne Thür von Trenck's Gefängniß zu sprengen; da aber diese durch Riegel und Schlösser zu fest verwahrt und nicht Zeit zu verlieren war, um mit Gewalt geöffnet werden zu können, so mußten sie endlich nach unerhörten Anstrengungen ihren Versuch aufgeben, auch ihren Freund zu retten, und so riefen sie ihm denn zu: er möge versuchen sich herauszuhelfen, um mit ihnen zu entfliehen. Da das aber unmöglich war und die Zeit drängte, so marschirten sie fort und ließen den Unglücklichen in seiner, durch diesen Fluchtversuch noch sehr verschlimmerten Lage zurück.

Neunzehn Mann von der Garnison der Citadelle schlossen sich ihrem kühnen Führer, dem Unterofficier Nicolai, an und so marschirten sie mit geschultertem Gewehr nach dem Feldthore. Dort befand sich nur eine Wache von

sechs Mann mit einem Unterofficier, doch Alle ohne Pulver und Blei, und so wurde denn auch dieses kleine Commando gezwungen, sich ihnen anzuschließen. Ehe Allarm in der Stadt geschlagen werden konnte und von dort aus ein Commando ausrückte, hatten die Meuterer schon den halben Weg nach Braunau in Böhmen gewonnen und kamen glücklich über die Grenze in dieses österreichische Städtchen, wohin ein preußisches Commando ihnen nicht folgen durfte.

Nicolai, der Anführer dieses Complots, war ein Mann von seltener Geistesgegenwart. Zwei Jahre später traf ihn Trenck, sehr erfreut über dieses Zusammentreffen, als Schreiber in Ofen. Er nahm ihn sogleich in seine Dienste; aber schon nach zwei Monaten starb er in Ungarn an einem hitzigen Fieber. Trenck hatte ihn liebgewonnen und beweinte seinen Tod. Bis in das höchste Lebensalter war ihm das Andenken dieses treuherzigen und muthigen Mannes lieb und werth.

Das war das Ende dieses unglücklichen Befreiungsversuchs, dessen Fehlschlagen für Trenck nur eine noch größere Strenge und Härte in der Behandlung zur Folge hatte.

8.

Nun aber schlugen alle Ungewitter des Geschicks über dem Kopfe des unglücklichen Trenck zusammen. Man wollte

ihm als dem Anstifter eines Complots und Verführer von königlichen Soldaten und Officieren den Criminalproceß machen. Man drang in ihn, er sollte die übrigen Mitverschworenen nennen.

Trenck aber gab keine andere Antwort, als, in stolzer Haltung redend: „Ich bin ein ohne Verhör und Kriegsrecht verurtheilter schuldloser Arrestant; ich bin ein cassirter Officier, dem keine Pflicht mehr für das Vaterland obliegt. Das ewige Naturgesetz giebt mir das Recht, meine beleidigte Ehre zu retten und meine Freiheit auf jede nur mögliche Weise zu suchen. Dieser Gedanke ist der einzige Beweggrund für alle meine verzweifelten Unternehmungen. Ich will dabei nichts erreichen, als entweder meine Freiheit oder meinen Tod.“

Dabei blieb es. Der Commandant selbst mochte eine strenge Untersuchung scheuen, die den Vorwurf der Nachlässigkeit im Dienst auf ihn selbst geworfen haben würde. Indeß wurden alle Maßregeln der Bewachung gegen den unglücklichen Gefangenen noch mehr verschärft, doch ihm keine Fesseln angelegt, weil in Preußen kein Cavalier und Officier geschlossen werden durfte, ehe er nicht wegen infamirender Verbrechen dem Scharfrichter übergeben ist. Und so weit war es mit ihm doch noch nicht gekommen.

Die Wache wurde ihm wieder aus dem Zimmer genommen, weniger aus Ungunst, als vielmehr um bei der

Unzuverlässigkeit der Garnison neues Complottiren des Gefangenen mit den Soldaten zu verhindern.

Das größte Uebel aber machte sich bei ihm jetzt fühlbar. Es war Mangel an Geld; denn mit zu freigebiger Hand hatte er die großen Summen ausgetheilt, welche ihm seine hohe Freundin aus Berlin auf heimlichen Wegen nach und nach hatte zukommen lassen.

In dieser Zeit erhielt er von der Prinzessin Amelie folgenden Brief in französischer Sprache, der ihn ganz niederschlug. Er lautete deutsch:

„Ich weine mit Ihnen. Ihr Uebel ist aber ohne Hülfe. Hier mein letztes Schreiben; ich darf nicht mehr für Sie wagen. Retten Sie sich, wenn Sie können; ich bin und bleibe für Sie dieselbe für alle Fälle, wo es möglich ist Ihnen nützlich zu sein. Adieu, mein unglücklicher Freund! Sie hätten ein anderes Schicksal verdient.“ *)

Und dabei kein Geld — das war noch der härteste Schlag, der ihn nur immer treffen konnte. Nur noch den einzigen Trost hatte der unglückliche junge Mann, daß man nicht den geringsten Verdacht gegen die ihm vertrauten Officiere hegte, die, laut ihrer Instruction, wenn

---

*) Das französische Original lautet: „Je pleure avec Vous; Votre mal est sans remède, voici ma dernière; je n'ose plus risquer. — Sauvez Vous, si Vous pourrez; je suis pour Vous la même en tout événement lorsqu'il est possible de Vous être utile. Adieu, malheureux ami, Vous méritez un autre sort.“

sie die Wache hatten, täglich einige Male in sein Gefängniß kommen mußten, um Alles zu visitiren und sich zu überzeugen, ob der Arrestant auch ruhig sei.

Bei einer solchen Gelegenheit sollte sich, als schon lange alle Hoffnung auf Hülfe und Rettung verschwunden zu sein schien, ein Zufall ereignen, der, so abenteuerlich wie seltsam, doch ganz geeignet war, auf eine wahrhaft wunderbare Weise Hülfe zu bringen.

9.

Jener famose Raufer und Händelmacher, den wir schon aus der Schilderung seines Kameraden im Anfange dieses Kapitels kennen, der Lieutenant von Bach, ein geborener Däne, hatte jetzt alle vier Tage die Wache bei Trenck. Beide Officiere, ein Paar Tollköpfe, fühlten sich zu einander hingezogen und machten bald intime Bekanntschaft.

Trenck lag auf seinem Bette und Bach saß zu den Füßen desselben auf eben diesem Lager und erzählte, daß er Tags zuvor den Lieutenant von Scholl im Säbelduell in den Arm gehauen habe.

„Wenn ich frei wäre," entgegnete Trenck scherzend, „so würdest Du mich doch schwerlich blessiren; ich verstehe mich auch ein wenig auf Säbel und Degen."

Augenblicklich stieg dem Raufbold von Bach das Blut ins Gesicht. „Das wollen wir denn doch sehen!"

rief er, sprang auf und schlug vor, sogleich ein Paar hölzerne Rappiere zu machen; damit lief er hinaus und kam mit einem Holzbeil wieder, indem er eine alte hölzerne Thür hinter sich her schleppte. Beide machten sich nun darüber her, davon lange Stöcke abzuspalten und dieselben wie eine Degenklinge zu beschneiden. Um die Hand gewickelte Schnupftücher vertraten die Stelle der Stichblätter. Sobald die improvisirten Rappiere fertig waren, begann das Gefecht. Schon im ersten Gange verfehlte Bach die Parade und Trenck versetzte ihm einen tüchtigen Stoß auf die Brust. Nun gerieth er in Wuth und sagte: „Im Spaß ist es keine Kunst; aber im Ernst soll es Dir nicht gelingen!" Damit lief er hinaus und kam sogleich mit zwei Musketiersäbeln, die er unter dem Uniformrock versteckt trug, in Trenck's Gefängniß zurück. Einen derselben reichte er seinem Gefangenen und sagte: „Jetzt zeige, was Du kannst, Du Großsprecher!"

Trenck protestirte und wollte ihm seine Gefahr vorstellen; aber nichts half. Schäumend vor Wuth und mit geschwungenem Säbel rückte Jener ihm auf den Leib. Trenck war genöthigt, seine Hiebe auszupariren und am Ende sich zur Wehr zu setzen. Da der ehemalige Gardeofficier und frühere Student ein weit besserer Fechter war, als der Raufer eines Garnisonregiments, dieser auch in der Wuth alle Vorsicht vergaß, während Trenck kalt und

ruhig blieb, so konnte es nicht fehlen, daß Bach bald einen Hieb in den rechten Arm erhielt.

Anstatt darüber noch mehr in Wuth zu gerathen, war der Mensch augenblicklich wie umgewandelt. Er warf seinen Säbel fort und fiel seinem Gegner um den Hals, küßte ihn und hing weinend an seinem Halse.

„Du bist der einzige brave Kerl," rief er endlich, „den ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Sei mein Freund, denn Du bist mein Meister! Du sollst und mußt durch mich Deine Freiheit erhalten, so wahr ich Bach heiße; ich werde Dir helfen."

So war diese seltsame neue Freundschaft bald geschlossen. Beide verbanden die Hiebwunde im Arm, die ziemlich tief war, so gut es sich thun ließ. Dann schlich der Verwundete hinaus und ließ sich heimlich von dem Compagniefeldscheerer ordentlich verbinden und am Abend kam er wieder zu seinem lieben Gefangenen, den er nun erst, wie er sagte, achten und lieben gelernt habe.

Nun machte er Trenck folgenden Vorschlag.

„Es giebt kein anderes Mittel, Dich zu retten," sprach er, „als wenn der wachthabende Officier mit Dir geht, und ich selbst will diese Rolle übernehmen. Ich will gern mein Leben für Dich aufopfern, aber einen Schelmstreich kann ich nicht begehen und von der Wache desertiren. Indeß gebe ich Dir hiermit mein heiliges Ehrenwort, in

wenigen Tagen den rechten Mann zu schaffen, der Dir zu Allem behülflich sein wird."

An demselben Abend noch kam er spät zurück und stellte ihm den Lieutenant von Scholl vor, mit den Worten: „Hier, Bruder, ist Dein Mann!"

Schnell umarmte er Trenck und gab sein Ehrenwort, den letzten Blutstropfen anzuwenden, ihm zu helfen.

So war denn der Handel bald geschlossen. Trenck hatte nun zwei Freunde, auf die er sich verlassen konnte.

So wurden denn neue Pläne zur Flucht geschmiedet. Bach war darin unerschöpflich und Scholl zu Allem bereit.

Dieser Scholl war erst vor kurzer Zeit aus der Garnison von Habelschwerdt nach Glatz gekommen. Er sollte in einigen Tagen die erste Wache auf der Citadelle bei Trenck übernehmen. Bis dahin wurde die Ausführung des Planes, den sie beschlossen hatten, verschoben.

Da aber Trenck, wie der mitgetheilte Brief ersehen ließ, von seiner hohen Freundin in Berlin kein Geld mehr erhielt, so bestand seine heimliche Kasse nur noch aus sechs Louisd'ors. Deshalb wurde denn beschlossen, daß Bach nach Schweidnitz fahren sollte, wo Trenck einen reichen Freund hatte, um von ihm eine genügende Geldsumme zu holen.

Wir müssen daran erinnern, daß Trenck mit allen Officieren der Garnison bis auf wenige Ausnahmen im vertrautesten Einvernehmen stand.

Nur allein der Hauptmann von Röder war streng und ernst und chikanirte ihn, wo er konnte. Der Major von Quandt war Trenck's Verwandter von Seiten seiner Mutter, ein lieber, menschenfreundlicher Mann. Er wünschte ihm Glück und Gelegenheit zur Flucht, da doch einmal das Unheil so hoch gestiegen und er ohne andere Hoffnung war. Die vier Lieutenants, die ihn wechselsweise bewachten, waren die Herren von Bach, von Schröder, von Lunitz und von Scholl.

Diese Officiere waren alle mit ihm einverstanden. Sie wußten um das Geheimniß seines Fluchtplans. Keiner verrieth aber das Mindeste davon.

Es ist nicht zu verwundern, wenn Officiere von den damaligen Garnisonregimentern so leicht zur Desertion zu verleiten waren. Meistens waren es Männer, die Muth, Geist und Kenntnisse genug besaßen, um im Felde ihrem Könige mit Geschick und Kühnheit zu dienen. Aber im Garnisondienst waren sie die unzuverlässigsten Menschen von der Welt. Viele hatten früher ein Abenteurerleben geführt, Andere waren Raufbolde, Händelsucher, Spieler und Schuldenmacher; dazu war ihr Sold zu klein, um mit dem Aufwande zu leben, dem leichtsinnige Menschen nur zu leicht sich hingeben. Zum Garnisondienst in den Festungen waren sie meistens nur zur Strafe commandirt. Solche Strafregimenter galten für den Ausschuß der Armee. Unzufrieden mit ihren Verhältnissen, mit einer viel

geringern Gage, als andere Officiere der Armee hatten, verachtet vom Könige, von den Generalen und dem ganzen Heere, waren solche Leute leicht zu Allem zu verleiten, wenn sie nur dabei ihren Vortheil ersahen.

Den Abschied konnte Keiner erhalten. Arm und dürftig waren sie mehr Glücksritter als ehrliebende Officiere. Kein Wunder, wenn solche unzuverlässige Militärs die unzuverlässigsten Wächter eines reichen Gefangenen waren, der nicht selten das Geld mit vollen Händen von sich warf.

Scholl war ein Mensch von außerordentlichen Talenten; er redete und schrieb sechs Sprachen, und hatte Geist und eine schöne wissenschaftliche Bildung.

Früher hatte er im Fouquet'schen Regimente gestanden. Sein Oberster, ein geborner Pommer, hatte ihn chikanirt. Fouquet, bei seiner eigenen geistigen Beschränktheit, konnte keinen gelehrten Officier leiden und hatte ihn aus diesem Grunde allein zum Garnisondienste auf die Festung commandirt. Scholl forderte zweimal seinen Abschied; aber er wurde mit Festungsarrest bedroht, wenn er sein Gesuch nicht zurücknehmen würde. Das geschah; denn er hatte es nur zu oft erfahren, daß hier Gewalt vor Recht ging, wie es denn auch nicht anders sein kann in einem autokratisch regierten Staate, denn selbst ein großer Geist, wie Friedrichs des Großen, hat kein Mittel in der Hand, den Despotismus seiner Beamten zu ver-

hindern, oder sich dagegen zu sichern, daß er mit lügenhaften Berichten betrogen und zu Ungerechtigkeiten verleitet wird. Auch der mächtigste König bleibt immer Mensch, und der vollkommenste Mensch ist kein allwissender Gott.

Scholl fühlte tief das Unrecht, das ihm geschah und selbst der strengste Moralist wird es ihm kaum verdenken können, daß er fest entschlossen war, aus dieser Zwangsgarnison zu desertiren und sich an dem General von Fouquet zu rächen, indem er die von demselben gehaßten Staatsgefangenen aus dem Gefängniß befreite.

So wurde denn verabredet, daß für die nächste Wache, die Scholl haben würde, Alles veranstaltet sein sollte, um die Flucht auszuführen. Aus diesem Grunde mußte das Unternehmen noch acht Tage aufgeschoben werden. Indeß kam abermals ein Querstrich dazwischen.

10.

Der Commandant, General Fouquet, hatte Verdacht geschöpft, daß das Eintreten seiner Officiere in das Gefängniß eines so gewandten und unternehmenden Menschen wie Trenck war, leicht zum Einverständniß mit dem Gefangenen führen könne. Er befahl daher, daß dessen Gefängnißthür stets verschlossen gehalten werden sollte; das Essen solle ihm durch eine Klappe gereicht werden, und auf das Strengste, bei Strafe der Cassation, wurde

es untersagt, mit dem Gefangenen ein Wort mehr, als unumgänglich nöthig sei, zu reden. Noch strenger, bei Arrest und Cassation, war es verboten, mit ihm zu essen oder zu trinken. Den Schlüssel hatte der Platzmajor stets in Verwahrung.

Aber bei der Stimmung der Officiere dieser Garnison war dieser Befehl leicht zu umgehen. Die Officiere ließen sich Nachschlüssel machen und saßen halbe Tage und Nächte bei ihm, und plauderten, aßen, tranken und spielten mit ihm.

Aber dem Gefängniß Trenck's gerade gegenüber war die Zelle eines gewissen Capitäns von Damnitz. Dieser war mit den Compagniegeldern aus preußischen Diensten durchgegangen, und wurde Hauptmann bei einem österreichischen Regimente, das sein Vetter commandirte. Da er sich aber im Feldzuge von 1744 als Spion von ihm gebrauchen ließ, so wurde er mitten in der preußischen Armee im Bauernkittel erkannt und gefangen, und wohlverdient zum Galgen verurtheilt. Durch Fürbitte der schwedischen Volontärs, die damals in der Armee dienten, erhielt er Pardon, und saß jetzt in Glatz auf Lebenszeit als Festungsgefangener cum infamia.

Dieser Elende, der später dennoch durch Protection nach zweijährigem Arrest die Freiheit wieder erhielt, und sogar bei dem österreichischen Regiment seines Vetters Obristlieutenant wurde, war damals vom Platzmajor als

heimlicher Kundschafter bestellt, um den Gefangenen Trenck zu beobachten. Es konnte nicht fehlen, daß er den verbotenen Verkehr der Officiere bald bemerkte und davon Anzeige machte, daß diese der strengen Ordre entgegen doch die meiste Zeit bei ihm zubrächten.

Unter diesen Umständen bezog Scholl am 24. December die Wache in der Citadelle. Vermittelst seines Nachschlüssels öffnete er sogleich die Thür von Trenck's Gefangenzelle, trat hinein und blieb lange Zeit bei ihm. Alles sollte an diesem Tage verabredet werden, wie bei seiner nächsten Wache ganz unfehlbar die Flucht ausgeführt werden solle.

Zum Glück war an demselben Tage der Lieutenant von Schröder bei dem Commandanten zum Essen eingeladen. Dieser erfuhr bei dieser Gelegenheit zufällig vom Adjutanten des Generals, daß er Ordre habe, den Lieutenant von Scholl von der Wache ablösen zu lassen und sogleich zu arretiren.

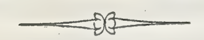
Schröder wußte um das Geheimniß der Flucht. Er konnte nichts Andres vermuthen, als daß Alles verrathen sei, obgleich der eigentliche Grund dieses Befehls kein anderer war, als daß der Spion Damnitz gemeldet hatte, daß Scholl sich soeben bei dem Arrestanten Trenck befinde.

Schröder entfernte sich deshalb unter einem glaublichen Vorwande schnell aus der Wohnung des Comman-

danten, und eilte nach der Citadelle. Hier sagte er zu Scholl: „Freund rette Dich! Alles ist verrathen, Du wirst sogleich arretirt werden.“

Scholl hätte allein ohne Gefahr entweichen können; denn Schröder machte ihm den Antrag, sogleich mit ihm Pferde zu nehmen und über die Grenze nach Böhmen zu reiten; aber dieser brave Mann wollte seinen Freund Trenck in dieser neuen Gefahr nicht verlassen. Er trat in dessen Gefängniß, zog einen Unterofficiersäbel, den er unter dem Rocke versteckt trug, hervor und sagte: „Freund, wir sind verrathen, folge mir schnell; es ist keine Minute zu verlieren.“

Und die abenteuerlichste Flucht begann.



Elftes Kapitel.

Flucht aus der Festung. — Scholl's Unfall. — Nebel und Glatteis. — Verfolgungsanstalten. — Lärmkanonen. — Zwei befreundete Officiere. — Das Ehrenwort. — Verfolgungsmaßregeln. — Uebergang über die Neiße. — Große Beschwerden. — Scholl's Furcht. — Der zweite Uebergang über die Neiße. — Das Waldgebirge. — Nacht-Schnee. — Die Thurmuhr der Stadt. — Seltsame Kriegslist. — Der alte Bauer. — Sie machen sich beritten. — Gefahr in Wünschelburg. — Glückliche Ankunft in Braunau. — Freude und Schmerz. — Intrigue. — Aufenthalt in Braunau. — Entschluß, sich nach Preußen durchzuschlagen zu Trenck's Mutter. — Pässe als preußische Deserteure, mit umgekehrten Namen.

1.

Kaum hatte Scholl den gefangenen Trenck zur Flucht aufgefordert, so sprang dieser von seinem Lager auf, warf seinen rothen Uniformrock über die Schulter, zog rasch die Stiefeln an und war fertig zur Flucht.

Im Drange der Eile nahm er sich nicht einmal Zeit, sein verstecktes Geld mitzunehmen, und entbehrte damit das vorzüglichste Förderungsmittel einer so gefährlichen Flucht.

Und nun gingen Beide aus dem Gefängnisse her-

aus. Schon der erste Wachtposten auf dem langen halbdunkeln Gange rief: Halt! Scholl sagte ihm aber ganz trocken: „Der Arrestant geht mit mir in die Officierstube. Bleib hier stehen.“

Die Schildwache ließ ihn passiren. Beide gingen auch wirklich hinein in die Officierstube der Wache; aber sogleich wieder zur andern Thür hinaus.

„Wir gehen,“ sagte er zu Trenck, „unter dem Zeughause vorbei, bis an die äußersten Außenwerke, und steigen dort über die Palissaden, suchen uns dann zu retten, wie es gehen will.“

Kaum hatten sie indeß 100 Schritte gemacht, als ihnen der Major von Quandt mit dem Adjutanten des Generals begegnete.

Scholl erschrak, stieg rasch auf die Brustwehr und von dort den Wall hinunter, der an dieser Stelle gerade nicht hoch war. Trenck folgte ihm ebenso schnell, sprang nach und kam glücklich hinunter, außer daß er sich am steilen Abhange die Schulter etwas beschädigte. Aber mit Schrecken sah er, wie sein armer Freund das Unglück hatte, sich den Knöchel an dem einen Fuß zu verrenken.

Sogleich zog dieser seinen Degen und bat Trenck, ihn damit zu tödten; dann möge er sich selbst helfen, so gut es gehen wolle.

Trenck war, wie wir wissen, ein großer und starker

Mann, Scholl klein und schwächlich. Anstatt den Versuch zu machen, ihm mit Worten sein verzweifeltes Verlangen auszureden, ergriff ihn Trenck mitten um den Leib, hob ihn über die Palissaden, dann auf seinen Rücken, und lief mit ihm davon, ohne zu wissen wohin.

Günstige Umstände beförderten die Flucht. Die Sonne war zwar noch nicht untergegangen, aber ein dichter Nebel legte sich wie ein Vorhang über die ganze Gegend. Glatteis machte jeden Schritt unsicher, nur nicht die des kräftigen jungen Mannes, der rastlos mit seiner theuern Bürde durch die Nebelwand vorwärts eilte, immer in der Richtung nach der böhmischen Grenze zu, die er kannte.

Die beiden Officiere, welche allein ihr Entweichen über den Wall gesehen hatten, wollten nicht nachspringen; der Major Quandt nicht, weil er seinem Verwandten, dem jungen Trenck, wohlwollte, und ihm im Herzen alles Glück auf die gefahrvolle Reise wünschte, und der Adjutant nicht, aus Furchtsamkeit. Dieser lief aber sogleich nach der Stadt und machte Meldung bei dem Commandanten von der Flucht des von ihm angefeindeten Gefangenen, und der Major traf bedächtig und möglichst langsam Vorkehrungen in der Citadelle, um die dortige kleine Garnison zu allarmiren.

Schon füllte sich die Höhe der Wälle mit Soldaten, die alle schrieen und lärmten: „Haltet den Deserteur!"

aber Niemand wagte ihnen nachzuspringen. Ehe Nachricht von ihrer Flucht von der Citadelle in die Stadt gelangen konnte, und das Commando zum Verfolgen der Flüchtlinge nur das Thor erreicht hätte, wäre eine halbe Stunde vergangen.

Gefährlicher waren ihnen die Lärmkanonen. Sobald ein Mann vermißt wird, läuft sogleich der Kanonier von der Hauptwache auf den Wall und feuert die drei Lärmkanonen ab, die dort auf drei Seiten der Festung Tag und Nacht geladen stehen. Jetzt aber ertönte der Donner dieses Signals schon, als die Flüchtlinge kaum erst hundert Schritt von der Festung entfernt waren.

Dieser Umstand erschreckte den armen Scholl noch mehr, als alles Frühere. Er wußte, daß von Glatz aus fast noch kein Gemeiner glücklich durchgekommen war, der nicht wenigstens zwei Stunden voraus hatte, ehe die Kanonen donnerten; denn bei den häufigen Desertionen waren Bauern und Husaren viel zu geübt und eifrig, das Fanggeld für einen Ausreißer zu verdienen, indem sie alle nur möglichen Wege und Pässe besetzten.

Als die Flüchtlinge etwa 500 Schritt von den Wällen entfernt waren, hörten sie schon die Nachsetzenden hinter sich; daß sich Einzelne nicht näher heranwagten, hatte Trenck allein dem Ruf seiner Tapferkeit und seines tollkühnen Muths zu danken. Niemand mochte auch daran zweifeln, daß er mit Degen und Pistolen hinreichend be-

waffnet sei, und Jeder wußte, wie er die Waffen zu gebrauchen verstand. Hätten seine Verfolger nur geahnet, daß sie von ihrer eignen Flucht übereilt nichts hatten zu ihrer Vertheidigung, als einen Officierdegen und einen elenden Unterofficiersäbel, so würden sie bald eingeholt und als Gefangene eingebracht worden sein.

So kamen unsere Flüchtlinge ungefährdet bis ziemlich nahe an die böhmische Grenze heran, als sie plötzlich aus dem Nebel zwei berittene Officiere herauftauchen sahen, denen in einiger Entfernung noch Bewaffnete zu folgen schienen.

Jetzt glaubten sie sich verloren. Trenck machte sich bereit zur verzweifelten Gegenwehr, und abermals beschwor ihn Scholl, den er auf den Boden niederlegen mußte, um freier fechten zu können, ihn zu erstechen, damit er wenigstens nicht lebend in die Hände seiner Feinde falle.

Da rief ihnen einer der Officiere zu: „Bruder, mache daß Du besser links gegen das dort liegende Haus kommst; dort ist die Grenze; die Husaren sind soeben rechts geritten. Wir aber haben Euch nicht gesehen!“

In diesem Augenblick erkannte Trenck seine Freunde, den Hauptmann Zerbst vom Fouquet'schen Regiment und den Lieutenant Bart. Der Erstere hatte ihm die Warnung zugerufen und Beide wendeten sich nun nach der andern Seite hin.

Damit gewannen die Flüchtlinge die trostbringende Ueberzeugung, daß sie von den Officieren der Garnison nichts zu fürchten hatten. Damals war im preußischen Dienst die Cameraderie größer als die Disciplin. Das Ehrenwort galt noch so viel, daß Trenck früher als Gefangener sich einst auf sein Ehrenwort 36 Stunden aus seinem Gefängnisse entfernen durfte, um mit zwei Officieren der Garnison an einer Jagdpartie bei dem Baron von Stillfried auf Neuerde Theil zu nehmen. Ein Lieutenant von Lunitz spielte indeß, in Trenck's Bette liegend, die Rolle des Arrestanten. Selbst der Major wußte darum; nur dem Commandanten blieb die Geschichte ein Geheimniß; dieser wurde trotz aller gestrengen Befehle doch immerwährend getäuscht.

Nach diesem Begegnen der Officiere trug Trenck seinen Freund noch etwa 300 Schritte weiter. Dann setzte er ihn auf die Erde nieder und sah sich um in der Gegend. Er konnte die Stadt nicht mehr sehen; folglich waren auch sie selbst sicher, von Weitem nicht mehr gesehen zu werden.

Seine Geistesgegenwart verließ ihn keinen Augenblick. Tod oder Freiheit! das war der Wahlspruch der Flüchtlinge und ihr fester Entschluß.

Jetzt fragte Trenck seinen Gefährten: „Du mußt die Gegend besser kennen, Scholl, als ich, wo liegt Böhmen, wo fließt die Neiße?“

Der arme Mensch war aber ganz rathlos. Er konnte sich weder fassen noch besinnen, und antwortete nur: „Zur Rettung ist keine Möglichkeit! um des Himmels willen, erweise mir nur die einzige Liebe, mich nicht lebend zurückzulassen.“

Nachdem ihm Trenck auf das Feierlichste versprochen hatte, ihn vom schimpflichen Tode am Galgen zu retten, und ihn mit seinem Degen zu durchbohren, wenn kein anderes Mittel mehr möglich sei, sprach er ihm Muth ein und jetzt erst sah Scholl sich um, gewann wieder einige Fassung und sagte nach einigem Besinnen: „Wir sind in der Irre umher gelaufen. Ich erkenne an den Bäumen dort, daß wir nicht weit von dem Feldthore der Stadt sind. Alles ist verloren!“

Neuer Schreck. Indeß Trenck behielt die Besonnenheit.

„Noch nicht,“ entgegnete er, „wo fließt die Neiße?“

Scholl wies seitwärts.

„Gut,“ sagte Trenck, „nun höre, Freund, Alles hat uns in der Richtung nach dem böhmischen Gebirge zu laufen sehen. Dorthin wird man uns verfolgen. Die ganze böhmische Grenze wird schon so dicht besetzt sein, daß wir den Husaren in die Arme laufen würden, wenn wir versuchen wollten, den Cordon zu durchbrechen. Gehen wir nach Schlesien, da ist noch Alles sicher.“

Und nun lud er seinen Freund mit dem kranken Fuße wieder auf seine Schultern und trug ihn rückwärts

gegen die Neiße. Auf diesem Wege hörten sie schon in allen Dörfern Sturm läuten, auch sahen sie in einiger Entfernung die Bauern, welche den Desertions-Cordon besetzten und Allarm machten.

Bei dem damaligen Militärwesen der Werbungen kamen Desertionen so häufig vor, daß sich ein vollständiges Verfolgungssystem gegen Deserteure ausgebildet hatte.

In der Stadt wurden täglich bei der Parole die Officiere bestimmt, welche ihre Pferde gesattelt halten und sich selbst in voller Uniform mit dem Degen an der Seite in jedem Augenblick, sobald die Lärmkanone ertönte, bereit halten mußten, zur Verfolgung der Deserteure aufzubrechen. In jedem der umliegenden Dörfer sind gleichfalls die Bauern zum Voraus bestimmt, welche, sobald die Lärmkanone ertönt, auf diese Menschenjagd ausrücken müssen. Die Officiere sprengen alsdann sogleich hinaus in die Umgegend, um zu visitiren, ob die Bauern die ihnen zum Voraus angewiesenen Posten besetzt haben und ihre Schuldigkeit erfüllen. Auf diese Weise ist es allerdings selten möglich, daß ein Deserteur durchkommt, ohne wieder eingefangen zu werden.

2.

Trotz aller dieser Vorkehrungen kamen doch unsere Flüchtlinge glücklich bis an die Neiße. Der Frost hatte

nur eine ganz dünne Eisdecke über den Fluß gelegt. Die Fliehenden zu tragen, war sie zu schwach, sie durchzuschlagen fast zu stark. Doch mußte das Letztere gewagt werden, wollten sie nicht in die Hände ihrer Verfolger fallen. Ein Kahn oder Floß war nicht zur Hand. Die dringende Gefahr gestattete kein Zögern. Die Kälte und Tiefe des Wassers durfte nicht schrecken. Und so stieg denn Trenck in das Wasser, seinen Freund halb führend, halb tragend. Die Eisschollen trat und schlug er vor sich her entzwei. Das eiskalte Wasser, das durch die Kleidung auf die Haut drang, durchnäßte sie auf die empfindlichste Weise, so daß sie befürchteten, vom Schlage getroffen zu werden, besonders da sie von der Anstrengung der Flucht erhitzt waren. So lange die Tiefe nicht so bedeutend war, daß sie durchwaten konnten, ging es noch, aber bald war es so tief, daß das Wasser ihnen über den Kopf zusammenschlug. Zum Glück war Trenck ein tüchtiger Schwimmer; Scholl dagegen konnte gar nicht schwimmen, und hätte er die Kunst verstanden, so würde ihn sein gelähmter Fuß daran gehindert haben. In dieser Verlegenheit blieb ihm nichts übrig, als sich an Trenck's langem Haarzopf festzuhalten, während dieser das Eis einschlug und durchschwamm. Zum Glück war die tiefe Stelle des Wassers höchstens drei Klafter breit, und so war das andere Ufer erreicht, als sich ihre Verfolger am jenseitigen Ufer zeigten.

Es gehört wahrlich eine ungeschwächte Gesundheit und die volle Jugendkraft dazu, am 24. December durch einen leicht zugefrornen Fluß zu schwimmen, und dann noch 18 Stunden, durchnäßt bis auf die Haut, im Freien zuzubringen, ohne sterbenskrank zu werden.

Gegen sieben Uhr Abends hörten Nebel und Glatteis auf, dagegen fing der Mond an zu leuchten, und helles Frostwetter trat ein. Wenn das Mondlicht ihnen die Pfade erleuchtete, so erhöhte es auch die Gefahr, von ihren Verfolgern entdeckt zu werden. Dagegen erstarrten ihre Kleider zu Eis und dieses erschwerte jede Bewegung, und wo die Körperwärme das Eis schmolz, rann das kalte Wasser an den erhitzten Körpertheilen herab. Dazu mußte Trenck seinen jetzt völlig gelähmten und erstarrten schwächlicheren Freund viele Stunden lang auf seinem Rücken tragen.

Nie hat es eine gefahrvollere und beschwerlichere Flucht gegeben, und nie war, bei allen Gefahren, das Glück den Flüchtlingen günstiger gewesen.

Trenck wurde bei seinen übermäßigen Anstrengungen warm, aber marode; sein Freund dagegen in seiner ruhigen Haltung erstarrte fast zur Bildsäule, und litt unbeschreibliche Schmerzen. Und da er weniger muthig war, als sein mehr entschlossener Gefährte, so verdoppelten seine Leiden noch Schreck und Angst. In jedem abgebrochenen Baumstamm sah er einen Soldaten; die schwarzen Stämme

der Bäume des Waldes hielt er im unsichern Mondlicht für bewaffnete Bauern, und in dem Knistern und Krachen der im Nachtwinde sich bewegenden, mit einer Eiskruste candirten Baumzweige glaubte er den Anmarsch von Truppen zu vernehmen.

Trenck hatte Mühe, ihn zu beruhigen.

„Hier," sagte er, „auf dem andern Ufer der Neiße sind wir vollkommen sicher, weil uns Niemand auf dem Wege nach Schlesien sucht."

Und dabei ging er eine halbe Stunde so nahe als möglich am Ufer fort. Sobald er aber die ersten Dörfer im Rücken hatte, wo der Allarmcordon gezogen war, die Scholl aus Erfahrung genau kannte, so gewann auch der ängstliche Freund wieder Muth.

Noch einmal mußten sie über die Neiße setzen, die im weiten Bogen sich vor dem Gebirge hinzog. Abermals durchzuschwimmen, mit erstarrten Gliedern und Kleidern, hielten Beide für unmöglich. Doch das Glück war ihnen günstig. Sie fanden einen Fischerkahn, angekettet am Ufer, sprengten Schloß und Kette und schifften hinüber, indem sie die Eiskruste vor sich her mit dem Ruder einstießen.

Unmittelbar am andern Ufer der Neiße begann das waldige Gebirge. Hier trafen sie Schnee. Der Muth der Flüchtlinge wuchs, aber es häuften sich noch die Schwierigkeiten.

Trenck setzte seinen Gefährten einen Augenblick auf den Boden nieder und Beide hielten jetzt Kriegsrath.

Zunächst schnitten sie einen Stock ab, woran Scholl, um dem Freunde etwas Erleichterung zu gewähren, versuchte, auf einem Fuße hinkend sich fortzubewegen. Das hatte aber seine großen Schwierigkeiten und wurde endlich ganz unmöglich, denn der Schnee wurde immer tiefer und seine gefrorene Rinde brach ein; zudem war weder Weg noch Steg zu erkennen; das Gebirge wurde immer steiler, die Gegend wilder und war den Flüchtlingen völlig fremd.

So wühlten sie die ganze Nacht hindurch, ohne bedeutend vorwärts zu kommen, bis an die Knie in tiefem Schnee. Sie kamen an Stellen, wo das Gebirge völlig unersteiglich war und mußten trotz des beschwerlichen Marsches die weitesten Umwege machen.

Es ist unglaublich, was ein mit Willens- und Körperkraft begabter Mensch ertragen kann, ohne zu Grunde zu gehen, wenn er will und muß. Schon glaubten die Flüchtlinge sich der schlesischen Grenze nahe, die vier Stunden von Glatz entfernt war, als sie ganz deutlich auf der Thurmuhr der Stadt die Mitternachtsstunde anschlagen hörten.

Es ist unmöglich, die Gefühle von Schreck und Unmuth zu schildern, die Beide in diesem Augenblicke durchdrangen. Sie sahen einander an und Scholl sagte noch einmal:

„Nun ist Alles vorbei! Laß uns hier niederlegen und sterben!“

„Noch nicht!“ entgegnete Trenck. „Wer sich selbst verläßt, den wird Gott verlassen. Gehen wir weiter.“

3.

Nun wurden Müdigkeit und Kälte bei Trenck und die Schmerzen bei Scholl völlig unerträglich. Dazu stellte sich der Hunger ein, und zwar in einem Grade, den man Heißhunger nennt, wenn kalter Schweiß die Stirn bedeckt und eine allgemeine Schwäche eintritt, die an Ohnmachtschauer grenzt. Hier niedersinken, hieß nichts Anderes, als sich dem Tode des Erfrierens preisgeben. Doch diese Gedanken bewogen Trenck, seine letzten Kräfte aufzubieten, und seine Charakterstärke überwand die Schwäche des Leibes.

Endlich nach gemachter Ueberlegung und einem halbstündigen Vorwärtsarbeiten im Schnee kamen sie an ein Dorf, welches am Fuße des Berges lag. Etwa dreihundert Schritt davon entfernt sahen sie zwei einzelne Häuser liegen. Sie standen nun still und verabredeten einen seltsamen, gewagten Plan, der aber wenigstens die einzige Möglichkeit darbot, sich zu retten.

Die Hüte hatten sie schon bei dem Herunterspringen vom Walle der Festung Glatz verloren gehabt. Scholl hatte aber noch seine Schärpe und seinen Ringkragen um,

und auf diese Kennzeichen eines diensthabenden Officiers bauten sie ihren Rettungsplan. Sie gingen dabei von der Voraussetzung aus, daß diese Kennzeichen der Macht ihnen Ansehen bei den Bauern geben würden.

Nun wurden die Vorbereitungen getroffen, um die beschlossene List durchzuführen. Trenck schnitt sich in den Finger, so daß es heftig blutete und beschmierte sich Hände und Gesicht mit Blut, verband sich auch den Kopf und sah ganz aus wie ein schwer Verwundeter.

So trug Trenck seinen Freund auf dem Rücken bis an das Ende eines Gesträuchs unfern von den ersten Häusern. Scholl band ihm hier die Hände auf den Rücken, doch so, daß Trenck selbst mit einem Zuge die Schleife lösen und sich befreien konnte. Nun hinkte Scholl am Stocke hinter Trenck her und schrie um Hülfe.

Da kamen zwei alte Bauern aus den Häusern herbei und Weiber und Kinder sahen mit Neugier das so seltsame Paar heranziehen.

„Hört," rief Scholl im befehlenden Tone, „lauft sogleich in das Dorf. Der Richter soll im Augenblick den Wagen anspannen. Ich habe den Spitzbuben eingeholt. Er hat mir mein Pferd erstochen, wodurch ich mir ein Bein verrenkt habe. Ich habe ihn dennoch zusammengehauen und gefangen. Geschwind einen Wagen, damit er noch gehängt werde, ehe er krepirt."

So ließ sich Trenck denn wie halb todt in eine der

Bauernstuben schleppen. Ein Bauer lief ins Dorf. Ein altes Mütterchen und ein hübsches junges Bauermädchen bezeugten den beiden Flüchtlingen großes Mitleid und gaben ihnen Milch und Brod. Nie hat ihnen eine Mahlzeit besser geschmeckt als diese, niemals einen Menschen mehr gekräftigt als diese Erfrischung.

Aber wie erstaunten und erschraken Beide, als der alte Bauer den Lieutenant Scholl bei seinem Namen nannte und ihm versicherte: Er wisse recht gut, sie Beide wären die Deserteurs. Schon Abends vorher sei ein nachsetzender Officier im Wirthshause gewesen, habe sie genannt und genau ihre Personen und Kleidung beschrieben, daß Niemand im ganzen Dorfe darüber in Zweifel bleiben könne, sie wären die gesuchten Deserteurs. Er habe ihnen auch die ganze Geschichte ihrer Flucht erzählt.

„Aber woher kennt Ihr mich?" fragte Scholl betroffen.

„Herr Lieutenant," entgegnete der Bauer in respectvollem Tone, „mein Sohn stand unter Ihrer Compagnie und Sie haben ihn gut behandelt, während andere Officiere ihre Soldaten oft ärger wie Hunde tractiren. Ich bin kein schlechter Kerl, Herr Lieutenant, der Wohlthaten vergißt, und Gott soll mich strafen, wenn ich Sie verrathe; doch für den Andern kann ich nicht einstehen und die werden auch nicht so dumm sein, an Ihr Märchen zu glauben."

Hier galt es Geistesgegenwart zu behaupten. Waren die Flüchtlinge noch dort, wenn die Bauern aus dem Dorfe kamen, so waren sie ohne Rettung verloren. Trenck sprang daher hinaus und lief in den Stall. Scholl hielt indeß den alten Bauer in der Stube zurück. Die Gefahr war dringend. Sie hatten auf ihren Irrfahrten wohl schon sechs Meilen gemacht und befanden sich doch erst anderthalbe Meile von Glatz entfernt.

Im Stalle standen drei Pferde, doch war kein Zaum zu finden. Zum Satteln hätte die Zeit gefehlt; aber ohne Zaum ließ sich kein Pferd lenken. Zum Glück war das mitleidige junge Mädchen dem schönen jungen Officier gefolgt. Trenck bat sie schmeichelnd und bewegt, ihm zu helfen und ihm ein Paar Zäume zu verschaffen. Das geschah. Das junge Bauernmädchen war so bewegt, daß ihm die Thränen über die vollen rothen Wangen liefen. Sie wäre gewiß mit den Flüchtlingen desertirt, hätte Trenck Lust gehabt, hier an eine Entführung zu denken. Statt dessen bat er sie, den Lieutenant Scholl zu rufen, was das Mädchen auch sogleich that. Scholl kam herangehinkt. Indeß hatte Trenck zwei Pferde gezäumt und zog sie durch die niedrige Stallthür hinaus ins Freie; alsdann half er Scholl auf das eine Pferd und schwang sich selbst auf das andere.

Der alte Bauer weinte und bat, ihm seine Pferde nicht zu nehmen. Er hatte entweder nicht den Muth oder

nicht den Willen, sie zu hindern; denn mit einer Heugabel bewaffnet hätte er die beiden Ritter leicht so lange zurückhalten können, bis Succurs vom Dorfe kam, besonders wenn er das Hofthor geschlossen hätte. Aber er begnügte sich damit, um Rücksendung seiner Pferde zu bitten, was ihm denn auch gern versprochen wurde.

Dann wünschte er ihnen gutmüthig glückliche Reise. Das junge Mädchen schluchzte laut in seine Schürze und reichte den beiden Scheidenden nach so kurzer Bekanntschaft die Hand zum Abschiede; das Mütterchen faltete die knochendürren Hände und sprach halblaut ein Gebet. Schwer waren die Bauernpferde, die für Schläge und Hackenstöße wenig empfindlich waren, in Bewegung zu setzen; bis endlich der Bauer selbst sein „Hü!" rief, da setzten sich die schwerfälligen Ackergäule mit ihren spitzen Rücken und hervorstehenden Hüftknochen, ihre bügellosen Reiter tragend, in einen stoßenden langsamen Trab. Das war derselbe Reiter, der gewohnt gewesen war, die herrlichsten englischen Pferde mit dem reichsten Sattelzeuge zu reiten. Jetzt glich er eher einem Donquixote auf seiner Rosinante, als einem königlich preußischen Garde du Corps-Officier.

4.

Es war aber nichts Leichtes, diese des Ritts von zwei Officieren ungewohnte Pferde in den hier so nöthigen

raschen Gang zu bringen. Der alte Gaul, den Trenck ritt, hatte seine Mucken und wurde steetisch. Kein Mittel half, weder Schläge noch Hackenstöße. Die Heimathsliebe war stärker bei dem treuen Hausthiere als die Menschenliebe. Es kehrte kurz um, wenn ihm mit Reiterkünsten zu stark zugesetzt wurde. Trenck war ein zu guter Reiter, um gegen solche Pferdecapricen nicht das rechte Mittel zu kennen. Er ließ Scholl voranreiten und nun folgte sein Gaul ohne weitere Opposition.

Kaum waren sie einige hundert Schritte vom Dorfe entfernt, so sahen sie Bauern aus dem Dorfe ihnen nachsetzen.

Zum Glück war es ein Feiertag. Alles war in der Kirche und der von ihnen abgeschickte Bauer hatte sie erst aus dem Gotteshause holen müssen. Und das ging langsam. Der Bauer nimmt sich Zeit, wenn er das Gesangbuch unter dem Arme und den langen Sonntagsrock am Leibe trägt.

Es war gerade 9 Uhr früh. Wäre Alles zu Hause gewesen, so würden die Flüchtlinge ohne Rettung verloren gewesen sein. Trenck war marode, Scholl lahm; sie hätten also nicht davonlaufen können.

Ihr Weg ging gerade auf Wünschelburg zu, einer kleinen Stadt an der böhmischen Grenze. Scholl hatte noch vier Wochen früher daselbst im Quartier gelegen. Jedermann kannte ihn im kleinen Städtchen. Ihre Equi-

pirung, auf Bauernpferden, ohne Sattel und Hut, mußte Aufsehen erregen und sie sogleich als Deserteurs verrathen. Damit im seltsamsten Contrast standen die volle Uniform Scholl's mit Degen, Ringkragen und Schärpe und der rothe Waffenrock von der Garde du Corps-Escadron, welchen Trenck noch trug.

Scholl aber kannte genau die Oertlichkeit dieses Städtchens und so ritten denn Beide um den Ort herum und erreichten endlich ohne weitere Gefährdung die Stadt Braunau hart an der Grenze in Böhmen.

Wer war glücklicher als Trenck — und doch wieder unglücklicher. Hierher konnte ihm kein preußisches Deserteurcommando mehr folgen, aber ihm war auch damit die Rückkehr in sein Vaterland für immer abgeschnitten. Das Liebste, was er dort besaß, seine hohe Geliebte, die er schwärmerisch mit der Gluth der ersten Jugendliebe anbetete und seine würdige Mutter, die er tief verehrte, — nie durfte er hoffen, sie wiederzusehen. Sein Erbtheil wurde confiscirt, wie es die Gesetze forderten; seine Ehre war dahin, seine glänzende Aussicht gebrochen: er war nichts mehr als ein mittelloser Ueberläufer, dem ein ungewisses Schicksal bevorstand, der selbst in Oesterreich sein Glück nicht machen durfte, ohne sich vorwerfen zu müssen, seinen Fahneneid gebrochen zu haben, und dabei war Trenck erst zwanzig Jahre alt, also in einem Alter, wo das Blut

feuriger rollt und die Phantasie sich sogar glänzende Luftschlösser bildet.

Trenck wurde tief betrübt, sobald der erste Freudenrausch vorüber war. Er hatte sich, als er die Grenzmarke überschritten, auf den Boden niedergeworfen und die rettende Erde geküßt. Als er aber wieder aufstand, füllten Thränen seine schönen Augen. Er reichte Scholl die Hand und sprach wehmüthig: „Wir sind gerettet, aber unglücklich, Bruder. Halten wir Beide mit einander aus bis an das Ende des Lebens. Vereinzelt würde Jeder von uns zu Grunde gehen.“

Und doch wußte Trenck noch nicht Alles; seine Lage würde ihm noch viel schmerzlicher gewesen sein.

5.

Erst viel später erfuhr er, daß es nicht Zufall und nicht Absicht des Königs, sondern Bosheit, Habsucht und Intrigue gewesen war, wenn man ihm ein Geheimniß daraus gemacht hatte, daß der König gleich von vorn herein seine Gefangenschaft nur auf ein Jahr bestimmt hatte. Sein ganzes Geschick hing an dieser Kenntniß. Nie würde er entflohen sein, hätte er nur eine Ahnung davon gehabt, daß in drei Wochen ihm schon die Rückkehr der Gnade des Königs zugesichert gewesen sei, und hätte er dieses abgewartet, welche Zukunft stand ihm bevor, da einmal der König seine kriegerischen Talente erkannt

hatte, wenn er auch im Uebrigen, was dem feurigen jungen Manne jetzt freilich unmöglich schien, auch in Hinsicht der Entsagung auf seine hohe Liebe den Wünschen des Königs sich gefügt hätte. Anstatt, wie jetzt, berüchtigt zu werden durch seine tollkühnen Abenteuer, durch sein ruheloses Leben, seine Memoiren mit pathetischen Betrachtungen und seine vieljährige Gefangenschaft, so würde er einer der berühmtesten preußischen Generale seiner Zeit geworden sein und das Erbtheil hoher Ehren auf späte Nachkommen übertragen haben.

Der General Fouquet war viel zu sehr erbittert gegen den einstigen Liebling des Königs, um ihm die Freude zu gönnen, das Ende seiner Gefangenschaft erwarten zu dürfen. Anstatt dieses sichere Mittel, ihn davon in Kenntniß zu setzen, zu ergreifen, wodurch allein er ihm die Neigung zu irgend einem Fluchtversuch genommen haben würde, sagte er höhnend und hochmüthig zu seinen Umgebungen: „Ich werde dem Buben die Lust des Davonlaufens schon austreiben; ich werde ihm jede Flucht unmöglich machen.“

Und diese Gesinnung des Generals war einer der Gründe, weshalb der Platzcommandant Doo dem Gefangenen von der mildern Gesinnung des Königs ein Geheimniß machte. Der andere Grund lag in seiner eigenen gemeinen Habsucht. Er wußte, daß Trenck Geld hatte und um von ihm Geschenke zu erhalten, gab er sich das Ansehen, sein Protector zu sein. Er sagte ihm wiederholt:

„Es ist leider nur zu gewiß, Sie sind auf Lebenszeit vom Könige zur Festungsstrafe verurtheilt.“ Dann lenkte er die Unterredung auf seinen Alles geltenden Einfluß bei dem General und wie gut dieser bei dem Könige angeschrieben stehe. Wie bestechlich er war, bewies er dadurch, daß Trenck erst durch das Geschenk eines schönen Pferdes, worauf er nach Glatz geritten war, von ihm die Erlaubniß erwirken konnte, in der Festung spazieren gehen zu dürfen. Für ein anderes Geschenk von 100 Ducaten rettete er den Fähndrich Reitz, welcher mit ihm hatte entweichen wollen und verrathen wurde.

Erst viele Jahre später hatte man Trenck versichert, dieser feile Mensch habe an demselben Tage, an welchem ihm Trenck den Degen von der Seite riß, auf höhere Veranlassung den Befehl gehabt, ihn davon in Kenntniß zu setzen, daß auf seine und des Generals Fürbitte in wenigen Wochen Trenck's Arrest ein Ende haben würde. Und das war seine Absicht gewesen, als er zu ihm in den Kerker trat; aber er wollte seine und des Generals Verdienste für die Auswirkung einer solchen Gnade recht hoch anschlagen, um ein tüchtiges Geschenk zu erhalten, und deshalb zögerte er mit dieser Nachricht und begann damit ihn auf eine Weise zu behandeln, die ihn den ganzen Druck seiner Lage fühlen lassen sollte, um damit den Werth der Freiheit noch zu steigern.

Begreiflich wurden nach der Flucht des jungen Mannes

diese Intriguen des Platzmajors dem Könige nicht gemeldet, sondern es hieß ganz einfach im Rapport: Trenck habe wenige Tage vor Ablauf seines Arrestes auf eine so desperate Weise die Flucht ergriffen, natürlich in keiner andern Absicht, als um zum Feinde überzugehen. Kein Wunder, wenn der gerechte Monarch unter solchen Einflüsterungen, welche nur geeignet waren, die Verläumdung des Majors Jaschinsky und Anderer glaubhaft zu machen, seinen einstigen Liebling, diesen schuldlosen jungen Mann mit vollem Rechte für einen unruhigen Kopf, einen Trotzkopf und Landesverräther halten mußte, für einen incorrigiblen Menschen ohne alles Ehrgefühl, für einen Ausreißer, Meineidigen und Pflichtvergessenen. Auch die weisesten Selbstherrscher vermögen nicht Alles mit eigenen Augen zu sehen, sondern nur durch die nicht selten gefärbten Brillen ihrer Umgebungen zu erkennen, was diese ihnen vorhalten; daher sollte man nicht den Königen Schuld geben, was nur zu oft die Schuld ihrer Umgebungen ist.

Kaum war Trenck in Braunau angekommen, so schickte er dem General von Fouquet die Pferde zurück und schrieb ihm einen Brief über sein Verfahren, so voll derber und rücksichtsloser Wahrheit, daß der General seinem Aerger freien Lauf ließ und sich an den unschuldigen Schildwachen rächte, indem sie Gassen laufen mußten.

So war denn Trenck sicher in Böhmen, aber ein

Fremdling, ohne Geld, ohne Schutz und Freunde. Nur auf sich selbst angewiesen, in der rathlosesten Lage, war dieser junge Mann, der erst zwanzig Lebensjahre zählte, immer noch voll Muth, Entschlossenheit und Kraft.

6.

Somit befand sich Trenck in keiner beneidenswerthen Lage. Er hatte nur noch einen Louisd'or in der Tasche. Sein Freund Scholl besaß nur noch 40 Kreuzer. Und damit sollte er sich seinen verrenkten Fuß heilen lassen, dessen leidender Zustand durch Anstrengung, Kälte und Gemüthsaffecte sich sehr verschlimmert hatte. Dazu war nothwendig, daß sie sich einige Wochen Ruhe gönnten, und dazu wieder gehörte Geld, das sie nicht besaßen.

In dieser nicht geringen Verlegenheit erinnerte sich Trenck, daß er im Jahre 1744 in Braunau bei einem Leineweber in Quartier gelegen hatte. Diesem redlichen Bürger hatte er Rath gegeben und Beistand geleistet, seine besten Habseligkeiten zu vergraben, um sie, da die preußische Armee sich auf dem Rückzuge aus Böhmen befand, gegen Plünderung von Seiten der Panduren zu retten.

Trenck hatte wohl öfter schon die Erfahrung gemacht, wie wahr das Sprichwort redet: „Undank ist der Welt Lohn"; indeß blieb ihm nichts Anderes übrig, als, wenn auch mit schwacher Hoffnung, die Gastfreundlichkeit dieses braven Bürgers in Anspruch zu nehmen. Um so ange=

nehmer wurde er überrascht, als er bei demselben die freundlichste und freudigste Aufnahme fand.

Aber wie anders war es damals gegen jetzt! Mit welchen Gefühlen von Demüthigung betrat er jetzt als armer hülfloser Flüchtling, gewissermaßen als Bettler und Vagabond das Haus, worin er zwei Jahre früher mit neun Pferden und vier Bedienten als Gebieter gewohnt hatte, und wie gedrückt, wie trostlos blickte er jetzt in die Zukunft! Wie hoffnungsvoll und glänzend war sie ihm damals erschienen!

Solche Contraste von Glück und Unglück, die sich an einem Gegenstande der Erinnerung begegnen, erschweren nicht wenig das drückende Gefühl des letztern, während die Phantasie das entschwundene Glücksbild bis ins Ideale verschönert und glänzend in der trauernden Erinnerung abspiegelt.

Scholl hatte ebenso wenig Aussicht. War sein Fuß auch geheilt, wo sollte er dann hin? Fremd, ohne Schutz und hülflos, sollte er Brod und Ehre verdienen! Dazu reichte selbst die leichtsinnigste Hoffnung nicht hin.

Trenck's Lage und Zukunft war nicht viel besser. Nach Wien zu seinem Oheim, dem Pandurenobrist Trenck, der ihn mit offenen Armen aufgenommen haben würde, wollte er um keinen Preis. Er konnte sich nicht entschließen, dem Gerücht Wahrheit zu geben, daß er nur desertirt sei, um zu den Feinden seines Vaterlandes über=

zugehen; lieber wollte er sich in Holland für ein Regiment in Ostindien anwerben lassen. Aber eben durch diesen ehrenhaften Entschluß wurde sein Zustand nur um so hülfloser.

Er schrieb nach Berlin an seine hohe Freundin, erhielt aber keine Antwort, wahrscheinlich weil er versäumt hatte, einen Weg anzugeben, auf welchem die Antwort sicher in seine Hände kommen würde.

Auch seine Mutter war durch den allgemeinen Ruf, der gegen ihn laut geworden war, gegen ihn eingenommen und würde ihm keine Hülfe geschickt haben. Seine Brüder waren noch minderjährig und standen unter Vormundschaft und sein Freund in Schweidnitz konnte ihm nicht antworten, weil er kurz vor dem Eingange seines Briefes nach Königsberg gereist war.

So lebte Trenck mit seinem Freunde drei Wochen lang in dem Hause des redlichen Bürgers, stets Hoffnung auf Hülfe hegend und immer wieder getäuscht.

Indeß war der Fuß seines Freundes geheilt. Dagegen hatten die Flüchtlinge Trenck's Uhr und Scholl's Schärpe und Ringkragen an einen Juden verkauft, allerdings weit unter dem Werth, aber sie mußten um jeden Preis Geld haben. Ihre Kasse bestand nur noch in vier Gulden und damit sollten sie auf gut Glück in die weite Welt hinaus reisen.

Das war keine geringe Aufgabe für einen jungen

Mann, der nie den Mangel gekannt und stets, vom Luxus des vornehmen Lebens verwöhnt, sein Dasein in sorgloser Heiterkeit hinzubringen gewöhnt gewesen war.

7.

In dieser verzweifelten Lage faßte er den höchst gefahrvollen Entschluß, sich womöglich nach Preußen durchzuschleichen, um bei seiner Mutter Hülfe zu finden, damit er alsdann im Stande sei, russische Kriegsdienste zu suchen.

Scholl, dessen Schicksal von dem seinigen abhing, wollte ihn nicht verlassen. Wegen Mangel an Mitteln mußten sie die weite Reise zu Fuß machen. Das war aber noch das geringste der Uebel, welche ihnen drohten. Weit größer war die Gefahr, erkannt und als Deserteurs ausgeliefert und bestraft zu werden. Doch es gab keine andere Möglichkeit zu Geld zu kommen, und ohne Geld war an keine Verbesserung ihres Geschickes nur zu denken.

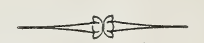
Sie ließen sich Pässe als gemeine preußische Deserteurs geben, doch gebrauchten sie die Vorsicht, ihre Namen umzukehren: Trenck nannte sich Knert und Scholl Losch.

So gingen sie denn am 21. Januar Abends, ohne gesehen zu werden, aus Braunau und nahmen die Richtung des Weges nach Bielitz in Polen.

Ein früherer Freund aus Neurode schickte ihnen ein Paar Taschenpistolen und an Trenck eine Flinte nebst drei Ducaten.

Es hatte damit übrigens eine eigene Bewandtniß. Trenck hatte in früheren glücklichen Verhältnissen diesem Freunde 100 Ducaten geliehen und jetzt, als er sie zurückforderte, weil er selbst in der Noth war, hatte dieser die unverschämte Undankbarkeit, ihm statt dessen drei Ducaten, noch dazu mit der Bemerkung: „Als Almosen" zu schicken. Doch Trenck hatte noch Ehrgefühl genug, ihm dieses Geschenk mit Verachtung zurückzusenden.

Und damit begann das eigentliche Abenteuerleben Trenck's. Wir benutzen sein Tagebuch, um Einiges über seine Reise von Braunau in Böhmen über Bielitz durch Polen nach Meseritz und von da über Thorn nach Elbing mitzutheilen. Es waren 169 deutsche Meilen, die sie fast ohne Geld und doch ohne zu betteln und zu stehlen zurücklegten.



Zwölftes Kapitel.

Beginn der Wanderung. — Heißes Brod und Krankheit. — Wanderung durch tiefen Schnee mit leerem Magen. — Fund einer Violine. — Verhaftung in Bielitz. — Der brave Officier in Teschen. — Kleine Calamitäten ihrer Reise. — Der biedere Wirth. — Abenteuer mit den preußischen Spionen. — Der Verräther aus Braunau. — Kampf mit den Wegelagerern. — Die Werber. — Kriegsbeute. — Sie werden traktirt. — Ball, Prügelei. — Im Schloß von Trenck's Schwester. — Unglücklicher Ausgang dieses Besuchs. — Weitere Wanderung nach Königsberg. — Der hartherzige Jude. — Versuchung um ein Stück Brod einen Mord zu begehen. — Verkauf der Flinte. — Das Glück, sich nach vierzigstündigem Hunger satt essen zu können. — Zigeunerbande. — Neues Abenteuer in Thorn. — Jesuiten. — Werber. — Das Jesuitenkloster. — Verfolgung als Diebe. — Das gute Mütterchen. — Beraubung. — Uebergang über die Weichsel. — Sächsische Werber. — Der alte Freund. — Alle Noth hat ein Ende. — Eine Potiphar. — Trenck's Mutter.

1.

Am 18. Januar 1747 Abends waren unsere Flüchtlinge von Braunau weggegangen. Am 19. erreichten sie Neustädtel. Ihre Kasse betrug damals nur noch 3 Gulden 45 Kreuzer. In Neustädtel verkaufte Scholl seine Uniform und kaufte dagegen den groben grauen

Tuchrock eines Handwerksburschen, worauf er von einem Juden noch 2 Gulden 45 Kreuzer heraus erhielt.

Am 20. kamen sie nach Leitomischel. Halb verhungert aß Trenck heißes Brod, das soeben aus dem Ofen kam, wurde krank und sie mußten einen Tag dort liegen bleiben. Ihr habsüchtiger Wirth leerte ihre Kasse durch eine hohe Rechnung.

Am 23. erreichten sie Sternberg in Mähren. Auf dem anstrengenden Marsch dorthin war Scholl's noch schwacher Fuß so schlimm geworden, daß er hinken mußte. Dennoch mußte am folgenden Tage die Reise weiter fortgesetzt werden.

Am 24. erreichten sie Lepenik. Die Wanderung durch den tiefen Schnee mit leerem Magen, und Scholl mit einem schmerzenden Fuß, war äußerst beschwerlich gewesen. Dort verkaufte Trenck die silberne Schnalle seiner Halsbinde, wofür er vier Gulden erhielt.

Am 25., auf dem starken Marsch über Weißkirch nach Drachotusch, fanden sie eine Violine, deren Verkauf ihnen zwei Gulden in die Reisekasse brachte, obwohl sie 20 Gulden werth gewesen sein mochte.

Am 28. hatten sie das erste bedeutendere Abenteuer. Die Grenzstadt zwischen Polen und den österreichischen Staaten, Bielitz, war erreicht. Dort forderte der commandirende österreichische Hauptmann Capi, vom Marschall'schen Regimente, ihre Pässe. Sie lauteten, wie ge-

sagt, auf falsche Namen als gemeine Deserteurs. Indeß ein aus Glatz desertirter Tambour, der österreichische Dienste genommen hatte, erkannte sie und meldete dem Hauptmann, wer sie waren.

Dieser wurde wüthend über die Namen- und Standesfälschung. Er war ein roher Mensch von beschränktem Verstande, und ließ sie polternd und mit groben Ausfällen arretiren. Indem er sich weigerte, irgend ein Wort der Vertheidigung anzuhören, oder nur ein Verhör mit ihnen anzustellen, schickte er sie mit Wache nach Teschen zurück. Da sie nach ihren Pässen gemeine Deserteurs wären, wie er spottend sagte, so müßten sie zu Fuß wandern.

In Teschen trafen sie zum Glück an seinem Vorgesetzten, dem Obristlieutenant Baron Schwärzer, einen rechtschaffenen Mann, der sie bedauerte und das grobe Verfahren des Hauptmanns Capi lebhaft tadelte. Trenck erzählte ihm ganz offenherzig seine Erlebnisse; mit der Offenheit eines redlichen Charakters suchte er sich nicht zu rechtfertigen, wo die Schuld auf seiner Seite war. Der Obristlieutenant that Alles, um ihn von der Reise durch Polen abzuhalten, und rieth ihm, seinen Weg nach Wien zu nehmen, wo preußische Officiere, die aus der Schule des großen Friedrich hervorgegangen waren, gern aufgenommen würden und ihr Glück machen könnten. Aber Trenck's guter Genius, oder vielmehr seine Recht-

lichkeit und sein Ehrgefühl hielten ihn damals noch von Wien zurück.

Der Obristlieutenant Schwärzer schickte sie daher nach Bielitz zurück und stellte ihnen bis dahin seine eigenen Pferde zur Verfügung. Auch gab er ihnen vier Ducaten mit auf die Reise. Dadurch wurde Trenck in den Stand gesetzt, seine völlig zerrissenen Stiefeln durch neue zu ersetzen.

Aber gegen den Hauptmann Capi war er im höchsten Grade aufgebracht. Sie gingen sogleich durch Bielitz nach Biala in Polen, und Trenck schickte demselben von dort aus ein Cartel. Er forderte ihn auf Degen oder Pistolen. Doch der österreichische Hauptmann war, nach militärischen Begriffen, feig genug, weder zu antworten, noch sich zu stellen.

Trenck war in Noth, aber zu stolz sich Jemandem in einem fremden Lande zu entdecken. Sein Name hätte ihm vielleicht Unterstützung verschafft, aber er wollte ihn nicht preisgeben, daß man einen Trenck als Bettler und Vagabond betrachten konnte.

Zu den kleinen Calamitäten ihrer Wanderung gehörte die leichte Kleidung im kalten Schneewetter, und daß Scholl aus Nachlässigkeit ihre noch in neun Gulden bestehende gemeinschaftliche Kasse verlor. So blieb ihnen nichts als 19 Groschen, welche Trenck zufällig noch in der Tasche hatte.

Sie hatten die Absicht, Trenck's Schwester aufzusuchen, die einen Herrn von Waldow geheirathet hatte. Dieser lebte im Wohlstande auf seinen Gütern bei Hammer im Brandenburgischen, das zwischen Landsberg an der Warthe und Meseritz an der polnischen Grenze belegen war. Deshalb ging ihr Weg hart an der schlesischen Grenze auf Meseritz zu.

2.

So erreichten sie denn unter Andern das reiche Kloster Czenstochau. Dort hofften sie einige Unterstützung zu finden.

Sie kehrten am Fuße des Berges, auf dessen Höhe das schöne Kloster liegt, bei einem wahren Biedermann, Namens Lazar, ein.

Dieser hatte als Lieutenant in kaiserlichen Diensten gestanden, viele Schicksale erlitten und war endlich ein armer Gastwirth in Polen geworden. Unsere Flüchtlinge hatten keinen Kreuzer mehr in Kasse; sie baten daher nur um ein Stück trockenes Brod. Der menschenfreundliche Wirth ließ sie aber an seinem Tische mit essen. So trug denn Trenck kein Bedenken, ihm die reine Wahrheit anzuvertrauen, ihre Umstände und die Absicht ihrer Reise zu entdecken. Sie fanden damit die herzlichste Theilnahme.

Kaum hatten sie ihr stärkendes Mahl eingenommen,

so fuhr eine Reisekalesche vor, aus welcher drei Herren ausstiegen. Sie sahen unsere Flüchtlinge scheinbar ganz gleichgültig an und sprachen wenig.

Trenck und Scholl gingen arglos schlafen. In der Nacht weckte sie aber ihr rechtschaffener Wirth und flüsterte ihnen heimlich zu: „Um Gotteswillen, seid auf Eurer Hut. Diese Herren sind verkleidete preußische Militärs, die den Auftrag haben, Euch zu verfolgen und um jeden Preis wieder einzufangen. Sie boten mir erst 50 Ducaten, dann 100, wenn ich einwilligen würde, Euch noch vor Tagesanbruch in den Betten zu überfallen, zu binden, und mit über die Grenze nach Schlesien zu führen. Allein zu solchem Bubenstück," fuhr er fort, „habe ich meine Genehmigung standhaft verweigert. Alles Zureden und Goldanerbieten war vergebens. Am Ende drangen sie in mich, ihnen wenigstens Verschwiegenheit anzugeloben. Das that ich denn auch endlich, um sie nur los zu werden, und dafür drückten sie mir sechs Ducaten in die Hand."

Daraus ersahen nun unsere Flüchtlinge deutlich, daß es ein Officier und ein Unterofficier war, welche General Fouquet ihnen nachgeschickt hatte, um sie wo möglich noch auf österreichischem Gebiet gegen alles Völkerrecht aufzuheben.

Indem sie darüber nachdachten, wer wohl das Geheimniß der Richtung ihrer Reise verrathen haben könne,

fiel ihr bestimmter Verdacht auf einen gewissen Lieutenant von Mollinie, der sie während ihres Aufenthalts in Braunau als ein Freund von Scholl besucht hatte. Er lag jenseits der Grenze in der nahen Garnison zu Habelschwerdt, blieb zwei Tage bei ihnen und forschte unter erheuchelter freundschaftlicher Theilnahme mit großer Sorgfalt nach der Richtung des Weges, den sie nehmen würden, um eine sichere Zuflucht zu suchen. Die beiden Flüchtlinge ließen sich täuschen. Sie wurden unvorsichtig in ihrem Vertrauen gegen den Heuchler. Er war der einzige Mensch auf der Welt, dem sie unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses ihre Absichten entdeckten, und daher konnte kein Anderer als dieser Mensch sie an den Commandanten von Glatz verrathen haben.

Ueber jene Entdeckung von Seiten des Wirths gerieth Trenck außer sich vor Zorn. Er sprang auf aus dem Bett und griff nach seinen Waffen, in der Absicht, in das Zimmer der Spione zu dringen, und sie als Menschenräuber mit dem Tode zu bestrafen. Doch Lazar, der Wirth, und Scholl fielen ihm in die Arme und verhinderten ihn an einer unbesonnenen That. Der gutmüthige Wirth erbot sich sogar, Beide so lange in seinem Hause zu behalten und unentgeltlich zu verpflegen, bis Trenck Geld von seiner Mutter erhalten würde.

„So seid Ihr doch wenigstens sicher gegen Gefahr

und Ungemach und könnt die weitere Entwickelung in Ruhe abwarten."

„Das kann ich nicht annehmen," entgegnete Trenck, „denn ich bin nicht einmal gewiß, was für einen Eindruck mein Brief auf meine Mutter gemacht haben wird. Ob sie nicht wie alle Uebrigen vom bösen Schein gegen mich eingenommen sein wird, und ist das der Fall, so wird sie meinem vermeintlichen Verbrechen gegen König und Vaterland ganz sicher nicht durch Geldsendungen noch Vorschub geben. Also vorwärts, gehen wir weiter, bieten wir dem Schicksal Trotz, so wird es sich unserm Willen beugen. Nur dem Kühnen hilft Gott!"

„Um des Himmels und aller Heiligen willen," beschwor sie Lazar, „nehmt Vernunft an! einem gewissen Untergang ausweichen ist besser, als ihn aufsuchen. Kennen die Herren einmal die Richtung des Weges, die Ihr einschlagen wollt, so werden sie Euch auf der Straße auflauern und um so sicherer festnehmen, als sie mit dem Postillon vier Personen sind, und Ihr seid nur zwei."

„Desto besser!" rief Trenck, „auf die Zahl kommt es nicht an, sondern auf den Muth und die gerechte Sache. Dieser giebt Gott den Sieg. Und so erhalte ich Gelegenheit, mein heißes Blut zu kühlen, und diese Wegelagerer und Straßenräuber in die andere Welt zu fördern. Es bleibt beschlossen: Wir folgen ihnen auf dem Fuße."

Am andern Morgen früh mit Anbruch des Tages fuhren diese Herren ab auf der Straße nach Warschau zu, ohne im Geringsten zu verrathen, daß sie die Flüchtlinge erkannt hatten.

Auch Trenck und sein Gefährte wollten gehen; aber Lazar hielt sie noch zwei Tage mit freundlicher Gewalt zurück. Er gab ihnen die von den Preußen erhaltenen sechs Ducaten. Sie kauften sich Jeder ein Hemde, ein Paar Taschenpistolen, Strümpfe und andere Bedürfnisse, und dann schieden sie mit der herzlichsten Umarmung von ihrem treuen Wirth, der ihnen noch eine Menge gute Lehren und Vorsichtsmaßregeln mit auf den Weg gab.

3.

Scholl war nicht ohne Besorgniß, und tröstete sich am Ende mit der Hoffnung, daß zwei Tage Warten auf offnem Felde, im Schnee und Winterkälte, mehr als genug gewesen sein würde, diese Strauchdiebe, wie er sie nannte, aus der Gegend hinwegzuscheuchen.

Trenck dagegen war voll Kampflust und froher Hoffnung. Er entgegnete auf seines Freundes Zweifel, daß sie noch anwesend sein würden, mit der heitersten Miene, als gehe es zum Tanz: „Nichts ist gewisser, als daß wir diese Spitzbuben noch treffen werden. Solche Hallunken geben einen schlechten Vorsatz so leicht nicht auf. Wissen sie einmal, welchen Weg wir nehmen müssen,

so wird in zwei Tagen ihr Geduldsfaden nicht gerissen sein, um uns aufzulauern."

„Aber sie werden uns überwältigen," entgegnete Scholl.

„Umgekehrt, wir sie! Diese Bösewichter," fuhr Trenck fort, „haben, wie wir durch Lazar ganz genau wissen, keine andern Waffen im Wagen, als eine Flinte, ein Paar Säbel und Pistolen. Ich aber habe auch eine gute Flinte, Jeder von uns hat einen guten Säbel und ein Paar Pistolen unter dem Rock, wovon die Bösewichter nichts ahnen, und was die Hauptsache ist: wir wissen die Waffen zu gebrauchen. Ich nehme es allein mit allen Vieren auf. Allons, vorwärts Marsch!"

Und so gingen sie denn am 6. Februar muthig und entschlossen auf dem Wege nach Dankow, einem Dorfe, welches nur zwei Stunden von Czenstochau entfernt liegt.

Dort wurde übernachtet. Am 7. setzten sie ihren Weg weiter fort nach Parsemechi zu.

Kaum waren sie eine Stunde gewandert, so sahen sie auf der Landstraße einen Wagen im Schnee stecken, und die Herren nebst dem Kutscher scheinbar beschäftigt, den Wagen wieder loszumachen. Als diese die Flüchtlinge erblickten, riefen sie die Wanderer zu Hülfe.

„Die wollen uns heranlocken," sagte Trenck, „ich hätte Lust, der Einladung zu folgen, um ein Ende von der Sache zu machen."

„Um Gotteswillen, keine Tollkühnheit," entgegnete Scholl, ihn zurückhaltend. „Die Landstraße ist das ungünstigste Terrain für den Kampf. Augenblicklich können sie uns umringen, ich bin noch schwach; mich könnten sie mit einem Finger umstoßen und dann würden Vier genügen, Dich, mein Freund, zu überwältigen und zu binden, uns in den Wagen zu werfen und mit uns auf und davon über die Grenze nach Preußen zu jagen."

„Gut," entgegnete Trenck, „so locken wir sie in den Wald; dort ist Deckung möglich."

Sogleich traten sie von der Straße auf die Seite, um etwa dreißig Schritte entfernt im nahen Walde an ihnen vorbeizugehen. Auf ihren Zuruf: „Halt, helft hier!" antwortete Scholl: „Wir haben keine Zeit, Euch zu helfen, meine Herren!" Nun stürzten sie alle Vier nach dem Wagen, rissen die Pistolen aus den Wagentaschen und liefen auf die ruhig weiter ziehenden Wanderer zu, mit dem Geschrei: „Halt! steht Spitzbuben!"

Trenck und Scholl aber fingen verabredetermaßen an zu laufen, um ihre Verfolger erst zu trennen und dann einzeln anzugreifen.

Auf einmal wendete sich Trenck schnell um und schoß dem ersten, der ihm nahe kam, mit der Flinte eine Kugel durchs Herz. Er fiel sogleich todt zu Boden. Scholl gab Pistolenfeuer und ein Paar Schuß fielen zurück, wodurch Scholl eine Streifkugel am Halse erhielt. Trenck

griff den Andern an und schoß beide Pistolen gegen ihn ab. Dieser aber lief davon. Trenck verfolgte ihn in Wuth auf 300 Schritt, holte ihn ein, und da er sich mit dem Degen in der Faust gegen ihn wendete, sah Trenck, daß dessen Hand schon voll Blut war. Er fand wenig Gegenwehr und hieb ihn nieder. Sogleich wendete er sich wieder um und sah, wie Scholl in der Gewalt der beiden Andern nach dem Wagen geschleppt wurde.

Wie rasend stürzte Trenck auf sie los. Kaum aber erblickten sie den kühnen Ritter, der schon zwei ihrer Gefährten erlegt hatte, so liefen sie ins freie Feld davon. Der Postillon sah das Scharmützel, schwang sich auf den Wagen, hieb auf die Pferde und jagte davon.

So war Scholl gerettet. Er hatte indeß einen Streifschuß am Halse und einen Hieb in die rechte Hand bekommen, weshalb er seinen Degen hatte fallen lassen müssen; doch versicherte er, daß er dem einen seiner Gegner einen Stich durch den Leib beigebracht habe.

Was war nun zu thun? Diese Ueberlegung beschäftigte sie zunächst. Der erste, der auf der Wahlstatt lag, hatte eine silberne Uhr in der Tasche. Diese nahm Trenck als gute Kriegsbeute zu sich. Eben wollte er nach Geld suchen, da kam Scholl zu ihm gelaufen und machte ihn aufmerksam auf einen Wagen mit sechs Pferden bespannt, der von der Höhe herabkam.

Sollten sie ihn abwarten und sich als Straßenräuber

anhalten lassen? Die zwei Entsprungenen würden gewiß gegen sie gezeugt haben. Schnell mußte ein Entschluß gefaßt werden. Dieser ging auf schleunige Flucht. Rasch nahm Trenck noch die Flinte und den Hut des Gefallenen auf, und so liefen sie denn in den Wald hinein, machten weite Umwege und kamen unter Laufen und Sorgen spät Abends nach Parsemechi.

Scholl hatte viel Blut verloren und war sehr schwach geworden. Trenck verband ihn, so gut es gehen wollte. In den polnischen Dörfern gab es keinen Wundarzt. So hatte er allerdings Mühe gehabt, sich wundkrank nach dem genannten Städtchen fortzuschleppen.

4.

In Parsemechi trafen sie im Wirthshause zwei sächsische Unterofficiere, die dort auf Werbung standen. Trenck beschloß, diesen Umstand zu benutzen. Seine ansehnliche Größe von sechs Fuß mußte den Werbern in die Augen fallen. Bekanntschaft wurde bald gemacht, und ein Antrag von ihrer Seite erfolgte, sächsische Dienste zu nehmen.

Trenck fand, daß die beiden Unterofficiere vernünftige Männer waren. Er trug daher kein Bedenken, ihnen ganz offen seine Geschichte zu erzählen, auch wie sie von den preußischen Spionen im fremden Lande überfallen wären. Diese Werber schenkten ihnen volle Theilnahme und so verbrachten sie unter deren Schutz sieben ruhige

Tage, welche dazu benutzt wurden, Scholl's Wunde zu verbinden und die Dauer des Wundfiebers abzuwarten.

Später erfuhr Trenck, daß von den Männern, die sie angegriffen hatten, außer dem Postillon nur einer mit dem Leben davon gekommen war. Der Officier, der sich zu einer solchen Schandthat hatte gebrauchen lassen, hieß Gersdorf, und soll, als er todt vom Platze weggetragen wurde, noch 150 Ducaten bei sich gehabt haben.

Das war kein geringer Aerger für Trenck, daß er durch den Wagen mit sechs Pferden bespannt sich hatte hindern lassen, ihm dieses Geld abzunehmen. Wie würde der Besitz dieser so gerechten Beute, wie er meinte, ihnen das weitere Fortkommen erleichtert haben! Damit war es nun nichts, und dazu hatten die räuberisch Angegriffenen entfliehen müssen, um nicht selbst als Räuber verdächtig verhaftet zu werden.

„O, Tücke des Schicksals!“ rief Trenck aus.

So blieb denn nichts übrig, als die geringe Kriegsbeute so gut es gehen wollte, zu Gelde zu machen. Das geschah, aber fast der ganze Ertrag blieb in Parsemechi; der Wundarzt und der Judenwirth, bei dem sie logirten, machten unverschämte Rechnungen, die sie bezahlen mußten, um nicht verrathen zu werden.

5.

So wanderten sie denn noch fünf Tage weiter durch viele polnische Dörfer und Städte, wo sie entweder ohne Geld in Ställen und auf Heuböden oder in räucherigen Judenschenken übernachten und hier ihren letzten Groschen zusetzen mußten.

Endlich am 19. kamen sie nach Goblin. Dort hatten sie weder Geld noch Brod und in dieser entsetzlichen Lage sah Trenck sich genöthigt, an einen polnischen Juden seinen rothen Garde du Corps-Rock zu verkaufen, der vom feinsten Scharlachtuch und Goldbesatz war, das letzte Erinnerungszeichen an den nun so völlig untergegangenen Glanz seiner früheren Stellung, dieses ihm noch so theure Ehrenkleid seines Königs, das er, wie er mit Schmerz sich gestehen mußte, durch Cassation und Desertion nach der Meinung der Welt mit Schande bedeckt hatte. Mit Gefühlen, die keine Feder beschreibt, gab er es weg in die Hände des schmuzigen Hebräers, der nicht den zehnten Theil des Werthes dafür bot; aber Hunger thut weh! — fort damit und Brod, Brod! das war das Wehgeschrei seiner Gedanken.

Um wenigstens einigen Schutz gegen die Winterkälte wieder zu erhalten, kaufte er einen alten grauen Kittel dafür und behielt dann nur noch vier Gulden übrig.

Das Geld war ihm genügend, denn er kam ja nun bald zu seiner reichen Schwester, wo er hoffte, allen Leiden

und Entbehrungen entronnen zu sein. Aber ein Blick auf sein Vagabondenkleid machte ihn schamroth. Und so sollte er vor der stolzen Edelfrau erscheinen und vor einem Schwager, den er noch nicht einmal persönlich kannte, so wenig wie seine Gesinnungen, — vor einem Edelmann, der vielleicht ein zu guter preußischer Patriot war, um einem preußischen Deserteur nicht ohne eigene Gefahr Aufnahme zu gewähren. Doch jugendlicher Muth lebt immer gern von sanguinischen Hoffnungen und legt die eigene Gutmüthigkeit nur zu leicht als Maßstab an die Beurtheilung Anderer. So hoffte auch Trenck nach kurzem Bedenken wieder das Beste und zweifelte nicht daran, daß seine Schwester ihn und Scholl auf das Anständigste wieder ausstatten würde. So entschlug er sich der Selbstpeinigung über den Verlust seiner Uniform.

Leider war es aber sein Freund Scholl, der mit seinen Leiden sich wie Blei an den Flügel seines Genius hing. Dieser arme Mensch wurde täglich schwächer und kränklicher. Seine Wunden heilten langsam und brachen nicht selten wieder auf. Nur in kurzen Tagereisen konnten sie weiter kommen. Ueberall mußten sie rasten, und wenn sie sich auch oft nur auf Brod und Wasser beschränkten, so kostete es doch überall Geld, besonders bei diesen spitzbübischen jüdischen Schenkwirthen, die arme Reisende unbarmherzig aussogen und vor Reichen im Staube krochen oder die Füße küßten, wenn sie Knutenhiebe empfingen.

Und von diesem hündischen Geschlecht, welches der stolze Garde du Corps-Officier in seinem Glück nicht einmal eines Fußtritts gewürdigt haben würde, mußte er sich jetzt mit Uebermuth behandeln lassen, um nicht gänzlich ausgeplündert noch verhungern zu müssen. Dazu wirkte die Winterkälte noch zerstörend auf Scholl's Gesundheit, und da dieser sich aus Lebensüberdruß nicht so sorgfältig reinigte, so war bald sein Körper ein wahres Magazin von dem bekannten polnischen Ungeziefer. Oft durchnäßt und sterbensmüde kamen sie Abends in eine polnische Rauchstube, kein anderes Nachtlager findend als die harte Bank oder eine Schütte Stroh, mitten zwischen trunkenen, übelriechenden Bauern, deren halbverfaulte Schafpelze von dem Nationalungeziefer der Polen wimmelten.

„Wahrlich, eine solche Flucht," rief Trenck eines Tages aus, „ist an sich selbst schon die schwerste Strafe, die nur der schwere Verbrecher verdient hat. Dem Unschuldigen ist sie ein unverdientes entsetzliches Unglück."

6.

Aber das Unglück verfolgte unsere Wanderer nicht immer. Sie hielten auch ihre Festmahle, wenn ihnen etwa ein glücklicher Schuß aus ihrem Gewehr einmal einen Braten gebracht hatte, sei es, in Ermangelung eines Wildes, eine zahme Gans, ein Huhn oder eine Taube; das wurde denn unter dem Kittel mit in ein anderes

Dorf genommen, dort oder im Reisig eines Gebüsches auf einem abgeräumten Schneeplatz am Stock gebraten und schmeckte den Hungrigen ganz vortrefflich.

Ja einmal, als sie vor Hunger sich kaum noch von der Stelle bewegen konnten, hatte Trenck das Glück, ein Rebhuhn zu schießen. Es zu braten oder damit bis zum nächsten Dorfe zu wandern, gestattete der Hunger nicht. Trenck rupfte den Braten in zitternder Eile; noch war das Thier warm vom eben erst erloschenen Leben, da biß er hinein mit der Wuth eines Kannibalen. Seine weißen Zähne trieften vom frischen Blut, aber es schmeckte ihm vortrefflich; auch Scholl, der ein wenig ekler war, sah sich genöthigt hineinzubeißen, um seinen Hunger zu stillen. Da flog eine Krähe vorüber, angelockt durch den Geruch. Trenck hatte indeß wieder geladen, legte an und schoß sie im Fluge. „Wieder ein Braten!" rief er jubelnd. Der erste war bis auf die Knochen verzehrt, hatte aber ihren Hunger noch nicht gestillt. Da machte sich Trenck über diesen zweiten Braten her. Sein gesunder Appetit und gute Zähne machten ihm auch diese Speise im rohen Zustande genießbar; Scholl konnte vor Ekel keinen Bissen davon zu sich nehmen.

Aber das war noch nicht aller Hochgenuß, der ihnen zu Theil wurde. Man lud sie sogar zu Gaste und traktirte sie freigebig mit Brod, hartem Ziegenkäse und trübem Branntwein in der Rauchhütte einer polnischen Juden-

schenke. Und das ging so zu. Ueberall in Polen gab es Werber aus aller Potentaten Ländern. Diese fahndeten besonders auf große Leute, die ihnen gute Werbedouceurs einbrachten. Und so war denn Trenck, dieser junge kräftige Mann von sechs Fuß Höhe, ein Gegenstand der eifrigsten Nachstellungen der Werber. Trenck coquettirte förmlich mit ihnen. Er kannte das Geschäft mit allen Listen und Kniffen, die solche Menschenjäger anwendeten, aus Erfahrung und wußte, daß zu ihren Hauptmanövern gehörte, ihr Opfer betrunken zu machen und ihm dann einen Soldatenhut aufzusetzen. Das galt denn wohl oder übel als Capitulation und keine Obrigkeit wagte es, einen so Angeworbenen seinem Werber zu entreißen. Die spitzbübischen Wirthe spielten immer mit den Werbern unter einer Decke, denn diese Leute ließen etwas daraufgehen, wenn es galt, einen dummen Bauerntölpel für die Muskete und den Corporalstock einzufangen.

So spielte denn Trenck zu seiner und Scholl's Belustigung, wenn er solche Werber in der Wirthsstube sitzen sah oder mit ihnen auf der Straße zusammenkam, nicht ohne Glück den dummen Tölpel und erreichte seinen Zweck — ein tüchtiges Abendessen, das ihnen wieder neue Lebenskräfte gab. Trenck konnte schon einen Trunk vertragen und nicht selten gelang es ihm, die Werber betrunken zu machen; nie wurde er es selbst und hatte er seinen Zweck erreicht, so lachte er sie aus, entdeckte ihnen wohl

auch wer er war und ergötzte sich am Aerger seiner bis dahin freundlich gewesenen Wirthe. Nicht immer ging es ohne Gefahr ab. Die alten Unterofficiere hatten dann nicht übel Lust, ihm ihren Corporalstock fühlen zu lassen; aber zu rechter Zeit zeigte Trenck ein Paar kräftige Arme oder sprach ein drohendes Wort, so daß kein Angriff gewagt wurde.

Noch mehr. Auch einem Balle sollten sie beiwohnen. Was will der Mensch mehr, um glücklich zu sein? Doch man höre.

In dem Dorfe Schmiegel traten sie in die niedrige schwarzgeräucherte Stube einer Judenschenke. Ein betäubender Lärm, ein Jauchzen, Brüllen und Stampfen, so daß die Strohhütte zitterte, untermischt mit dem quiekenden Geschrei einer Geige, tönte ihnen entgegen. Doch drangen sie hinein in die schwarze Höhle, aus der ihnen ein dichter stinkender Qualm von Ofenrauch, schlechtem Tabaks- und Branntweindunst entgegenströmte. An den ersten Athemzügen glaubten sie ersticken zu müssen; doch wo wollten sie bleiben? Draußen im Schnee und Frostwetter würden sie erfroren sein. Eine andere Schenke aber gab es nicht im Dorfe und eine Stube nicht in der Schenke. Sie drängten sich also in die mit Menschen fast überfüllte niedrige Stube hinein.

Nach und nach gewöhnten sich ihre Lungen an den Dunst und ihre Augen an das Halbdunkel, wie es schau-

riger kein Gemälde von Rembrandt darbietet. Da erkannten sie beim schwachen Schimmer einer hoch an der Wand hängenden Lampe, die kaum Luft zum Brennen hatte, mehrere Gestalten in stampfender Bewegung, die mehr tanzenden Bären als wirklichen Menschen glichen. Es galt, wie Trenck auf sein Befragen erfuhr, der Feier einer Bauernhochzeit. In hohen Pelzmützen auf den oft mit unentwirrbaren Weichselzöpfen geschmückten Köpfen und mit Schafpelzen bekleidet, deren Rauches nach Außen gekehrt war, hielten sie mit kräftigen Fäusten dickwulstige Bauernweiber umfaßt und hüpften und stampften nach dem Takt einer Geige, welche ein wandernder ungarischer Zigeuner, der auf einer leeren Tonne saß, in wunderlichen Phantasien spielte. Die Musik war gräßlich, voll Dissonanzen und Mißtöne.

Da kam ihm die Laune an, den Bauern einmal zu zeigen, wie man eigentlich geigen müsse. Er nahm dem Fiedler sein Instrument aus der Hand, stimmte die Saiten rein und spielte einen Tanz auf, der den Bauern ungeheuer gefiel: denn als er aufhören wollte, schrieen sie ihm Alle zu: „Weiter, weiter, fortfahren!“ Und er geigte noch einen Tanz, noch lustiger und toller als den vorigen. „Nun aber genug!“ rief er und wollte die Geige fortlegen, aber immer wilder schrieen die Bauern: „Nicht aufhören! fortfahren! weiter spielen! die ganze Nacht geigen!“ und dabei drängten sie auf ihn ein und zerrten

und stießen ihn, daß es fast nicht zum Aushalten war. Trenck geigte noch einmal, aber er war todmüde und weigerte sich ernstlich mit der Erklärung, daß er der Erholung bedürfe. Aber das half nichts. Man wollte ihn endlich durch Schläge dazu zwingen. Aber da kamen sie an den Unrechten. Mit einigen Stößen warf er ganze Haufen dieser plumpen Bauern über einander. Sie fielen auf Scholl's blessirte Hand, der schon auf der Ofenbank lag und trotz des heillosen Lärms schlief. Nun aber sprang er schreiend und scheltend auf und schlug um sich. Immer aufs Neue stürmten die Bauern auf Beide ein. Da ergriff Trenck sein Gewehr, schlug mit dem Kolben um sich und machte dadurch den Weg nach der Thür zu frei. Er und Scholl sprangen hinaus und kamen ohne Schläge davon, aber todmüde, hungrig und durstig, befanden sie sich wieder im eisigen Frostwetter auf der Landstraße und mußten in der dunklen Nacht weiter wandern, ohne zu wissen wohin. So endete dieses plaisirliche Ballfest.

Welch ein Contrast! Noch vor kaum zwei Jahren befand er sich in den glänzenden Räumen des königlichen Schlosses auf einem Hofballe und hatte die Ehre, mit Prinzessinnen zu tanzen, — und heute war er ein Bettelmusikant auf einem Tanzgelage polnischer Bauern und mit diesen in Schlägerei gerathen.

Er dachte an den Sinnspruch der Freimaurer: Sic transit gloria mundi!

7.

Auf der Weiterreise kamen sie nach mehrtägiger Wanderung am 24. Februar über Benzen nach Lettel, hart an der preußischen Grenze. Von dort wollten sie sich in das Brandenburgische wagen, um eine Zufluchtsstätte bei Trenck's Schwester zu finden. Da ihnen der Weg dorthin nicht bekannt war, so entdeckten sie sich einem preußischen Soldatenweibe, das in Lettel wohnte und eine Unterthanin von Trenck's Schwager aus dem Dorfe Kolschen war. Die Frau übernahm es, sie zu führen.

Nach zwei Tagen, am 27., überschritten sie die Grenze, nachdem sie bei Ost 5¼ Meilen durch einen unwegsamen Wald gewandert waren. So schlichen sie sich denn an zwei Meilen durch das Brandenburgische und erreichten in Hammer das Schloß von Trenck's geliebter Schwester.

Um 9 Uhr klopften sie an die Hausthür. Ein Mädchen öffnete, welches Trenck kannte. Sie hieß Maria und erschrak nicht wenig, als sie einen baumstarken Kerl im Anzuge eines Vagabonden vor sich stehen sah.

„Mitsche," redete sie Trenck an, als sie ihm eben die Thür vor der Nase zuschlagen wollte, „Mitsche, kennst Du mich denn nicht mehr?"

„Nein!" sagte sie ängstlich.

„Ich bin ja der Cornet von Trenck, der Bruder Deiner Herrin. Ist mein Schwager zu Hause?“

„Ja, aber er liegt krank im Bette.“

„So sage meiner Schwester heimlich, daß ich hier bin.“

Nun führte sie Beide in ein Seitenzimmer und gleich darauf erschien Trenck's Schwester dort.

Diese war eine sehr hübsche junge Frau im einfachen Nachtkleide. Mit offenen Armen eilte sie dem lange nicht gesehenen Bruder entgegen, doch plötzlich wich sie erschreckend zurück, als sie dessen bettelhaften Aufzug sah. Trenck sagte ihr mit wenigen Worten, daß er aus Glatz entflohen sei und Schutz bei ihr suche.

„Entflohen aus Glatz,“ sagte sie langgedehnt, „und davon weiß ich noch nichts? Und Du wagst Dich zurück ins Preußische?“

„In der Hoffnung, auf einige Tage einen Versteck bei Dir zu finden, liebe Schwester; wir bedürfen der Ruhe und Erholung.“

„Aber mein Gott, das darf ich ja nicht wagen ohne Zustimmung meines Mannes ... Ich werde es ihm beweglich vorstellen!“

Damit entfernte sie sich und kam nicht wieder zurück.

Ihr langes Ausbleiben war kein gutes Zeichen für unsere unglücklichen Reisenden. Doch noch größer sollte ihre Betroffenheit werden, als Mitsche zurückkehrte und mit Thränen in den gutmüthigen Augen sagte: „Der

gnädige Herr läßt Ihnen sagen, Sie sollten sogleich sein Haus verlassen, oder er würde Sie arretiren und ausliefern müssen."

„Aber meine Schwester, kommt sie denn nicht wieder?" fragte Trenck erschrocken.

„Der gnädige Herr hält sie mit Gewalt zurück!"

Man denke, was Trenck in diesem Augenblicke empfinden mußte. Er war zu stolz und zu aufgebracht, um Geldhülfe zu fordern. Er stürmte unter tausend Bedrohungen und Verwünschungen hinaus und Scholl folgte ihm völlig niedergeschlagen. Nur die mitleidige Seele der jungen Dienstmagd hatte noch Theilnahme für sie. Sie hatte zum Glück ihr Ersparniß bei sich und drückte ihm drei Ducaten weinend in die Hand.

Was war das für ihre verzweiflungsvolle, unglückliche Lage?

Kaum waren sie vor dem Schlosse seiner Schwester im elendesten Zustande in dem mit Eiskrystall geschmückten Walde wieder angekommen, so sprach er in den härtesten Worten seine Erbitterung gegen Scholl aus.

„Verdient eine solche Schwester nicht," rief er, „daß ich ihr das Haus über dem Kopfe anstecke?"

„Freund," entgegnete Scholl mit der ihm eigenen Milde und Besonnenheit, „erinnerst Du Dich nicht gehört zu haben, daß ihr Mann sie mit Gewalt zurückgehalten hat? Nun, dann ist sie unschuldig und Dein Zorn ungerecht.

Selbst ihrem Gatten können wir es kaum verdenken, daß er so hart gegen uns verfuhr. Er ist preußischer Unterthan und Gutsbesitzer. Welche Folgen hätte es für ihn und Deine Schwester haben können, wenn der König erfuhr, daß er uns in seinem Hause aufgenommen hätte? Beruhige Dich und denke und fühle größer. Es kann noch eine Zeit kommen, wo Du edle Rache an ihnen nehmen könntest, indem Du an ihren Kindern mit Wohlthaten vergütest, was sie Dir wehe gethan haben."

Trenck blieb bei allen seinen Verirrungen, die mehr einem zu heftigen Temperament als bösen Neigungen entsprangen, doch empfänglich für einen gewissen Adel der Seele. Er beruhigte sich und dankte seinem Freunde, daß er ihn von einem großen Verbrechen und schwerer Ungerechtigkeit zurückgehalten habe und sagte dann: „Bei dieser verzweifelten Lage der Sache bleibt uns nichts übrig, als uns nach Preußen durchzuschleichen, um die Hülfe meiner Mutter zu suchen. Bei einem Mutterherzen kann sich die Stimme der Natur nicht verleugnen. Muth denn, mein Freund, trotzen wir allen Gefahren und Beschwerden! Wer sich selbst nicht verläßt, den wird auch Gott nicht verlassen!"

8.

Unter Beschwerden und Entbehrungen, wie sie kaum eine menschliche Natur ertragen kann, wanderten sie weiter,

immer nach Nordosten zu, in der Richtung wo Königsberg an der äußersten Grenze von Preußen liegt.

Vom 28. Februar bis zum 5. März hatten sie zehn Meilen gemacht, auf welcher Tour sie es nur der Gutmüthigkeit eines Bauern zu danken hatten, daß sie drei Meilen gefahren waren.

So kamen sie denn am 5. März Abends in Rogasen an und hatten keinen Heller Geld mehr in der Tasche, um nur das ärmlichste Strohlager bezahlen zu können, noch viel weniger Speise und Trank. Zum Betteln waren beide Wanderer, die freilich Vagabonden ähnlicher sahen, als anständigen Reisenden, zu stolz, zum Stehlen und Rauben zu gewissenhaft.

So traten sie mit beklommenem Herzen, todtmüde und fast ohnmächtig vor Hunger in die räucherige Schenke eines magern, gelbhäutigen, schmuzigen Juden.

„Habt Ihr Geld?" fragte er sie mit einem stechenden Blick und höhnischer Verzerrung des Mundes, nachdem Scholl für Beide die bescheidene Bitte um ein Nachtlager und etwas Brod und Wasser vorgebracht hatte. Auf die Frage des Juden aber entgegnete Scholl:

„In diesem Augenblicke nicht, guter Mann, aber Gott wird's Euch lohnen, und wir werden künftig Alles dankbar erstatten."

„Der hochbelobte Gott," entgegnete der Jude, „hat keine Münze, um zu bezahlen, und ein Bettler hat keine

Zukunft, als hinter dem Zaune zu crepiren, wie ein räudiger Hund. Geht und verunreinigt mein Haus nicht mit Eurer Gegenwart. Gott der Herr will nicht, daß ein rechtgläubiger Jüd' dem ungläubigen Gojim Gutes erweise; geht, oder ich lasse Euch mit Hunden vom Hofe hetzen."

Trenck war wüthend. Er war im Begriff, den erbarmungslosen Juden an der Gurgel zu packen; doch Scholl hielt ihn zurück.

Da murrte Trenck halblaut zwischen den Zähnen: „Hundefleisch stillt unsern Hunger nicht, sonst würden wir Dich unbarmherzigen Hund von Juden mit den Zähnen zerreißen."

„Bin ich ein Hund," entgegnete dieser spottend, „so nehmt Euch in Acht, daß ich Euch nicht meine Zähne weise; doch geht nur, geht, und wenn Ihr hinter dem nächsten Zaune verendet, werd' ich's dem Dorfrichter anzeigen, daß sie Euch ein Loch graben und beischarren wie ein Aas, damit es nicht die Gegend verpeste."

So etwas war dem feurigen, ehrgeizigen, jungen Mann noch nicht geboten. Er ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen; doch der Jude hatte sich schon zurückgezogen und die Thür zugeschlagen und von innen verriegelt.

„Wäre es nicht eine Gemeinheit gewöhnlicher Bettlerpraxis, diesem Judas Ischariot den rothen Hahn aufs

Dach zu setzen," sagte Trenck, „so müßte es diese Nacht brennen; dann hätten wir doch wenigstens Feuer, um uns zu erwärmen."

Damit wanderten sie hinein in die immer dunkler werdende Nacht. Der wüthende Hunger trieb sie vorwärts, ohne zu wissen wohin. Kälte und feuchte Nebel gestatteten ihnen nicht, sich auf der weiten, öden Steppe, die sie jetzt durchwanderten, niederzulegen. Als der Tag anbrach, waren sie vielleicht zwei Meilen seitwärts von der Straße abgekommen, da trafen sie wieder etwas beackertes Land, hörten Hundebellen und erreichten eins jener elenden polnischen Dörfer, die in jener Gegend auf Tagereisen weit von einander entfernt, mit ihren vereinzelten niedrigen Strohhütten lagen.

Dort traten sie in eine noch entfernt vom Dorfe liegende Bauernhütte, in der Hoffnung, vielleicht eine mitleidige Seele zur Abhülfe ihrer Noth zu finden. Und nun sahen sie, wie eine Bauerfrau frisches Brod aus dem Ofen zog. Der grimmige Hunger machte sich geltend. Scholl sprach sie an um ein Stück Brod. „Das ist ja noch ganz heiß," sprach das Weib, „Ihr würdet den Tod davon haben."

„Das ist ein Vorwand für ihre Hartherzigkeit," grollte Trenck, „komm, Bruder, laß uns der Versuchung entfliehen, um ein Stück Brod willen einen Mord zu begehen!"

Und sie gingen weiter und kamen nach zwei Stunden in das kleine Städtchen Mongrosze. Dort verkaufte Trenck mit dem Schmerz der Verzweiflung seine Flinte, die ihm lieb gewordene Waffe, womit er sich und seinem Gefährten in der Noth manchen Braten erlegt hatte. Er erhielt dafür nach vielem Handeln von einem Juden nur einen Ducaten, aber das Opfer war nicht zu theuer, denn sie erlangten damit, nachdem sie seit 40 Stunden keinen Bissen genossen hatten, das Glück, einmal sich satt essen zu können. Zehn Meilen waren sie dabei mühsam durch Schlamm und Schnee gewatet und hatten keinen Augenblick sich Ruhe gönnen können. Nun genossen sie endlich eines gesunden Schlafes, hielten am 6. einen Rasttag in diesem Städtchen, und traten am 7. März mit erfrischten Kräften ihre weitere Wanderung an.

An diesem Tage durchwanderten sie einen großen Wald. Vier Meilen von Mongrosze waren sie gegangen, als sie das mitten in dieser Waldung belegene Dorf Genin erreichten.

Dort geriethen sie unerwartet in eine Bande von Zigeunern, welche ihre Zelte und Lagerhütten in der Nähe des Dorfes aufgeschlagen hatte. Es mußte ein großer Stamm dieses Nomadenvolks sein, der sich auf der Wanderschaft befand. Dem Anschein nach waren es gegen 400 Männer, Weiber und Kinder. Diese gelbhäutigen Gestalten mit ihren schwarzen, glühenden Augen

und der theils zerlumpten, theils phantastischen Kleidung, besonders der Weiber, in ihren lebhaften Farben, gewährte, vom Flammenschein ihrer Feuer beleuchtet, einen schauerlich romantischen Anblick. Ihnen auszuweichen war unmöglich. Da diese Zigeunerhorden Gesindel aller Art unter sich aufnehmen, so erschienen auch unsere Wanderer ihnen als willkommene Gäste. Der dringenden Aufforderung, mit in das Lager zu kommen, ließ sich nicht widerstehen. Zwei kräftige Bursche hatten Trenck unter die Arme gefaßt, zwei andere seinen Gefährten, und mit freundlicher Zudringlichkeit führten sie dieselben zu ihrem Häuptling, der in orientalischer Ruhe aus einer türkischen Pfeife rauchend mit untergeschlagenen Beinen auf einem zottigen Bärenfell vor dem größten der umherstehenden Zelte saß.

Die meisten der umherstehenden wehrhaften Männer waren preußische, österreichische und französische Deserteurs. Das Werbesystem der damaligen Kriegsheere begünstigte die Bildung solcher gefährlichen Banden. Man hielt Trenck und Scholl ebenfalls für desertirte gemeine Soldaten und machte ihnen Anträge, sich in der Bande aufnehmen zu lassen, um als Freibeuter das Land zu durchziehen und zu brandschatzen. Aber Trenck sagte dem Hauptmann offen, wer sie waren, daß sie aus der Festung Glatz entsprungen, nun auf dem Wege zu seiner Mutter und ohne alle Reisemittel seien, und der Häuptling schüt=

telte ihnen die Hand und sagte mit feierlichem Ernst: „Ihr seid brave Männer, unserer würdig, aber geht nur Eures Weges. Der große Geist über den Sternen möge Euch ferner geleiten. Nun aber kehrt ein in mein Gezelt. Ihr sollet wie Brüder aufgenommen werden; denn ihr gehöret zu den Geächteten, welche die menschliche Gesellschaft von sich ausgestoßen hat."

Das waren nun freilich eben keine schmeichelhaften Complimente, die ihnen der Zigeunerhäuptling sagte; aber Trenck fühlte mit Beschämung nur zu wohl, wie sehr er sie verdient habe. Gern hätte er die Einladung abgelehnt; denn ihm schauderte vor solcher Gesellschaft, in welcher sich mehr als ein Dutzend Galgencandidaten befanden. Indeß war es schon dunkler Abend geworden, und hungernd und durstend wie sie waren, mußten ihnen Ruhe und Erholung erwünscht sein. Das nächtliche Wandern durch den Wald, worin man aus der Ferne Wölfe heulen hörte, hatte auch sein Bedenkliches, und so ließen sich unsere abenteuerlichen Wanderer die Gastfreundlichkeit der Zigeunerhorde gefallen, und sie hatten nicht Ursache, es zu bereuen, daß sie zwei Nächte und einen Tag in ihrer Gesellschaft blieben; denn sie wurden nach Zigeunerart trefflich mit abgestreiften Füchsen, Ratten, Katzen- und Pferdefleisch bewirthet. Sie hatten ein gutes Nachtlager auf Bärenfellen und die Tänze, Spiele und Musik und Gesang der Zigeuner, von den Streiflichtern

ihrer Feuer und Kienfackeln beleuchtet, gewährten einen eigenen romantischen Reiz.

Als sie am zweiten Morgen mit Dank von ihren abenteuerlichen Wirthen schieden, drückte der Hauptmann der Bande Trenck einen Laubthaler in die Hand, und seine Weiber füllten ihnen Taschen und Säcke mit Lebensmitteln aller Art.

So wanderten sie denn am 9. weiter und erreichten die Hauptstadt dieser Provinz, Thorn.

Dort sollten sie wieder ein neues Abenteuer erleben, als ob das Schicksal nicht müde werde, sie mit Neckereien aller Art zu verfolgen.

9.

In ihrem bettelhaften Aufzuge hatten unsere Wanderer am 10. März die bekannte Stadt Thorn erreicht.

Es war eben dort Jahrmarkt, als sie durch die belebten Hauptstraßen der Stadt gingen.

Nun stelle man sich den Anblick eines baumstarken jungen Menschen vor, der seine sechs Fuß hoch ist, mit einem großen Pallasch an der Seite und Pistolen im Gürtel, — einen Mann von stolzer, imponirender Haltung, aber bettelhafter Kleidung, und diesen jungen Mann begleitet von einem Gefährten, der Hals und Hand verbunden trägt und in seiner Hinfälligkeit mehr einem Ge=

spenst, als einem lebenden Menschen gleicht, — auch dieser bewaffnet mit Pistolen im Gürtel.

Kein Wunder, wenn ihr Einzug Aufmerksamkeit und Furcht zugleich erregte, so daß man sie in dem Wirthshause, in welches sie hineintraten, nicht aufnehmen wollte.

Nun blieb nichts Anderes übrig, als in einem Kloster Hülfe zu suchen. Man nannte ihnen das Jesuitencollegium, wo sie sicher eine gastfreundliche Aufnahme finden würden. Trenck ließ sich den Weg dorthin zeigen, trat ein und verlangte den Pater Rector zu sprechen.

Anfangs hielt man ihn für einen Dieb, der eine Freistatt sucht. Erst nach langem Warten und dringendem Sollicitiren durfte endlich Trenck vor seiner Jesuiten-Majestät erscheinen.

Diese Audienz bildete in der That einen seltsamen Contrast. Der Rector empfing ihn mit dem Stolz und der Haltung eines Großmoguls, der von einem Sclaven nichts Anderes erwartet, als daß er im Staube vor ihm krieche, und Trenck in seinem Bettlerkleide stand ihm gegenüber in der geraden Haltung eines Soldaten, der gewohnt ist, mit seinem König zu sprechen.

Doch bald machte das Bewußtsein seiner unglücklichen Lage und besonders der seines Freundes den jungen Mann weich. Mit rührender Beredtsamkeit schilderte er dessen Elend und sein eigenes und bat den Rector, wenigstens seinen kranken und verwundeten Gefährten, der nicht mehr

weiter wandern könne, in christlicher Pflege zu behalten, bis er von dem Besuch bei seiner Mutter zurückgekehrt sein würde, wo er dann mit allem Dank alle Auslagen und Kosten baar erstatten würde.

Aber der hochmüthige Jesuitenfürst hatte kaum Geduld, den Unglücklichen anzuhören. Mehr als einmal unterbrach er seine Erzählung mit den Worten: „Mache Er's kurz, ich habe nothwendige Geschäfte." Er nannte ihn Er und ohne eine Regung von Mitgefühl auf seinen kalten, blassen, feingezeichneten Gesichtszügen erklärte er ihm trocken, daß hier keine Hülfe für ihn und seinen Spießgesellen zu erwarten sei und wendete ihm mit einer entlassenden Handbewegung den Rücken, indem er abging.

Trenck war außer sich vor Scham und Entrüstung, wünschte die Jesuiten zu allen Teufeln und kehrte in das Wirthshaus zurück, wo er indessen seinen Freund Scholl gelassen hatte.

Dort fand er abermals einen preußischen Werbeofficier, der schon auf ihn wartete. Und nun begann derselbe alle Künste seines abscheulichen Handwerks, um diesen jungen Mann von so seltener Größe und Körperkraft als Recrut gewinnen zu können. Zuletzt bot er ihm sogar den Corporalstock an, wenn er schreiben könne, und 500 Thaler Handgeld.

Trenck hatte sich für einen geborenen Liefländer aus-

gegeben, der aus österreichischen Diensten desertirt sei, um nach Hause zu gehen und seine Erbschaft anzutreten.

Nach langem gütlichen Zureden änderte endlich der Werber seine Sprache.

„Soll ich Dir ein Geheimniß sagen, mein Sohn," flüsterte er ihm mit einer widerlichen Süßlichkeit zu; „Du bist nicht mehr und nicht weniger als ein verfolgter Dieb, der in wenigen Augenblicken von der hohen Obrigkeit verhaftet werden wird, wenn ich ihn nicht als Recruten unter meinen Schutz nehme."

Das war zu viel. In diesem Augenblicke war der bettelhafte Vagabond wieder der alte Trenck. Er gab dem Werber eine ungeheure Ohrfeige und zog den Säbel. Jener aber lief anstatt aller Gegenwehr eiligst zur Thür hinaus, wobei er dem Wirth zurief: „Der Mensch ist der verfolgte Dieb, lassen Sie ihn nicht zur Thür hinaus! Ich hole die Wache!"

Die Gefahr war groß. Es war Trenck nicht unbekannt, daß die Stadt Thorn mit dem Könige von Preußen Cartell hatte und ihm alle Deserteurs heimlich auslieferte. Es galt daher jetzt einen raschen Entschluß zu fassen, um sich zu retten.

Trenck hatte sich ans Fenster gestellt, um zu beobachten, was draußen vorging. Er sah zwei preußische Unterofficiere ins Haus treten. In diesem Augenblick

griff er zu Pistolen und Säbel. Scholl folgte ihm nach der Ausgangsthür. Dort begegneten sie schon den Preußen.

„Platz da!" rief ihnen Trenck zu, indem er gegen Jeden ein Pistol richtete. Die Unterofficiere sprangen zurück und zogen die Säbel. Doch kamen die Flüchtlinge glücklich bis vor die Hausthür auf die Straße. Dort aber sahen sie einen preußischen Lieutenant, der die Stadtwache führte, auf sich eindringen. Auch hier gewann Trenck durch seine Drohung mit Säbel und Pistolen Raum. Alles schrie hinter ihm her: „Haltet den Dieb, haltet den Dieb!" Volk und Gassenbuben verfolgten ihn mit diesem Geschrei, aber Niemand hatte den Muth, dem bewaffneten baumstarken Flüchtling entgegenzutreten. So kam denn Trenck unangehalten in das Jesuitenkloster; dagegen war der schwache und kränkliche Scholl leicht übermannt und als Dieb und Räuber in das Stadtgefängniß geschleppt worden.

Trenck war außer sich, weil er keine Möglichkeit sah, ihn zu retten. Schon glaubte er, dieser Ruf: „Ein Dieb!" sei nur Vorwand gewesen; man habe sie Beide als preußische Deserteure erkannt und würde nun den armen Scholl ausliefern, und daß ihm selbst kein besserer Empfang im Jesuitenkloster bevorstehen würde, wenn er noch dazu als verfolgter Dieb dort ein Asyl suchen würde, konnte ihm nach dem, was früher zwischen ihm und dem Rector der

Jesuiten vorgegangen war, nicht zweifelhaft bleiben. Indeß ließ er den Muth nicht sinken und trat ein.

Merkwürdiger Weise hatte man dort während der Zwischenzeit seit seinem ersten Besuch eine bessere Meinung von ihm bekommen. Ein menschenfreundlicher Pater war bei dem ersten Gespräch Trenck's mit dem Rector gegenwärtig gewesen und wenn, so lange jener noch da war, Respect und Gehorsam ihm den Mund schlossen, so gehörte doch der kluge Pater Cyriac zu den Vertrauten des hochmüthigen Rectors, dessen Wort viel bei ihm galt, und der Pater war zu sehr Menschenkenner, um nicht gegen seinen hohen Vorgesetzten die Meinung aussprechen zu können: „Dieser junge Mensch scheint mir mehr ein Unglücklicher, als ein Schuldiger zu sein. Jedenfalls verräth er zu viel Bildung und selbst Adel im Benehmen, um glauben zu können, daß er wirklich der von der Obrigkeit verfolgte Dieb sei."

Der Rector wiegte den Kopf und sagte: „Concedo, daß er besser aufgenommen werde, wenn er wiederkehrt."

Und das geschah auch zu Trenck's nicht geringer Ueberraschung. Pater Cyriac empfing ihn wohlwollend und freundlich und ließ ihn im Refectorium niedersetzen und mit Speise und Trank bewirthen. Doch Trenck war noch zu aufgeregt, um irgend einen Bissen genießen zu können.

Er sagte ihm in der Kürze, daß er jetzt allerdings

als ein ungerecht Verfolgter hier Schutz suchen müsse, daß er aber unschuldig sei, und erzählte nun vertrauungsvoll dem freundlichen Pater in voller Wahrheit seine Lebensgeschichte.

„Wenn ich nur wüßte," schloß Trenck, „wie es möglich ist, so rechtschaffene Männer, wie wir sind, als Diebe zu verfolgen, und was sich dagegen machen läßt?"

„Ich werde mich danach erkundigen," entgegnete der menschenfreundliche Pater und ging in die Stadt.

Jetzt, etwas beruhigt, nahm Trenck die ihm freundlich gewährte Bewirthung an. Nach einer Stunde kam Pater Cyriac zurück und berichtete: Es sei offenbar ein Mißverständniß, welches die preußischen Werber genährt hätten, um Trenck in ihre Gewalt zu bekommen. Allerdings sei in der vorigen Nacht ein großer Diebstahl durch gewaltsamen Einbruch bei einem dortigen Kaufmann geschehen. Man habe deshalb alle verdächtigen Leute arretirt und, bei ihrem Aufzuge mit Säbel und Pistolen, sei es kein Wunder, wenn man auch sie für verdächtig gehalten habe. Der Wirth, bei dem sie eingekehrt wären, stehe im Solde preußischer Werber und habe sie als verdächtige Personen denuncirt. Der preußische Lieutenant und der Werbeunterofficier wären mit ihren Klagen dazu gekommen und so sei denn von der Obrigkeit ihre Verhaftung beschlossen worden.

Leicht gelang es Trenck, den braven Mann von der

Wahrheit seiner Aussagen zu überzeugen. Ihre mährischen Pässe und das mit Sorgfalt geführte Reisetagebuch sprachen schon dafür. Zum Ueberfluß bat Trenck, daß man doch nach dem Ort hinsenden und sich erkundigen lassen möge, wo sie in der vorigen Nacht geschlafen hätten.

„So vieler Beweise bedarf es nicht einmal,“ entgegnete der Jesuit; „ich hoffe auch Andere von Eurer Unschuld überzeugen zu können, wie ich es selbst bin.“

Er ging fort und brachte den Stadtsyndicus mit in's Kloster. Dieser nahm ein gründliches Verhör mit Trenck vor und da dessen Aussagen völlig mit denen von Scholl und mit den Legitimationspapieren übereinstimmten, so erklärte er, von der Unschuld Beider überzeugt zu sein und gab die beruhigendsten Zusicherungen über Scholl's baldige Entlassung aus der Haft.

Und dennoch war Trenck in Unruhe über das Geschick seines Freundes. Es war spät Abend geworden und derselbe war noch nicht frei gelassen. Die Nacht blieb Trenck im Kloster; aber vor Unruhe konnte er kein Auge schließen. In den ewig lang erscheinenden schlaflosen Stunden, in der tiefsten Dunkelheit und Stille rollte sich sein ganzes Leben wie ein schwarzes Schreckgespenst vor ihm auf. In der tiefsten Beschämung blickte er auf seine Erniedrigung. Der einzige rosige Blick in seine Vergangenheit — der Lichtpunkt in seinem Jugendleben — die Erinnerung an seine hohe Liebe wurde ihm jetzt zur Marter. Indem er

vor seinen Blicken seine ganze Vergangenheit aufrollen ließ, erkannte er, hier und dort durch ein unvorsichtiges Benehmen sein Glück verscherzt zu haben. Und der Aerger darüber brachte ihm eine Art von Reue, worin er sich sagte: „Tausend Thränen weinen nicht eine unbedachte Minute zurück!“

Am andern Morgen um 10 Uhr trat der brave Jesuit in seine Zelle ein und führte ihm seinen Freund Scholl wieder zu. Freude und Bestürzung bei ihm waren grenzenlos. Er umarmte stürmisch seinen Freund, der bei seiner Verhaftung heftige Kolbenstöße empfangen hatte und jetzt sehr hinfällig war. Er hatte sich nur mit seiner linken Hand vertheidigen können. Pöbel und Gassenbuben warfen ihn mit Koth. Man brachte ihn in einen dunklen Kerker, der mit scheußlichen Gestalten angefüllt war, die gotteslästerliche Reden führten und sich selbst der größten Verbrechen und Schändlichkeiten berühmten. Kettengerassel drang in sein Ohr. Vermodertes feuchtes Stroh war sein Lager. Er befand sich unter Dieben, Räubern und Mördern.

Durch Scholl's Erzählungen bestätigte es sich nur, daß die ganze Verfolgung ein Werk der Werber und ihres schurkischen Wirths gewesen war.

Der arme Mensch war völlig außer Stande, weiter zu gehen. Seine Wunde am Halse war vernarbt, aber die an der Hand noch nicht geheilt. Der Pater Rector

schickte ihnen ein Viaticum von einem Ducaten, ließ sich aber nicht wieder vor ihnen sehen. Der regierende Bürgermeister gab einem Jeden von ihnen für die unverschuldete Verhaftung Scholl's einen Laubthaler. Damit waren sie abgefertigt. Auf weitere Gastfreundlichkeit der Jesuiten war nicht zu rechnen. Unsere Wanderer begaben sich in das Wirthshaus zurück, um ihre Sachen abzuholen und dann schickten sie sich an, ihren Stab weiter fortzusetzen.

10.

Zum Glück erinnerte sich Trenck noch daran, daß sie, um nach Elbing zu kommen, zwei preußische Dörfer passiren mußten. Um dieses auf Umwegen vermeiden zu können, bedurften sie einer Landkarte, mit deren Hülfe sie sich in der Gegend orientiren konnten. Sie erkundigten sich daher nach einer Handlung, in welcher Landkarten zu haben waren. Damals aber gab es in Thorn weder eine Kunst- noch Buchhandlung; indeß sagte man ihnen, daß gegenüber eine alte Frau wohne, welche Landkarten genug habe, weil ihr Sohn studire.

Der Ladendiener, der ihnen diese Mittheilung machte, blickte zur offenen Thür hinaus und sprach: „Da steht sie ja schon, Frau Will, geht nur hinüber, sie wird Euch schon gefällig sein.“

Es war ein altes, verwachsenes Mütterchen, mit einem hohen Höcker, langen Armen und einem freundlichen

Gesicht. Sie nahm die Bitte der beiden Reisenden wohlwollend auf und führte sie in ihr Haus. Sie sagten ihr, daß sie verirrte Reisende wären und die Straße nach Rußland suchten, wozu sie eine Landkarte einzusehen bedürften.

Die Alte führte sie in ein einfach, aber reinlich möblirtes Zimmer. Sie trug nicht ohne Anstrengung einen schweren, in Leder gebundenen Atlas auf den Tisch und stellte sich, geschwätzig von ihren Verhältnissen erzählend, Trenck gegenüber, als dieser, die Landkarte von Polen aufschlagend, den Weg nach Königsberg und Elbing suchte.

Trenck bemerkte dabei, daß die alte Madame Will mit großer Aufmerksamkeit die schmuzigen Manschetten von feinstem Brüsseler Spitzengewebe betrachtete, die er noch aus früheren glänzenden Verhältnissen her an den Händen trug. Trenck suchte diese Zeichen vormaligen Wohlstandes vor ihren Blicken zu verbergen, aber der guten Alten war das Alles nicht entgangen. Mit bewegter Stimme sagte sie zu ihm: „Du lieber Gott, wer weiß, wie es meinem armen Sohne in der Fremde ergeht! Ich sehe es dem Herrn wohl an, daß er auch guter Leute Kind ist. Ach! mein Sohn ging auch von mir in die weite Welt hinaus; aber ich habe seit acht Jahren keine Nachricht von ihm erhalten. Er soll bei den österreichischen Reitern eingetreten sein.“.

„Bei welchem Regiment?“ fragte Trenck.

„Bei Hohenems=Dragonern. Er sieht dem Herrn ziemlich ähnlich.“

„Ist er nicht von meiner Größe?“

„Ja, ebenso groß.“

„Hat er nicht blondes Haar?“

„Allerdings; ebenso wie der Herr.“

„Nun, und wie heißt er?“

„Will, zu dienen.“

„O liebes Mütterchen! Will ist nicht todt; er lebt und ist mein bester Kamerad bei dem Regiment gewesen.“

Nun erstaunte das Mütterchen, fiel ihm um den Hals und nannte ihn einen Engel Gottes, der ihr gute Nachricht bringe; machte tausend Fragen, die ihr Trenck leicht beantworten konnte, weil ihre voreilige Freude ihm jederzeit die Antwort in den Mund legte. Damit aber erreichte er seinen Zweck: für sich selbst und seinen Kameraden die Theilnahme der alten Frau zu erwecken.

Auf diesen Grund baute er weiter und erzählte der guten Alten im treuherzigsten Tone von der Welt, daß er ebenfalls Dragoner bei Hohenems' Regiment sei; er reise jetzt nur auf Urlaub in's Ermeland zu seiner Mutter, würde aber binnen 4 Wochen zurückkommen, dann ihre Briefe mitnehmen und ihren lieben Sohn nach Hause befördern, im Fall sie ihn loskaufen würde.

„Ach, der arme Junge!“ erzählte sie jetzt in unaufhaltsamer Plauderei; „der Stiefvater hat ihn vom Hause

weggedrängt und wünscht ihm nur den Tod, um seinem eigenen kleinen Sohne, den er von mir hat, alles Vermögen zuzuwenden. Zum Glück ist jetzt dieser mein Mann nach Marienburg verreist."

„Nun dann hindert Euch ja nichts, gute Frau," bat Trenck, „Euch meines armen, kranken Kameraden anzunehmen, der nicht mehr weiter gehen kann. Ich bitte und beschwöre Euch um Gottes Barmherzigkeit willen, behaltet ihn hier und sorgt für ihn, bis ich ihm Geld zum Nachfolgen schicken kann oder ihn selbst mit Dankbarkeit auslösen werde."

„Von Herzen gern," antwortete die Frau; „der liebe Gott wird es mir an meinem armen Jungen wieder vergelten; aber ich muß ihn bei einem verschwiegenen Nachbar unterbringen, der mein Freund ist, denn mein Mann darf nichts davon erfahren."

Nun mußten unsere Reisenden bei der guten Frau essen und trinken; dann schenkte sie an Trenck ein neues Hemd, Strümpfe, Lebensmittel auf drei Tage und sechs Lüneburger Gulden, wünschte ihm glückliche Reise und segnete und küßte ihn.

Und so schied denn Trenck gegen Abend von seinem lieben Freunde, beruhigt darüber, daß derselbe nunmehr versorgt war. Beide trennten sich mit Wehmuth und Bruderliebe. Trenck verließ Thorn und ging noch an demselben Abend zwei Meilen bis Bunzlau.

11.

An diesen Freund hatte sich Trenck mit so vollem, warmen Herzen angeschlossen, daß es unmöglich ist, die Gefühle zu beschreiben, die seine ganze Seele außer Fassung brachten, als er allein weiter wandern mußte. Es gehörten diese Stunden der Trennung von dem, den gleiches Geschick mit ihm verbunden hatte, zu den bittersten seines Lebens. Er war schon im Begriff, wieder umzukehren, um seinen kranken Freund mit sich zu schleppen, als die Vernunft noch siegte und die Hoffnung ihn vorwärts trieb.

In zwei Tagen machte er 13 Meilen und kam am 15. nach Möwe.

Dort verbrachte er die Nacht auf einem Strohlager in der Schenkstube inmitten einer Menge Fuhrleute, die am Morgen früh, ehe er erwachte, schon abgereist waren. Er erkannte mit Schreck, daß er im Schlafe alles seines Geldes beraubt worden war. Und dazu sollte er noch 18 polnische Groschen bezahlen; denn so viel betrug die Rechnung des Wirths und dieser wurde noch grob, als er ihm seinen Diebstahl klagte.

Und so blieb ihm denn nichts übrig, als ein Hemd und ein halbseidenes Tuch zu verkaufen, welches ihm die alte Frau in Thorn geschenkt hatte. Das reichte eben hin, seine Zeche zu bezahlen, und ohne einen Heller zu besitzen, mußte er weiter wandern.

Am 16. kam er nach Marienburg. Aber um das preußische Gebiet zu vermeiden, mußte er die Weichsel passiren. Eine Brücke war nicht vorhanden, nur eine Fähre. Ihm fehlten aber selbst die zwei polnischen Schillinge, um nur die Ueberfahrt bezahlen zu können. Betrübt und nachdenkend, wie er hinüberkommen sollte, sah er zwei Fischer in ihrem Kahn. Er winkte ihnen und gebot, daß sie ihn überfahren sollten. Die Fischer hatten an das Ufer angelegt und forderten erst das Fährlohn, ehe sie nur einen Ruderschlag thun wollten. Da sprang Trenck in den Kahn, zog seinen Säbel und zwang sie, ihn unentgeldlich hinüberzufahren. Auf der andern Seite anlandend, nahm er ihnen die Ruder weg und gab dem Nachen einen Stoß, womit er sie dem Treiben der Strömung überließ. Er hielt das für nothwendig, um sich gegen Verfolgung zu sichern.

In Marienburg fand er sächsische und auch preußische Werber. Er hatte kein Geld und war hungrig und durstig. So ließ er sich denn von ihnen bewirthen, indem er bei ihnen die Hoffnung nährte, sich anwerben zu lassen. Das letzte entscheidende Wort versprach er am andern Morgen zu geben. Vor Tagesanbruch brach er aber schon auf und war verschwunden, ehe die Werber aufstanden.

Am 17. März machte er noch 4 Meilen und kam nach Elbing, wo er seinen alten Freund und gewesenen Instructor, den Hauptmann Brodowsky, wiederfand.

12.

Damit hatte alle Noth seines Abenteuerlebens ein Ende.

Der Hauptmann Brodowsky war zugleich Auditeur bei der polnischen Kronarmee im Golz'schen Regiment. Dieser Mann kam ihm zufällig entgegen, als er eben in die Stadt ging. Er erkannte Trenck und dieser ihn wieder. Die Freude war groß von beiden Seiten. Wie im Triumph führte der alte Hauptmann seinen jungen Freund in sein Quartier.

Von jetzt an hatte Trenck gutes Leben und konnte sich von allen Strapazen wieder erholen. Der Freund schaffte ihm zunächst wieder anständige Kleidung und versah ihn mit allen Bedürfnissen.

Trenck schrieb sogleich an seine Mutter einen rührenden Brief und der Hauptmann begleitete diesen mit dem seinigen.

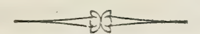
Der Ton dieser Briefe und die mütterliche Liebe hatten das Herz seiner Mutter überwunden. Schon nach acht Tagen traf sie selbst ein. Versöhnung, Wehmuth und Freude feierten hier ein wahres Götterfest.

Als eine echte Mutter brachte sie ihrem unglücklichen Sohne Trost und Hülfe mit.

Er versäumte auch nicht, durch einen geheimen Canal, der sich ihm in Bromberg eröffnet hatte, an seine hohe

Geliebte nach Berlin zu schreiben. Er füllte ein Pergamentblatt mit einer Chiffreschrift, die Niemand lesen konnte, als wer im engsten Vertrauen stand.

Doch es wird Zeit sein, daß wir uns wieder nach Berlin wenden, um zu sehen, was sich damals am Hofe Friedrich's des Großen ereignete und wie ein so gefühlvolles Wesen, wie Prinzessin Amelie, eine Katastrophe ertrug, die ihr Herz so tief bewegen mußte.



Dreizehntes Kapitel.

Das neue Opernhaus in Berlin. — Das Ballet. — Daphne. — Die Barberina. — Der König am Orchester. — Prinzessin Amelie und ihre Damen in der Loge. — Der Kammergerichts-Assessor v. Cocceji. — Der räthselhafte Fremde. — Ein Unfall. — Graf St. Germain. — Ohnmacht der Barberina. — Unterbrechung des Ballets. — Des Königs anscheinend theilnahmloses Verhalten dabei. — Scene in der Loge der Barberina. — Gespräch der Prinzessin mit ihrer Dame. — Ihre neue Vertraute Frau von Kleist. — Speculation darauf, daß der König in die Barberina verliebt sei. — Die Prinzessin und Fräulein von Hartenfeld. — Besuch des Königs im Vorzimmer der Barberina. — Nach der Mittheilung der Frau von Kleist. — Die Prinzessin will die Barberina sprechen. — Die geheimnißvolle Rolle. — Trenck's Zusammentreffen mit der Barberina. — Trenck's Bekanntschaft mit dem Grafen St. Germain. — Der König und die Barberina. — Krankheit derselben. — Cocceji's Besuch bei ihr. — Einladung zur Prinzessin und Zusage.

1.

Das italienische Opernhaus, das Friedrich der Große kurz nach dem Antritt seiner Regierung in Berlin nach seinen eigenen Angaben durch den Baron von Knobelsdorf hatte erbauen lassen, gehörte damals zu den prächtigsten in Europa.

Entrée wurde damals nicht bezahlt. Alle anwesenden Zuschauer bestanden aus dem Hofe und den eingeladenen Personen. Dadurch erhielten die glänzenden Zuschauerräume ihr ganz eigenthümliches Colorit. Alle Logen hatten ihre feste Bestimmung. Dort sah man die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses mit ihrem glänzenden Gefolge; dort das diplomatische Corps mit ihren in Diamantenschmuck strahlenden Ordenssternen und breiten gewässerten Ordensbändern; dort blitzten in allen Regenbogenfarben diamantene Zitternadeln im weißgepuderten, mit Flor aufgebauten Haarschmuck der Damen und glänzten Juwelen an den kostbaren Roben von schwerem, großgeblumten Seidenbrocat, oder auf dem blendendweißen Schwanenbusen, der nach dem Geschmack des französischen Hofes ziemlich frei getragen wurde.

Auch berühmte Fremde sah man dort; die Gelehrten der Akademie; in andern Logen Generale mit ihren breiten goldenen Schleifen, sogenannten Brandenburgs, auf den blauen, mit Roth aufgeschlagenen Uniformen — achtbare Persönlichkeiten, die in beiden schlesischen Kriegen schon ihre wohlverdienten Lorbeeren geerntet hatten — kurz, überall die Familie des Königs, die Dienerschaft des Königs, die Beamten des Königs und die Begünstigten vom Hofe.

Für die guten Einwohner Berlins blieb nur ein kleiner Theil des Parterres reservirt, und das waren auch

noch schwer zu erlangende Gnadenplätze, denn der größte Theil des Parterres, besonders die vordern Plätze, waren von sechs Schuh hohen Soldaten eingenommen, da jedes Regiment das Recht hatte, eine gewisse Anzahl Leute compagnieweise in das Theater zu commandiren. Verstanden auch diese Riesen in der Montur mit ihren hohen Grenadiermützen nichts von dem italienischen Singsang und vertrieben sich die Zeit mit Plaudern und Possen, so waren sie doch einmal da auf Ordre ihrer Vorgesetzten und dienten Voltaire zum Aergerniß, der in Berlin die heitere, geistreiche Beweglichkeit des Pariser Theaterpublikums vermißte.

Hinter diesen Helden befanden sich Parterre-Logen, aus denen die zum Theater befohlenen Zuschauer weder etwas hören noch sehen konnten; aber sie waren durch die Convenienz gezwungen, regelmäßig den Opern, Comödien und Balletten beizuwohnen, wo sie oft mit tödtlicher Langeweile die Ehre ihrer Gegenwart zu erkaufen hatten.

Doch beschwerte sich Niemand über diese exclusiven Anordnungen, denn der König hatte ein Recht dazu, weil er ganz allein die Kosten dieser Einrichtung trug. Man betrachtete die italienische Oper als ein Hoffest, und das war sie auch in vollem Maße. Der König selbst versäumte keine Vorstellung. Es war ein gutes Mittel, seine zahlreiche Familie und den unruhigen Ameisenhaufen seiner

Höflinge unter seine militärische Aufsicht zu nehmen. Sein Vater Friedrich Wilhelm I. hatte ihm in dieser Hinsicht ein gutes Beispiel gegeben, dessen Wirkung Friedrich II. als Kronprinz selbst erfahren hatte, nur mit dem Unterschiede, daß der hochselige König im Rathhaussaale oder im schlecht gezimmerten Breterhause die Capriolen und schlechten Späße des sogenannten starken Mannes ansah, die den Kronprinzen Friedrich herzlich ennuyirten und jetzt im reichdecorirten, mit goldenen Stukkaturen geschmückten Theatersaal die ersten Sänger und Sängerinnen Italiens und die berühmtesten Tänzer und Tänzerinnen ihrer Zeit einem Publikum vorgeführt wurden, welches zum größten Theile für die höheren Genüsse der Kunst noch nicht herangebildet war.

Warum sollte man auch nicht zufrieden sein? Das Local war schön, Orchester und Künstler waren ausgezeichnet. Der König stand in der Regel vorn im Orchester, die Lorgnette fortwährend auf die Bühne gerichtet, ein Beispiel unermüdlicher Ausdauer gebend.

In der untern Prosceniumloge hinter ihm sah man seine gelehrten und schöngeistigen Günstlinge: einen Voltaire, der, auf Ludwig XV. erbittert, den großen Friedrich im Anfange seines Besuchs am Hofe von Berlin den „nordischen Salomo" nannte; dann den geistreichen Allegrotti, Lametterie, Baron von Pöllnitz, damals Intendant der königlichen Hofbühne, und den Schöngeist Baron von

Bielefeld, der es liebte, bei jeder Gelegenheit Tischreden zu halten.

Es war der strenge Winter draußen schon mit aller Macht hereingebrochen. Im hellerleuchteten Opernhause spürte man nichts von dem eisigen Schneewetter, das draußen die Kutscher auf dem Bock, die Pferde vor den Kutschen, die Lakaien mit den Fackeln in den Händen und die Schildwachen in ihren Schilderhäusern zum Zittern brachte. Es herrschte eine mäßig warme Temperatur im Opernhause, das in der Carnevalszeit besonders glänzend erleuchtet und gefüllt war mit den reichsten und gewähltesten Toiletten und Uniformen aller Art. Alle Mitglieder des königlichen Hauses waren in ihren Logen anwesend. So sah man auch Prinzessin Amelie in der ihrigen, umgeben von ihren Damen und im Hintergrunde der Loge die Cavaliere ihres kleinen Hofstaats.

Auf der Bühne wurde so eben ein Ballet gegeben, das „Daphne" hieß und worin die schöne Nymphe, erst umgeben von Hamadryaden und Faunen, mit denen sie sich in reizenden Tänzen vergnügte, dann, von Apoll belauscht und verfolgt, im Fliehen in einen Lorbeerbaum verwandelt wurde.

Die Musik war ein reizendes Tändeln, wie das Ballet selbst. Der König war zufrieden; er klatschte bei jeder entzückenden Attitude der engelschönen Barberina, der er dann auch wohl durch ein Zunicken seine Zufriedenheit

zu erkennen gab. Das Publikum folgte natürlich im Applaus dem Beispiel des Königs, und so wurde Spiel und Tanz nicht selten übertönt durch ein Applaudiren und Bravorufen, wovon das Haus erdröhnte.

Die Barberina unterließ nicht, sich für diese Huldigung dankbar zu bezeugen; sie warf dem Könige mit einer leichten Verbeugung Blicke zu, die unmöglich aus kohlschwarzen italienischen Augen jemals brennender gefallen sein können.

„Siehst Du, Kleist,“ sagte die Prinzessin, indem sie den aufgerollten blitzenden Fächer vor den Mund hielt, zu ihrer neuen Vertrauten, einer Geborenen von Schwerin, jetzt geschiedenen Frau von Kleist, die später einen Herrn von Troussel heirathete, „es ist ganz richtig, was die böse Welt sagt: diese Sylphide hat Gnade gefunden vor den Augen ihres Sultans, meines Bruders, des Königs.“

„Wie jedes ausgezeichnete Talent,“ bemerkte halblaut ihre Oberhofmeisterin.

„Ich spreche nicht mit Dir, Maupertuis,“ sagte die Prinzessin zu ihr, indem sie stolz und kalt über die linke Schulter nach der unberufenen Sprecherin hinblickte; „ich werde Dich um Deine weise Meinung fragen, wenn ich Deines Raths bedarf.“

Die Maupertuis schwieg und biß auf ihre dünnen blassen Lippen; Frau von Kleist aber hielt sich für berufen, zu antworten:

„Man sagt, königliche Hoheit, ein Herr von Cocceji sei der begünstigte Anbeter dieser Theaterdame.“

„O, mein Kind, eine solche Bühnenprinzessin hat ein ungeheuer weites Herz, — wenn sie überhaupt ein Herz hat, was ich noch sehr bezweifle; es kann ihr nur schmeichelhaft sein, nebst Hunderten ihrer Sclaven auch einen besiegten König an ihren Triumphwagen gefesselt zu sehen.“

„Man sagt, der König liebe nur den Geist der Frauen, und daß diese Barberina Geist und Witz hat, alle neuern Sprachen redet, Verse improvisirt und wie eine Sylphide tanzt, dazu auch noch singt und musikalisch gebildet ist, nun darüber ist die Stimme der ganzen Welt einig.“

„Sie gehört, wie ich höre, zu den Damen der Confidenztafel des Königs und ist die jüngste und schönste seiner Favoritinnen, die nicht selten unter vier Augen mit dem Könige Thee trinken. Kurz, soll ich Dir sagen, was ich meine, wovon ich überzeugt bin? — sie ist die Maitresse des Königs und,“ fügte sie leise hinzu, „als Gegenstand seines Vertrauens eine Personnage von Wichtigkeit, die man ohne Zweifel für seine Zwecke benutzen kann.“

In diesem Augenblicke ereignete sich ein sonderbarer Zufall.

2.

Der König stand mit seinen Umgebungen auf der linken Seite des Orchesters, auf der rechten Seite desselben

stand ein großer, baumstarker junger Mann, der kein Auge von der schönen Barberina wendete. Da er etwas kurzsichtig war, so verfolgte er jede ihrer Bewegungen mit einem kleinen goldenen Operngucker, den er nur vom Auge nahm, um mit seinen großen und breiten Händen einen donnernden Applaus zu erheben und dabei mit einer tiefen Baßstimme das ganze Auditorium im Bravoschreien zu übertönen.

Sein Benehmen fiel allerdings auf, doch war man schon an diese Huldigungen des jungen Mannes gewöhnt, der an dieser Stelle niemals fehlte, wenn die Barberina tanzte. Neben ihm stand ein kleiner Mann mit feinen, ausdrucksvollen Gesichtszügen, in der feinsten französischen Gallakleidung, das rothe Sammtkleid mit Gold gestickt, den kleinen dreieckigen Federhut als Chapeaubas unter dem Arm, einen großen Haarbeutel an der kleinen, weißgepuderten Perücke, eine lange Schoßweste von Goldbrocat, hellblaue kurze Atlashosen mit goldenen Kniebändern und Brillantschnallen an den goldenen Kniebändern wie auf den Schuhen mit rothen Absätzen. Der silberne Griff eines kleinen Galanteriedegens war mit Brillanten besetzt und Diamanten glänzten auf allen Fingern. Wenn man nach diesem Fremden fragte, so wußte ihn Niemand zu nennen. Auch in den Umgebungen des Königs wußte es Niemand. Da dieser mit seinem Adlerblick die glänzende Erscheinung des kleinen blassen fremden Mannes sogleich

bemerkt hatte, so ließ ihn der König durch einen Adjutanten fragen, wer er sei und durch welches Thor er eingepassirt.

„Durch alle Thore in derselben Minute,“ entgegnete der Fremde höflich; „ich werde die Ehre gehabt haben, Sr. Majestät von allen Thorwachen gleichzeitig gemeldet zu sein: ich bin der Graf Saint Germain, Sr. Majestät zu Befehl.“

„Ha! Sie, mein Herr, der weltbekannte Zauberer? Ich erinnere mich, Ihren Namen auf sieben Rapporten zugleich gelesen zu haben. Wie war das möglich?“

„Mein Herr, es giebt Geheimnisse in der Natur, welche kein anders erschaffenes Auge, als das höher begabte durchschaut. Sie werden fühlen, mein Herr, daß hier nicht der Ort ist, sich darüber auszusprechen. Wünschen Seine Majestät Näheres von mir zu erfahren, so geruhe der König zu befehlen, wann ich die Ehre haben soll, in allerhöchstdero Cabinet zu erscheinen. Es mögen alle Zugänge doppelt besetzt sein mit Wachen, die mit geladenem Gewehr den Befehl haben, auf mich zu schießen, ich komme doch. Jetzt aber, entschuldigen Sie, habe ich Wichtigeres zu thun: der Kunst meine Huldigung darzubringen.“

Damit zog sich der Flügeladjutant des Königs zurück und der Magier zog aus dem Busen seiner Weste von Goldbrocat einen großen und prächtigen Blumenstrauß,

woran ein großer Brillantring hing, befestigte bedächtig einen Zettel in dessen Mitte und warf ihn der leichtgeschürzten Nymphe, als diese mit einer graziösen Gavette in seine Nähe kam, auf die Bühne zu.

Die berühmte Tänzerin bückte sich, nahm das Cadeau auf, verneigte sich gegen den Geber mit einem entzückten Lächeln und legte zwei Finger ihrer feinen weißen Hand an ihren kleinen Rosenmund, als wollte sie ihm einen Kuß zuwerfen.

Das war zu viel für den baumstarken jungen Mann, der neben dem Magier stand. Die flammende Röthe der Eifersucht stieg ihm, wie schon einmal bei einer frühern ähnlichen Veranlassung, als er den Nebenbuhler leicht wie eine Feder über die Lampen weg auf die Bühne geworfen hatte, der Tänzerin zu Füßen, und jetzt hatte er nicht übel Lust, dasselbe Manöver zu wiederholen. Nur die Anwesenheit des Königs schien noch den wilden Ausbruch seiner tollen Eifersucht im Zaume zu halten; aber er packte doch den Fremden wüthend vor die Brust und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Herr, wie können Sie es wagen, dieser Dame eine so unverschämte Huldigung zu erweisen? Sie sind des Todes! Wir schlagen uns auf Degen oder Pistolen, auf Leben und Tod! Einer von uns muß fallen!“

„Nun gut,“ sprach der Fremde kalt, „so mögen Sie fallen.“ Damit blies er ihn an, murmelte ein Zauber=

wort und mit einem krachenden Getöse fiel der junge Riese nieder auf die Bank und von da ohnmächtig zu Boden.

Der allgemeine Tumult, der in diesem Theile des Hauses entstand, war von der Bühne aus bemerkt worden. Die Barberina sah, daß der ohnmächtige junge Mann fortgetragen wurde. Es war ihr heimlich Verlobter, der junge Cocceji, Sohn des Großkanzlers des Königs. Die ganze Welt wußte um dieses Geheimniß; aber es war auch allgemein bekannt, daß dieses eine Liebe ohne Ziel und Hoffnung war. Man wußte, daß sein Vater seinen Fluch auf dieses Mißbündniß gelegt hatte und man kannte die Abneigung des Königs gegen jede Mesalliance; aber bei der feurigen Italienerin war die Stimme der Natur stärker, als die der Convenienz.

Sie sank in Ohnmacht auf der Bühne und der räthselhafte Fremde war verschwunden.

3.

Der Vorhang war niedergelassen, noch ehe Daphne in den Lorbeerbaum verwandelt worden war, also ehe das Ballet sein Ende erreicht hatte. Das Publikum zeigte durch Murren und Pochen einige Unzufriedenheit über diese Unterbrechung seiner Freuden. Hunderte hatten die Veranlassung dieser Störung nicht bemerkt, selbst der König nicht, der eben eine seiner geistreichen sarkastischen

Bemerkungen gegen den Marquis d'Argens machte, welcher hinter ihm stand, als die Tänzerin plötzlich zu Boden fiel. Von Enthusiasmus und Theilnahme für die reizende Sylphide zeigte sich im ganzen Auditorium keine Spur. Das wäre gegen Respect und Hofetikette gewesen, da Anstand und Gehorsam geboten, sich das Benehmen des Königs für die eigenen Gefühlsäußerungen zur Richtschnur zu nehmen.

Ein halblautes Geschwirr von Fragen und Bemerkungen ging durch die weiten glänzenden Räume des Opernhauses.

Der König blieb ganz ruhig dabei. Er nahm eine große Prise Spagnol aus seiner ledernen Westentasche und wendete sich gegen den Balletmeister, der so eben hinter dem Vorhange hervortrat, um dem Könige und dem Publikum von dem Ereignisse Bericht zu erstatten.

„Nun, was giebt's? was soll das heißen, Conciolini?"

„Sire, Signora Barberina ist wie todt; man fürchtet, sie wird das Ballet nicht zu Ende bringen können."

„Gehe Er doch," entgegnete der König achselzuckend; „man gebe ihr ein Glas Wasser, etwas zu riechen und mache ein Ende davon."

Der Balletmeister, der sich nicht durch den Ausdruck eines bescheidenen Zweifels, daß diese Mittel bei der Sterbenskranken anschlagen würden, einer öffentlichen Repri-

mande aussetzen wollte, verschwand sogleich hinter dem Vorhange.

Indeß sprach der König ganz ruhig mit dem Balletdirigenten der Kapelle und machte einige Bemerkungen über die Tempi, die für ein so lebensfrisches Ballet nicht rasch genug genommen seien.

Die Leute im Publikum machten lange Hälse und spitzten mit vorgestreckten Köpfen und angehaltenem Athem die Ohren, um wo möglich etwas von den Worten des Königs zu hören, damit sie wußten, wie sie danach ihr Benehmen einzurichten hatten, ob Spott oder Mitleid mit der Tänzerin an der Tagesordnung sei.

In diesem Augenblicke trat der windige Baron von Pöllnitz, Oberkammerherr des Königs und Intendant der königlichen Schauspiele, für den Friedrich der Zweite schon einige Male mit tüchtigen Reprimanden die Schulden bezahlt hatte, dem König nahe, um über den Vorfall hinter der Scene pflichtschuldigen Bericht abzustatten.

„Nun, Baron," sagte der König laut genug, um von einem Theile des Orchesters verstanden zu werden, „wird es bald aufhören? Es ist lächerlich! Hat Er keinen Arzt in den Coulissen? Er muß immer einen Doctor auf dem Theater haben."

„Sire, der Doctor ist da, er wagt aber nicht, der Tänzerin die Ader zu öffnen, aus Furcht, daß sie dadurch noch mehr geschwächt und es ihr unmöglich werde, ihre

Partie zu Ende zu tanzen. Doch wird er am Ende sich gezwungen sehen, dazu zu schreiten, wenn es kein anderes Mittel giebt, sie aus ihrer tiefen Ohnmacht zu erwecken, als Blutlassen."

„Also doch, also ernsthaft und keine Grimasse?"

„Sire, es scheint mir sehr ernsthaft zu sein."

„Dann wollen wir gehen," sprach der König; „aber morgen soll die Barberina zu meiner Confidenztafel nach Sanssouci befohlen werden und dort im Marmorsaal das Ballet zu Ende tanzen."

Eben wollte er sich umwenden, da fiel ihm etwas Anderes ein.

„Ist Porporino da?" fragte der König.

„Zu Befehl, Majestät."

„So soll er mir zum Schluß eine Arie singen. Es ist nicht gut, wenn man mit einer Katastrophe nach Hause geht."

Das geschah; nach wenigen Augenblicken wurde der Vorhang wieder aufgezogen. Der beste Tenor seiner Zeit erschien in Hofkleidung, mit dem Notenblatt in der Hand. Er sang zwei große Arien, die eine aus Titus, die andere aus Athalia, wundervoll. Der König applaudirte und verließ dann das Orchester.

Das war ein Signal zum Aufbruch. Alle Welt verließ das Haus, aber Friedrich war über die kleine Treppe hinauf in die Loge der Barberina getreten.

Er trat in dem Augenblick bei ihr ein, als die Ohnmächtige eben wieder zum Leben erwachte.

„Nun, Mamsell," sagte er in einem wenig theilnehmenden, ja selbst etwas pikirten Ton, „wie geht's? Ist Sie diesen Zufällen oft unterworfen? In Ihrem Stande wäre das ein großes Uebel. Hat Sie denn einen Verdruß gehabt? Ist Sie denn so krank, daß Sie mir nicht antworten kann?"

Dann wendete er sich zu dem anwesenden Leibarzt Dr. Lamettrie, den er aber nur zum Kuriren seiner Windspiele und als lustigen Gesellschafter benutzte: „Nun, so antworte Er mir. Ist sie gefährlich krank?"

„Ja, Sire," sprach der Arzt, der so eben mit der Kranken beschäftigt war; „der Puls ist kaum zu fühlen, der Blutumlauf gehemmt und alle Lebensfunctionen sind gestört."

„Das ist wahr," sagte der König, indem er selbst nach dem Puls der jungen Sängerin fühlte und sie dabei scharf ansah, „ihr Auge ist starr, ihr Mund farblos."

Der König gab gern medicinischen Rath. Auch jetzt sprach er: „Gebe Er ihr ein Paar Hoffmann'sche Tropfen, Lamettrie. Zum Teufel, ich dachte, es sei nur eine Comödianterie; ich hatte mich geirrt: das Mädchen ist in der That sehr krank. Sie ist weder boshaft noch launisch, nicht wahr, Signor Conciolini," wendete er sich an den Balletmeister, der im Hintergrunde wie auf heißen Kohlen

stand. „Es hat ihr doch Niemand diesen Abend Verdruß gemacht? Es ist doch Niemand, über den sie sich zu beklagen hätte? Wie?“

„Sire,“ wisperte der Balletmeister mit Affectation, ohne Zweifel in der Meinung, dem Könige damit etwas Angenehmes zu sagen: „Sire, sie ist keine Comödiantin, sie ist ein Engel!“

„Nichts weiter?“ entgegnete der König mit einem sardonischen Lächeln. „Nun, dann ist Er in sie verliebt?“

„Nein, Majestät,“ sprach der Beleidigte; „aber ich liebe sie wie meine Schwester und achte sie unendlich hoch.“

„Dank Euch Beiden und dem lieben Gott,“ spöttelte der König; „mein Theater wird eine wahre Tugendschule werden. Nun, da kommt sie ja wieder ein wenig zu sich. Barberina, erkennt Sie mich?“

„Nein, mein Herr!“ antwortete die Tänzerin, die den König mit irren Blicken anstarrte, als könne sie sich noch nicht recht besinnen.

„Es ist vielleicht ein Gehirnschlag,“ sagte der König zum Arzt. „Hat Er bemerkt, daß sie epileptisch ist?“

Lamettrie fühlte sich durch diese schonungslose Art, wie der König die Kranke behandelte, in tiefster Seele verletzt.

„O, Sire!“ rief er, „nie, niemals eine Spur davon! Das wäre entsetzlich!“

Damit griff er aber doch zu seiner Lanzette und schickte sich an, ihr die Ader zu öffnen.

„Halt!" rief der König, ihn zurückhaltend; „lasse Er ihr nicht zur Ader. Ich sehe nicht gern unschuldiges Blut vergießen, selbst nicht auf dem Schlachtfelde, wo es sich doch nicht vermeiden läßt. Ihr Doctores seid keine Kriegsleute, Ihr seid nur Mörder! Laß Er sie in Ruhe; gebe Er ihr frische Luft; nur lasse Er nicht zur Ader, sie könnte daran sterben."

„Pöllnitz!" rief er dann laut und der Gerufene trat aus dem Foyer der Theaterloge ein. „Ich vertraue sie Ihm an, bringe Er sie in Seinem Wagen nach Hause. Mit einem Wort: Er steht mir für sie. Es ist die größte Tänzerin, die wir gehabt haben, und wir finden so bald keine wieder wie diese. Apropos," schloß er, „was werden wir morgen für ein Ballet haben, Signor Conciolini, wenn unsere Primadonna des Ballets fehlt?"

Der König aber wartete die Antwort nicht ab; er stieg die schmale Treppe der Theaterlogen herab, gefolgt von seiner Umgebung und sprach von ganz andern Dingen, als hätte es niemals einen Unfall der berühmten Barberina gegeben. Bald schlossen sich ihm seine Tisch- und philosophischen Freunde an. Man sah in seinem Gefolge Voltaire, den Marquis d'Argens, den Akademiker Algretti und den General Quintus Julius, mit welchem emphatischen Namen der König den französischen Obrist

Guichard bezeichnete, der ein tüchtiger Soldat, aber hab=süchtig wie der Teufel, übrigens ein vollkommener Höfling war. Und diese Herren folgten ihm zum Abendessen.

4.

Während dieser Episode, bei welcher der König die Hauptrolle spielte, gingen in der Loge der Prinzessin Amelie und später auf dem Heimwege noch ein Paar andere pi=kante Scenen vor.

„Die Kleine," sagte die Prinzessin im moquanten Tone, „spielte die Ohnmächtige sehr natürlich."

„Um Vergebung, königliche Hoheit," bemerkte Frau von Kleist, die sich wohl zu Zeiten ein Wort des Wider=spruchs erlauben durfte, ohne eine verletzende Antwort zu riskiren, wie jede Andere, die dasselbe gewagt hätte, „mir schien es doch Ernst zu sein mit dieser Ohnmacht. Man fällt nicht so schwer nieder, daß man sich beschädigen kann, so lange man noch Bewußtsein hat."

„Ah bah! Theaterohnmacht, sonst nichts! Diese Frauenzimmer sind so leichter Natur, daß sie fallen wie eine Feder, ohne Schaden zu nehmen, wenn sie zu Falle kommen."

„Wenn Eure königliche Hoheit," sprach der Marquis d'Argens, der vor wenigen Augenblicken in den Hintergrund der Loge getreten war, indem er sich ehrfurchtsvoll verneigte, „die Gnade haben wollten, dieses tugendhafte Mädchen näher kennen zu lernen . . ."

„Ah pardon, Marquis! Ich vergaß, daß der edle Ritter aller Theaterdamen Zeuge meiner Bemerkungen war und so bleibt mir nichts Anderes übrig, als zu lachen bei der Gedankenverbindung: Tugend und Theaterprinzessin, besonders wenn sie so sichtbar kokettirt, um das Herz eines großen Königs zu erobern, der für die Schönsten seiner Zeit kein Herz hat, nur Geist.“

Der schon erwähnte Gesang Porporino's unterbrach diese Scene und nach dessen Beendigung erhob sich der ganze Hof; auch die Prinzessin mit ihrer Umgebung fuhr nach ihrem Palais zurück.

Bei dem röthlichen Licht der Fackeln, welche die Bedienten auf dem Trittbret hinter dem Wagen trugen, fuhren drei Damen auf dem linken Seitenwege der breiten Straße, die von der Schloßbrücke nach dem Brandenburger Thore führt und in ihrer Mitte mit einer Lindenpromenade geschmückt ist, hinunter nach der Wilhelmstraße.

„Liebes Kind,“ sprach die Eine derselben, die im Fond saß, deren feiner Teint durch eine blendendweiße Blässe fast schreckhaft wurde, zu der ihr gegenübersitzenden bildschönen Hofdame, der Frau von Kleist, „hast Du die Aufregung meines Bruders, des Königs, während der Abenteuer dieses Abends bemerkt?“

„Nein, gnädigste Prinzessin,“ antwortete die Oberhofmeisterin der Prinzessin Amelie, Frau von Maupertuis, eine sehr treffliche, einfache Dame, die aber nicht selten an

Zerstreuung litt und so auch jetzt geglaubt hatte, die Prinzessin habe sie angeredet.

„Schon wieder unberufen! Wie oft soll ich Dir sagen: ich spreche nicht mit Dir?“ rief die Prinzessin in dem scharfen und gereizten Tone, der ihr jetzt so oft zu eigen war, seitdem ihr Verhältniß zu Trenck diese üble Wendung genommen hatte, welche ihre Stimmung so bitter machte. „Bemerkst Du denn je etwas?“ fuhr sie fort. „Schau doch nur jetzt ein wenig nach den Sternen; ich habe der Kleist etwas zu sagen, das Du nicht zu hören brauchst.“

Frau von Maupertuis schloß pflichtschuldig ihr Ohr, so weit das möglich war und beugte sich vor, um aus dem Fenster zu sehen. Die Prinzessin aber neigte sich der ihr gegenübersitzenden Frau von Kleist zu und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Sage, was Du willst; ich glaube, zum ersten Male seit den funfzehn oder zwanzig Jahren, vielleicht, seitdem ich im Stande bin, etwas zu beobachten und zu verstehen: der König ist verliebt.“

„Ihre königliche Hoheit sprach vor einem Jahre in Bezug auf eine Andere ebenso, und doch bin ich überzeugt, Seine Majestät hat nie daran gedacht.“

„Nie daran gedacht? — und doch gerieth der König in den schönsten Zorn, als ihm die Narrheit des jungen Cocceji erzählt wurde, der die Barberina absolut, selbst gegen den Willen seines Vaters heirathen will.“

„Ihre königliche Hoheit wissen wohl, daß Seine Majestät die Mesalliancen nicht leiden kann?“

„Ja, — so heißt man die Heirathen aus Liebe. Mesalliancen! ... O, das große Wort, ohne Sinn, wie alle Worte, welche die Welt regieren und die Einzelnen tyrannisiren!“

Die Prinzessin seufzte tief; aber gewohnt, schnell aus einer Seelenstimmung in die andere überzugehen, sagte sie zu der Oberhofmeisterin, die eben den Kopf ein wenig wendete:

„Maupertuis, Du hast gehorcht! Du sahest nicht nach den Sternen, wie ich es befohlen habe. Das lohnt sich auch wohl der Mühe für die Frau eines großen Gelehrten, auf das Geschwätz zweier Närrinnen zu hören, wie die Kleist und ich!“

„Ja, ich sage Dir, Kleist,“ fuhr die Prinzessin gegen ihre jetzige Favorite fort, „der König hat wirklich eine Neigung für diese Barberina. Ich weiß es von guter Hand, daß er nach dem Theater oft mit Jordan und Chazols den Thee in ihrer Wohnung einnahm, und daß sie sogar mehr als einmal an den kleinen geistreichen Soupers in Sanssouci theilgenommen hat — und das war früher in Potsdam unerhört. Ja, soll ich noch mehr sagen? Sie hat wochenlang daselbst gewohnt und ein Appartement gehabt. Du siehst, Kleist, ich weiß recht gut, was vorgeht und das geheimnißvolle Wesen meines

Bruders imponirt mir nicht mehr, seitdem ich auch seine Verhältnisse kenne."

„Da ich Ihre königliche Hoheit so wohl unterrichtet sehe, so darf ich auch wohl nicht zweifeln, daß Ihr bekannt sei, wie der König aus — Staatsrücksichten, die zu erklären mir nicht zusteht, den Glauben verbreiten will, als sei er gegen das schöne Geschlecht nicht so streng, als man meinte, obgleich er im Grunde ..."

„Obgleich im Grunde mein Bruder, wie man sagt, nie eine Frau und selbst nicht die Königin geliebt hat. Nun meinetwegen! Ich glaube an diese Tugend nicht und noch weniger an diese gegen alle Ordnung der Natur laufende Kälte. Nichts wird mich überreden, die Barberina habe in seinem Sanssouci gewohnt, nur um vor der Welt als seine Maitresse zu scheinen. Sie ist hübsch wie ein Engel, aber sie hat Geist wie ein Teufel. Sie ist unterrichtet und redet — ich weiß nicht wie viel Sprachen."

„Und dennoch, Hoheit, möchte ich noch einmal behaupten: sie ist tugendhaft und betet ihren Bräutigam an."

„Bräutigam? — Kann man eine solche Comödiantenliebelei einen Brautstand nennen? Was würde das für eine Mariage geben? — Eine abscheuliche Mesalliance, das heißt, wie es die Welt und der König zu nennen belieben würde! Nicht wahr, Kleist? Ich habe Dich stark im Verdacht, edle Witwe, ebenfalls an eine eben solche

Mesalliance mit irgend einem armen Pagen oder einem kleinen Magister der schönen Wissenschaften zu denken. Nun? Heraus mit der Sprache!"

„Und Eure Hoheit wünschten sehr, so eine Herzensalliance zwischen dem Könige und dieser kleinen Ballettänzerin errichtet zu sehen?"

„Wenigstens wüßte ich alsdann," sprach die Prinzessin leiser und mit brennendem Athem in das Ohr der Vertrauten, „wie mir und meinem armen Freunde geholfen werden könnte. Man müßte sich um die Freundschaft dieser Theaterprinzessin bemühen, — und solche Creaturen sind leicht zu gewinnen. Hätte sie einmal Ohr und Herz des Königs, so würde es ihr ein Leichtes sein, was ich nicht wagen darf, unmittelbar vorzubringen: sich für die Freilassung des armen Trenck zu verwenden. Du siehst, Kleist, ich habe eine kleine Speculation in Petto, und diese Person kann für mich bedeutender werden, als Du meinst."

„Eure königliche Hoheit schmeicheln sich vergebens, in dem Leben unsers großen Königs eine menschliche Schwäche aufzufinden. Sein Benehmen gegen die Barberina ist zu offen, als daß Liebe einen Theil daran haben könnte."

„Die Liebe — nein! Friedrich weiß nicht, was Liebe heißt; aber ein gewisser Reiz, eine kleine Intrigue, und selbst diese könnte man benutzen. Alle Welt spricht davon,

aber Niemand wagt es geradezu herauszusagen. Kannst Du das leugnen?"

„Und doch; Niemand glaubt im Ernst daran, gnädigste Frau. Man flüstert sich zu, der König bemühe sich zu seiner Zerstreuung an dem Geplauder und den koketten Sprüngen einer hübschen Tänzerin Geschmack zu finden; aber nach Verlauf einer Viertelstunde bricht er das galante Geplauder ab, indem er zu ihr gleich frostig wie zu seinem Cabinetssecretair spricht."

„Genug für heute," sprach die Prinzessin, durch den Widerspruch ihrer Vertrauten in üble Laune versetzt. „Wenn ich morgen Lust haben sollte, über diesen Gegenstand einmal wieder Deine superkluge Meinung zu hören, so werde ich es Dir sagen lassen."

Verletzt durch diesen Ausfall, schwieg Frau v. Kleist. Auch die Prinzessin sprach nichts mehr, und der Wagen hielt vor dem Portal ihres Palais.

5.

Nachdem die Prinzessin die Damen, welche sie ins Theater begleitet hatten, entlassen, ließ sie ihre ältere Vertraute, Fräulein von Hartenfeld, rufen, um mit ihr unter vier Augen zu soupiren.

Ihr Herz war so voll, ihr Geist noch so aufgeregt, daß sie ihr die ganze Geschichte dieses Abends und das darüber geführte Gespräch in ihrer Weise, das heißt, mit

eingestreuten stechenden Bemerkungen, erzählte. Dann fuhr sie fort:

„Das ist freilich nicht galant, wenn er auf diese Weise der Barberina den Hof macht; und darum wundere ich mich nicht, wenn sie nicht so sehr für ihn passionirt zu sein scheint."

„Man sagt, sie sei bescheiden, anständig, aber ausgelassen keck in ihren Reden."

„Alles Maske — glaube mir — Alles Koketterie, um dem Könige zu gefallen. Vielleicht ist sie sehr listig. Wenn das wäre und wenn man ihr trauen könnte!"

„Trauen Sie Niemand, gnädigste Prinzessin, selbst nicht der Frau von Maupertuis, die vielleicht in diesem Augenblick schon in ihren Federn liegt."

„Laß sie schnarchen! Wachend oder schlafend bleibt sie immer derselbe Dummkopf. Doch meinetwegen, Hartenfeld, ich möchte wohl die Barberina persönlich kennen lernen. Ich bedauere jetzt sehr, daß ich mich früher geweigert habe, sie bei mir zu empfangen, als der König mir vorschlug, sie neulich Morgens zu mir zu führen, um mir Petrarca's Sonette vorzulesen, was sie in seltener Vollkommenheit verstehen soll. Ich möchte nur wissen, ob sich mit ihr etwas anfangen ließe. Du weißt, ich war immer gegen sie eingenommen."

„Gewiß ohne Grund. Es war ganz unmöglich . . ."

„Dem sei wie Gott will. Seit einem Jahre haben

Kummer und Schreck so an mir genagt, daß damit alle die kleinern Sorgen ganz verschwunden sind. Ich habe nun einmal die Caprice, das junge Mädchen zu sehen. Wer weiß, ob sie nicht leicht vom Könige erhielte, was ich nicht wagen darf, von ihm zu erbitten? Ich denke seit mehreren Tagen daran; und da ich nichts Anderes im Sinne habe als das, was Du weißt, so wurde ich in dem Gedanken bestätigt, daß mir hier vielleicht die Pforte der Hoffnung wieder geöffnet sei, als ich sah, wie unruhig und besorgt Friedrich heute Abend war, bei allem Bemühen, den Schein der Gleichgültigkeit anzunehmen, und gerade dadurch hat er sich am meisten verrathen."

„Ihre königliche Hoheit möge sich wohl in Acht nehmen; die Gefahr ist groß."

„Das sagst Du immer. Ich aber bin mißtrauischer und klüger als Du. Nun, wir werden noch daran denken. Ich muß mir die Sache erst noch beschlafen, um zu einem klaren Entschluß zu kommen. — Gute Nacht, Hartenfeld!"

6.

Es war Mitternacht.

In dem Augenblicke, als die große Uhr im Giebel des Palais der Prinzessin Amelie die Mitternachtstunde verkündet hatte, ließ sich die Prinzessin im weißen Nachtnegligé auf die Polster ihres rothseidenen Bettes nieder.

Als ihre erste Kammerfrau auf eine Hermelindecke vor dem Bett ihre rothsammtnen Pantoffeln niedersetzte, stieß sie plötzlich einen Schrei des Schreckens aus.

„Bist Du toll geworden?“ fragte die Prinzessin, den Vorhang halb zurückschlagend. „Nun, was springst und schreiest Du denn so wie eine Verrückte?“

„Hat Ihre königliche Hoheit es nicht klopfen gehört?“

„Man hat geklopft? — Nun sieh, wer es ist.“

„Ach gnädigste Frau, welcher lebende Mensch sollte an die Thür Ihrer Hoheit zu klopfen wagen, wenn man weiß, daß Sie zur Ruhe gegangen sind?“

„Du meinst, kein Lebender wird es wagen? Also ein Todter. Nun, so öffne nur. Horch, man klopft schon wieder! So geh doch; Du machst mich ungeduldig.“

Mehr todt als lebendig schlich sich die Kammerfrau an die verschlossene Thür des Vorzimmers und fragte mit zitternder Stimme: „Wer ist da?“

„Ich bin es — Frau von Kleist!“ antwortete ihr eine wohlbekannte Stimme. „Wenn die Prinzessin noch nicht schläft, so sagt ihr, ich hätte etwas Wichtiges mit ihr zu sprechen.“

„Nur herein!“ rief die Prinzessin von ihrem Bette aus. „Laß sie eintreten; aber schnell, schnell und dann entferne Dich!“

Sobald die Prinzessin mit ihrer Vertrauten allein war, setzte diese sich an das Bett ihrer Gebieterin und sagte:

„Eure königliche Hoheit hatte sich nicht getäuscht: der König ist sterblich in die Barberina verliebt, aber noch nicht ihr Geliebter, was dieser Tänzerin ohne allen Zweifel einen unbegrenzten Einfluß auf seinen Geist giebt."

„Und woher weißt Du das, erst seit einer Stunde?"

„Weil ich, als ich ausgekleidet wurde, um zu Bett zu gehen, mein Kammermädchen schwatzen ließ, die mir dann erzählte, ihre Schwester stehe im Dienst der Barberina. Darauf befragte ich sie denn genauer und entlockte ihr was sie wußte. So erzählte sie denn, daß sie so eben von ihrer Schwester gekommen und daß in demselben Augenblick der König von der Barberina weggegangen sei."

„Bist Du dessen ganz gewiß?"

„Mein Kammermädchen hat den König gesehen, wie ich Sie sehe. Er hat mit ihr gesprochen, da er sie für ihre Schwester hielt, welche in einem andern Zimmer mit ihrer kranken oder krank sich stellenden Herrin beschäftigt war. Der König erkundigte sich mit einer außerordentlichen Sorge nach dem Befinden der Barberina und hat mit betrübtem Gesicht auf die Erde gestampft, als er erfahren, daß sie nicht aufhöre zu weinen. Er sagte darauf, er wolle sie nicht sehen, aus Furcht sie zu geniren, übergab meinem Kammermädchen einen kostbaren Flacon für die Barberina und hat sich darauf entfernt, nur von einem Pagen begleitet, im weißen Sürtoutrock, wie er gekommen

war, nachdem er die Ordre zurückgelassen, erst am andern Morgen der Kranken zu sagen, daß er noch am heutigen Abend dort gewesen sei, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, aber eher nicht."

„Das ist ein Abenteuer, denke ich!" rief die Prinzessin lebhaft. „Ich wage noch nicht, meinen Ohren zu trauen. Kennt Dein Kammermädchen den König aber auch ganz genau, so daß keine Täuschung möglich war?"

„Wer kennt das Gesicht des Königs nicht, den man täglich zu Pferde sieht? Uebrigens war fünf Minuten vorher ein Page gekommen, um zu sehen, ob Niemand bei der Schönen sei. Während dieser Erkundigung wartete der König unten auf der Straße, in seinen großen Incognito gehüllt, den er immer trägt, wenn er wie Harun-Alraschid auf Beobachtungen ausgeht."

„Also Geheimniß, Sorge und besonders wichtiges Zartgefühl und Hochachtung. Wenn das nicht Liebe ist, so giebt es keine! Nun, ich verstehe nichts davon, Kleist. Und Du bist trotz der Kälte und der Nacht hergekommen, um es mir schnell mitzutheilen. Ach, mein liebes Kind, wie gut Du bist!"

„Sagen Sie auch trotz der Gespensterfurcht, Hoheit! die Kehrfrau hat sich wieder sehen lassen!"

„Laß sie ihre Spukerei treiben, ich fürchte mich nicht davor. Es wird irgend ein verliebter Page sein, der ein Kammerkätzchen besucht. Doch wir weichen ab von der

Hauptsache. Kommen wir darauf zurück. Kleist, wir besitzen das Geheimniß des Königs und müssen davon Nutzen ziehen. Aber wie sollen wir uns dabei benehmen?"

„Wir müssen die Barberina gewinnen und uns beeilen, ehe die Gunst sie eitel und mißtrauisch macht."

„Gewiß, wir dürfen weder Geschenke, noch Versprechungen, noch Schmeicheleien sparen. Du magst morgen früh zu ihr gehen und von ihr meinetwegen Musikalien, Handschriften oder Sonette von Petrarca verlangen und ihr dagegen Ungedrucktes von italienischen Dichtern versprechen. Wir fangen mit dem Tausch von Curiositäten an und hören mit dem der Herzen auf. Dann lade ich sie zu meinen vertraulichen Abendzirkeln ein und wenn ich die kleine Wilde nur erst bei mir habe, will ich sie mir schon zähmen und nach meinem Willen lenken. O, man kann auch in hoher Stellung sehr liebenswürdig sein, Kleist."

„Ich habe den Beweis davon. Und morgen früh werde ich zur Barberina gehen, um sie im goldenen Netz der Schmeichelei einzufangen."

„Gute Nacht, Kleist! Gieb mir einen Kuß! Du bist doch meine einzige Freundin. Geh, leg Dich schlafen und wenn Du die Kehrfrau in den Gallerien siehst, so gieb wohl Acht, ob die Sporen unter ihrem Rock hervorgucken. Wir haben dergleichen schon erlebt. Hahaha!"

7.

Am folgenden Morgen, als die Barberina aus ihrem schweren, angstvollen Schlummer erwachte, fand sie auf dem Nachttisch vor ihrem Bett zwei Gegenstände, die ihr auffielen.

Der eine war ein kostbarer Flacon von Krystall mit einem goldenen Stöpsel, auf welchem sich ein F. mit einer Krone gravirt befand. Der andere Gegenstand eine versiegelte Rolle ohne Adresse.

Ihr Kammermädchen erzählte auf ihre Frage, daß Abends zuvor um elf Uhr der König das Fläschchen gebracht habe, mit allen Umständen, die wir schon kennen.

Die Barberina wurde gerührt durch diese so zartsinnige als naive Art eines so großen Königs, ihr eine Aufmerksamkeit zu beweisen, die um so unerklärlicher erschien, als er sich vor Zeugen so kalt und theilnahmlos über diesen Unfall benommen und ausgesprochen hatte.

Sie versank darüber in Gedanken, die aber bald einen andern Gang nahmen, als auf ihren königlichen Verehrer, der ja doch ihr Herz leer ließ, während er nur ihren lebendigen Geist angenehm zu beschäftigen wußte. Erst jetzt, nachdem sie aus ihrer halben Betäubung erwacht war, erinnerte sie sich deutlicher der Ereignisse des vorigen Abends und es erfüllte sie mit Besorgniß, als ihr wieder klar wurde, daß es von ihren Anbetern der treueste und

leidenschaftlichste gewesen war, für den sie sich stets am meisten interessirt hatte, — der junge Cocceji, der so plötzlich im Theater wie todt niedergefallen war, daß der Schreck darüber ihr selbst eine Ohnmacht zugezogen hatte. Sie klingelte ihrem Kammermädchen und fragte sie lebhaft, ob sie nichts von dem jungen Manne gehört habe, der so plötzlich unwohl im Theater geworden sei.

„Herr von Cocceji war heute Morgen schon hier, um sich mit Theilnahme nach dem Befinden der Signora zu erkundigen. Thränen traten ihm ins Auge, als ich ihm erzählte, wie nahe Sie dem Tode gewesen.“

„Es ist gut,“ sprach die Barberina frei aufathmend; „aber wer war der Narr, der mir das Blumenbouquet zugeworfen und den armen Cocceji so eifersüchtig gemacht hatte?“

„Ein Zauberer, sagt man; ein Ueberall und Nirgends — ein Graf Saint Germain.“

„Ha, der! Nun und das Bouquet? Es wird mir entfallen und im Tumult unter die Füße getreten sein?“

„Hier ist es, Signora!“ sprach die Zofe, indem sie es von einem Seitentischchen wegnahm und auf die Bettdecke legte. „Ich habe es gerettet, als Signora zu Boden fiel, denn es steckt ein werthvoller Diamant darin.“

„Auch ein Zettelchen!“ sprach die Barberina. „Was will der Narr? Vielleicht ein Rendezvous? Wird nicht gewährt. Doch laß sehen!“

Sie las. Auf einem Pergamentstreifchen standen die Worte: „Eine Rolle, die Sie empfangen werden, enthält unten in der linken Ecke meine Bitte und rechts meine Legitimation.“

„Was ist das?“ fragte sie sich selbst und griff nach der Rolle. „Räthselhafter Unsinn!“ Doch ehe sie dieselbe öffnete, fragte sie: „Und wer brachte das, Kathi?“

„Ein Diener hat sie sehr zeitig diesen Morgen gebracht.“

„Wessen Diener?“

„Es war ein Lohndiener, der anfangs den Absender nicht nennen wollte; als ich aber unter solchen Umständen die Annahme verweigerte ...“

„Und daran thatest Du recht!“

„Und weiter in ihn drang, so gestand er endlich, Jemand aus der Dienerschaft des Grafen von Saint Germain habe ihm diese Papierrolle mit der Anweisung übergeben, sie der Kammerfrau von Signora Barberina einzuhändigen.“

„Also wieder der Saint Germain! Nun, laß sehen, was das Papier enthält.“

Damit öffnete sie die Rolle und fand nichts als ein großes Pergamentblatt mit lauter seltsamen kabbalistischen Zeichen beschrieben, welches sich unter ihren Händen aufrollte.

Seltsam — und keine Schrift? Doch da unten links,

da war ganz unten in der Ecke der im Billet erwähnte kleine Zettel aufgeklebt, der so lautete:

„Die Prinzessin Amelie von Preußen beschäftigt „sich viel mit der Wahrsagekunst und mit Horoskopen. „Uebergeben Sie ihr das Pergament und Sie können „ihres Schutzes und ihrer Gunst versichert sein."

„Und ohne Namensunterschrift!" fuhr sie nachsinnend fort. „Das ist ja sonderbar — unerklärlich!"

Nach weiterer Untersuchung fand sie unten in der andern Ecke ein aus einer Brieftasche herausgerissenes Blättchen, worauf mit Bleistift „Barberina" geschrieben stand.

„Mein Gott, das ist ja meine eigene Handschrift!" rief diese nach einigen Augenblicken des Betrachtens aus. „Wie ist das möglich? Wer war der Absender? Wer kann im Besitz dieses Blättchens gewesen sein?"

„Ha, wunderbar! — Jetzt habe ich's!" Blitzschnell durchlief sie träumerisch die Erinnerung an die Vergangenheit und während ihr Kammermädchen auf ihren Wink hinausgegangen war, sprach sie vor sich hin:

„Also Der? Hm! Ein bildschöner junger Mann! Ich verdanke ihm ja meine Rettung aus österreichischer Gefangenschaft — und sollte es wahr sein, was man sagt, daß dieser Trenck in geheimer Liaison mit der Prinzessin Amelie stand, so sind obige kabbalistische Zeichen nichts als eine Geheimschrift, und es wäre meine Pflicht der

Dankbarkeit, diese Hieroglyphen an die richtige Adresse zu besorgen. Aber ich habe noch nicht die Ehre gehabt, der Prinzessin vorgestellt zu sein. Wie fange ich's nur an? Durch fremde Hand darf ich's nicht wagen."

Damit versenkte sie sich aufs Neue in träumerisches Nachsinnen.

Die Geschichte, die ihr durch den Kopf ging, war folgende.

8.

Die Republik Venedig besaß damals diesen Juwel, die berühmteste Tänzerin Italiens, und der Baron von Pöllnitz, Intendant der königlichen Bühne, hatte Auftrag, die Unterhandlungen zu leiten. Die Barberina war gern bereit, dem glänzenden Ruf an den so kunstsinnigen und geistreichen Hof Friedrich's des Großen zu folgen; aber die Republik Venedig, eifersüchtig auf ihre Kunstschätze, wozu auch die berühmte Barberina gehörte, hatte sich geweigert, dieselbe zu entlassen. Doch Friedrich's energischer Geist ließ sich dadurch nicht abschrecken. Eine Drohung mit Repressalien, besonders Abbruch alles Handels und Beschlagnahme des Vermögens aller Venetianer in dem preußischen Staate, machte die Senatoren der stolzen Republik nachgiebiger. Sie verwilligten ihr die Pässe; aber heimlich wurde mit dem österreichischen Hofe intriguirt, und da eben der böhmische Krieg gegen Preußen

ausgebrochen war, so verweigerte man ihr von Seiten der Wiener Hofkanzlei das Visa ihrer Pässe und damit auch jede Durchreise durch Böhmen in die preußischen Staaten. Herr von Pöllnitz war ihrer Begleitung beigeordnet und gegen eine Hand voll Kremnitzer Ducaten verschaffte er Pässe: für sich als österreichischer Armeelieferant und für die Barberina als Officiersfrau, die zu ihrem Gemahl bei der kaiserlichen Armee nach Böhmen reiste.

Aber der österreichische Hof, der von ihrer Incognitoreise Kenntniß erhalten hatte, schickte ihr Signalement an alle Regimentscommandeure in Böhmen, mit der Ordre, auf diese Tänzerin zu fahnden und sie unter sicherer Escorte nach Wien zu transportiren, wo sie dann gezwungen werden sollte, in die Dienste des kaiserlichen Hoftheaters zu treten.

Unter Andern hatte auch der Panduren-Obrist von der Trenck diese Ordre erhalten, und da er mit seiner leichten Reiterei die preußische Armee umschwärmte, welche so eben die Belagerung von Prag eröffnet hatte, so war er ganz der rechte Mann dazu, einen solchen Auftrag auszuführen, und es gelang ihm, die Signora in der Gegend von Prag, wo er mit einem Commando seiner Panduren zum Recognosciren geritten war, aufzufangen. Ihre bei sich geführten Papiere verriethen, daß sie die berühmte Barberina war, die sich in Begleitung des Oberkammer-

herrn von Pöllnitz und ihrer Kammerfrau auf der Reise nach Berlin befand. Eben sollten sie in das österreichische Hauptquartier und von da nach Wien abgeführt werden, als ein zahlreiches preußisches Husarencommando sie befreite und in das preußische Lager in Sicherheit brachte. Der Anführer dieses Commandos war der damalige Garde du Corps-Cornet von Trenck.

Durch Pöllnitz wurde sie dem Könige vorgestellt, der zwar mit seinen militärischen Operationen vielfach beschäftigt, doch immer noch Zeit gewann, seine Flöte zu blasen, mit seinen geistreichen Freunden brieflich zu verkehren und den schönen Künsten zu huldigen. So erhielt denn auch die Barberina eine kurze, aber gnädige Audienz von Friedrich II. und wußte durch ihr geistreiches und pikantes Wesen den König für sich zu interessiren, noch ehe er sie tanzen gesehen hatte.

Am folgenden Tage sollte der Sturm auf Prag beginnen. Noch war die Straße nach Schlesien frei und der junge Trenck wurde commandirt, der Barberina mit einer Escadron Husaren bis über die preußische Grenze das Geleit zu geben.

Trenck war jetzt, wie vorher am Tage ihrer Befreiung, neben ihrem Wagen hergeritten. In seinen dienstlichen Verhältnissen hatte er nur wenig Gelegenheit gefunden, mit ihr persönlich bekannt zu werden. In dem ersten schlesischen Dorfe mußte er sie verlassen, um nach

dem preußischen Lager vor Prag zurückzukehren. Er stieg ab vom Pferde, öffnete den Wagenschlag und bat um Erlaubniß, sich von ihr beurlauben zu dürfen, indem er hinzufügte, daß auf Befehl des Königs ein anderes Commando aus der nächsten Grenzfestung eintreffen würde, um ihre weitere Escorte behufs ihrer Sicherheit zu übernehmen.

„Ich habe nur zu beklagen," setzte er hinzu, „eine der interessantesten Bekanntschaften meines Lebens für jetzt nicht fortsetzen zu können. Doch würde ich mich glücklich schätzen, wenn Signora mich eines kleinen Andenkens würdigen wollte."

„Das Glück würde ganz auf meiner Seite sein," entgegnete sie mit einem reizenden Lächeln, indem sie ihre feurigen, achatschwarzen Augen aufschlug, „wenn ein so edler, tapferer Ritter sich an seine dankbare Gerettete einmal wieder erinnern wollte. Ich bitte, dieses werthlose Kreuzchen als ein Erinnerungszeichen an meine unbegrenzte Dankbarkeit, die nur mit meinem Leben endigen wird, anzunehmen."

Das Andenken aber war nicht werthlos. An einer Schnur von orientalischen Perlen hing ein großes goldenes Kreuz, das mit großen kostbaren Diamanten und Brillanten vom reinsten Wasser besetzt war. In der Mitte desselben sah man den geflügelten Löwen aus dem Wappen Venedigs in Mosaik dargestellt. Es war ein Kleinod von unschätz-

barem Werthe, das die berühmte Tänzerin beim Abschiede vom Dogen zu Venedig geschenkt erhalten hatte. Auf dieser Reise durch ein Land, das durch Kriegestrubel unsicher gemacht war, trug sie es unter umhüllenden Tüchern auf ihrem schwanenweißen Nacken und Busen. Noch warm von ihrem eigenen Herzblut, überreichte sie es ihrem jungen Retter mit den innigsten Worten des Dankes, die sie mit fast zärtlichen Blicken begleitete.

Doch Friedrich von Trenck wies lächelnd das kostbare Cadeau zurück und sagte:

„Nicht um Perlen und Brillanten habe ich gebeten. Als Ihr Beschützer dürfte ich Sie ohnehin nicht Ihrer Kleinodien berauben. Zudem gehen meine Wünsche höher. Ich bitte nur, mit Bleistift eigenhändig Ihren Namen in meine Brieftasche zu schreiben."

Damit überreichte er ihr dieselbe aufgeschlagen. Sie sah ihn fragend an und zögerte.

„Ich begreife nicht," sagte sie, „welchen Werth dieser mein unbedeutender Name für Sie haben kann, besonders da ich der Hoffnung lebe, daß er auch in Berlin, wie früher in Venedig, nicht so ganz unbemerkt bleiben wird."

„Eben deshalb," lächelte er leicht hin; „ich bin Autographensammler berühmter Namen und darum wünsche ich den Ihrigen, eigenhändig geschrieben, zu besitzen."

Die Barberina lächelte geschmeichelt vor sich hin, schüttelte leise den Kopf, als könne sie das Alles nicht

begreifen und schrieb mit leichten flüchtigen Zügen ihren Namen auf ein leeres Blättchen des Taschenbuchs, welches sie dem Eigenthümer dann mit einem seltsamen Blick zurück gab.

„Nehmen Sie das nicht für eine gewöhnliche Galanterie, Signora,“ sagte er ernsthaft, indem er das Taschenbuch schloß und in die Brusttasche seines rothen Waffenrockes schob; „aber das Leben ist oft wunderlich: es wäre möglich, daß ich einmal in die Lage kommen könnte, an diesen Namen eine Bitte zu knüpfen, deren Erfüllung mir werthvoller sein würde, als die Rettung meines Lebens.“

„Ich begreife nicht ...“

„Das Verständniß liegt im Dunkel der Zukunft. Wenn Ihnen dieser Ihr eigenhändiger Namenszug jemals wieder zu Gesicht kommen würde, so wollen Sie sich erinnern, daß es Ihr Retter aus Böhmen ist, der Sie um eine Gefälligkeit bittet.“

Es leidet keinen Zweifel, daß Trenck damit an Prinzessin Amelie dachte. Denn nach der huldvollen Aufnahme, welche die schöne Tänzerin bei dem Könige gefunden hatte, ließ sich erwarten, daß die berühmte Künstlerin mit ihrer geistreichen Liebenswürdigkeit bei Hofe Glück machen und damit Gelegenheit finden würde, ihm und der Prinzessin in ihren geheimen Beziehungen zu einander zu dienen.

Seine räthselhafte Aeußerung wurde indeß der ge-

feierten Tänzerin erst jetzt klar, als die geöffnete Rolle mit der Geheimschrift vor ihr lag und in der einen Ecke das aus Trenck's Brieftasche ausgerissene Blättchen mit ihrer eigenhändigen Namensunterschrift, in der andern die seltsame Bitte des fabelhaften Grafen von St. Germain aufgeklebt war.

Wie der Letztere auf den Gedanken gekommen war, sich gerade an sie zu wenden, blieb ihr dennoch räthselhaft. Nur im Allgemeinen schwebte ihr vor, daß Trenck mit dem Grafen bekannt geworden sein und sich an denselben mit diesem Wunsche gewendet haben mußte. Und so war es auch in der seltsamsten Verkettung der Geschicke.

9.

Es war auf Trenck's Flucht aus der Festung Glatz, als derselbe sich im Jahre 1784 wegen der Heilung des Fußes seines von ihm geretteten Freundes in dem böhmischen Grenzstädtchen Braunau drei Wochen lang aufhielt. Da er ohne Geld war, so hatte er nach Berlin an seine hohe Freundin geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Wahrscheinlich war der in Ziffern geschriebene Brief nicht in ihre Hände gekommen. Daran erinnerte sich aber Trenck erst, als es zu spät war, dieses Versehen der Uebereilung wieder gut zu machen; und täglich ging er nach der Post, um sich zu erkundigen, ob nicht ein

Brief von Berlin unter der angegebenen Adresse F. v. T. poste restante angekommen sei.

Jedesmal erhielt er eine verneinende Antwort. Einmal stand ein Fremder von kleiner Gestalt, aber vornehmem Wesen und reichgekleidet in altfranzösischem Geschmack, der Abends vorher angekommen war und im Posthause logirt hatte, vor dem kleinen Schiebfenster und sprach mit dem Postmeister wegen seiner Weiterreise nach Berlin.

Als Trenck mit seinem rothen Waffenrock eintrat und fragte: „Noch nicht, Herr Postmeister?“ und dieser geantwortet hatte: „Noch immer nicht“, nahm der Fremde das Wort und sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Baron von Trenck, wenn ich mich zum Vermittler anbiete.“

„Sie kennen mich?“ fragte Trenck bestürzt.

„Beruhigen Sie sich,“ entgegnete der Fremde; „Ihr Name und Geschick ist hier kein Geheimniß mehr. Hier in Böhmen sind Sie sicher. Mir ist nicht unbekannt, daß eine hohe Dame in Berlin sich mit geheimen Wissenschaften beschäftigt. Sie liebt es, kabbalistische Zeichen zu enträthseln, um in die geheime Werkstatt der Zukunft und Gegenwart zu blicken. Ich weiß, daß Sie in der Kabbala erfahren sind; wollen Sie ihr ein Horoskop stellen, so gebe ich Ihnen als Cavalier mein Ehrenwort, es sicher und unenträthselt in ihre hohe Hand zu bringen.“

Trenck sah ihn zweifelnd und fragend an. „In der That, mein Herr,“ sprach er, „ich begreife nicht ...“

„Wollen Sie mir die Ehre geben, mich auf mein Zimmer zu begleiten? Dort werden Sie Pergament und Dinte und Feder finden, und in mir den treuen, verschwiegenen Boten."

„Aber wer sind Sie, mein Herr, daß Sie sich in meine Angelegenheiten mischen und mein tiefstes Geheimniß zu kennen scheinen?"

„Für den Grafen von Saint Germain giebt es kein Geheimniß auf Erden. Folgen Sie mir."

Der Ruf dieses Wundermannes hatte von Paris bis Petersburg schon ganz Europa durchdrungen. Trenck begriff, daß ihm bei seinen weitverzweigten Verbindungen nichts unmöglich sei. Er wußte, daß die Prinzessin allerdings es liebte, sich mit Wahrsagereien und dem Studium der Magie zu beschäftigen, und konnte daher auch nicht zweifeln, daß sie und keine andere der Magier gemeint habe. Es fiel ihm nicht ein zu vermuthen, daß derselbe durch das Gerücht von einem solchen Verhältnisse Kenntniß empfangen haben könne, und eben das Unbegreifliche seiner Mitwissenschaft erhöhte sein Vertrauen. Er folgte ihm auf sein Zimmer, wo ein Apparat von astrologischen Instrumenten und Büchern, Mißgeburten und ausgestopften Fischen und Seeungeheuern so eben zur Weiterreise eingepackt wurde.

Der Graf entfernte durch einen Wink seinen reichgalonnirten Diener und sagte: „Nun setzen Sie sich, lieber

Baron; hier ein Blatt Pergament, dort Feder und Dinte: schreiben Sie. Sie dürfen mir unbedingt vertrauen. Schon in meiner Jugend, vor zweitausend Jahren, habe ich die geheime Correspondenz zwischen der Königin Dido und dem Helden Aeneas zu besorgen gehabt, und wären die Frauen nicht eigensinnig, hätte meine schöne Freundin auf meinen guten Rath gehört, so würde Aeneas auf Naxos sie nicht verlassen haben. Auch mit Hero und Leander stand ich damals sehr intim. Ich hatte dem kühnen Schwimmer gerathen, nicht in einer gewissen Nacht über den Hellespont zu schwimmen; denn sein Stern stand, nach einem Horoskop, das ich ihm gestellt hatte, im bösen Zeichen; aber wann, lieber Freund, lassen sich Liebende in ihrer Leidenschaft wohl rathen? Das war vor zweitausend Jahren so wie heute. Die Welt wird immer älter, aber die Menschen darin werden nicht klüger. Doch lassen wir diese kindischen Jugenderinnerungen. Schreiben Sie; ich werde indeß Ihr Horoskop berechnen, um zu sehen, ob Ihre Unternehmung glücklich ausfallen wird."

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Graf," lächelte Trenck; „ich gehöre nicht zu den Abergläubigen; indeß amüsirt es mich, hochgestellte Damen, die an Wahrsagerei glauben, mit kabbalistischen Spielereien zu unterhalten."

„Ich verstehe schon, was Sie meinen," sprach Saint Germain; „indeß mein eigenes Interesse für Sie fordert mich auf, Ihr Geschick zu erforschen."

Damit setzte er sich an einen Nebentisch und schien eifrig zu rechnen, indem er von Zeit zu Zeit einen Himmelsglobus, der vor ihm stand, sinnend betrachtete.

Trenck hatte indeß sich mit andern Gedanken zu beschäftigen, als über den Unsinn nachzudenken, der in den Worten des Magiers lag. Seine Seele glühte, seine Phantasie schwärmte in der Erinnerung an süße himmlische Stunden und seine Gefühle versanken in Schmerz über eine Trennung, die ein Wiedersehen nicht hoffen ließ. Doch jetzt war es nicht Zeit, in lyrischen Ergüssen seinen Empfindungen Raum zu geben. Es kam nur darauf an, seiner hohen Freundin von seiner Flucht und seiner hülflosen Lage Kenntniß zu geben. Er hielt es unter seiner Würde, neue Betheuerungen seiner Unschuld hinzuzufügen, oder geradezu um Unterstützung zu bitten. Auch konnte er ihr ja noch keine sichere Adresse angeben, da er nicht wußte, wohin ihn das Geschick verschlagen würde.

Trenck hatte schon eine solche Fertigkeit in der gewählten Chiffreschrift, daß bald das ganze Blatt beschrieben war und er mit weitern Mittheilungen einhalten mußte.

Er übergab es nun dem Magier, der es lächelnd empfing und sagte: „Machen Sie sich keine Sorge darüber, Herr Baron, daß ich vermöge meiner geheimen Wissenschaften den Inhalt dieses Blattes lesen kann. Aber seit Jahrtausenden liegen schon so viele Staats- und Liebesgeheimnisse in meinem verschwiegenen Busen, daß

ich ein neues Jahrtausend bedürfte, um nur Zeit zu gewinnen, sie alle zu verrathen; doch nehme ich Anstand, das Blatt selbst persönlich oder auch nur durch eine Vertraute an die hohe Dame zu übergeben, damit sie nicht in Verlegenheit komme und erröthe, wenn sie erfährt, daß das Blatt durch die Hand eines Allwissenden gegangen sei. Geben Sie mir daher ein Zeichen zur Legitimation für eine Dame in Berlin, die gern die Rolle einer Vermittlerin übernehmen wird, weil Sie ihr einen großen Dienst geleistet haben und die darum gefällig und zuverlässig sein wird."

„Wen könnten Sie meinen?" fragte Trenck, dessen Gedanken in ganz anderen Regionen schwebten.

„Nun — die Barberina!"

„Ha, die!" rief er aufathmend; „ja, die ganz gewiß! Hier — ihre eigenhändige Namensunterschrift!"

Damit riß er das Blättchen mit dem Namen dieser berühmten Tänzerin aus der Brieftasche und übergab es dem Grafen.

Dieser sagte ruhig: „Das ist gut; es ist die rechte Person und ich garantire Ihnen mit meinem Leben und meiner Ehre, daß es die Prinzessin Amelie empfangen wird, ohne zu erfahren, daß es durch meine Hände ging." Und damit klebte er das Blättchen mit Mundlack unten in die eine Ecke des Pergaments, welches die Geheimschrift enthielt.

„Um Gotteswillen, nennen Sie den geheiligten Namen dieser hohen Dame nicht! Ganz im Gegentheil: ich liebe die Barberina, die ich einst aus Feindeshand gerettet habe. Sie sind im Irrthume mit Ihren Voraussetzungen."

„Noch einmal: besorgen Sie keine Indiscretion. Indeß werden Sie wohlthun, die hohe Dame, um sie nicht zu beunruhigen, in dem Glauben zu lassen, daß ich Sie für verliebt in die Barberina halte. Sagen Sie ihr das noch in einer Nachschrift. Solche Dinge müssen höchst delicat behandelt werden."

Damit gab er das Blatt an Trenck zurück und dieser, der wohl einsah, daß es unmöglich sei, den allmächtigen Wundermann zu täuschen, setzte die ihm vorgeschlagene Bemerkung noch in einer Nachschrift darunter.

Indem Saint Germain das Blatt zusammenrollte, warf er leicht die Bemerkung hin: „Sie bedürfen Geld, wie der Inhalt Ihres Schreibens errathen läßt. Wollen Sie es von mir annehmen? Ich würde mir eine Ehre daraus machen."

Es ist ein nicht selten vorkommender Charakterzug im Leben der vom Glück verlassenen Personen, daß sie in höchster Noth Momente haben, in welchen ihr ganzer früherer Stolz als das Einzige erwacht, woran sie sich in ihrer Armuth noch anklammern können. Reiche, kaltherzige Leute nennen das Bettelstolz; aber eben dieser Gedanke, von Einem, dem man früher gleichgestellt war,

jetzt als Bettler betrachtet zu werden, läßt sie lieber Noth als Demüthigung ertragen, während sie von Andern vielleicht die kleinste Gabe annehmen, wenn ihr Ehrgefühl sich nicht betheiligt fühlt. Jetzt aber war es ihm unmöglich, als Geliebter einer Königstochter dem reichen Grafen gegenüber als ein Bettler zu erscheinen.

„Ich habe, was ich brauche," sprach er verletzt und finster; „ich lege Werthvolleres in Ihre Hand, Herr Graf: ich vertraue Ihrer Discretion. Sie sind damit der Herr des Geschickes einer hohen Dame und des meinigen."

10.

Wenn der erste Theil dieser Enthüllungen, so weit sie ihre eigene Stellung zu dem jungen Trenck betraf, der schönen Tänzerin klar war, so war ihr der zweite Theil derselben, die Beziehungen des Grafen Saint Germain zu Trenck, um so dunkler. Von diesem wußte sie nichts weiter, als daß er, was die ganze Welt sagte, in Glatz auf der Festung wegen Anschuldigung des Hochverraths saß. Seine Flucht war noch in Berlin, außer dem Cabinet des Königs, ein Geheimniß.

Die Barberina betrachtete die seltsame Pergamentrolle nach allen Seiten hin und her. Da sie aber von der Geheimschrift nicht ein Wort enträthseln konnte, so gab sie die Versuche zu dechiffriren auf und beschäftigte sich mit dem Gedanken, wie sie es anfangen solle, das ge-

heimnißvolle Blatt sicher in die Hände der Prinzessin zu bringen. Leider stand sie diesem jungfräulichen Hofe ferner, als dem des Königs, der in ihr die seltene Künstlerin achtete und zugleich Vergnügen an der Unterhaltung mit der geistreichen jungen Dame fand. Sie hatte erfahren, daß die Prinzessin in ihrem Stolz und in ihrer gereizten Stimmung dem Könige abgeschlagen hatte, sie seiner Schwester vorstellen zu dürfen, und so mußte sie sich selbst sagen, daß ihr jede Möglichkeit fern lag, das geheimnißvolle Blatt persönlich in die Hand der hohen Dame legen zu können, und wem von ihren Umgebungen durfte sie wagen anzuvertrauen? Sie wußte nicht, welche ihrer Hofdamen und Kammerfrauen in intimen Verhältnissen mit der Prinzessin stand, und zudem kannte sie auch keine derselben.

Mühsam hatte sie eben mit Hülfe ihres gutmüthigen, aber geschwätzigen Kammermädchens ihre Toilette beendigt, was jedoch etwas langsam gegangen war, weil sie sich noch von der Nervenaufregung des vorigen Abends sehr angegriffen fühlte, als man an die Thür ihres Vorzimmers, die stets verschlossen gehalten wurde, von Außen klopfte.

„Geh, Käthe," sprach sie zu der Zofe, die eben die letzte Locke ihres ungepuderten Rabenhaares befestigt hatte, „sieh zu, wer uns da so früh schon in so wichtiger Beschäftigung stört."

Käthe ging hinaus und kehrte bald mit der Nachricht zurück, es stehe draußen an der Treppe ein baumlanger, mit Goldtressen reichgalonnirter Lakai und erkundige sich, ob Signora allein sei, um eine Dame, deren Wagen vor der Hausthür halte, zu empfangen.

„Wer ist die Dame?"

„Jedenfalls eine Vornehme, die sich aber nicht nennen will; indeß habe sie nothwendig mit Signora zu sprechen, läßt sie sagen."

„Verwünscht sei der Zwang," murmelte die Barberina vor sich hin, „welcher die Künstler unserer Zeit zwingt, sich den Launen der Großen dieser Erde zu beugen. Ich hätte Lust, sie fortzuschicken; indeß man muß Rücksichten nehmen. Man lasse sie eintreten."

Bald darauf trat eine schöne Dame ein, die die Barberina, wie sie sich erinnerte, in der Loge der Prinzessin Amelie gesehen zu haben glaubte. Sie nannte sich Frau von Kleist.

Die Barberina kannte sie nicht persönlich. Im ersten Augenblick kam ihr der Gedanke, diese Dame unter dem Vorwande ihres Interesses an der Nekromantie, welche Geheimkunst, wie sie wußte, eine Passion der Prinzessin war, um eine Zusammenkunft mit derselben zu bitten. Allein in dem Augenblick fiel ihr die sichtbare Befangenheit und Verlegenheit der vornehmen Dame auf, die daraus entstand, daß die Barberina ihr als sehr stolz geschildert

war, ein Künstlerstolz, der, wie sie wähnte, noch dadurch erhöht sein mußte, daß dieselbe, wie man sagte, sehr hoch in der Gnade des Königs stand; und diese Befangenheit gab den schönen Gesichtszügen der Frau von Kleist etwas Versteckttes, was ihr Vertrauen zu derselben zurückscheuchen mußte. Die weltkluge Tänzerin beschloß, nur erst die Eröffnungen der Fremden abzuwarten. Bald kam diese ihren Wünschen durch das Anliegen der Prinzessin entgegen, derselben die italienische Musik zu dem unterbrochenen Ballet „Daphne“ zu verschaffen.

Der Barberina konnte nicht entgehen, daß die Prinzessin diese Partitur nur ganz einfach vom Balletmeister Conciolini oder von dem Capellmeister hätte holen lassen können, und so konnte es ihrem feinen Geist nicht entgehen, daß mehr dahinter stecken müsse, als man sich den Anschein geben wollte, und so erklärte sie sich gleich bereit, die Partitur herbeizuschaffen; indeß würden darüber einige Stunden vergehen und sie, die Barberina, würde sich sehr glücklich fühlen, wenn sie die Gnade haben könnte, dieselbe persönlich zu den Füßen ihrer königlichen Hoheit niederlegen zu dürfen.

Das war ein Wunsch, der zu sehr mit den geheimen Wünschen der Prinzessin übereinstimmte, um nicht sogleich bereitwillige Aufnahme von deren Abgesandten zu finden.

„In der That, mein schönes Kind,“ sprach Frau von Kleist im Ton der herablassenden Standesüberlegenheit,

„Sie wünschen nichts Geringeres, als die Ehre einer Privataudienz bei ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin?"

„Ja, gnädige Frau; ich würde mich zu ihren Füßen niederwerfen und sie um eine Gnade bitten, die sie mir gewiß nicht versagen wird."

„Darf ich diese Bitte wissen?"

„Sie betrifft eine Herzensangelegenheit, für die ich eine einflußreiche Fürsprache bei Sr. Majestät dem Könige bedarf."

„Was Sie mir da sagten, setzt mich in das größte Erstaunen. Wie? — die schöne Barberina, die ich bei dem Monarchen allmächtig glaubte, ist genöthigt, den Schutz einer andern Person in Anspruch zu nehmen?"

„Ich strenge mich vergeblich an, gnädige Frau, den Sinn der Worte, womit Sie mich beehrten, zu begreifen."

So sprach sie mit einem Ernst, der Frau von Kleist fast außer Fassung brachte.

„Wahrscheinlich," entgegnete sie nicht ohne einige Verlegenheit, „weil ich mich in Beziehung auf das ungemeine Wohlwollen und die unbegrenzte Bewunderung, welche der König für die größte Tänzerin der Welt an den Tag gelegt hat, geirrt habe."

„Es steht der Würde der Frau von Kleist," antwortete die Barberina, verletzt durch die Andeutung, die sie gar wohl verstanden hatte, „wenig an, über eine arme, anspruchslose Künstlerin zu spotten."

„O mein Gott — ich spotten! Wer könnte nur daran denken, über einen Engel, wie Sie einer sind, zu spotten? Und Sie sollten wirklich Ihre großen Verdienste um die Kunst nicht kennen, Signora? Ihre Bescheidenheit erfüllt mich mit Bewunderung. Gewiß, Sie werden die Gunst der Prinzessin erlangen. Sie giebt sich gern dem ersten Eindruck hin. Sie braucht Sie nur in der Nähe zu sehen, um auch über Ihre Persönlichkeit dieselbe günstige Meinung zu gewinnen, welche sie schon über Ihr Talent besitzt."

„Man hat mir im Gegentheil gesagt, gnädige Frau, daß Ihre königliche Hoheit stets sehr streng gegen mich gewesen wäre; daß mein armes Gesicht das Unglück gehabt habe, ihr zu mißfallen; daß sie sich ausdrücklich geweigert habe, als man sich hohen Orts erboten, mich ihr vorzustellen."

„Und doch ist es eben Ihre Kunst und die Grazie und Leichtigkeit Ihres Tanzes gewesen, welcher es gelungen ist, ein anfängliches Vorurtheil gegen Sie, das nur in einer gereizten Stimmung entstanden war, zu beseitigen, und zwar so sehr, daß sie unaufgefordert gegen mich den Wunsch ausgesprochen hat, Sie persönlich kennen zu lernen. Um Ihnen den Beweis davon zu geben, will ich Sie sogleich in meinem Wagen mitnehmen."

„Und Sie glauben, gnädige Frau, daß mich Ihre königliche Hoheit gut aufnehmen würde?"

„Wollen Sie sich mir anvertrauen?“

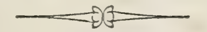
„Und wenn Sie sich dennoch täuschten, Frau von Kleist, auf wen würde dann die Demüthigung zurückfallen?“

„Auf mich allein. Ich gebe Ihnen die Vollmacht, überall zu sagen, daß ich mich der Freundschaft der Prinzessin rühme, sie aber weder Achtung noch Rücksicht für mich hege.“

„Ich folge Ihnen, gnädige Frau,“ sprach die Barberina und schellte, worauf sie der eintretenden Dienerin den Befehl gab, ihr Mantel und Muff zu bringen. „Sie sehen, meine Toilette ist sehr einfach!“

„Sie sind reizend und werden unsere liebe Prinzessin in einem noch einfacheren Negligé treffen. Kommen Sie nur.“

Die Barberina sagte, indem sie unter den Musikalien auf dem Klavier herumsuchte: „Finde ich hier eine Abschrift dieser Partitur, die ich der Prinzessin ehrfurchtsvoll zu Füßen legen kann.“ Damit legte sie das geheimnißvolle Pergamentblatt hinein, nachdem sie die auf den beiden untern Ecken desselben aufgeklebt gewesenen Zettel davon genommen hatte und folgte ihr entschlossen, indem sie dachte: „Für einen Mann, der sein Leben für mich gewagt hat, kann ich mich wohl der Gefahr aussetzen, bei einer kleinen Prinzessin umsonst zu antichambriren.“



Vierzehntes Kapitel.

Frau von Kleist führt der Prinzessin die Barberina zu. — Persönlichkeit der Prinzessin. — Aufnahme der Barberina bei der Prinzessin. — Enthüllung der Geheimschrift. — Die Prinzessin dadurch ergriffen. — Die Barberina im Concertzimmer. — Der König. — Verstellung von beiden Seiten.

1.

Das Palais der Prinzessin war bald erreicht. Etwa fünf Minuten blieb die Barberina in der Garderobe der Prinzessin Amelie, während diese im benachbarten Zimmer folgende Worte mit ihrer Vertrauten wechselte.

„Gnädigste Prinzessin, ich bringe sie mit," sprach die Kleist; „sie ist da in der Garderobe."

„Schon? — O Du bewunderungswürdige Gesandtin! — Aber wie muß ich sie empfangen? — Wie ist sie?"

„Zurückhaltend, klug oder dumm; entsetzlich versteckt, oder merkwürdig einfältig."

„O, wir werden bald sehen!" sprach Amelie mit der Sicherheit eines Geistes, der an Täuschung und Mißtrauen schon gewöhnt ist, aber doch dem eigenen Scharfsinn vertrauen zu dürfen glaubt. „Laß sie eintreten."

Während des kurzen Aufenthalts der Barberina in der Garderobe der Prinzessin, welche zugleich das geheime Cabinet derselben zu sein schien, hatte die Tänzerin Muße genug, sich in ihren Umgebungen etwas zu orientiren. Sie fand dort das seltsamste Geräth, das wohl jemals die Toilette einer hohen Dame geschmückt haben mag, als: Sphären, Zirkel, Astrolabien, astrologische Karten, Violen mit seltsamen unbekannten Mixturen gefüllt, Todtenschädel, — kurz den ganzen Apparat der geheimnißvollen Wissenschaft der Magie, die damals in vielen der höchsten Kreise mit Eifer getrieben wurde und in den damals weltberühmten Namen eines Cagliostro, Saint Germain, Schröpfer und Andern ihre allbewunderten Vertreter fand.

„Also mein Freund täuscht sich nicht," dachte sie, „und das Publikum ist von nekromantischen Geheimnissen der Schwester des Königs nur zu wohl unterrichtet. Es scheint mir sogar nicht, daß sie ein Geheimniß daraus mache, da sie solche Gegenstände zur Schau stellt, und das ist in jeder Hinsicht meinen Absichten förderlich. — Also Muth, Muth!"

2.

Prinzessin Amelie war damals noch nicht Aebtissin von Quedlinburg; auch hatten die furchtbaren körperlichen Leiden ihrer spätern Lebensjahre noch nicht so zerstörend auf ihre Gesundheit und Schönheit eingewirkt; indeß ohne

nachtheiligen Einfluß waren ihre Seelenleiden weder auf ihre Gesundheit noch auf ihr Aeußeres geblieben und hatten diese Leiden ihrer Gemüthsstimmung damals schon jenes schroffe sarkastische Wesen gegeben, worin sie vor allen ihren Schwestern ihrem Bruder, dem Könige, am ähnlichsten war; doch wenn dessen scharfgepfefferter Spott meistens mit einem gutmüthigen Humor gewürzt war, so war der der Prinzessin voll Schärfe und Malice in Folge ihrer durch eine unglückliche, hoffnungslose Liebe tief erbitterten Gemüthsstimmung. Nur zu Zeiten brach die natürliche Milde ihrer zarten Jugend durch; dann konnte sie unbeschreiblich liebenswürdig sein und hatte eine rührende Anmuth. Es erging ihr wie einer Wahnsinnigen, die in den lichten Zwischenräumen die Herzensgüte selbst ist, während sie schon im nächsten Moment verwundet wie ein zweischneidiger Dolch. So hatte Prinzessin Amelie zwei Naturen, je nach ihrer Gemüthsstimmung: die eines Engels und die eines kleinen Teufels. So war auch ihre äußere Erscheinung eine verschiedene.

Die Barberina erstaunte, die hohe Dame, die ihr in ihrer Loge, im Glanz einer strahlenden Erleuchtung, so wunderschön erschienen war, jetzt im tiefen Morgennegligé ihrer Häuslichkeit wieder zu sehen. Sie erkannte fast gar nicht mehr die schlanke graziöse Figur, welche die eiserne Schnürbrust eingeengt hielt — und jetzt, im Negligé vom feinsten Piqué, so zusammengesunken, schlaff und hin-

fällig, die sonst so blühenden Wangen eingefallen und ohne Schminke, ihre großen blauen Augen, die früher die schönsten in der Welt gewesen waren, jetzt tief in den Höhlen liegend, ihr Glanz erloschen und von nächtlichen Thränen leicht geröthet.

Was mußte in dem Gemüth dieser hohen Dame vor sich gegangen sein, um sie geistig und körperlich so herabzustimmen! Das war es eben: ein furchtbarer tiefer Kummer nagte an ihrem leidenschaftlichen Herzen. Und sie mußte ihn in ihrem Busen verschließen, sie mußte ihn stoisch, mit heiterer Miene vor einer neugierigen, böswilligen, gleichgültigen Welt in die Tiefe ihres Busens verschließen; sie mußte lachen, wo ihr das Herz in Thränen schwamm, sie bedurfte ihrer vollen Charakterstärke, um ihre natürliche Offenheit niederzukämpfen und des ihr eigenen Muths, um ein Leben zu ertragen, das ihr in tiefster Seele zuwider war.

Dieser fortwährende Kampf mit sich selbst, diese mit Kummer und Thränen gefüllten schlaflosen Nächte und am Tage dieser stete Kampf der Verstellung, der in jedem Augenblick an ihrer Seele nagte, ohne der Welt offen liegen zu dürfen — das war es, was ihre Lebenskräfte, wie ihre Geisteskraft fortwährend aufrieb.

Man hatte schon am Hofe bemerkt, daß ihre Unterhaltung lebhafter und glänzender geworden war; aber diese unruhige, erzwungene Heiterkeit hatte nichts Erquick-

liches an sich und man konnte sich die eisige Kälte und das Entsetzen, das sie hervorbrachte, nicht erklären. Wechselnd gefühlvoll bis zur Kinderei und hart bis zur Grausamkeit, setzte sie Andere ebenso in Erstaunen, als sich selbst; Ströme von Thränen, die wohl ausbrachen, ohne daß man die Ursache erkannte, löschten das Feuer ihres Zorns, und dann ebenso plötzlich entriß ein schneidender Spott, ein übermüthiger Stolz sie diesem wohlthätigen Trübsinn, den sie selbst in ihrem Innern eine nie zu verzeihende Schwäche nannte.

Diese wundersame Doppelnatur in ihrem Wesen war das Erste, was die Barberina bemerkte, als sie ihr näher trat.

Die Prinzessin ihrerseits fand die Barberina weit furchtbarer, als sie sich dieselbe vorgestellt hatte.

Sie hatte gedacht, ohne Theatercostüm und Schminke, welche doch im Grunde die Frauen so häßlich macht, würde sie selbst finden, was ihr Frau von Kleist zu ihrer Beruhigung gesagt hatte: diese Theaterdame sei nichts weniger als schön, nicht einmal leidlich hübsch. Und was fand sie nun? Diese leichtgebräunte, so reine als zarte und lebenswarme Gesichtsfarbe; diese so schwarzen, feurigen als geistreichen Augen; dieser reizende, so anmuthig lächelnde Mund; die schlanke Gestalt mit den leichtesten und graziösesten Bewegungen, die man sich nur denken kann; die bald wieder gewonnene Unbefangenheit eines reinen,

kindlichen Gemüths, das aber an die Huldigung der Welt und besonders der Männer gewöhnt ist, dabei die Wärme des Herzens, welche eine unschuldige und doch glühende Liebe gewährt, — das Alles zusammen gab der Barberina einen so eigenen pikanten Reiz, ein so interessantes und anziehendes Wesen, daß die Prinzessin sich von ihrem Vorurtheil gegen diese bewunderte Tänzerin fast beschämt fühlte. Sie gerieth dadurch in eine Art von Verlegenheit, welche sie anfangs vergebens bekämpfte. Die Barberina hatte Welt genug, dieses zu bemerken und erstaunte, daß eine so hohe Dame von ihrer Erscheinung gewissermaßen eingeschüchtert zu sein schien.

Um dem Gespräch, welches alle Augenblicke ins Stocken gerieth, schnell eine lebhaftere Wendung zu geben, blätterte sie in der Partitur, welche sie mitgebracht hatte, und auf die Frage der Prinzessin: „Was ist das?" sagte sie: „Königliche Hoheit haben befohlen, die Musik zu dem Ballet Daphne zu sehen; hier ist sie."

Dabei hielt sie ihr das Notenheft vor, indem sie, wie aus Versehen, ein Paar Blätter umschlug, so daß das mit kabbalistischen Zeichen beschriebene Pergamentblatt, welches sie hineingelegt hatte, sichtbar wurde.

Kaum hatte die Barberina bemerkt, daß es die Prinzessin gesehen hatte, so that sie, als ob sie, erschreckt über einen Zufall, das Blatt herausnehmen wollte.

„Was haben Sie da, Mademoiselle?" rief Prinzessin

Amelie, das Blatt ergreifend. „Wie kommt das zu Ihnen?“

„Wenn ich es Eurer königlichen Hoheit gestehen soll,“ sprach die Barberina mit einem Blick, der mehr sagte, als ihre Worte, „so ist es eine astrologische Operation, die ich Ihnen überreichen wollte; indem ich anheimstelle, ob es vielleicht gefiele, mich über einen Gegenstand zu befragen, dem ich nicht so ganz fremd bin.“

Plötzlich flammten die großen blauen Augen der Prinzessin wie von einem innern Feuer der Seele durchglüht. Einen solchen durchdringenden Blick warf sie erst auf die Tänzerin, dann auf die geheimnißvolle Schrift, dann sprang sie auf, zog sich schwankend in die Vertiefung eines Fensters zurück, das halb verdeckt von einem schweren carmoisinrothen, mit goldenen Crepinen besetzten Sammetvorhang war, und nachdem sie einige Augenblicke starr das räthselhafte Blatt angesehen hatte, schrie sie laut auf, schwankte und würde zu Boden gesunken sein, hätte sie Frau von Kleist nicht in ihren Armen aufgefangen und, sie mehr tragend als führend, zum Sopha hingeleitet, worauf sie die fast Ohnmächtige niederließ.

„Gehen Sie, Signora,“ sagte eilig die Vertraute zu der Barberina, „gehen Sie in das Cabinet, sagen Sie nichts, rufen Sie Niemand, hören Sie Niemand.“

Aber die Prinzessin hatte eben noch Besonnenheit genug, diese Worte zu hören und es fehlte ihr noch nicht

an Kraft, mit schwacher Stimme zu rufen: „Nein, nein, sie soll nicht fort; sie komme hierher, hierher zu mir. — Ach, mein Kind," sprach sie, sich aufrichtend, als die Tänzerin vor ihr stand, „welchen Dienst haben Sie mir erwiesen?"

Und mit ihren magern weißen Armen umfing sie die Barberina, drückte sie an ihr Herz und bedeckte ihre Wangen mit heftigen, stechenden Küssen, die das arme Kind fast verletzten und mit Bestürzung erfüllten.

„Mein Gott," dachte die Barberina, „wird denn Alles wahnsinnig in diesem Lande? O, das liegt an der Luft des kalten Nordens! O, mein schönes Italien!"

Endlich entließ sie die Prinzessin aus ihren Armen, um sich in die der Frau von Kleist zu werfen. Schluchzend und weinend, mit den seltsamsten Tönen einer gebrochenen Stimme rief sie wiederholt: „Gerettet, gerettet! O, meine Freundinnen, er ist gerettet! Meine Herzensfreundinnen! Trenck ist aus der Festung Glatz entsprungen. Er ist gerettet, er läuft, er eilt davon!"

Und die arme Fürstin war von einem Lachkrampf befallen, der eben so peinlich anzuhören wie anzusehen war.

„Ach, gnädigste Prinzessin," sagte Frau von Kleist mit dringenden Bitten, „mäßigen Sie Ihre Freude; hüten Sie sich, daß man es nicht hört."

Damit hob sie die zur Erde gefallene kabbalistische Schrift, die nichts Anderes war, als ein in Chiffern ge-

schriebener Brief des Baron von Trenck, auf und half der Prinzessin mit großer Fertigkeit beim Dechiffriren desselben, wobei diese sie hundertmal durch stürmische Ausbrüche einer fieberhaften Freude unterbrach.

3.

Trenck's Brief, den Frau von Kleist mit großer Leichtigkeit dechiffrirte und vorlas, ein Beweis, daß diese Art von heimlicher Correspondenz schon lange in dieser Chifferschrift geführt sein mußte, enthielt mit kurzen Worten eine Schilderung seiner Flucht. Wir theilen diesen Brief mit, theils um an die bereits früher ausführlich geschilderten Abenteuer Trenck's auf und nach seiner Flucht zu erinnern, theils um uns den Seelenzustand denken zu können, in welchen ein so reizbares, feinfühlendes Wesen, wie Prinzessin Amelie, schon durch die leidenschaftliche Fassung dieses Briefes und die Kürze der Andeutung ungeheuerer Gefahren und Abenteuer, welche einer erregbaren Phantasie so viel Raum zum Nachdenken gab, versetzt werden mußte.

Der Brief lautete im Wesentlichen:

„Dank den Mitteln, welche meine unvergleichliche Freundin mir gegeben hat, die untern Officiere der Garnison zu verführen, mich mit einem nach seiner Freiheit ebenso begierigen Gefangenen zu verständigen, einem unserer Wächter einen derben Faustschlag, einem zweiten einen

starken Fußtritt, einen tüchtigen Degenstoß zu geben, einen merkwürdigen Sprung vom Wall herab machen, wobei ich meinen Freund, der sich beim Fall den Fuß verstaucht hatte, auf den Rücken nahm, mit ihm eine Viertelstunde fortlief, die Neiße bis an den Gürtel im Eiswasser durchwatete, bei einem Nebel, der nicht die Spitze der Nase mehr sehen ließ, am andern Ufer hinlaufen, und eine abscheuliche Nacht! Marschiren, sich verirren, im Schnee um einen Berg herum laufen, ohne zu wissen, wo man ist, und die vierte Stunde des Morgens von der Glatzer Thurmuhr schlagen hören, also Zeit und Mühe verloren haben, wieder unter den Mauern der Stadt sich befinden. Von Neuem Muth fassen, in das Haus eines Bauern dringen, ihm mit der Pistole auf der Brust zwei Pferde entreißen und auf gutes Glück mit verhängten Zügeln davonjagen — durch tausend List, tausend Schrecken, tausend Leiden und Strapazen seine Freiheit wieder gewinnen und sich endlich ohne Geld, ohne Kleider, fast ohne Brod, bei einer strengen Kälte, in fremdem Lande befinden, aber mit dem Gefühl der Freiheit, nachdem man zu einer entsetzlichen ewigen Gefangenschaft verurtheilt war, an eine anbetungswürdige Freundin denken, sich sagen, daß diese Nachricht sie mit Freuden erfüllen wird, tausend kühne und entzückende Pläne entwerfen, um sich ihr zu nähern, das heißt der Glücklichste der Menschen, das heißt der Liebling der Vorsehung sein!“

Diese muthige Stimmung, diese warme Liebe und zärtliche Anhänglichkeit dieses in der That in einer entsetzlichen Lage sich befindenden Geliebten mußte seine hohe Freundin mit neuer Begeisterung für ihn erfüllen. Eine Nachschrift befriedigte ihre Neugier über die räthselhafte Weise, wie dieser Brief in die Hände der Barberina gekommen sein konnte.

Die Nachschrift in denselben räthselhaften Chiffern lautete:

„Die Person, welche Ihnen diesen Brief übergeben wird, ist so sicher, als die Andern es nicht waren. Sie können ihr also ohne Rückhalt vertrauen und alle Ihre Depeschen für mich übergeben. Der Graf von St. Germain wird ihr ein Mittel verschaffen, sie mir zukommen zu lassen; aber es ist nothwendig, daß der besagte Graf, dem ich nicht in jeder Rücksicht trauen mag, nie von Ihnen sprechen höre und mich in die Signora Barberina verliebt glaube, obgleich dem nicht so ist und ich nie mehr als eine friedlich reine Freundschaft für sie empfunden habe. Die schöne Stirn der Gottheit, die ich verehre, darf also keine Wolke beschatten. Nur für sie athme ich und lieber wollte ich sterben, als sie betrüben."

Während Frau von Kleist dieses Postscript dechiffrirte und mit lauter Stimme vorlas, beobachtete die Prinzessin die Tänzerin mit mißtrauischen Blicken. Sie wollte sehen, ob die Aeußerungen ihres Lieblings nur den geringsten

Eindruck auf diese jugendliche Schönheit machten; indeß blieb dieses treffliche junge Mädchen, bis auf eine unverkennbare freundliche Theilnahme, dabei völlig unbefangen und so beruhigte sich wieder die schon aufkeimende Eifersucht der hohen Dame und mit erneuten Liebkosungen rief sie: „Und ich konnte Dich in Verdacht haben, armes Kind! Du weißt nicht, wie eifersüchtig ich auf Dich gewesen bin, wie ich Dich gehaßt, Dich verwünscht habe! Ich wollte in Dir nur eine häßliche, boshafte Schauspielerin finden, eben weil ich fürchtete, Dich zu schön und zu gut zu sehen. Mein Bruder, der es ungern sah, wenn ich mit Dir in nähere Bekanntschaft trat, wählte das rechte Mittel, mich davon abzubringen. Indem er sich so stellte, als wolle er Dich in meine Concerte bringen und mir zu verstehen gab, Du seiest in Schlesien und später in Berlin Trenck's Geliebte und Abgott gewesen — dieses muthvollen jungen Mannes, der Dich damals mit Gefahr seines Lebens gerettet hatte — wußte er wohl, daß dieses das Mittel sei, mich auf immer von Dir zu entfernen. Und ich glaubte daran, daß Du Trenck liebtest, während Du Dich selbst Gefahren aussetztest, um mir die Nachricht zu bringen. — Auch den König liebst Du nicht? — und Du thust recht daran. O glaube mir, er ist zu klug, um immer die Wahrheit zu sagen und hat kein Herz für Liebe, die er nur heuchelt, um

die Späher seiner Feinde, die ihn umgeben, über seine tiefen Pläne zu ihrer Vernichtung zu täuschen."

Frau von Kleist besorgte nicht ohne Grund, daß die Prinzessin in ihrer fieberhaften Aufregung zu weit mit ihrer Aufrichtigkeit gehen würde, und fiel ihr mit den Worten in die Rede: „Ach, königliche Hoheit, welchen Gefahren würden Sie selbst sich aussetzen, wenn die Signora nicht ein Engel an Muth und Treue wäre!"

„Es ist wahr," sprach Amelie lebhaft und in Verwirrung, „ich befinde mich in einem Zustande . . . Ja, ich glaube wohl, daß ich ohne Besinnung bin. Schließ die Thüren, Kleist, und sieh zu, ob Jemand im Vorzimmer ist, der mich hören könnte. Sie aber," fuhr sie fort und zeigte auf die Tänzerin, „sieh sie an und sage mir dann, ob es möglich ist, an Gesichtszügen, wie die ihrigen sind, zu zweifeln. Nein, nein, nein, — ich bin nicht so unbesonnen, als ich scheine, liebe Barberina! Glauben Sie nicht, daß ich aus Zerstreuung mit offenem Herzen zu Ihnen spreche, oder meine Offenherzigkeit mich später gereuen würde, wenn ich ruhiger sein werde. Ich habe einen untrüglichen Instinkt, mein Kind! Mein Blick hat mich noch nie betrogen. Das liegt einmal in der Familie und mein Bruder, der König, der sich auf seine Menschenkenntniß viel zu gute thut, kommt mir darin nicht gleich. Nein, Sie werden mich darin nicht täuschen; ich sehe es, ich weiß es . . . Sie möchten ein Weib nicht

täuschen, das von einer unglücklichen Liebe verzehrt wird und Leiden zu ertragen hat, von denen kein Mensch sich eine Vorstellung machen kann."

„O nie, nie, gnädigste Prinzessin!" rief die Barberina, indem sie zu ihren Füßen niederkniete, als wollte sie Gott zum Zeugen ihres Schwures nehmen. „Weder Sie, noch Herrn von Trenck, der mir das Leben gerettet hat, noch irgend wen auf der Welt."

„Er hat Dir das Leben gerettet? O gewiß, er hat noch Viele gerettet, denn er ist tapfer, gut und schön! Er ist sehr schön, nicht wahr? Aber Du mußt ihn nicht genau genug angesehen haben, sonst hättest Du Dich in ihn verliebt; und das hast Du doch nicht, nicht wahr? Du sollst mir erzählen, wie Du ihn kennen gelernt und wie er Dir das Leben gerettet hat; aber jetzt nicht. Ich wäre jetzt nicht im Stande, Dich zu hören. Ich muß sprechen oder ersticken an meinen Gefühlen. Mein Herz fließt mir über. Schon lange vertrocknet es in meiner Brust."

Die Kleist machte eine Bewegung, sie unterbrechen zu wollen.

„Laß mich, Kleist!" rief sie. „Ich will reden, ich muß reden, oder ich gehe zu Grunde in meiner Freude. Nur schließ die Thüren, sei auf Deiner Hut, bewache mich, sorge für mich, Kleist! Habt nur Mitleid mit mir, Ihr guten Freundinnen, denn ich bin sehr glücklich!"

Damit brach die Prinzessin in Thränen aus.

„Du mußt wissen, liebe Barberina," begann sie nach einigen Augenblicken mit einer bewegten Stimme, die oft von Thränen unterbrochen wurde, in einer Aufregung, die nichts beruhigen konnte, „daß er mir vom ersten Tage, wo ich ihn sah, gefallen hat. Er war achtzehn Jahre alt, schön wie ein Engel und so unterrichtet, so freimüthig, so kühn. Man wollte mich an den König von Schweden vermählen; ach ja, und meine Schwester Ulrike weinte vor Verdruß, daß ich eine Königin werden und sie ledig bleiben sollte."

Und nun erzählte sie, wie ihre Weigerung, die Religion zu ändern, die Sache so gewendet habe, daß Jene Königin geworden und sie selbst frei geblieben sei.

„Ach, Barberina," fuhr sie fort, „Du hältst mich für eine Schauspielerin, und es ist wahr: seit diesem Tage spiele ich alle Tage Comödie. Nein, Du weißt nicht, was es bedeutet, alle Tage, am Morgen, am Abend, selbst in jeder Nacht seine Rolle abzuspielen; denn Alles, was uns umgiebt, denkt nur daran, aufzupassen und uns zu verrathen; ich war gezwungen zum Schein, sehr verdrießlich und betrübt zu sein, als meine Schwester, durch meine Fürsorge, mich um den Thron von Schweden betrog; ich war gezwungen, dem Scheine nach, Trenck nicht ausstehen zu können, ihn lächerlich zu finden, mich über ihn lustig zu machen — was weiß ich's — und zwar in der

Zeit, wo ich ihn anbetete, wo ich seine Geliebte war, wo ich vor Glück und Freude, wie heute, fast erstickte! Ach, mehr noch als heute! ... Aber Trenck besaß meine Kraft, doch meine Klugheit nicht. Er war kein geborener Fürst: er wußte nicht zu heucheln, nicht zu lügen. Der König entdeckte Alles und verstellte sich nach der Gewohnheit der Könige. Er that, als sähe er nichts; aber er ließ Trenck seine schwere Hand fühlen."

Dann erzählte sie in kurzen, flüchtigen, leidenschaftlichen Zügen Trenck's Geschick, so weit es ihr bekannt war, und fuhr in ihrer gereizten Stimmung fort:

„Nun sieh selbst, ob ich meinen Bruder achten und segnen kann. Er ist ein großer Charakter, wie man sagt. Ich aber behaupte: er ist ein großes Ungeheuer! Ach, liebste Barberina, hüte Dich, ihn zu lieben! Er zerbricht Dich wie einen Zweig! Aber Du mußt heucheln, siehst Du, immer heucheln. In der Luft, in welcher wir leben, darf man nur im Verborgenen athmen. Ich bewahre den Schein, meinen Bruder hoch zu verehren. Ich bin seine vielgeliebte Schwester: das weiß alle Welt oder glaubt es zu wissen. Er ist auf das Zärtlichste besorgt um mich, pflückt selbst die Kirschen vom Spalier von Sanssouci und beraubt sich ihrer, und seine Sorge geht so weit, daß er sie zählt, ehe er sie dem Pagen übergiebt, der sie mir bringen soll, damit mir durch dessen Näscherei ja keine einzige entgehe. Welche naive Würde eines Hein=

rich IV. und des Königs René! Aber meinen Geliebten läßt er in einem unterirdischen Kerker verschmachten und sucht ihn in meinen Augen zu entehren, um mich recht schwer zu bestrafen für das Verbrechen: geliebt zu haben! Welch ein großes Herz und welch ein zärtlicher Bruder! Aber wir lieben uns ja auch!“

Während die Prinzessin noch sprach, erblaßte sie; ihre Stimme wurde schwächer und erlosch zuletzt ganz; ihre Augen wurden starr und traten fast aus ihren Höhlen hervor.

Die Barberina half der Frau von Kleist, die Prinzessin aufzuschnüren und in ihr Bett zu bringen, wo sie bald wieder etwas zur Besinnung kam und dann fortfuhr, unverständliche Worte zu murmeln.

„Der Zufall wird vorübergehen; dem Himmel sei Dank!“ sagte Frau von Kleist zu der Tänzerin. „Sobald sie sich wieder etwas mehr in ihrer Gewalt hat, will ich ihre Frauen rufen. Sie aber, liebes Kind, müssen durchaus in den Musiksalon treten und den Wänden, oder vielmehr den Ohren, die im Vorzimmer lauschen, etwas vorsingen.“

„Aber bedenken Sie, gnädige Frau, ich bin ja nicht Sängerin, sondern Tänzerin.“

„Aber ich weiß, daß Sie, ehe Sie sich entschlossen, zum Ballet überzugehen, in Italien zur Sängerin ausgebildet wurden.“

„Nun, ich singe wohl ein wenig, aber nur für's Haus."

„Für jene Ohren da mögen Sie leicht gut genug singen und am Ende kommt es nur darauf an, jene Lauscher glauben zu machen, daß hier nichts geschehe, als unschuldige Musik getrieben werde. Denn jedenfalls wird der König erfahren, daß Sie hier gewesen sind, und es darf nicht scheinen, als hätten Sie sich bei der Prinzessin mit etwas Anderem als Musik beschäftigt. Die Prinzessin wird krank werden und damit kann sie ihre Freude verbergen. Sie darf nicht scheinen, als ob sie es nur ahne, daß Trenck entsprungen sei; auch Sie dürfen sich nicht merken lassen, daß Sie etwas davon wissen. Der König aber weiß es jetzt ganz bestimmt. Er wird unwillig sein und furchtbaren Verdacht haben auf alle Welt. Nehmen Sie sich in Acht. Sie sind verloren, wie ich, wenn er entdeckt, daß Sie der Prinzessin jenen Brief gaben. In diesem Lande kommen die Frauen so gut auf die Festung wie die Männer. Man vergißt sie daselbst absichtlich ganz wie die Männer und sie sterben dort wie die Männer. Ich sage Ihnen das als Warnung voraus. Jetzt aber adieu! Singen Sie und dann entfernen Sie sich ohne Geräusch, aber auch ohne Heimlichkeit. Wir werden Sie wenigstens acht Tage lang nicht sehen, um jeden Verdacht zu vermeiden. Rechnen Sie übrigens auf die Erkenntlichkeit der Prinzessin. Sie ist sehr freigebig und weiß Treue zu belohnen."

„Ach, gnädige Frau,“ sagte die Barberina betrübt, „Sie glauben also, es bedürfte bei mir der Drohungen und Versprechungen? Ich beklage Sie, daß Sie einen solchen Gedanken haben.“

4.

Beinahe erschöpft durch die heftigen Gemüthsbewegungen und noch halb krank von den Erschütterungen des vorigen Abends, setzte sich die Barberina doch an's Klavier und begann zu singen und zu spielen. Bald darauf hörte sie hinter sich leise eine Thür öffnen und sah in einem Spiegel, vor welchem das Instrument stand, die Gestalt des Königs neben sich.

Sie erbebte und wollte aufstehen, aber der König legte die Finger seiner Hand auf ihre Achsel, um dadurch anzudeuten, daß sie sitzen bleiben und fortspielen sollte.

Sie gehorchte mit großem Widerwillen und Unbehagen. Niemals hatte sie sich weniger aufgelegt zum Singen gefühlt; nie hatte die Gegenwart des Königs sie kälter gestimmt und ihr mehr wie jetzt jeden Anhauch von musikalischer Begeisterung geraubt.

„Bravo!“ rief der König, nachdem sie ihre Arie beendigt hatte; „das nenne ich köstlich gesungen; aber aus Terpsichore ist eine Melpomene geworden. Doch ich bemerke mit Kummer, daß diese schöne Stimme heute Morgen etwas belegt ist. Sie hätten ruhen und nicht

der seltsamen Laune der Prinzessin Amelie nachgeben sollen, die Sie zu sich kommen läßt, um Sie nicht zu hören."

Die Barberina erinnerte sich, bemerkt zu haben, daß der König während der Schlußcadencen ihres Spiels auf den Fußzehen nach der nur angelehnt gewesenen Thür des Cabinets seiner Schwester geschlichen und dann, nachdem er dort gelauscht hatte, wieder zu ihr zurückgekehrt war. Und sie antwortete, erschreckt durch die düstere Miene des Königs, mit Besonnenheit:

„Ihre königliche Hoheit ist plötzlich unwohl geworden und hat mir befohlen, zu ihrer Zerstreuung meinen Gesang fortzusetzen."

„Ich versichere Sie, das ist verlorene Mühe," antwortete der König trocken; „jetzt flüstert sie drinnen mit Frau von Kleist, als ob Niemand da wäre; und da das so ist, so können auch wir mit einander plaudern, ohne uns um sie zu bekümmern. Die Krankheit scheint nicht sehr ernst zu sein. Ich glaube, Ihr Geschlecht geht in dieser Hinsicht sehr schnell von einem Extrem ins andere über. Man hielt gestern Sie für todt. Wer konnte glauben, daß Sie heute Morgen schon hier sein würden, um diese zu pflegen und zu unterhalten! Hätten Sie wohl die Gefälligkeit, mir zu sagen, durch welchen Zufall Sie so plötzlich sich ihr haben vorstellen lassen können?"

Von dieser Frage überrascht, flehte die Barberina zum Himmel, ihr einen guten Gedanken einzugeben, und

dann antwortete sie mit vieler Sicherheit: „Sire, ich weiß es selbst nicht recht. Diesen Morgen ließ man von mir die Partitur des gestrigen Ballets verlangen. Ich glaubte, es sei meine Schuldigkeit, die Partitur selbst hierher zu bringen. Ich war schon im Begriff, sie im Vorzimmer abzugeben, als Frau von Kleist mich bemerkte. Sie nannte mich Ihrer königlichen Hoheit und diese war wahrscheinlich neugierig, mich in der Nähe zu sehen. Man nöthigte mich, einzutreten. Ihre Hoheit ließ sich herab, mich über den Styl dieser Balletmusik zu befragen. Es kam dabei zur Sprache, daß ich früher mich dem Gesange gewidmet habe. Sie forderte mich auf, ihr etwas vorzusingen, wurde indeß unwohl, legte sich zu Bett, verlangte aber doch, daß ich fortfahren sollte. Und jetzt, glaube ich, wird man die Gnade haben, mich zur Probe gehen zu lassen."

„Dazu ist es noch nicht Zeit," sagte der König; „ich weiß nicht, warum Sie immer auf Kohlen zu stehen scheinen, wenn ich mit Ihnen sprechen will?"

„Ich fürchte immer, bei Eurer Majestät nicht an meinem Platze zu sein."

„Sie sind nicht gescheit, meine Liebe!"

„Ein Grund mehr, Sire ..."

„Bleiben Sie," sprach er, sie auf das Tabouret vor dem Klavier niederdrückend, indem er sich gerade vor sie stellte und sie mit seinen großen Augen und durchbohrendem

inquisitorischen Blick ansah, vor dem so leicht keine Lüge bestehen kann. „Ist das Alles wahr, was Sie mir da erzählt haben?“

Doch ein mildes väterliches Lächeln spielte dabei um seine feinen Lippen und das gab ihr wieder Muth, unbefangen auf dieser Mittheilung zu beharren, da sie sich klar bewußt war, daß das geringste Schwanken ihre hohe Gönnerin und sie selbst in Gefahr bringen würde. Sie rief die Kunst der Schauspielerin zu Hülfe und hielt mit einem schalkhaften Lächeln den Adlerblick des Königs aus.

„Nun,“ sagte der König, „warum antworten Sie mir nicht?“

„Warum will Eure Majestät mich erschrecken, indem Sie zu bezweifeln scheinen, was ich sagte?“

„Sie sehen keineswegs erschreckt aus; im Gegentheil, Ihr Blick ist diesen Morgen sehr kühn.“

„Sire, man fürchtet nur, was man haßt. Warum sollte ich Sie fürchten?“

Friedrich waffnete sich mit der ganzen Kälte seines Gemüths und Schärfe seines Geistes, um von dieser koketten Antwort nicht besiegt zu werden, und mit der ihm eigenen Kunst, ein Gespräch nach Belieben zu wenden, sprang er auf einen andern Gegenstand der Unterhaltung über.

„Warum,“ fragte er, „wurden Sie gestern Abend auf der Bühne ohnmächtig?“

„Sire, das ist wohl Ihre geringste Sorge und bleibt mein Geheimniß.“

„Was haben Sie denn zu Ihrem Frühstück getrunken, daß Sie in Ihren Antworten gegen mich so freimüthig sind?“

„Ich habe ein gewisses Flacon gesehen, das mich mit Vertrauen auf die Güte und Gerechtigkeit dessen er- erfüllt, der es mir brachte.“

„Ach, Sie haben das für eine Erklärung angesehen?“ sagte der König mit einem frostig kalten Ton und im Ausdruck der Geringschätzung.

„Gott sei Dank — nein!“ antwortete das junge Mädchen mit dem unverhüllten Ausdruck des Schreckens.

„Warum sagen Sie Gott sei Dank?“

„Weil ich weiß, daß Eure Majestät nur Kriegs- erklärungen machen — selbst gegen Damen.“

„Sie sind weder die Czarin, noch Maria Theresia; welchen Krieg könnte ich mit Ihnen führen?“

„Den, welchen der Löwe mit der Mücke führen kann.“

„Und welche Fliege sticht Sie denn, eine solche Fabel anzuführen? Die Mücke brachte den Löwen durch ihre unaufhörlichen Angriffe um.“

„Das war ein armseliger, jähzorniger, also schwacher Löwe. An diese Nutzanwendung habe ich also nicht denken können.“

„Aber die Mücke war heftig und stechend — vielleicht eine Nutzanwendung für Sie.“

„Glaubt Eure Majestät das?“

„Ja.“

„Sire, Sie reden nicht die Wahrheit.“

Friedrich ergriff ihre Hand und drückte sie so heftig, als wollte er sie zerdrücken. Die Barberina hätte mögen aufschreien; aber sie unterdrückte ihren Schmerz und verzog keine Miene.

Der König, indem er ihre rothe geschwollene Hand betrachtete, sagte:

„Sie haben Muth!“

„Nein, Sire; aber ich nehme nicht den Schein an, als ob er mir fehlte, wie alle diejenigen, welche Sie umgeben.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Man stellt sich häufig todt, um nicht getödtet zu werden. An Ihrer Stelle würde es mir nicht lieb sein, wenn man mich für so fürchterlich hielte.“

„In wen sind Sie verliebt?“ fragte der König, um abermals den Gegenstand des Gesprächs zu wechseln.

„In Niemand, Sire!“

„Wie kommen Sie zu Nervenzufällen?“

„Das hat keinen Einfluß auf das Schicksal Preußens und deshalb kümmert es den König wenig, es zu wissen.“

„Glauben Sie denn, der König spreche mit Ihnen?“

„Das darf ich nie vergessen."

„Sie müssen sich doch dazu entschließen. Der König spricht nie mit Ihnen, wohl aber Ihr Freund Friedrich."

„Ich weiß mir Beide nicht getrennt zu denken."

Der König, von dem Reiz ihres geistigen Wesens besiegt, setzte noch eine Weile diese pikante Unterhaltung fort; doch plötzlich erinnerte er sich, daß er nicht hierher gekommen war, um sich von seinen Sorgen zu zerstreuen, sondern um in die Geheimnisse seiner Schwester, der Prinzessin Amelie, zu dringen. Seine eben noch so heiter gewesene Miene verdüsterte sich; er stand auf und sagte im strengen Tone zu dem jungen Mädchen:

„Bleiben Sie noch hier; ich habe erst noch mit meiner Schwester zu reden und werde Sie dann abholen."

Damit trat er rasch in das Zimmer der Prinzessin und ließ die junge Tänzerin mit ihren schweren und sorgenvollen Gedanken allein.

5.

Auch die Barberina zitterte vor den Scenen, die nun folgen würden. Mit feiner Koketterie und dem geistreichen Spiel der Rede hatte sie Alles versucht, den König abzuhalten, seine leidende Schwester durch ein scharfes Verhör noch mehr zu quälen. Aber Friedrich war nicht der Mann, seine Absichten aufzugeben und dem geängstigten jungen Mädchen blieb nichts übrig, als die Prinzessin

Amelie Gottes Schutz zu empfehlen. Sie begriff sehr wohl, daß der König sie nur darum genöthigt hatte, noch länger zu verweilen, um ihre Aussage über die Veranlassung und den Zweck ihres Hierseins mit der der Umgebung seiner Schwester zu vergleichen und im Fall des Widerspruchs Beide mit einander zu confrontiren. Und was geschah, wenn diese Aussagen nicht übereinstimmten? Sie mußte zittern vor den Folgen ihrer Lüge.

Diese Absicht des Königs trat noch entschiedener hervor, als die Barberina vernahm, daß derselbe die Thür hinter sich schloß.

Eine Viertelstunde lang blieb sie in dieser peinigenden Ungewißheit. Ein leichter Fieberfrost durchrieselte ihre Nerven. Geängstigt durch die Intrigue, in welche sie sich verwickelt hatte, unzufrieden mit der Rolle, die sie dabei zu spielen sich genöthigt sah, und mit Entsetzen an jene Winke des Königs über die Andeutungen von der Möglichkeit einer Liebe desselben zu ihr denkend, die ihr von allen Seiten zukamen: wurde sie jetzt um so unruhiger, wenn sie sich des sonderbaren Benehmens des Königs und seiner seltsamen Aufregung erinnerte.

6.

Was vermag die Inquisition des furchtbarsten Dominikaners gegen die vereinte Macht dreier Frauen, wenn

Liebe, Furcht und Freundschaft eine jede derselben im gleichen Sinne begeistert?

Friedrich mochte Alles anwenden: schmeichelnde Liebenswürdigkeit, scharfe Ironie, scheinbare Gleichgültigkeit, unverhoffte Fragen, — nichts führte ihn zum Ziele. Die Anwesenheit der Barberina im Musiksalon der Prinzessin wurde von dieser und der Frau von Kleist ganz auf dieselbe Weise erklärt, wie von der jungen Tänzerin. Ein wahrer Instinct der Klugheit leitete sie alle Drei zu derselben Ausrede.

Dieses erfolglosen Kampfes müde, gab der König sein Spiel auf, oder veränderte vielmehr die Taktik, denn plötzlich rief er:

„Und die Barberina, die ich da drinnen gelassen habe! Liebes Schwesterchen, da Sie sich besser befinden, so lassen Sie sie hereinkommen; ihr Gespräch wird Sie erheitern."

„Ich hätte Lust zu schlafen," antwortete die Prinzessin, die eine Falle fürchtete.

„Nun, so wünschen Sie ihr einen guten Morgen und verabschieden Sie sie selbst."

Mit diesen Worten ging der König, der Frau von Kleist zuvorkommend, an die Thür und rief die Barberina.

Aber anstatt sie zu verabschieden, fing er sogleich mit ihr ein Gespräch über Tanz und italienische Balletmusik

an und als dieser Gegenstand erschöpft zu sein schien, rief er plötzlich:

„Ah, Signora Barberina, ich habe vergessen, Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, die Ihnen gewiß Vergnügen machen wird. Ihr Freund, der Baron von Trenck, ist nicht mehr gefangen.“

„Welcher Baron von Trenck, Sire?“ fragte die junge Tänzerin mit einer trefflich gespielten Unbefangenheit. „Ich kenne zwei und Beide sind im Gefängniß.“

„Nun, der Trenck, der Pandure, wird auf dem Spielberg sterben; der preußische hat das Weite gesucht.“

„Nun, Sire,“ antwortete die Barberina ebenso unbefangen als mit weiblicher Schlauheit, „was mich betrifft, so danke ich Eurer Majestät sehr. Das ist ein Beweis von Ihrer Gerechtigkeit und Ihrem Edelmuthe.“

„Sehr verbunden für das Compliment, Mademoiselle — aber was denken Sie davon, liebe Schwester?“

„Wovon ist denn die Rede?“ fragte die Prinzessin im Tone der Zerstreuung. „Ich muß gestehen, ich habe nicht zugehört, mein Bruder. Ich war eben nahe daran, einzuschlafen.“

„Ich spreche von Ihrem Günstling, dem schönen Trenck, der aus Glatz davongelaufen ist.“

„Das hat er recht gemacht,“ sprach Amelie mit dem Anschein völliger Gleichgültigkeit.

„Im Gegentheil: schlecht hat er es gemacht,“ rief

der König. „Man wollte eben seine Sache vornehmen. Er hätte sich vielleicht gegen die Anklage rechtfertigen können, die auf seinem Kopfe lastet. Nun aber ist seine Flucht ein Eingeständniß seiner Verbrechen."

„Wenn dem so ist," sprach Amelie im Tone der größten Ruhe, „so gebe ich ihn auf."

„Aber Mademoiselle Barberina wird fortfahren, ihn zu vertheidigen; das weiß ich gewiß. Ich lese es in ihren Augen."

„Weil ich an den Verrath nicht glauben kann," entgegnete sie.

„Besonders wenn der Verräther ein so hübscher Junge ist," spöttelte der König nicht ohne Absicht. „Wissen Sie, liebe Schwester, daß Mademoiselle Barberina mit dem Baron Trenck sehr liirt ist?"

„Wohl bekomme es ihr," antwortete Amelie kalt. „Doch wenn er ein ehrloser Mann ist, so rathe ich ihr, ihn zu vergessen. Jetzt wünsche ich Ihnen einen guten Morgen, Mademoiselle, denn ich bin sehr matt; ich bitte, kommen Sie doch in einigen Tagen wieder, um mir bei dem Durchgehen der Partitur zu helfen; sie scheint mir sehr schön zu sein."

„Sie haben also wieder Geschmack an der Musik gefunden, meine Schwester?" fragte der König. „Ich glaubte, Sie hätten sie ganz aufgegeben."

„Ich will versuchen, die Musik wieder aufzunehmen

und hoffe, mein Bruder wird mich dabei gütigst unterstützen. Man sagt, Sie haben große Fortschritte darin gemacht und vielleicht geben Sie mir wohl einigen Unterricht."

„Wir wollen ihn Beide bei der Signora nehmen. Ich werde sie Ihnen zuführen."

„Thun Sie das, Sie werden mir großes Vergnügen machen."

Frau von Kleist begleitete die Barberina bis in das Vorzimmer und diese befand sich bald wieder in dem Hofwagen, der sie in ihre Wohnung zurückführte.

Welchen Reichthum an Stoff zum Nachdenken hatten diese Scenen ihr gebracht! Aber was ihr zunächst am Herzen lag, die Bitte an die Prinzessin, sich für ihre Liebe zu dem jungen Cocceji bei dem, jede Mesalliance hassenden Könige zu verwenden, hatte sie noch nicht anbringen können. Gelegenheit dazu erwartete sie erst von der Zukunft und deshalb erfüllte es sie mit Freude und Hoffnung, daß das einmal angeknüpfte Verhältniß zu der Prinzessin jetzt selbst vom Könige begünstigt zu werden schien.

Vor Allem aber dankte sie Gott, daß die Gefahr ihrer Einmischung in das so delicate Verhältniß jener hohen Liebe für diesmal so glücklich vorübergegangen war.

Fünfzehntes Kapitel.

Krankheit der Barberina. — Cocceji. — Einladung zur Prinzessin. — Zusage. — Plan, durch diese den König zu gewinnen. — Abends. — Aufnahme der Barberina bei der Prinzessin. — Feier von Trenck's Befreiung. — Confidenztafel. — Liebenswürdigkeit der Prinzessin. — Vertraute Gespräche. — Die Barberina erzählt ihre Liebesgeschichte mit Cocceji. — Graf St. Germain. — Neue Depesche in Chiffern geschrieben.

1.

Kaum war die Barberina in ihrer Wohnung angekommen, so legte sie sich ins Bett. Sie fühlte sich angegriffen von den Ereignissen des vorigen Abends und des heutigen Morgens. Von Nervenzufällen gequält, bedurfte sie der Ruhe. So blieb sie mehrere Tage im Bett. Die grünseidenen Vorhänge des Fensters ihres Schlafcabinets wurden zugezogen; es war an ihre Dienerschaft Befehl gegeben, keinen Besuch zuzulassen, und dem Intendanten der königlichen Hofbühne, Oberkammerherrn von Pöllnitz, hatte sie ihre Krankheit in dienstlicher Hinsicht gemeldet.

So herrschte tiefe Stille in ihrer Umgebung und die Barberina überließ sich mit wachenden Augen ihren Ge=

danken und halben Träumen, nur unterbrochen von dem Besuche des Theaterarztes, den die Intendanz schickte und welchen sie deshalb nicht zurückweisen konnte, und des Herrn Lamettrie, des jovialen Leibarztes des Königs, oder eigentlich seiner königlichen Windhunde, welchen Besuch sie aus Rücksichten auf den König annehmen mußte, so unangenehm er ihr auch war.

Desto lebhafter ging es in den Vorzimmern her. Im äußersten wimmelte es von Lakaien und Bedienten, die sich nach ihrem Befinden erkundigten und zum Theil Karten abgaben. Auch die königlichen und prinzlichen Livreen ließen sich dort sehen. Das Empfangzimmer füllte sich mit Cavalieren und vornehmen Theaterenthusiasten, die sich begnügten, auf ein ausgelegtes Blatt Papier eigenhändig ihre Namen einzutragen. Dann erschienen nach einander zwei Besucher, die durchaus gemeldet sein wollten. Der Intendant Baron von Pöllnitz, der vorgab, der berühmten Tänzerin eine Aufmerksamkeit erzeigen zu wollen, eigentlich aber der vorgegebenen Krankheit mißtraute, als er erfahren hatte, daß sie schon bei der Prinzessin Amelie gewesen war, und bei seinem etwas malitiösen Charakter hoffte er ihr bei dem König durch spöttische Anspielungen auf die fingirte Krankheit der Tänzerin eins hinterrücks versetzen zu können.

Sie entschuldigte sich einfach mit der Heftigkeit ihrer Migräne.

Wäre sie eitler gewesen und nicht so anspruchslos, so hätten diese Aufmerksamkeiten, wie sie nur einer Fürstin zu Theil werden, sie stolz machen können. Aber das bescheidene Mädchen nahm alle diese Ehrenbezeugungen nur als eine Huldigung der schönen Künste auf, als deren Dienerin sie sich nur betrachtete.

Der Andere, der ihr gemeldet wurde, war der Kammergerichtsassessor von Cocceji, der leidenschaftlichste der zahlreichen Anbeter der Barberina.

Auch diesen zurückzuweisen, widerstrebte ihr eigenes Herz; auch hatte sie mit ihm die Ereignisse jenes Abends und des darauf folgenden Morgens zu besprechen. Sie befand sich jetzt in einer so eigenthümlichen Situation, daß sie seines Raths zu bedürfen glaubte. In dieser Illusion, die ihr das eigene Herz vormachte, gab sie ihrer getreuen Kathi Befehl, ihn einzuführen, doch unbemerkt von andern Anwesenden, fügte sie hinzu.

Und das kluge Kammermädchen, mit dem eigenen Instinct solcher Mädchen, sagte laut zu Herrn von Cocceji im Beisein mehrerer Cavaliere: Ihre Signora bedaure sehr, ihn nicht annehmen zu können, da ihr Befinden ihr nicht gestatte, irgend eine Ausnahme zu machen.

„Sage ihr, daß ich mich sehr unglücklich darüber fühle; daß mich Angst und Sorgen verzehren.“

So sprach der große und schöne junge Mann mit gedämpfter Stimme und wendete sich sogleich der Aus=

gangsthür zu, um seine quellenden Thränen zu verbergen.

Kathi folgte ihm und als sie mit ihm an der Treppe allein war, hielt sie ihn auf und sagte leise: „Aber die Signora wird Sie dennoch empfangen. Ich habe Auftrag, Sie durch die Garderobe bei ihr einzuführen."

„Ist es wahr?" rief er aus. „O Du Bote des Himmels, Du verdienst die goldene Krone."

Damit drückte er ihr ein Geldstück in die Hand und sie führte ihn durch die Küche und die Garderobe in das Schlafcabinet ihrer Herrin.

Im reizenden Negligé lag das schöne bleiche Mädchen in ihrem seidenen Himmelbett, von einer grünen Atlassteppdecke halb bedeckt. Vergoldete Amouretten trugen die reichdrapirten Vorhänge und die dunkelgrüne Draperie bildete zugleich einen Hintergrund, auf welchem sich das zarte Weiß ihres Nachtgewandes und die Blässe ihres südlich brünetten Teints um so zarter hervorhob.

Mit einem wehmüthigen Lächeln reichte sie ihm die feine Hand entgegen, welche er niederknieend vor ihrem Bette mit seinen glühenden Küssen bedeckte.

„Wie glücklich," sagte sie, „daß es mir vergönnt ist, Sie einen Augenblick allein zu sprechen, geliebter Freund. Ach, was habe ich Ihnen Alles zu erzählen, was zu fragen? Doch vor Allem sagen Sie mir, beruhigen Sie mich über den Zufall, der Ihnen im Theater zugestoßen

ist, die Ohnmacht, wovon der Schreck mir die meinige zugezogen hatte."

„O ich dreimal Glücklicher!" rief er begeistert aus. „Also so viel Antheil haben Sie an meinem Geschick genommen, daß es so mächtig auf Ihr Gefühl zurückwirken konnte! Und das geschah in dem Augenblick, als ich unwürdig an Ihrer Liebe verzweifelte, als ich mich meiner unglücklichen Leidenschaft, der Eifersucht hingab? — In diesem Augenblicke war ich Ihrer Liebe unwürdig, wie Sie, meine strahlende Göttin, der Anbetung am würdigsten waren. Ich bin darüber außer mir vor Freude und zugleich in Verzweiflung."

Die Aufregung des Geliebten hatte den Erfolg, die der Barberina zu beruhigen. Und so kam denn nach und nach ein ruhiges Gespräch in Gang. Während der junge Cocceji auf dem Tabouret vor ihrem Bett saß und eine ihrer schönen Hände zwischen den seinigen hielt und mit zahllosen Küssen bedeckte, erzählte sie ihm mit vorsichtiger Zurückhaltung, daß sie Gelegenheit gefunden, der Lieblingsschwester des Königs einen kleinen Dienst zu erweisen, der veranlaßt habe, daß sie derselben vorgestellt und höchst gnädig empfangen worden sei. Das Wohlwollen der Prinzessin lasse sie hoffen, in ihr eine hohe Fürsprache und Vermittlung für ihre gegenseitigen Wünsche bei dem König zu gewinnen, und sie würde die nächste schickliche Gelegenheit ergreifen, derselben ihre Bitte um

ihre vielgeltende Fürsprache vorzutragen, damit der König nicht nur seinen Consens zu ihrer Heirath gäbe, sondern auch ein entscheidendes Machtwort spräche, um seinen — Cocceji's — Vater zur Einwilligung zu nöthigen.

„O mein Himmel!" rief der junge Mann mit dem Ausdruck von Freude und Schmerz zugleich. „Was ist es, was mich so bewegt? Ist es Hoffnung? ist es Furcht? Ich gestehe, daß die Unmöglichkeit einer solchen Hoffnung mich zu Boden drückt. Der König haßt aus Princip jede Mesalliance seines Adels; höchstens läßt er große Reichthümer, die dadurch im Lande erhalten werden sollen, als einen Grund zu einem ehelichen Mißbündnisse gelten. Und mein Vater, dem ich neulich nur ein Wort von meinen Wünschen fallen ließ, ist wüthend darüber. Er drohte mir mit Enterbung, selbst mit dem Vaterfluch; er schwur, sich an den König wenden zu wollen mit der Bitte, mich in eine Festung sperren zu lassen, so lange bis mir, wie er sich ausdrückte, mein verliebter Wahnsinn aus dem Kopfe gegangen sein würde."

„Und Deine Mutter?" fragte die Barberina mit weicher zärtlicher Stimme und Thränen perlten in ihren großen schwarzen Augen. „Wir Weiber haben ja ein weiches Gemüth in Sachen der Liebe! Sollte sie nicht durch Bitten und Thränen zu gewinnen sein und nicht die Macht der Liebe haben, Deines Vaters Vorurtheil zu bekämpfen?"

„O, daß ich es sagen muß: sie selbst trägt noch ein viel schwereres Vorurtheil in ihrem stolzen Herzen. Sie ist erfüllt mit Ahnenstolz, sie hält nur den Adel für den berechtigten Theil der Menschheit, alles Andere für dienend dieser höheren Menschenrace, sie nennt die bürgerlich Geborenen nur die Canaille und stellt Schauspieler, Sänger und Tänzer nach den Vorurtheilen des Mittelalters noch weit unter diese; sie würde die begabteste Künstlerin aus diesem Stande als Schwiegertochter nur mit dem Mutterfluch empfangen."

„Dann, mein Freund," sagte die Barberina mit dem Anschein von Ruhe und Festigkeit, „bleibt uns nichts übrig, als Entsagen, Trennen und Sterben. Ich bin zu stolz," hauchte sie noch ganz leise hinzu, „um mich in eine vornehme Familie eindrängen zu wollen, welche die Gottesgabe der Kunst nicht höher zu stellen weiß, als den Zufall einer adligen Geburt."

Sie hatte ihrer vollen Charakterstärke bedurft, um diese Worte langsam herauszustoßen; aber kaum hatte sie damit vollendet, so wurde sie bleich und sank bewußtlos auf das Kopfkissen ihres Betts zurück.

Cocceji erweckte sie mit seinen Küssen und den heißesten Liebesversicherungen und Schwüren, und als sie die Augen wieder aufschlug, sagte er mit flammender Beredtsamkeit:

„O Du meine Heißgeliebte! Es ist möglich, Berge

zu versetzen, Wälder umzuwerfen und Meere auszutrocknen, aber nicht möglich ist es, wahre, ewige Liebe auszurotten aus Herzen, die selbst die Liebe sind. Man kann uns vernichten, aber nicht zwingen, uns einander nicht zu lieben; man kann uns zerreißen, aber nicht zwei Herzen auseinanderreißen, die in eins verwachsen sind. Ich trotze dem Vater- und dem Mutterfluche; denn was der Fluch mir nimmt, giebt mir die Liebe tausendmal reicher zurück. Ich verhöhne das Verbot des Königs, denn fester Wille und reiche Naturkraft sind mächtiger, als seine Soldaten und Festungen. Barberina! geliebtes göttliches Wesen! erhöre mich. Mein Plan ist groß und kühn, aber er steht fest in mir im Willen und in der Seele, wie der Fels im Meer. Wir wollen keine Zeit mehr mit Bitten verlieren: wir wollen handeln, entfliehen in die Kaiserstaaten; dort sind wir sicher. Ich werde in Oesterreich wiederfinden, was ich hier verliere: Ehre und amtliche Stellung, und Dich wird man in Wien mit offenen Armen aufnehmen."

„Und hier würde meine Ehre befleckt werden, wie die Deinige ihren Glanz verlieren. Nein, mein Freund, laß uns diesen Gedanken aufgeben, mindestens so lange, als noch eine mildere Lösung unseres Geschickes zu erstreben bleibt."

In diesem Augenblick trat Kathi ein und legte ein zusammengefaltetes Billet auf die Bettdecke ihrer Herrin,

mit den Worten: „Von Frau von Kleist; der Kammerlakai wartet auf Antwort.“

Die Barberina erhob das Briefchen und sagte im ahnungsvollen Tone: „Wenn die Noth am größten ist, so ist oft Gottes Hülfe am nächsten. Wer weiß, ob uns diese kleine Schrift nicht den mildern Weg zur Erfüllung unserer Wünsche zeigt!“

Die Vertraute der Prinzessin Amelie hatte geschrieben: „Ihre königliche Hoheit ist außer sich über Ihre Krankheit. Sie sehnt sich danach, Sie zu sprechen. Wäre es möglich, so kommen Sie heute Abend acht Uhr in das Palais der Prinzessin, um Musik zu machen. Ich werde indeß dafür sorgen, daß Sie mit Gesang nicht angestrengt werden. Wollen Sie kommen, so lassen Sie nur das einfache Wörtchen Ja sagen und Sie werden entzückte, dankbare Freundinnen finden. In diesem Falle werde ich Sie beim Portier erwarten und Ihre Führerin sein durch das Labyrinth von Treppen und Corridoren, um Ihre Ariadne aus der Gefangenschaft ihrer Schwermuth zu erlösen. Kommen Sie, kommen Sie, auch Ihnen wird eine Ueberraschung bereitet sein. Gruß und Kuß von Ihrer Freundin Kleist.“

Die Barberina hatte diese Zeilen kaum gelesen, so belebte sich ihr ganzes Wesen. Sie rief freudig auf: „Ja, ja! Sage dem Boten, er solle melden, die Signora habe ein Ja gesagt!“

Diese Aufregung, selbst das Zauberwort Ja war dem überraschten Liebhaber ein Räthsel. Er sah sie fragend an, nachdem die Zofe sich mit ihrem Bescheide entfernt hatte.

„Hier, lies!“ sagte die Barberina, indem sie das Blättchen ihm hinhielt.

Cocceji schüttelte den Kopf und entgegnete: „In der That, ich sehe darin keine besondere Veranlassung zur Freude.“

„Aber ich, denn ich lese die Bürgschaft für unser Glück schon zwischen diesen Zeilen. Der heutige Abend wird dem Geschicke zweier Liebenden Entscheidung bringen. Ich werde reden und bitten, und sie wird hören und erhören.“

„Und bei Gott, ich verstehe kein Wort davon. Nur eine Unmöglichkeit sehe ich vor Augen: daß eine Kranke zum Musikmachen nach dem Palais einer Prinzessin fahren kann.“

„Meine Krankheit,“ sprach sie lächelnd, „ist so bedeutend nicht. Etwas Schwäche, Nervenaufregung, die wieder durch eine freudige Aufregung beseitigt wurde — kurz, ich bedurfte auf einige Tage der Ruhe und Erholung. Das habe ich erreicht durch meine Theaterkrankheit. Ich werde aufstehen und heute Abend incognito das Schloß besuchen; morgen setze ich meine Krankheit fort und der Herr Intendant möge auf acht Tage sein Repertoir ändern.

Nun aber verlaß mich, Geliebter, und vertraue der Macht meiner Liebe, die, wenn auch ebenso stark, doch besonnener ist, als die Deinige."

2.

Es war dunkel geworden. Signora Barberina, in ein schwarzseidenes Capuchon gehüllt, fuhr im strengsten Incognito nach dem Palais der Prinzessin in der heutigen schönen und breiten Wilhelmsstraße, welche durch die Menge der palastartigen Gebäude, die sich dort an einander reihen, dem fashionablen Westende von London zu vergleichen ist. Einige Straßen ging sie mit ihrem Kammermädchen zu Fuß; alsdann bestieg sie einen Fiaker und kam unbemerkt vor eine Seitenpforte des Palais der Prinzessin, wo sie Frau von Kleist beim Portier erwartete und nach der freundlichsten Bewillkommnung auf einer Seitentreppe, welche sonst nur von der Dienerschaft benutzt wird, durch die Garderobe der Prinzessin in deren Appartements führte.

Die Wohnzimmer der Prinzessin waren sehr reizend mit Blumen geschmückt. Im Cabinet, wo die Prinzessin nachlässig auf dem Sopha ruhte, braunten nur zwei Lichter. Das war wohlberechnet, weil der Empfang der Tänzerin mehr herzlich als feierlich sein sollte. Und in der That kam ihr Amelie mit einem freudigen Ausruf entgegen und umarmte sie auf das Zärtlichste. Mit tausend Liebkosungen

ergriff sie ihre Hand, indem sie sagte: „Für heute werden wir ganz allein sein, um uns so recht der Freude und Freundschaft hingeben zu können. Ich habe alle meine Dienerinnen und Lakaien unter dem Vorgeben des Unwohlseins beurlaubt. Nun aber komm, geliebte Freundin, ich führe Dich zum Feste.“

Und bei der Hand führte sie dieselbe in den kleinen runden Musiksalon. Dort strahlten ihr funfzig brennende Wachslichter entgegen und dort auf einem runden Tisch war in einem kostbaren silbernen und porcellanenen Service ein kleines Souper von den ausgesuchtesten Delicatessen mit wahrhaft königlichem Luxus servirt worden.

„Hier, Liebe,“ sprach die Prinzessin, „werden wir uns selbst bedienen. Jede störende Dienerschaft habe ich fern gehalten. Hier diese Maschinerie,“ sagte sie, indem sie auf einen Büffettisch deutete, „wird uns als gute Fee dienen. Unsichtbare Geister werden uns serviren, was wir bedürfen. Allons, Messieurs et mes Dames aus dem Feenreich! Apportez du vin de Champagne!“

Kaum hatte sie das Wort gesprochen, so schrieb es die Kleist auf den Tisch und dieser senkte sich in Folge des Druckes einer Feder, welche die Prinzessin mit dem Fuß niederdrückte, in den getäfelten Boden und verschwand daselbst. Ein verborgenes Uhrwerk knarrte und bald darauf erschien ein silberner Flaschenkorb, worin sechs Flaschen mit weißem und blaßrothem Champagner, auf Eis gestellt, sich befanden.

Das französische Roccoco der Frau von Pompadour hatte damals noch keinen Eingang am preußischen Hofe gefunden; dagegen trug man dort eine große Verachtung der neufranzösischen Moden und Sitten zur Schau. Nur der König Friedrich II. hegte eine große Verehrung für den ältern französischen Geschmack aus den Zeiten Ludwig's XIV. Dennoch hatte sich die Prinzessin Amelie zu diesem Feste der Intimität nach dem neuesten Geschmack, der am Hofe von Versailles herrschte, gekleidet. Nur war ihr Anzug züchtiger, als es die Gewohnheit der Frau von Pompadour war, sowie auch weniger glänzend als dieser. Auch Frau von Kleist hatte sich reizend gekleidet. Dagegen erschien die Toilette der Barberina sehr abstechend. Elegant an Stoff und Schnitt, war doch eine geschmackvolle Einfachheit vorherrschend und eine Natürlichkeit, so weit sie die damalige Mode gestattete, welche indeß nur geeignet war, ihre bescheidene Liebenswürdigkeit und jugendliche Schönheit um so anmuthiger hervorzuheben.

Die Prinzessin sagte ihr darüber hundertfaches Angenehme und schien sich in Schmeichelreden und Bewunderung ihrer neuen Freundin gar nicht erschöpfen zu können.

In den geschmackvollen, brillant erleuchteten Umgebungen, in einem Lichtmeer, das aus zahlreichen Spiegeln mit massiv silbernen Barockrahmen zurückstrahlte, stand in der Mitte des runden Salons auf einem reichen persischen Teppich der mit dem feinsten Damastgedecke belegte runde

Tisch, nur drei Couverts, aber vier große silberne Armleuchter enthaltend, deren hellbrennende Wachskerzen den Effect des Lichtmeteors vom krystallenen Kronleuchter der Decke noch erhöhten. Kein Diener war zu sehen; indeß stand neben jedem der drei vergoldeten, mit rothem Sammet bezogenen Armsessel eine Servante — ein kleiner runder Tisch von mehreren Etagen — um in Ermangelung der Bedienung irgend ein Geräth aus der Hand setzen zu können. So war die sogenannte Confidenztafel eingerichtet, wie sie Friedrich der Große für seine kleinen Soupers mit seinen geistreichen Freunden, besonders für interessante Damen, so sehr liebte.

„Sie sind ganz erstaunt," sprach die Prinzessin lachend zu der Barberina, „über unser kleines Fest. Sie werden es noch mehr sein, wenn Sie erfahren, daß wir Drei allein soupiren wollen, indem wir uns selbst bedienen: wie wir Beiden, Frau von Kleist und ich, denn auch Alles allein bereitet haben. Wir Beide haben die Tafel gedeckt und die Kerzen angezündet. Nie habe ich mich besser amüsirt, als bei dieser ungewohnten Beschäftigung. Zum ersten Male in meinem Leben habe ich mich selbst angekleidet und nie glaube ich besser angezogen gewesen zu sein. Kurz, wir wollen uns incognito vergnügen. Der König schläft in Potsdam, die Königin ist in Charlottenburg, meine Schwestern sind bei der Königin-Mutter in Montbijou, meine Brüder befinden sich Gott weiß wo

und wir befinden uns hier ganz sicher vor jedem Ueberfall in meinem Palais. Man hält mich für krank und ich benutze diese Nacht der Freiheit, um ein wenig mein Leben zu genießen und mit Euch Beiden, die einzigen Personen auf der Welt, denen ich vertrauen kann, die Flucht meines lieben Trenck zu feiern. Wir wollen also guten Champagner auf seine Gesundheit trinken. Hier ist ein köstlicher Oeil de perdrix."

Und indem sie den rosenfarbigen Schaumwein in die perlenden Spitzgläser einschenkte, brachte sie ihm mit hochgehaltenem Glase ein jubelndes Hoch! aus und alle Drei stießen an auf das Wohl des in der Irre fahrenden Ritters.

„Und wenn Eine von uns," fuhr sie lachend fort, „sich betrinken sollte, so werden die Andern ihr beistehen. O, die schönen philosophischen Soupers Friedrich's sollen durch den Glanz und die Heiterkeit des unsrigen noch verdunkelt werden!"

Man setzte sich an den Tisch, nachdem die drei Damen mit Hülfe der Maschinerie den ersten Gang des Mahls unter Lachen und Jubeln eigenhändig aufgetragen hatten und die Prinzessin zeigte sich der Barberina in einem ganz neuen Lichte.

Sie war gut, theilnehmend, natürlich heiter, schön wie ein Engel, denn Freude, Heiterkeit und Wein hatten ihre krankhafte Gesichtsfarbe verjüngt und ihre leidenden

Züge verschönert. Kurz, an diesem Abend war sie liebenswürdig, wie sie nur an den schönsten Tagen ihrer zartesten Jugend gewesen war. Sie schien im Glück zu schwimmen, und das war ein reines, edles, uneigennütziges Glück. Ihr Geliebter befand sich auf der Flucht, weit von ihr entfernt. Sie wußte nicht, ob und wann sie ihn jemals wiedersehen würde. Aber er war frei, seine Leiden waren zu Ende. Sie ahnete nicht, was er auf seiner abenteuerlichen Flucht und bei den schmerzlichen Rückblicken in die Vergangenheit, bei den hoffnungslosen in die Zukunft noch weit mehr zu leiden hatte; — und seine hohe Geliebte, strahlend im Gefühl ihres Glücks, segnete das Geschick.

„Ach, wie fühle ich mich so wohl unter Euch Beiden!“ sprach sie zu ihren vertrauten Freundinnen, die mit ihr das anmuthigste Trio bildeten, welches jemals sich den Blicken der Männer entzogen hat. „Ich fühle mich frei, wie es Trenck jetzt ist; ich fühle mich gut, wie er es stets war und wie ich es nicht mehr sein zu können glaubte! Es schien mir, als ob die Festung Glatz wie ein Alp drückend und beängstigend auf meiner Brust lag. Ich fror in meinem Daunenbett, wenn ich bedachte, daß derjenige, den ich liebe, auf den feuchten Steinen eines finstern Kerkers vor Frost zitterte. Ich lebte nicht mehr, ich konnte mich an gar Nichts mehr erfreuen. Ach, liebe Barberina, denke Dir das Entsetzen, das man fühlt,

wenn man sich sagen muß: er leidet Alles meinetwegen! meine unglückliche Liebe stürzte ihn lebend ins Grab! Dieser Gedanke verwandelte jede Nahrung in Galle, wie der Hauch der Harpyen! ... Schenke mir Champagner ein, Barberina! Ich habe ihn nie gern getrunken — seit zwei Jahren trank ich nichts als Wasser; aber heute erscheint mir dieser Wein als ein neuer Nektar. Der Glanz der Lichter ist erfreuend; diese Blumen duften Wohlgerüche; diese Leckerbissen sind ausgesucht. Es fehlen nicht die Trüffeln von Perigord, die Nativaustern von der schottischen Küste und die Gänseleberpastete aus Straßburg. Schmauset, trinkt, Ihr Lieben, wenn Ihr mir Freude machen wollt! Ich selbst werde einhauen wie der alte Ziethen, ja, wie Er einst in Böhmen, als er den König aus der Gefangenschaft im Kloster Kamenz befreien half — und nun dieser Lohn! O Gott! o Gott! Doch hinweg heute mit den trüben Gedanken! Wir wollen lustig sein heute und heiter, wie der Zephir im Frühling um Blumen säuselt. Ihr Beide seid schön wie die Engel, die Kleist und Du! Ach ja, ich sehe, ich höre, ich athme; ich bin wieder zum Leben erwacht, während ich bisher nur eine Bildsäule, ein Leichnam war!“

„Stoßt mit mir an!“ rief sie, das volle Glas hoch haltend, in immer höher steigender Begeisterung. „Zuerst auf das Wohlsein Trenck's; dann auf das seines mit ihm entflohenen Freundes; hernach wollen wir seine guten

Hüter und Wächter leben lassen, die ihm die Flucht erlaubten, selbst wider Willen, und dann meinen Bruder Friedrich, der mit aller seiner Macht diese Flucht nicht hatte hindern können. Nein, kein bitterer Gedanke soll dieses Fest trüben. Ich hege gegen Niemand mehr Groll. Ich glaube, ich liebe den König. Wohlan denn, auf das Wohl des Königs, Barberina! Er lebe!"

Das Wohlbehagen, welches die Freude dieser armen Prinzessin ihren beiden schönen Gästen mittheilte, wurde noch durch die Anmuth ihres ganzen Wesens und die völlige Gleichheit unter allen Dreien, worauf sie drang, erhöht. Wenn die Reihe sie traf, erhob sie sich, wechselte die Teller, zerschnitt das Fleisch selbst und bediente ihre Freundinnen mit einem kindlichen, rührenden Vergnügen.

„Ach," fuhr sie mit einem schwärmerischen Blick fort, „wenn ich auch für das Leben der Gleichheit nicht geboren war, so hat wenigstens die Liebe es mir begreiflich gemacht, daß wir Menschen alle gleich sind in menschlichen Gefühlen und Leidenschaften, sei man hoch geboren oder niedrig. Nur Bildung oder Rohheit, Tugend oder Laster, edle oder gemeine Gesinnungen machen den rein menschlichen Unterschied unter Menschen gleichen oder verschiedenen Ranges. Das Unglück meines Ranges hat mir die Thorheit alles Unterschiedes von Rang und Geburt offenbart. Meine Schwestern sind nicht so wie ich durch diese Schule des Lebens gegangen. Meine Schwester von Anspach

würde eher ihr Haupt auf das Schaffot legen, als eine nicht regierende Fürstin zuerst grüßen. Meine Schwester von Bayreuth, welche mit Herrn von Voltaire die Philosophie treibt und den starken Geist spielt, würde einer Herzogin die Augen auskratzen, die sich erlauben wollte, die Schleppe an ihrem Kleide um einen Zoll länger zu tragen, als die ihrige. Das macht, sie haben nie geliebt! Sie bringen ihr Leben hin wie in einer Luftpumpe, die sie die Würde ihres Ranges nennen. Sie sterben, einbalsamirt in ihre Majestät, gleich Mumien; sie haben freilich meine bitteren Schmerzen nicht erfahren, aber auch in ihrem ganzen Leben voll Etikette und Galla nicht eine Viertelstunde der Freiheit des Vergnügens und des Vertrauens genossen, wie diejenigen, deren ich mich jetzt erfreue! — Liebe Freundinnen, Ihr müßt mein Fest jetzt vollkommen machen und mich diesen Abend Du nennen. Ich will für Euch Amelie sein; keine Hoheit, nur schlechtweg Amelie. O liebe Kleist, Du siehst aus, als wolltest Du mir meine Bitte abschlagen. Der Hof hat Dich verdorben, liebes Kind; unwillkürlich hast Du ungesunde Luft eingeathmet. Aber Du, liebe Barberina, Du scheinst, wenn auch Schauspielerin, doch noch genug Kind der Natur zu sein, um meinem unschuldigen Wunsche nachzugeben."

„Ja, liebe Amelie, ich will es von ganzem Herzen thun, um Dir zu gefallen," antwortete sie lachend.

„O Himmel!“ rief die Prinzessin. „Wenn Du das Gefühl kenntest, das ich empfinde, indem ich mich Du nennen und Amelie rufen höre! — Amelie! O, wie klang dieser Name so köstlich bei ihm! Er schien mir der schönste Name, der sanfteste auf der Erde, den ein Weib je getragen, wenn er ihn aussprach.“

Nach und nach trug die Prinzessin die Lust ihres Herzens so weit, daß sie sich selbst vergaß und sich nur noch mit ihren Freundinnen beschäftigte; und in diesem Streben nach Gleichheit fühlte sie sich so groß, so glücklich und so gut, daß sie unwillkürlich die rauhe Persönlichkeit ablegte, welche Leidenschaft und Schmerz in ihr entwickelt hatten. Sie hörte auf, blos von sich selbst zu sprechen; sie dachte nicht mehr daran, sich ein Verdienst daraus zu machen, so liebenswürdig und einfach zu sein; sie fragte Frau von Kleist nach ihrer Familie, ihrer Lage und ihren Gefühlen, was sie nicht gethan hatte, seit ihr eigener Kummer sie völlig eingenommen hatte. Sie wollte auch das Künstlerleben, die Aufregung des Theaters und die Ideen und Neigungen der Barberina kennen lernen. Sie flößte Vertrauen ein, während sie es selbst empfand und genoß ein unendliches Vergnügen, in der Seele Anderer zu lesen und endlich Menschen zu sehen in diesen bisher von ihr so wenig beachteten Wesen, Menschen, ihr ähnlich, ebenso reich von der Natur begabt, ebenso bedeutend für die Welt, wie sie von sich selbst lange geglaubt

hatte, es vor Andern zu sein. Namentlich erfüllten sie die aufrichtigen Antworten, die Theilnahme und Herzlichkeit der Barberina mit Achtung und süßem Erstaunen.

„Du scheinst mir ein Engel zu sein,“ sagte sie zu der Barberina; „Du, ein Mädchen vom Theater! Du sprichst und denkst edler, als irgend ein gekröntes Haupt, das ich kenne. Ich hege für Dich eine Achtung, die an Leidenschaft grenzt. Du mußt mir auch die Deinige gewähren, schöne Barberina. Du mußt mir Dein Herz öffnen, von Deinem Leben, Deiner Geburt, Deiner Erziehung, Deiner Liebe, selbst von Deinen Fehlern, die Du begangen hast, erzählen. Es können nur edle Fehler sein, wie derjenige, den ich nicht auf dem Gewissen, sondern in dem Heiligthum meines Herzens trage. Es ist elf Uhr; wir haben die ganze Nacht vor uns; unsere kleine Schwelgerei geht zu Ende, denn wir schwatzen nur noch und ich sehe, daß schon die zweite Champagnerflasche Unrecht haben wird. Willst Du mir keine Geschichte Deines Herzens, wie ich sie verlange, mittheilen? Ich denke, die Kenntniß eines Herzens und das Gemälde eines Lebens, wo mir Alles neu und unbekannt ist, wird mich mit den wahren Pflichten dieser Welt mehr bekannt machen, als alle mein Nachdenken es jemals thun konnte. Ich fühle mich im Stande, Dir zuzuhören und Dir zu folgen, ich, die nie etwas hören konnte, was meinen Leidenschaften fremd war.“

„Sehr gern will ich es thun, königliche Hoheit."

„Welche Hoheit? Wo hast Du hier eine königliche Hoheit?" unterbrach sie heiter die Prinzessin.

„Ich will sagen theure Amelie," nahm die Barberina wieder das Wort; „ich würde es gern thun, wenn sich an mein Leben nicht ein Geheimniß knüpfte, das ich nicht wagen darf zu offenbaren, weil es nicht allein das meinige ist und weil sich Bedenken daran knüpfen, die es gefährlich machen, in den höchsten Regionen davon zu reden, wo die Sache vor das Ohr des Königs kommen würde."

„O, liebes Kind," lächelte die Fürstin, „ich kenne Dein Geheimniß. Und wenn ich nicht gleich im Anfange unsers kleinen Soupers davon gesprochen habe, so geschah es im Gefühl der Rücksicht, über welche sich jetzt meine Freundschaft für Dich unbedenklich hinwegsetzen kann."

„Sie kennen mein Geheimniß?" rief die Barberina mit Erstaunen. „O, gnädigste Prinzessin, das scheint mir unmöglich."

„Ein Pfand!" lachte diese; „Du behandelst mich immer noch als Hoheit!"

„Verzeihung, Amelie; aber Du kannst mein Geheimniß nicht wissen, wenn Du nicht mit dem Grafen St. Germain, der Alles weiß, unter einer Decke steckst."

„Es müßte denn die Welt nicht so neugierig und plauderhaft sein; oder glaubst Du, es gäbe irgend eine

Liebesaffaire, welche der Welt länger als vierundzwanzig Stunden ein Geheimniß bleiben könnte! O, die böse Welt hat ein Ahnungsvermögen wie ein nervenkrankes Mädchen! Ich selbst habe ja erfahren müssen, daß bei aller nur ersinnlichen Vorsicht das Geheimniß meiner Liebe zu Trenck leider ein öffentliches Geheimniß geworden ist, so daß es mein Bruder, der König, erfahren hat. Und so konnte es noch um so viel weniger ein Geheimniß bleiben, daß Du den Kammergerichtsreferendar von Cocceji liebst und er Dich."

„Und Sie wissen darum und zürnen mir nicht?"

„Im Gegentheil: ich liebe Dich darum nur um so mehr. Nur ein Herz, das wahrhaft liebt, vermag Liebesschmerz und Liebeswonne im befreundeten Herzen zu erkennen und zu theilen; und dann ist mir ja auch eben Deine Liebe eine Bürgschaft dafür, daß Du Trenck, diesen Ritter ohne Furcht und Tadel, Deinen Lebensretter, nicht liebst, was ich sonst für eine Unmöglichkeit halten würde. O, erzähle mir, wie Du mit ihm bekannt wurdest, wie er Dich rettete; jetzt vermag ich es zu hören; denn meine Liebe zu Dir, das Glück, von ihm gerettet zu sein, der einst auch mich rettete, als flüchtig gewordene Pferde mich in die Tiefe der Spree versenkt haben würden, wenn nicht der kühne junge Mann mit Sturmeseile herbeigeflogen und mit Riesenkraft die Pferde aufgehalten hätte, verdienen es. Und von dieser That an datirt sich meine

Liebe. Nun erkläre mir, wie es möglich war, daß er Dich rettete, ohne von Dir geliebt zu sein. Denn damals, noch ehe Du in Berlin Terpsichore's Einzug hieltest, kanntest Du ja doch Deinen Cocceji noch nicht."

Die Barberina erzählte das Ereigniß, welches wir schon kennen, bis auf die Abschiedsscene im ersten preußischen Dorfe, wo sie ihm ihren Namen als Zeichen der Erinnerung ins Taschenbuch geschrieben hatte.

„Sieh, jetzt habe ich Dich gefangen!" rief die Prinzessin aufflammend. „Man schreibt nicht solche Souvenirs, ohne zu lieben und empfängt sie nicht, ohne wieder geliebt zu werden. Bekenne nur; Deine schwarzen Augen haben ihn besiegt und seine Heldenthat hat Dich entflammt."

Die Barberina lächelte; dann aber sagte sie feierlich:

„Und ich schwöre bei Gott, daß ich ihn seitdem nicht wieder gesehen habe. Wohl war er seit der Rückkehr noch eine Zeitlang in Berlin, aber ich sah ihn nicht wieder. Ein Beweis, daß er mich vergessen hatte, oder vielmehr, daß eine Andere sein Herz so gefangen hielt, daß er weder Augen noch Gedanken für eine Zweite haben konnte. Unter denen, die mir lebhaft die Cour machten, befand sich kein Baron Friedrich von der Trenck."

„Ja, ich glaube Dir," nahm die Prinzessin mit Wärme das Wort; „wer wie Trenck ein Märtyrer seiner Liebe werden konnte, bleibt auch unerschütterlich in der Treue. Doch nun erzähle mir von Deinem Verhältniß mit Cocceji."

3.

Die Barberina warf einen Blick nach oben. Ihr schönes Antlitz verklärte sich und sie sprach: „Sehen Sie, Hoheit," — und die Prinzessin ließ sich jetzt schon wieder diesen Titel und das fremdere „Sie" gefallen, da die höchste Höhe ihrer Exaltation vorüber war — „ich habe erfahren, was ich nie zuvor glaubte, daß die wahre Manneswürde der Zauber ist, welcher das reine weibliche Herz unwiderstehlich fesselt. Ich gestehe, daß brausender Applaus, Blumen- und Kränzewerfen, die Gunst des Königs, die gewähltesten Galanterien mich über die Gebühr eitel gemacht hatten. Hunderte von Gecken umschwärmten mich; mit Perlen und Diamanten wurde ich von allen Seiten fast überschüttet. Im Muthwillen meiner Jugendlaune hatte ich meine Freude daran. Ich war eitel darauf, Dutzende von Baronen und Grafen oder reichen Banquiers an meinen Siegeswagen zu fesseln. Es machte mir Spaß, jeden Morgen meinen Kaffee mit duftenden Billetdoux kochen zu können, die ungelesen ins Feuer wanderten. Nur meinem Kammermädchen ließ ich das Amüsement, bisweilen einige davon zu lesen; die tollsten und verrücktesten las sie mir vor und wir wollten uns dann ausschütten vor Lachen, wobei ich dann unerschöpflich war, die Lächerlichkeiten in der Persönlichkeit dieses oder jenes Schreibers eines solchen Liebesbriefchens ins hellste Licht

zu stellen. Um mir diesen Morgenspaß nicht zu verderben, zum Theil auch aus einer kleinen Malice, meine Rivalinnen, die mich mit ihren Lästerzungen verfolgten, toll zu machen vor Aerger und Neid, mußte ich mir diesen Hof von Anbetern zu erhalten und ihn womöglich noch zu erweitern suchen. Dadurch lernte ich die Macht meines Anlächelns kennen. Ein hingeworfenes Wort der Artigkeit, ein Seufzer, selbst ein wie unwillkürlicher Handdruck, wenn man mir mit Ekstase die Hand küßte, ein Fallenlassen des Taschentuchs oder eines Handschuhs, um hundert Arme in Bewegung zu setzen, es wieder aufzuheben und mir dienstfertig mit den verbindlichsten Worten zu überreichen — kurz alle solche kleine Künste machten mich bald zur raffinirtesten Kokette. Jeden ließ ich hoffen, daß ich zärtliche Gefühle für ihn hegen würde, wenn erst die Ausdauer der seinigen mich überzeugt haben würde, daß das Opferfeuer, welches man mir weihe, kein Strohfeuer sei. Ja, noch mehr! Es ärgerte mich, wenn Einer kalt blieb bei meinen Reizen und ich machte es mir zur Aufgabe, einen solchen Widerspenstigen förmlich einzufangen. Ich trieb es so weit, daß ich selbst die Eifersucht zu Hülfe nahm. Nachdem ich den Widerstrebenden mit den feinsten Aufmerksamkeiten in meinen Soireen förmlich überschüttet hatte, sprach ich auf das Freundlichste mit dem neben ihm Sitzenden und schien seine Existenz völlig zu übersehen."

„Weil ich keck und pikant war in meinen Antworten, beehrte mich öfter der König mit einer Unterredung und lud mich zu seinen kleinen Soupers ein. Er war galant, aufmerksam, geistreich; doch nie gab eine Andeutung von ihm mir Berechtigung, die Meinung des Hofes zu theilen, daß er mit mir in ein näheres Verhältniß zu treten wünsche, als das einer amüsanten Unterhaltung."

„So befand sich mein Lebensschiff nahe der gefährlichen Klippe, die entschiedenste Kokette und damit am Ende die leichte Beute eines Verführers zu werden. Mein guter Ruf war schon vielfach durch Verläumdung angetastet; noch ein Schritt weiter und ich würde ein verlorenes und verworfenes Geschöpf geworden sein, wie es leider so viele in dieser sittenlosen Welt giebt, — da erschien mein Retter und dieser war, seltsam genug, ein junger Mensch, kein Anderer als der jüngste Sohn des weltberühmten Kanzlers von Cocceji."

„Nun ich muß gestehen, Kind," lachte die Prinzessin, „daß Gott Amor ein blinder Junge ist, beweiset Deine eigene Geschichte; denn Du hast da einen ganz eigenen Geschmack in der Wahl Deines Liebhabers bewiesen. Dieser Cocceji ist ein junger Riese, der sich eher zum Flügelmann eines Garderegiments eignet, als zum galanten Schäfer aus der Idylle im Boudoir einer Tänzerin. Hahaha! Und ein Ideal von Schönheit ist er doch wahrhaftig nicht mit seinem dicken vollen Gesichte, seinen klugen blinzelnden

Augen und der etwas klumpigen Nase. Er ist stark wie ein Stier, breitschulterig wie ein Athlet, ich würde mich fürchten, daß er mich zerdrückte, und dabei hat er mehr das Wesen eines Tanzbären, als das eines galanten Cavaliers."

„Und doch, gnädigste Prinzessin, ist er ebenso wissenschaftlich gebildet als geistreich in der Unterhaltung; sein Charakter ist fest, gerade, offen und ehrenwerth. Sein Verstand ist scharf, fein und durchdringend; nur eine starke Leidenschaft beherrscht ihn und geht nicht selten mit seinem Verstande und seiner Besonnenheit durch; aber das ist gerade die Leidenschaft, die mich an ihn fesselt, indem sie mir schmeichelt: es ist seine starke, gewaltige, unaufhaltsame Liebe zu mir. Während Hunderte mich umschwärmen, um gleich den Bienen am Honigseim der Blume zu nippen, hat er keinen andern glühenden Wunsch, keinen andern Gedanken, als den, mich von den Gefahren der Bühne zu erretten und mich durch eine Vermählung in seinen Stand und Rang zu erheben."

„Das ist ein sonderbarer junger Mensch, ein fanatischer Schwärmer, der eine Unmöglichkeit erstrebt. Das wäre gerade, als ob Trenck mich hätte heirathen wollen."

„Der Abstand wäre allerdings im letztern Falle größer gewesen; im erstern indeß nicht so groß, um nicht durch Zustimmung des Königs seinen Vater und seine Mutter zur Nachgiebigkeit zwingen zu können."

„Aber darauf ist nie zu hoffen — der König haßt die Mesalliance.“

„Aber er liebt seine jüngste Schwester. Wenn dieselbe sich herabließe, ihren Versicherungen der Gnade und des Wohlwollens für mich die Krone aufzusetzen, indem sie sich für mich und meine Liebe verwendete, so würde ihr Bruder, der König, der ihr so Vieles, was ihr näher am Herzen liegt, versagen zu müssen glaubt, eine Gnade gewähren, welche diese hohe Beschützerin zu der ihrigen gemacht hätte.“

„Du überschätzest meinen Einfluß, Barberina. Friedrich ist kein König, der irgend einen Einfluß auf seine Entschließungen duldet. Er ist glatt wie ein Aal und entschlüpft, wenn man ihn so eben recht fest zu halten wähnt. Doch werde ich es versuchen mit List zu erreichen, was auf geradem Wege unmöglich erscheint.“

Sie versank einige Augenblicke in Nachdenken und rief dann plötzlich: „Ja, ja, so wird es gehen; überlaß mir das Weitere. Der Himmel hat mich ja selbst durch meine eigene unglückliche Liebe zum Schutzpatron aller an Liebesgram Leidenden gemacht. Darum, liebes Kind, vertraue mir und rechne auf mich und Gott wird Dir helfen, wenn Gott mir hilft. — Doch nun,“ fuhr sie im heitern Tone fort, „erzähle mir Deine Liebesgeschichte. Wie war es gekommen, wie war es möglich, daß dieser sonderbare Mensch Deine Liebe gewinnen konnte?“

„Nun, ehe ich ihn kannte, war er mir aufgefallen durch die Größe seiner Figur, die mit wunderbarer Beharrlichkeit stets an der Brüstung des Orchesters vor der Bühne stand, so oft ich tanzte, und er war es, dessen mächtige Baßstimme schon das Haus mit seinem Donnerbravo erfüllte, wenn noch alle Welt respectvoll schwieg, um erst das Beifallszeichen vom König zu erwarten, der in der Regel seinen Platz auf der andern Seite des Hauses dicht am Orchester hatte. Und wenn der Applaus von tausend Händen das ganze Haus erfüllte, so hörte ich doch vor allen heraus das gewaltige Klatschen seiner großen breiten Hände; dagegen wenn Alles da capo rief, so rief er „nein, nein,“ und zischte, was mich damals fast verletzte und mir unerklärlich war, doch, wie man mir später sagte, that er es nur aus Zartgefühl und Besorgniß, daß meine Gesundheit durch Wiederholung eines eben vollendeten anstrengenden Tanzes leiden werde. Er selbst warf mir niemals Blumen und Kränze zu, weil er, wie er mir später gestand, dieses für eine kindische Huldigung der Laffen hielt; aber er war fürchterlich eifersüchtig gerade auf die Spender solcher Blumen, denen ich doch natürlich durch Verbeugung und freundliche Blicke danken mußte. Schon öfter hatte er mich ängstlich gemacht, indem er wüthende Blicke auf mich oder den nach seiner Meinung begünstigten Nebenbuhler schoß, die Fäuste ballte und sich an die Barriere anklammerte, sichtbar in dem Bestreben,

sich gegen wildere Ausbrüche seiner Wuth zu sichern. Einmal vergaß er sich so weit, daß er einen kleinen magern Enthusiasten, der noch dazu ein Geck im grauen Haar war und den ich angelächelt hatte, zum Dank für einen prächtigen Lorbeerkranz, dessen Beeren aus großen orientalischen Perlen bestanden und welchen Kranz er mir zugeworfen hatte, vor die Brust packte und mir mit seiner Riesenkraft über die Lampen weg auf die Bühne warf. Doch man kennt ja diese Geschichte; sie erregte damals ungeheures Aufsehen in Berlin und der König würde ihm in einer Privataudienz eine tüchtige Reprimande mit seinem Krückstock gegeben haben, hätte ihn nicht die Originalität einer so seltsamen Liebeserklärung höchlich belustigt."

„Nun in der That," sprach die Prinzessin, „ich begreife nicht, wie man sich durch solche Ungezogenheiten liebenswürdig machen kann."

„Wir von Gunst und Glück verwöhnten Frauen," sagte die Barberina, „sind seltsame Geschöpfe; gewöhnt an die fadesten Huldigungen, die sich alltäglich wiederholen, kann uns nur noch Neues, Originelles derselben irgend einen Kitzel von Interesse gewähren. Ich muß gestehen, das ganze originelle Wesen dieses seltsamen Menschen zog mich an. Im Schlaf und Wachen stand er vor meiner Phantasie. Wir Mädchen sind wie Nelken ohne Stab: wir ranken uns gern an eine kräftige Stütze, die uns dereinst Schutz verheißt im Sturm und Unge-

witter. Es ist einmal der Instinkt der weichsten Frauennaturen, sich da am liebsten und innigsten anzuschließen, wo vollendete Männlichkeit und Kraft dem schwachen Geschlechte Schutz verheißt, und so beschloß ich denn seine Bekanntschaft zu machen."

„Es ist begreiflich, daß in meinen Cirkeln vielfach über den Riesen Goliath gespöttelt und gelacht wurde. Ich nahm ihn in Schutz und sagte, daß in diesem jungen Manne mehr Kern und tüchtige Männlichkeit stecke, als in vielen Andern, die polirt wären wie ihr bester Freund, der Spiegel. Er sei ein roher Diamant, der aber, wenn er geschliffen würde, im reinsten Wasser strahlen würde. Deshalb wünschte ich ihn hier zu sehen, in der Polirmühle der eleganten Welt. Mir gelte es nur ein fatales Problem zu lösen und man würde mich sehr verbinden, wenn man ihn in meinen Soireen einführen würde."

„„Nun wahrhaftig,"" lachte der Oberkammerherr und Intendant der Hofbühne, Baron von Pöllnitz," „„unsere schöne Barberina will uns weiß machen, daß sie die alte Bärin sei, welche die Gabe hat, ihr junges Tanzbärchen so lange zu locken, bis der bepelzte Fleischklumpen Façon und die Grazie einer Vestris gewinnt.""

„Nun, machen Sie nur den Versuch, Herr von Pöllnitz, und Sie werden sehen . . ."

„„Eh bien! Bis heute über acht Tage werde ich ihm den eisernen Ring mit der Eisenkette durch die Nase ge-

zogen haben und dann führe ich ihn hierher, damit er zu den Füßen Terpsichore's seinen Purzelbaum schlägt.""

„Das geschah denn auch. Cocceji fühlte sich glücklich, bei mir eingeführt zu sein; aber anstatt ein Gegenstand des Lachens zu werden, erwarb er sich bald die allgemeine Achtung. Er war unter Larven die einzige fühlende Brust. Sein Benehmen war so gesetzt, daß es bedeutend hervorragte über das flatterhafte französische Wesen der übrigen Cavaliere meines Hofstandes, wenn ich so sagen darf, denn sie machten mir Alle die Cour. Er hatte nicht die leichte, pikante, von einem Gegenstand zum andern überhüpfende Causerie der Uebrigen und nicht ihre Schwatzhaftigkeit über Nichts, sondern war schweigsam, sprach wenig, aber was er sagte, verrieth Herz, Geist und Kenntnisse. Selbst dem Witz und Scherz war er nicht abgeneigt; aber sein Witz war immer ungesucht und schlagend, doch nie scharf und verletzend; sein Scherz war ebenso harmlos und gab niemals die eigene Würde preis. Er machte zu lachen, aber nie, wie so viele Andere, sich selbst lächerlich."

„Das muß ja ein wahrer Vogel Phönix sein?"

„Allerdings, gnädigste Prinzessin; ein Phönix, der sich stets in den Flammen seiner eigenen leidenschaftlichen Liebe verjüngte; denn nie habe ich ihn gefühlvoller und inniger gesehen, als wenn er sich einmal durch seine Leidenschaft zu irgend einer Unbesonnenheit hatte hinreißen lassen."

„So war es auch nach jener Scene. Es lag etwas Unnennbares in seinem Wesen, das mich mächtig und unwiderstehlich anzog. Meine Versuche, ihn zu necken, scheiterten an seiner männlichen Würde. „„Signora,““ sagte er, nachdem ich ihn gefragt hatte, ob etwa die Heroen des Alterthums auch, wie die modernen Titanen, lebende Menschen statt der Bomben in den Olymp hinaufgeschossen hätten, „„ich muß Ihnen in jenem unglücklichen Moment höchst albern vorgekommen sein; denn ich benahm mich in der That wie ein Geck, der den Himmel stürmen will; aber ich muß gestehen, ich war nicht bei mir selbst. Es giebt Momente im Leben, in denen auch der Verständigste von einem gelinden Wahnsinn befallen wird; doch das Weitere kann ich Ihnen nur unter vier Augen sagen — man wirft nicht die Perlen unter die Säue!““ so schloß er mit einem stechenden Seitenblick auf einige Neugierige, die sich herbeidrängten, in der Meinung, daß nun der Zeitpunkt gekommen sei, wo ich diesen jungen Titanen lächerlich machen würde.“

„Alles wich zurück, denn man hatte Respect vor seinen starken Knochen und gewaltigen Fäusten, und ich sagte ihm, geschmeichelt durch die Ehrerbietung, die er sich erzwungen hatte, und ahnend, daß ein so gewaltiger Mann mir eine Erklärung machen würde, die doch immer, selbst wenn sie unerhört bleibt, das weibliche Herz schmeichelt, daß er am folgenden Abende nach dem Theater mein kleines

Souper mit mir theilen möchte. Und das sprach ich so leise, daß es unbemerkt vorüberging. Aber bei der lebendigen Mimik, die mir eigen ist, hatte ich unwillkürlich diese Worte mit einem so zärtlich einladenden Blick begleitet, daß eine Flamme der Freude sein Antlitz röthete und zündend wie ein elektrischer Funken über seine sprechenden Gesichtszüge den Ausdruck der höchsten Glückseligkeit verbreitete."

„Indeß mit einfachen Worten sagte er zu und kam. Wir waren Beide allein. „„Nun,"" sagte er nach einer Pause, „„was denken Sie von mir, von meiner Ungezogenheit neulich Abends im Theater, die ich mir selbst nie verzeihen kann, wenn Ihre Huld und Nachsicht mit menschlichen Schwächen und Fehlern mir nicht verzeihen wird?""

„Erst sagen Sie mir: Was dachten Sie von mir, daß ein Mann von Ihrer Haltung und Würde sich so vergessen konnte?"

„„Wollen Sie Wahrheit?""

„Unbedingt und ohne allen Rückhalt!"

„„Nun gut; ich dachte und bin noch davon überzeugt, daß Sie ein Engel an Reinheit und Unschuld sind, und ich zürnte auf die Welt, die darauf ausgeht, diesen Engel zu verderben.""

„Ich ahne, was Sie meinen, aber verstehe Sie nicht so ganz."

„„Dann vernehmen Sie. Wie die Rose aus ihrer Knospe sich entfaltet, rein und duftreich, ein Wunder an Schönheit, eine Poesie der Natur: so hatte ich Sie die hiesige Bühne betreten sehen. Ich kannte Sie nicht persönlich; aber es giebt in geistigen Naturen ein gewisses Ahnungsvermögen, das nie trügt, und diese innere Stimme sagte mir, was ich so eben gewagt habe, Ihnen offen mitzutheilen. Aber ich bemerkte auch: bei den ersten Gunstbezeugungen des Publikums schlugen Sie die Augen nieder und errötheten, indem Sie sich verneigten; aber später wurden Ihre Blicke immer dreister, die Huldigungen, die Sie empfingen, galten Ihnen nur als Aufforderungen, neue Siege über die Herzen der Zuschauer zu gewinnen, und Sie machten Gebrauch von Ihren strahlenden Augen und dem entzückenden Lächeln ihrer blühenden Lippen, von dem Glanz der Perlenreihe Ihrer Zähne — kurz von dem unbegreiflichen Zauber, der in Ihrem ganzen anmuthigen Wesen lag, und, es ist schrecklich, daß ich es Ihnen sagen muß, Signora Barberina, die Welt mit ihren Huldigungen erzog Sie zu einer raffinirten Kokette.““

„Und Sie, mein Herr, waren Keiner der geringsten dieser meiner Erzieher und Verzieher? sagte ich lächelnd, wenn auch etwas pikirt über die treffende Richtigkeit und den Freimuth seiner Bemerkung.“

„„Sie haben Recht, Barberina; das ist der Vorwurf, den ich mir selbst zu machen habe; das war der

Punkt der Leidenschaft, wo die Vernunft aufhört und der Wahnsinn beginnt. Mochte ich mir tausendmal sagen, daß ich durch Nahrung für die Eitelkeit selbst zu Ihrem Verderben beitragen würde; mochte ich mir im Stillen die heiligsten Schwüre leisten, nicht selbst noch die Zahl Ihrer Verderber zu vermehren, — so konnte ich meinen Augen nicht verbieten, Ihren Sylphidenbewegungen zu folgen; und wie der Elfentanz im Mondlicht den Sterblichen bezaubert, den der Zufall zum Zeugen dieser Mysterien macht, so war auch ich von dem Zauber Ihrer Reize getroffen. Sie waren mir eine Erscheinung aus der fabelhaften Götterwelt. Wie ein Blitzschlag, so durchzuckte es alle meine Nerven, daß meine Hände, ohne daß ich es wußte und wollte, applaudirten und meine Kehle Bravo rief; ich war nichts als eine Maschine in Geisterhänden.““

„Und doch warfen Sie mir einmal auch Blumen und Kränze zu, was doch auf eine Vorbereitung und überlegte Handlung deutet.“

„„Seltsamer Widerspruch in der menschlichen Natur!““ sprach mein neuer Freund verlegen. „„Und so muß ich denn bekennen, daß ich mich allein für berechtigt hielt, Ihnen die Krone der Huldigung zu ertheilen. Weil die meinige von dem Gefühl ausging, daß ich Sie liebte, anbetete, vergötterte, so konnte ich wüthend darüber werden, wenn ich mir dachte, daß Andere dieselben Gefühle

für Sie hegten und dagegen durch Ihre Blicke, Ihr Lächeln beglückter wurden, als ich es jemals für mich selbst zu hoffen wagte.""

„Das war Eifersucht, mein Freund; aber mit welcher Berechtigung?"

„„Mit der der Liebe!"" rief er glühend, indem er meine Hand an seine heißen Lippen zog; aber er kniete nicht nieder, indem er eine Erklärung abgab, welche die Romantik aller Zeiten nicht anders als mit einem Fußfall zu geben weiß. Er faßte sich, um ruhig zu bleiben. „„Da das Wort einmal ausgesprochen ist,"" sagte er, „„so muß ich, durchdrungen von der ganzen Heiligkeit desselben, Ihnen dessen volle tiefe Bedeutung erklären. — Wenn ich sage: Ich liebe Sie, Barberina, so ist das etwas ganz Anderes, als wenn hundert galante Narren Ihnen bei allen Göttern ewige Liebe schwören. Meine Liebe hat einen tiefen ernsten Boden, in meinem Gemüth sowohl, als in meiner Lebensstellung. Ich habe mich lange und ernst geprüft, ob dieses Gefühl mich berechtigte, Ihnen meine Hand und meinen Rang anzubieten; aber ich erkenne mit großer Klarheit, daß Sie nicht blos Ihrer äußern Reize willen, sondern auch, was mehr sagen will, wegen Ihres innern Werthes meiner würdig sind. Ich darf Ihnen aber nicht verbergen, daß es, bei den Vorurtheilen des Königs, meiner Eltern und der Welt, noch einen schweren Kampf auf Leben und Tod zu bestehen

geben wird; aber ich bin mir bewußt, Kraft und Muth genug zu haben, Alles zu wagen, um Sie als meine Gattin zu besitzen. Und nun, Barberina, frage ich Sie mit aller Offenheit eines redlichen Mannes, wollen Sie unter solchen Verhältnissen die Meinige werden, so sprechen Sie ein offenes Ja.""

„Ja, sagte ich, reichte ihm die Hand und unser Bund war so prosaisch wie möglich geschlossen; aber fester und dauernder für das Leben, als irgend ein leidenschaftliches Liebesverhältniß."

„Seltsam!" rief die Prinzessin. „So ist es dennoch möglich, mit Vernunft zu lieben, was ich für ganz unmöglich gehalten habe, weil heftige Liebe das sicherste Mittel ist, jede Vernunft zu zerstören und den Verstand zu verwirren. Nun aber sage mir, Kind, wie steht es jetzt mit Deiner Liebesaffaire? Werden Deine Eltern einwilligen? Wird der König seinen Consens geben? Unglaublich!"

„Die Sache steht jetzt auf der äußersten Spitze der Entscheidung. Cocceji hat es gewagt, seinen Eltern seine Liebe und seinen Entschluß, mich zu heirathen, zu erklären. Es hat eine furchtbare Scene gegeben. Seine Festigkeit nahm dem Zorn und den Drohungen seiner Eltern alle Macht. Endlich rief der alte Kanzler Cocceji: Du wirst aber doch nicht eher diese Tänzerin heirathen wollen, als bis Du Brod hast! Denn ich gebe Dir keinen Pfennig."

„„Allerdings; aber ich bin der erste unbesoldete Kammergerichtsassessor. Schon nach der Anciennität kann es mir nicht fehlen, daß ich bei der nächsten Vacanz Kammergerichtsrath werde; alsdann bin ich unabhängig vom väterlichen Willen und werde die Barberina heirathen, trotz aller Proteste meiner Eltern.““

„„Und selbst der Ungnade des Königs, der keine Mesalliance in seinem Adel duldet?““

„„Selbst trotz der Ungnade des Königs, die ich nicht fürchte; denn der König ist gerecht und wird nicht dem Richter entgelten lassen, was der Edelmann nach seinen Vorurtheilen verschuldete.““

„„Nun, dann werde ich selbst einen Riegel vorschieben, daß Du trotz aller Deiner Kenntnisse und Fähigkeiten, die ich nicht verkenne, irgend eine Anstellung im Staate erhältst; und ohne meinen Vorschlag kann Niemand in Preußen als Richter Anstellung finden.““

„„Mein Vater wird mich nie überzeugen können, daß der Kanzler des Reichs, der Gesetzgeber des Civilrechts, der Präsident des ersten Gerichtshofes des Staates eine so zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit begehen könne.““

„„Du hast Recht, Wilhelm; ich schäme mich der gemachten Aeußerung; aber wenn Du Rebell gegen Deines Vaters Willen bist, so wirst Du doch Deinem Könige gehorchen müssen, und an den großen Friedrich werde ich

mich wenden, daß er dem Sohne seines Kanzlers von Cocceji verbiete, eine Tänzerin zu heirathen.""

„„Und das Memoire darüber hat er bereits aufgesetzt. Er hat es mir gezeigt und wird es in der nächsten Audienz dem Könige übergeben.""

„Gut, daß Du mir das sagst, liebe Barberina," sprach die Prinzessin. „Die nothwendige Eile wird die Sache fördern und ich hoffe, daß die Seltsamkeit der Situation den König bewegen wird, hier durchzugreifen und eine Ausnahme von der Regel zu machen."

„Gebe der Himmel Ihrer Beredtsamkeit Segen, hohe Frau!"

„Nur dann würde ich nicht auf Erfolg hoffen dürfen, wenn es wahr wäre, was die böse Welt sagt: daß der König Dich liebte und eifersüchtig wäre auf jeden Andern."

„Daran kann ich nicht glauben, denn König Friedrich hat keine menschlichen Schwächen. Wäre es aber möglich, daß er tief im Innern verschlossen eine Neigung für mich hegte, daß er mit Eifersucht mich bewachte und jeden seiner Nebenbuhler bis auf den Tod haßte, so ist seine Seele zu groß, zu erhaben über solche kleinliche Regungen der niedrigsten Selbstsucht und er würde dann aus einer ihm angeborenen Großmuth gewähren, was Neigung und Leidenschaft ihm versagten."

In diesem Augenblicke wurde an die Thür geklopft.

Die drei Damen erschraken heftig und sahen einander bedenklich an.

„Du hast doch Alles verschlossen, Kleist?“ fragte die Prinzessin leise.

„Alles, auch die äußersten Thüren der Vorzimmer; aber hier klopft man schon an die innere Salonthür.“

„Unbegreiflich!“ rief die Prinzessin und wurde blaß.

Es klopfte wieder und stärker.

„Still — wir öffnen nicht!“

„Es wird ein Geist sein,“ sprach die Prinzessin mit gedämpfter Stimme; „vielleicht die Kehrfrau aus dem Schlosse. Wenn nur nicht mein Bruder todt ist — oder vielleicht gilt es schon meinem Ende.“

Nun aber klopfte es zum dritten Male und stärker.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ sprach die Prinzessin mit gefalteten Händen und ihre Augen, starr in den tiefen Höhlen, waren auf die Flügelthür gerichtet, an welcher geklopft wurde.

„Wenn Du ein guter Geist bist,“ rief die Frau von Kleist, die keckeste unter den Dreien, „so tritt ein!“

Die Thür öffnete sich nach einem leisen Klirren im Schloß wie von selbst. Ein Mann trat ein und sprach: „Gelobt sei unser Herr Jesus Christus, mein Jugendfreund, den die Juden an das Kreuz geschlagen haben, — in Ewigkeit Amen!“

Alle blickten auf den Fremden, den Niemand kannte. Er war in einen weißen Mantel gehüllt, trug einen kleinen dreieckigen Federhut, Perücke und Haarbeutel und hielt in der von Diamanten blitzenden Hand eine Papierrolle.

„Wenn Ihr ein Geist seid," sprach die Kleist, „so redet', sagt an, was Ihr wollt, wer Ihr seid, wie ihr hereinkamt."

„Ich erscheine als Bote von ihm hier!" Damit überreichte er der Prinzessin die Papierrolle. Diese zitterte heftig; von einer leichten Anwandlung einer Ohnmacht befallen, sank sie gegen die Lehne ihres Sessels zurück, ohne Macht zu haben, nur die Hand darnach auszustrecken; da nahm es die Bülow in Empfang und blickte hinein. Dieselben kabbalistischen Zeichen enthüllten sich vor ihren Augen, wie früher.

„Ja, von ihm!" rief sie freudig aus und hielt der Prinzessin das aufgerollte Blatt vor die Augen.

Diese erholte sich und blickte auf das Blatt. Ihre großen blauen Augen wurden immer strahlender.

„Ja, von ihm!" rief sie weinend vor Freuden aus, „von ihm aus Elbing! Gott sei gedankt, so ist er gerettet! Aber wo ist der Bote, daß ich ihn frage?"

„Fort," sprach die Bülow zusammenschaudernd; „erschienen wie ein Geist, verschwunden wie ein Geist."

„Das kann Niemand gewesen sein, als Graf

St. Germain: der gebietet über Schloß und Riegel, Zeit und Ewigkeit."

„Nun aber lesen, lesen!" rief die Prinzessin und die Bülow machte sich darüber her, das Blatt zu dechiffriren.

Doch es wird Zeit sein, daß wir uns nach unserm Flüchtling, der seine geliebte Mutter in Königsberg wieder gefunden hatte, umsehen, ehe wir in der Mittheilung der Berliner Ereignisse fortfahren.

Ende des zweiten Theils.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

Hohe Liebe.

Aus dem Leben
des
Freiherrn Friedrich von der Trenck.

Historischer Roman
mit
Genrebildern aus Friedrich's des Großen Hof- und Kriegsleben

von

H. E. R. Belani.

„Honny soit qui mal y pense."
Heinrich VIII.
(Devise zum Hosenbandorden.)

Dritter Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.
1853.



Sechszehntes Kapitel.

Trenck's Mutter. — Deren Wunsch, daß er nach Wien gehe. — Trenck willigt ein. — Trenck ist wieder equipirt. — Seine Abreise nach Thorn. — Wiedersehen Scholl's. — Der Deserteur. — Besuch in Trenck's Palais. — Der einsame Thürsteher. — Bemühungen für den Vetter. — Audienz bei dem Kaiser und dem Erzherzog Karl. — Besuch bei Trenck. — Kühle Aufnahme daselbst. — Intriguen. — Abermalige Audienz beim Kaiser. — Entscheidung der Kaiserin. — Bedenklicher Auftrag. — Trenck's Antwort: „Mein Recht will ich, keine Gnade!“ — Prozeß des Pandurenobristen. — Dessen schlechter Charakter. — Trenck's Enttäuschung. — Verrätherei. — Gefahren. — Mordanfall. — Händel. — Arrest. — Duell. — Der alte Spanier. — Sieg. — Anstiftung von Seiten seines Vetters. — Entehrende Anträge zurückgewiesen. — Tod des Pandurenobristen v. d. Trenck. — Trenck begiebt sich auf den Weg nach Holland, um in Indien Dienste zu nehmen. — General von Lieven. — Trenck nimmt russische Dienste. — Marsch nach Rußland. — Spielverlust und Gewinn. — Gelöbniß, nie wieder zu spielen.

1.

Welch' ein Contrast, das aufgeregte Stillleben der bis in die Tiefe der Seele von Schmerz erfüllten hohen Prinzessin gegen das rastlos bewegte Abenteuerleben ihres jungen Freundes!

Friedrich von der Trenck hatte seine geliebte Mutter wiedergesehen. Vierzehn Tage lang war sie bei ihm in Elbing geblieben. Sie hatte ihm Liebe, herzliche Theilnahme, Trost und Hülfe gebracht. Gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Elbing hatte sie ihm auf seinen Wunsch Nachricht verschafft, daß der berühmte Magier Graf St. Germain sich noch in Berlin befand. Sogleich schrieb Trenck einen Brief in jener kabbalistischen Chiffersprache, die wir schon kennen, und expedirte denselben an diesen Hexenmeister in Berlin. Wir wissen aus dem Schluß des vorigen Theils, auf welche originelle Weise dieser sich seines Auftrages entledigt hatte. Nicht vergebens hatte Trenck seine Noth und Geldverlegenheit durchblicken lassen. Die Prinzessin schickte ihm einen Wechsel auf Danzig, zum Betrage von 400 Ducaten. Seine Mutter legte noch 1000 Thaler dazu und für den Nothfall ein Diamantkreuz, das mindestens 500 Thaler werth war. Der mütterlichen Liebe war nichts zu theuer, um ihrem geliebten Sohn die Bahn zu einer glänzenden Zukunft aufs Neue zu öffnen.

Aber nun wollte sie auch Einfluß auf seine Entschließungen haben. Seinen Plan, nach Rußland zu gehen, mißbilligte sie völlig. Dagegen versprach sie ihm die glänzendsten Erfolge, wenn er sich entschließen könnte, an den Kaiserhof nach Wien zu gehen. Noch wußte sie nichts von dem Geschick seines Oheims, des Panduren-

obristen von der Trenck, und sie glaubte ihn noch im Vollbesitz der Gnade seiner Kaiserin, was freilich nicht der Fall war. Sie zweifelte nicht, daß schon der Name dieser in Oesterreich geachteten Familie und die Empfehlung des Mannes, der so ruhmvoll für das Kaiserhaus gegen König Friedrich II. gefochten hatte, genügen würde, um dem preußischen Flüchtling eine rasche Carriere in österreichischen Militärdiensten zu eröffnen, und Trenck mußte diese Verheißungen von materiellen Vortheilen anerkennen, aber sein edleres Gefühl widerstrebte: denn ging er zu dem Landesfeind seines Königs über, so erhielten dadurch alle Anschuldigungen von hochverrätherischen Plänen gegen ihn ihre Bestätigung. Seine Ehre war dann für immer gebrandmarkt in Preußen, und sein besseres Gefühl mußte ihm sagen, daß er selbst als Mensch die abscheulichste Undankbarkeit gegen den großen König begehen würde, der ihm in bessern Zeiten so viel Huld und Gnade bewiesen hatte.

Doch was einmal eine Frau von festem und entschiedenem Charakter für gut und recht hält, davon läßt sie sich so leicht nicht abbringen. Trenck's Mutter kannte Rußland nur als das Land einer despotischen Rohheit. Sie kannte den stolzen, kühnen Sinn ihres Sohnes, der sich nie dazu entschließen würde, sich vor den Großen und Mächtigen am Hofe der russischen Kaiserin zu beugen; ihre ängstliche Liebe sah dort nur Knute und Sibirien

für ihren Liebling voraus. Sie beschwor ihn unter Thränen, diesen Gedanken aufzugeben, und versprach ihm ihre mütterliche Unterstützung, wenn er nach Wien gehen wollte.

So konnte denn endlich der dankbare Sohn ihren heißen Wünschen nicht länger widerstreben. Er entschloß sich, nach Wien zu gehen, ohne zu ahnen, daß in diesem Entschluß der Keim zu dem folgenden Unglück seines Lebens lag.

Nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen verließ ihn unter tausend Thränen seine zärtliche Mutter. Er sollte sie nicht wiedersehen, denn im Jahre 1754 raffte sie der Tod dahin. Und in seinem spätern Leben war es ihm noch die einzige Beruhigung, daß sie sein größeres Unglück, das ihn in demselben Jahre ereilte, nicht mehr erlebt hatte.

2.

Friedrich von der Trenck war nun wieder equipirt, wie es einem Manne von Stande wohl ansteht. Er liebte den Soldatenstand, und so legte er auch eine preußische Dragoneruniform an und behielt seinen Degen. Ein kleiner, dreieckiger Federhut, hohe Reiterstiefeln mit großen silbernen Sporen, zwei Bediente und zu der Reise nach Wien eine leichte Equipage, mit polnischen Pferden bespannt — das gehörte mit zu seiner Ausstattung.

Trenck war ein schöner Mann, im Vollbesitz männlicher Kraft und von einem so einnehmenden, weltgewandten Wesen, daß die schöne, junge Frau seines alten Lehrers, des Hauptmanns Brodowsky, sterblich in ihn verliebt wurde. So sehr ihn auch die Reize des leidenschaftlichen, jungen Weibes lockten, so hatte er doch Ehre und Rechtlichkeitsgefühl genug, um an seinem alten Freunde und Wohlthäter nicht undankbar zu handeln. Er beschleunigte seine Abreise, ohne die Thränen der schönen Frau zu beachten, der man es kaum verdenken kann, daß der schöne, junge Mann einen tiefern Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte, als der alte kränkliche und unschöne Gatte.

Trenck war nicht ohne Temperament, aber eine wahre Ehrfurcht hielt ihn von einer Frau zurück, die bei ihrem übrigens trefflichen Charakter sicher die bitterste Reue empfunden haben würde, wenn nach wenigen Tagen kurzer Freuden die Trennung dennoch hätte erfolgen müssen.

Sein Erstes war, so schnell als möglich nach Thorn zu reisen. Dort hatte er heilige Pflichten zu erfüllen. Diese Stadt, die er als fast zerlumpter Vagabonde verlassen hatte, sah ihn jetzt wieder als Officier mit zwei Bedienten und eigener Equipage. Wir können uns die Ueberraschung des guten, alten Mütterchens denken, die ihn fast als Bettler mit tausend Glück- und Segenswünschen entlassen hatte und ihn nun so groß und stattlich wiedersah. Auch Scholl war ebenso überrascht, als erfreut.

Die gute Pflege hatte ihm wohlgethan. Seine Gesundheit war vollkommen wiederhergestellt. Die warme Liebe und Freude, womit sich Beide umarmten, lassen sich mit Worten nicht beschreiben. Trenck küßte der guten Alten die Hand, und vergütete ihr reichlich die Kosten, die ihr sein eigener und Scholl's Aufenthalt daselbst veranlaßt hatte. Scholl war dort wie ein Kind vom Hause aufgenommen und verpflegt; so hatte er durch seine Gemüthlichkeit und Aufrichtigkeit die guten Leute für sich zu gewinnen gewußt.

Trenck erzählte nun der alten Frau, wer er eigentlich sei, und theilte ihr sein Geschick mit, sowie er ihr denn auch offen bekannte, daß er sie in Hinsicht ihres Sohnes belogen habe, indem er früher nicht in Wien gedient und ihren Sohn nicht gekannt habe. Indessen versprach er, wenn er dorthin käme, sich sorgfältig nach ihm zu erkundigen.

Leider sollte später diese Erkundigung nicht den Erfolg haben, daß die arme Mutter dadurch getröstet werden konnte. Der junge Mensch war 1744 desertirt, wieder eingefangen, vom Kriegsgericht verurtheilt und durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht worden.

Binnen drei Tagen war Scholl equipirt, und nun reiseten Beide, in besseren Verhältnissen, als sie eingezogen waren, von Thorn ab und kamen nach Warschau und von da, über Krakau, erreichten sie Wien.

3.

In Wien aber sollte Trenck, nachdem seine äußere Lage sich gebessert hatte, die ersten betrübenden Erfahrungen machen.

Nach Abzug der Reisekosten und des Aufwandes für Equipirung seiner selbst und seines Freundes Scholl blieben ihm nur noch 300 Ducaten übrig. Er theilte diese redlich mit seinem Freunde, der nur vier Wochen in Wien blieb, dann aber nach Italien abging, wo er im Pallavicinischen Regimente als Oberlieutenant seine Anstellung fand.

Ein Mann von Stande, der gewohnt war, auf einem großen Fuß zu leben, wie Friedrich von der Trenck, mußte sich sagen, daß er, mit 150 Ducaten im Besitz, nur wenige Tage in Wien würde leben können. Doch machte er sich darüber keine Sorge; lebte doch dort, wie er wußte, seines Vaters Bruder-Sohn, der ebenso reiche, als berühmte Pandurenobrist von der Trenck, der einst in Böhmen als Feind ihm gegenüber gestanden hatte und durch seinen tolldreisten Vorpostenkrieg und die leichte Beweglichkeit und Raublust seiner Reiterschaaren nicht nur Friedrich's Schrecken, sondern auch der seines Heeres gewesen war. Dieser sein Vetter hatte ja, wie er damals nicht bezweifeln konnte, denn es war die Quelle seines Unglücks, auf das Freundlichste an ihn geschrieben, hatte ihn zu sich nach Wien eingeladen und ihm, da er selbst

kinderlos war, Hoffnung gemacht, ihn zum Universalerben seiner Reichthümer einsetzen zu wollen.

Und das war nichts Geringes. Der Pandurenobrist von der Trenck war Erbe seines Vaters geworden, der, wie wir wissen, ein Bruder des Vaters von Friedrich von der Trenck war. Auch dieser ältere war Obrist in kaiserlichen Diensten gewesen und Commandant in Leitschau; er besaß in Slavonien die Herrschaften Pinternitz, Prestowacz und Pakraz, und hatte seit der Belagerung Wiens die brandenburgischen Dienste verlassen und darauf dem Hause Oesterreich noch 60 Jahre gedient.

Wer konnte nach allen diesen Umständen daran zweifeln, daß der Pandurenobrist von der Trenck, in der Sonne der Gnade seiner Kaiserin, seinem jungen Vetter eine große, glänzende Zukunft bereiten würde.

Mit solchen sanguinischen Hoffnungen fuhr Friedrich von der Trenck vor das prächtige Hotel seines Vetters, das leicht zu erfragen war.

Aber wie öde sah es dort aus. Keine Ehrenwache vor dem Säulenportal des Hauses. Die Fenster in der Bel-Etage standen offen. Man sah in das Innere, das einer Einöde glich. Im Hause keine Schaar von Bedienten, wie das in den Häusern der Großen am Kaiserhofe damals Sitte war. Alles leer, öde, unheimlich. In der leeren Vorhalle tönte sein Fußtritt — kein menschliches Ohr schien ihn zu hören. Schon wollte er, diese

Verödung für eine Laune des wilden Kriegsobristen nehmend, die breite Treppe hinaufsteigen, da hörte er hinter sich rufen: „Heda! wohin?“

Und fast schwer wurde es ihm, in den weiten Räumen des Vorhauses das kleine Schiebfenster zu entdecken, aus welchem ein alter, silberhaariger Glatzkopf blickte, von dem die Frage ausgegangen war.

„Zum Obrist von der Trenck,“ antwortete der junge Mann. „Wenn Ihr ein Diener des Hauses seid, so meldet mich: ich bin der preußische Trenck, der seinen Vetter besuchen will.“

„Dann muß der Herr nach dem Arsenal gehen und sich beim Platzcommandanten melden.“

„Wohnt er jetzt dort?“

„Allerdings, aber unfreiwillig.“

„Wie ist das möglich?“

„Wenn Sie ein Vetter unseres gnädigen Herrn sind, so kann ich es Ihnen wohl sagen. Er ist schon seit einiger Zeit in einen bösen Prozeß verwickelt. Vor einigen Wochen besetzte ein starkes Polizeidetachement das Haus; man durchsuchte alle Winkel und als man endlich glaubte, ein Papierchen gefunden zu haben, das den Herrn compromittiren konnte, wurde ihm Arrest angekündigt. Er selbst wurde zum Arsenalarrest abgeführt, die Dienerschaft entlassen, die Thüren wurden versiegelt; nur mich ließ man hier in meinem Thürsteheramte, um das große,

schöne Haus mit seinen Schätzen und Kostbarkeiten zu bewachen."

Das war nun ein ungeheurer Querstrich durch die Rechnung des preußischen Trenck's. Er beschloß sogleich, seinen unglücklichen Vetter im Gefängniß zu besuchen, um vielleicht Näheres von ihm zu erfahren. Er fuhr nach dem Arsenal, konnte aber nicht die Erlaubniß erhalten, den Staatsgefangenen zu sprechen. Man sagte ihm indessen, daß ein Herr von Leber Agent des Pandurenobristen sei und dieser die Verhältnisse genug kenne, um ihm guten Rath zu geben. Sogleich begab sich Trenck zu ihm. Er fand einen überaus feinen und gewandten Geschäftsmann, der ihn, als er sich nannte, auf das Freundlichste aufnahm und sich mit den verbindlichsten Worten zu allen Diensten in dieser Angelegenheit erbot.

„Ihr Herr Vetter," sagte dieser würdige Mann, „ist rein und unschuldig, wie das Licht der Sonne, aber er hat mächtige, einflußreiche Neider, die seine unversöhnlichsten Feinde geworden sind, weil er, mehr Krieger als Hofmann, sich nicht zu schmiegen und zu biegen vermag. Er besteht trotzig und unbeugsam auf dem, was er sein gutes Recht nennt; ja, ich darf überzeugt sein, daß man in den höchsten Regionen, von seiner Schuldlosigkeit überzeugt, seine großen Verdienste um den Staat anerkennt und ihm gern helfen möchte, wenn es nur möglich wäre, gegen die einmal zu mächtig gewordene Beamtenhierarchie

anzukämpfen. In diesem Lande der Autokratie sind die Diener mächtiger als der Herr. Sie werden davon noch entsetzliche Erfahrungen machen. Meine Stellung und das Ansehen, worin ich stehe, erlaubt mir, Sie dem Kaiser und dem Erzherzog Karl vorzustellen. Beide kennen die Verdienste Ihres Herrn Vetters, aber sie durchschauen auch die boshaft gespielten Ränke, womit man es endlich dahin gebracht hat, daß er vor einigen Wochen verhaftet worden ist, obgleich sein Prozeß bereits in der Revisionsinstanz schwebt."

Und so war es auch. Der junge Trenck erhielt durch Herrn von Leber's Vermittelung die nachgesuchte Audienz beim Kaiser und auch beim Erzherzoge. Beide sprachen sich auf das Wohlwollendste zu Gunsten des Obristen von der Trenck aus, bedauerten lebhaft dessen Verhaftung und gaben sich der Hoffnung hin, daß er völlig gerechtfertigt und ohne Schaden an seiner Ehre aus dieser Krisis hervorgehen würde.

Bekanntlich aber war der Kaiser eine Null in allen Regierungsangelegenheiten. Diese hatte er vertrauungsvoll in die Hände seiner viel klügeren Gemahlin Maria Theresia niedergelegt und der Erzherzog Karl hatte nicht mehr Einfluß, als jeder bedeutende Privatmann.

Alles, was sich jetzt durch die Vermittelung des Kaisers und des Erzherzogs erreichen ließ, war für den

jungen Trenck die Erlaubniß, seinen Vetter im Arrest besuchen zu dürfen.

Trenck umarmte ihn mit der ganzen Wärme einer offenen, feurigen Jugend. Er zweifelte nicht daran, daß dieser dieselbe Freude haben müsse, seinen Vetter wiederzusehen, wie dieser ihn. Indem der jüngere Trenck seine eigenen Gefühle zum Maßstabe für die Beurtheilung derer des österreichischen Vetters nahm, glaubte er, dieser würde sich wenigstens ebenso warm für ihn interessiren, als er selbst für ihn. Allein sein Vetter erwiderte seine Herzenswärme ziemlich kühl. Noch war Trenck geneigt, dieses auf Rechnung der üblen Laune zu setzen, die natürlich einen Gefangenen, der sich unschuldig fühlte, leicht befallen müßte. Er bat ihn deshalb, ihm zu erlauben, dessen Sache zu der seinigen zu machen und seine Vertheidigung zu führen.

„Ich habe nichts dagegen, lieber Vetter,“ sprach dieser mit einem moquanten Lächeln; „versuchen Sie immerhin Ihr Heil, indeß kann ich Ihnen sagen, hier bei den Gerichten hilft nichts als Bestechung; wer am meisten giebt, hat den Prozeß gewonnen, und so denke ich auch, daß es mir in der Revisionsinstanz nicht fehlen wird, über meine Feinde zu triumphiren. Ich habe diese Herren alle in meiner Tasche. Es kostet heillose Summen, aber ich ließ ihnen doppelt so viel zahlen, als meine Feinde für meine Verurtheilung geboten hatten, und so kann es unmöglich fehlschlagen.“

Damit war dem jungen Trenck ein neues Licht aufgegangen. In der Naivetät seiner Unschuld glaubte er, daß solche Abscheulichkeiten der Kaiser nur erfahren dürfe, um sogleich die treulosen Richter infam zu cassiren. Mit seinem feurigen Rechtsgefühl erbat er sich vom Kaiser eine neue Audienz und diese wurde ihm huldreich gewährt.

4.

Der Kaiser empfing ihn noch gnädiger als das erste Mal. Er sprach über den Pandurenobrist von der Trenck mit einer Wärme und Anerkennung, die seinen jungen Vetter völlig umgarnte und ihn gleichsam in dessen Interesse verwebte. Ruhig hörte er auf dessen Anklage gegen den Grafen von Löwenthal, der damals Präsident des Kriegsgerichts war, welches über Trenck in der Revisionsinstanz zu entscheiden hatte.

„Ja, ja," sagte der Kaiser, „ich kenne ihn ganz genau, er ist ein böser, parteiischer Mann und noch dazu der ärgste Feind des braven Obristen; aber was läßt sich dagegen machen? — Die Bestechlichkeit ist einmal im ganzen Richterstande eingerissen, ja, unter allen Beamten Oesterreichs, die alle zu schlecht besoldet werden, um allein davon leben zu können. Ich sage Ihnen, es ist empörend vom Hofkriegsrath, diesem Manne die Sache in die Hand gegeben und als Beisitzer dessen elende Creaturen gewählt zu haben, um den bravsten Patrioten

der Monarchie unschuldig verurtheilen zu lassen. Indessen gestatten die Ressortverhältnisse nicht, dagegen einzuschreiten. Man kann die Welt nicht auf den Kopf stellen, man muß sie nehmen, wie sie ist. Das weiß Ihr Vetter recht gut, er kennt aber auch die Mittel, sich selbst zu helfen; möge er nur nicht eigensinnig sich weigern, sie anzuwenden."

„Es läßt sich aber klar erweisen, Majestät," entgegnete der junge Trenck lebhaft und mit der vollen Wärme eines edleren Gefühls, „daß schon in der ersten Instanz das gegen ihn niedergesetzte Kriegsgericht, welches 27,000 fl. gekostet hatte, ungerecht und parteiisch gegen ihn gehandelt hat. Man hat sich nicht geschämt, sechszehn Officiere dabei als Beisitzer anzustellen, welche meistens wegen schlechten, von ehrlosen Gesinnungen zeugenden Handlungen auf seinen Antrag von seinem Regimente cassirt waren. Natürlich haben diese keinen andern Gedanken in ihr Richteramt mitgebracht, als den brennenden Wunsch, sich zu rächen. Und alle diese ehrlosen Richter sind Meineidige und haben falsche Juramente abgelegt."

Der Kaiser zuckte die Achseln und sagte: „Das ist freilich schlimm, sehr schlimm, aber das Uebel ist einmal da. Wer kann gegen den Strom schwimmen, wer kann hier helfen?"

„Ihre Majestät die Kaiserin."

„Sie haben Recht; wenn Einer hier Rath weiß, hier durchgreifen kann, so ist es meine hohe Gemahlin;

das ist aber auch Alles, was ich für die Sache des armen Trenck thun kann, daß ich es ihr erzähle, wie schändliche Mittel man anwendet, ihn zu stürzen."

„Dann geruhen Ew. Majestät auch noch hinzuzufügen, daß man öffentlich in den Zeitungen einen Aufruf erlassen hat, worin alle diejenigen, die etwas Nachtheiliges gegen Trenck auszusagen wissen, sich bei dem Kriegsgericht melden und täglich, so lange der Prozeß dauern würde, einen Ducaten Diäten erhalten sollten."

„Das ist empörend!" rief der Kaiser endlich doch entrüstet, „und die Zahl solcher falschen Zeugen wird nicht gering angewachsen sein."

„Die Diätenrechnung, welche aus dem Ertrage von Trenck's sequestrirten Gütern bezahlt wird, beträgt jetzt schon an 17,000 fl."

„Verlassen Sie sich darauf, ich werde es der gerechtesten und besten Monarchin auf der Welt sagen. Rechnen Sie fest auf meine Vermittelung; was geschehen kann, um den armen Obristen zu retten, wird geschehen."

Wer hätte nach solchen Worten des menschenfreundlichen Kaisers an dem günstigsten Erfolg solcher Verheißungen zweifeln können? — Trenck war voll sanguinischer Hoffnungen, aber sein Freund Leber zuckte die Achseln und sein Vetter Trenck lachte bitter und laut und sagte: „Diese Hydra der Intrigue hat hundert Köpfe und der Kaiser hat nicht die Macht, ihr nur einen einzigen

abzuhauen.“ Dennoch arbeitete der junge Trenck mit wahrer Lust und regem Eifer in der Sache, und zwar gemeinschaftlich mit dem Rechtsconsulenten des Obristen, dem gelehrten Doctor beider Rechte Herrn Gerhauer. Die Sache schien auch in der That eine günstigere Wendung nehmen zu wollen. Trenck's gutes Recht und die Schändlichkeit der gegen ihn gespielten Intriguen lagen offen vor Augen; aber mit jugendlichem Freimuth hatte der junge Trenck alle Räthe des Kriegsgerichts an den Pranger gestellt. Als es aber dahin kam, daß nicht allein diese Richter, sondern auch der Graf Löwenthal und selbst der Hofkriegsrath von Weber hätten infam cassirt werden müssen, wenn es noch Recht und Gerechtigkeit im Lande gegeben hätte, mischte sich die Staatsklugheit in den Prozeß. Man konnte Trenck nicht freisprechen, ohne hochstehende Männer zu compromittiren, und so beschloß das Ministerium, den Unschuldigen fallen zu lassen und den Schuldigen Recht zu geben.

Die kluge Monarchin glaubte endlich einen Ausweg aus diesem Conflicte zwischen Recht und Politik getroffen zu haben. Es wurde im höchsten Rathe beschlossen, ihn als schuldig zu verurtheilen und als schuldlos zu begnadigen. Aber dazu war erforderlich, daß der stolze Obrist bewogen wurde, zu Kreuz zu kriechen und um Gnade zu bitten.

Der allerdings bedenkliche Auftrag, ihn dazu zu

bewegen, wurde dem jungen Trenck gegeben. Der Erzherzog Karl hatte es übernommen, demselben den Rath zu geben, die Sache auf diese Weise, ohne Eclat, beizulegen. Friedrich von der Trenck übernahm diesen, sein eigenes feuriges Rechtsgefühl tief verletzenden Auftrag höchst ungern. Die Erklärung seines Vetters stimmte genau mit seinen eigenen Gefühlen überein. Er sagte: „Mein Recht will ich, keine Gnade!"

Diese trotzige Erklärung erzwang aber sein Unglück.

5.

Bald wurde der junge Trenck gewahr, daß sein Vetter das Opfer seines Starrsinns, oder eigentlich Ehrgefühls, werden würde.

Man hatte ihm sogar die Zusicherung gegeben, daß, wenn er nur formell um Gnade bitten würde, alles weitere Verfahren gegen ihn abgeschnitten, der Prozeß niedergeschlagen und ihm sogleich die Freiheit gegeben werden solle. Indessen Alles war vergebens, der Pandurenobrist pochte auf sein Recht und verließ sich auf den Erfolg seiner Bestechungen.

Von seinen Feinden, die vermöge der Sequestration seiner Güter sein ganzes Vermögen in Händen hatten, waren bereits 80,000 fl. davon auf den Prozeß verwendet worden. Man hatte ihn schon zu ungerecht behandelt gehabt, um nicht Alles von seiner Rache fürchten

zu müssen, wenn er seine Freiheit wieder erhalten würde, und Trenck bestätigte sie durch ausgestoßene Drohungen nur um so mehr in dieser Furcht. So mußte es ihnen bald als ein Gesetz der Nothwehr erscheinen, den stolzen, unternehmenden Feind, der weder Furcht noch Rücksichten kannte, völlig zu Grunde zu richten.

Und sie standen zu hoch am Hofe, um nicht größern Einfluß zu haben, als dieser grimmige, aber gefesselte Löwe. Seine Gegner hatten den Alles geltenden Beichtvater der Kaiserin, einen schlauen Jesuiten, auf ihrer Seite.

Dem jungen Trenck ging diese bedrängte, fast verzweiflungsvolle Lage seines Vetters sehr zu Herzen. Da er sah, daß der feste Sinn desselben sich nicht beugen ließ, so machte er ihm den Vorschlag, zu entfliehen, wozu er alle Vorbereitungen treffen wollte, und dann in der Freiheit der Monarchin sein gutes Recht zu beweisen.

Der Plan, den der jüngere Trenck dazu entworfen hatte, war so einfach, klar und gefahrlos, daß an ein Mißlingen desselben gar nicht zu denken war.

Allein bald sollte Friedrich von der Trenck die Erfahrung machen, daß er sich in dem Charakter seines Vetters bedeutend getäuscht habe, daß derselbe, den er mit der ganzen Offenheit des jugendlichen Herzens für einen redlichen Freund gehalten hatte, nichts war, als ein kaltherziger, hinterlistiger Mensch.

Nach einigen Tagen ließ ihn der Gouverneur von Wien, Feldmarschall Graf Königseck, zu sich rufen.

Dieser würdige Greis, dessen Asche Trenck noch lange nach dessen Tode verehrte, behandelte ihn mit dem Wohlwollen eines Vaters. Er ließ im Gespräch durchblicken, daß sein eigener Vetter ihn verrathen und den ganzen Anschlag gemeldet habe, den er entworfen gehabt, um ihn zur Flucht zu bewegen. Ohne Zweifel habe derselbe sich ein Verdienst daraus machen wollen, daß er Gelegenheit gehabt zu entfliehen, diese aber im Vertrauen auf sein gutes Recht ausgeschlagen habe.

„Sie sehen daraus, junger Mann,“ sprach er, „daß die Indiscretion Ihres Vetters Sie arg compromittirt hat, und da darin ein Zug von Egoismus liegt, so urtheilen Sie selbst, ob er einer so hingebenden Verwendung für ihn, wie Sie mit Gefahr und Aufopferung ihm angedeihen lassen, wohl würdig ist?“

Der jüngere Trenck war auf das Tiefste erschüttert durch diese unedle Handlung seines nächsten Blutsverwandten, für den er freudig Gut, Blut und Leben geopfert haben würde. In der ersten Aufregung entschloß er sich, den undankbaren Unglücklichen seinem harten Geschick zu überlassen. Zum Glück war der Feldmarschall human genug, die ganze Sache zu unterdrücken und so hatte denn die Indiscretion des Pandurenobristen keine weiteren Folgen für den jüngeren Trenck.

Dieser erzählte indessen den schwarzen Undank seines Vetters dem Erzherzog Karl von Lothringen. Dieser aber war besonnen und redete ihm zu, nach wie vor seinen Vetter zu besuchen und sich nichts merken zu lassen, daß er von seiner Verrätherei Kenntniß erhalten hatte.

Der Pandurenobrist war übrigens ein Mann von großen militärischen Talenten, aber einer Ruhmsucht, die völlig unbegrenzt war. Sein Diensteifer für die Monarchin war völlig fanatisch; sein Unternehmungsgeist und sein Muth unvergleichlich, sein Verstand durchdringend, aber arglistig.

Dabei aber hatte er ein schlechtes Herz. Es war böse, rachsüchtig und unempfindlich. Sein Geiz überstieg allen Glauben, und dabei war der Mann erst 33 Jahr alt, als er starb, jetzt also, um einige Jahre jünger, in einem Lebensalter, wo bei guten Menschen edlere Gefühle noch lebhafter im Herzen pulsiren.

Und dann hatte er eine unbegrenzte Selbstsucht; der eigene Vortheil ging ihm über Alles. Er wollte Niemanden Verbindlichkeiten schuldig sein. Er wäre im Stande gewesen, seinen besten Freund in die Ewigkeit zu expediren, wenn er sich ihm verpflichtet glaubte, oder sich seines Gutes bemächtigen konnte.

Nun wußte er, daß sein junger Vetter ihm wesentliche Dienste geleistet hatte, aber seinen Prozeß in der Revisionsinstanz hielt er bereits so gut als gewonnen.

Er verließ sich darauf, daß er mit einem Opfer von 30,000 Gulden seine Revisionsrichter gewonnen zu haben glaubte. Den jungen Trenck, der um alle seine Geheimnisse wußte, glaubte er nicht mehr nöthig zu haben und so war ihm dieser unbequem; herzlos und mißtrauisch, wie er war, beschloß er dessen Untergang. Das war eigentlich das tiefere Motiv seiner Verrätherei.

Aber auch von Seiten der Gegner des Obristen drohten dem jungen Trenck Gefahren. Sie erkannten in ihm den gefährlichsten Alliirten des von ihnen schon fast vernichteten Feindes und beschlossen seinen Untergang.

6.

Kaum waren vierzehn Tage nach der Verrätherei des Obristen vergangen, als der junge Trenck eines Abends von seinem undankbaren Vetter aus dem Arsenale kam, um nach Hause zu gehen.

Zum Glück trug er einen Stoß Prozeßacten, unter den Rock geknöpft, auf der Brust. Damals befanden sich gegen fünf und zwanzig Officiere in Folge der erwähnten Bekanntmachung in Wien, um gegen den Obristen von der Trenck zu zeugen, und lebten auf dessen Kosten lustig und in Freuden. Aber ihre ganze Existenz hing davon ab, daß dieser seinen Prozeß verlor, und da der preußische Trenck sein eifrigster Vertheidiger war, so betrachteten sie ihn als ihren ärgsten Feind und stellten ihm

deshalb nach dem Leben, und das wußte Trenck und hatte Ursache, sich in Acht zu nehmen; allein sein natürlicher Muth verachtete jede Gefahr. Eine andere Intrigue war ihm noch unangenehmer, weil er darin eine Verletzung seiner Ehre sah. Sie hatten durch ganz Wien das Gerücht verbreitet: Trenck sei heimlich vom König von Preußen geschickt worden, um dessen gefährlichsten Gegner, den Pandurenobrist von der Trenck, aus dem Gefängniß zu befreien.

Es kann nichts so unsinnig gedacht werden, das nicht Glauben findet, wenn es nur den herrschenden Volksleidenschaften schmeichelt. Dagegen versicherte der Pandurenobrist, daß es ihm nie in den Sinn gekommen sei, an den preußischen Trenck einen Brief zu schreiben. Er blieb bei dieser Versicherung noch auf seinem Sterbebette auf dem Spiegelberge. Es ist also soviel klar, daß die angeblichen Briefe von Seiten des österreichischen Trenck an seinen Neffen, welche diesem die Gefangenschaft in Glatz und die ganze Reihe von Verfolgungen zugezogen hatten, von seinem damaligen Gegner, dem Obristen Jaschinsky, geschmiedet waren, daß dieser also sein ganzes Unglück durch die schändlichste Verleumdung veranlaßt hatte. —

Doch nun zurück zu dem Ereignisse.

An jenem Abend ging Friedrich von der Trenck, aus dem Arsenal kommend, über den großen Hof desselben.

Der Weg war breit genug; indessen folgten ihm zwei Personen, die in Kaputröcke gekleidet waren, nach und sprachen laut und schimpfend über den hergelaufenen preußischen Trenck.

Dieser bemerkte leicht, daß sie mit ihm Händel suchten und Niemand war geneigter, darauf einzugehen, als der feurige junge Trenck, denn er war unzufrieden mit seinen Verhältnissen und hatte nichts dabei zu verlieren, als höchstens das Leben, was für ihn nie einen großen Werth gehabt hatte, am wenigsten in seiner jetzigen Lage.

Als sie ihn endlich mit Vorsatz auf die Hacken traten, wendete er sich rasch um und erkannte zwei von seinem Vetter cassirte österreichische Officiere. Solche ehrlose Menschen erschienen ihm nicht als würdige Gegner, und mit einem Blick voll tiefer Verachtung suchte er ihnen auszuweichen und ging nach dem Judenplatz zu.

Kaum war er in die dorthin führende Straße eingetreten, so hörte er, wie sie ihm mit starken Schritten nachfolgten. Jetzt hielt er es seiner Würde für angemessen, stehen zu bleiben und zu erwarten, was sie von ihm wollten. Kaum hatte er sich umgewendet, so erhielt er von dem Einen seiner Verfolger einen Degenstoß auf die Brust, der ihn unfehlbar getödtet haben würde, hätte er nicht zum Glück den erwähnten Actenstoß unter dem Rock auf der Brust festgeknöpft gehabt. Der Stoß war so heftig geführt, daß die Spitze des Degens

das Actenfascikel durchdrang und ihn leicht auf der Brust verwundete.

Augenblicklich sprang er zurück, zog rasch seinen Degen aus der Scheide und drang auf die Meuchelmörder ein. Beide liefen davon, doch der Eine strauchelte und fiel zu Boden. Trenck packte ihn beim Kragen. Die Wache kam dazu, und der am Boden Liegende rief der Patrouille zu: „Rettet mich! Ich bin Officier vom Kollowratischen Regimente, der Mörder hat mich meuchlerisch angefallen. Führt ihn in Arrest!"

Nachdem man ihm aufgeholfen hatte, zeigte er seine Uniform, die er trug, und nun wurde Trenck in Arrest geführt, während der Bösewicht hohnlachend und frei davon ging.

7.

Am folgenden Tage kam der Platzmajor zu ihm in den Arrest und hielt ihm vor, er habe mit zwei Officieren, den Lieutenants von F** g und von K**n Händel gesucht. Natürlich hatten die feigen Herren nicht gesagt, daß sie ihn meuchlings angefallen hatten. Es half ihm nichts, daß er die Wahrheit erzählte und sogar durch die durchstochenen Acten und seine leichte Brustwunde zu beweisen suchte. Die Gegner läugneten Alles und behaupteten, er habe sich auf den Degen aufgespießt, den der Angegriffene zur Abwehr vor sich hingehalten habe. Trenck

war allein mit seinen beiden Gegnern gewesen, ohne Zeugen, mußte also Unrecht behalten und blieb zur Strafe sechs Tage lang im Arrest.

Kaum war er wieder in seiner Wohnung angekommen, so ließen sich zwei Officiere bei ihm melden. Er nahm sie an und sie forderten Satisfaction für die ihnen angethane Beleidigung. Diese Gelegenheit, Genugthuung zu erlangen, war dem jungen Trenck eben recht. Er nahm die Herausforderung mit sichtbarer Freude an und versprach, binnen einer Stunde an dem bestimmten Orte vor dem Schottenthore zu erscheinen.

Als sich die Herren nannten, die ihn gefordert hatten, erinnerte sich Trenck, daß sie ein Paar der berühmtesten Fechter der Garnison waren, die täglich in's Arsenal kamen und sich mit Rappiren übten.

Sogleich begab sich Trenck zu seinem Vetter und erzählte ihm den Vorgang, und da auch dieser seine Gegner kannte und einen ernsten Ausgang dieser Händel erwartete, so bat ihn der junge Trenck um 100 Ducaten für den Fall, daß er entfliehen müsse, wenn etwa Einer auf dem Platze bleiben sollte.

Bis dahin hatte der preußische Trenck sein eigenes Geld für den österreichischen verwendet und noch keinen Kreuzer für seine viele Mühe empfangen, die der Obrist einem Advocaten mit mehr als tausend Ducaten hätte vergüten müssen. Aber jetzt ging diese Forderung dem

Geizigen an's Leben. Er zögerte keinen Augenblick mehr, ihm mit höhnendem Lächeln zu antworten: „Haben Sie Händel ohne mich angefangen, mein lieber Vetter, so mögen Sie dieselben auch ohne mich ausführen.“ Und als Trenck sich, ohne ein Wort zu erwidern, in tiefster Entrüstung entfernte, rief er ihm hohnlachend nach: „Den Nasendrücker*) will ich allenfalls noch für Sie bezahlen!“ Diese Aeußerung bewies, daß der hartherzige Pandurenobrist sicher darauf rechnete, daß sein junger Vetter aus diesem bösen Handel nicht mit dem Leben davonkommen werde.“

Nun lief Trenck halb verzweifelnd zu dem Baron Lupresi und klagte diesem seine Noth. Von ihm erhielt er 50 Ducaten und ein Paar gute Pistolen. Damit eilte er freudig nach dem bestimmten Kampfplatz.

Dort traf er ein halbes Dutzend Officiere von der Garnison an. Da nun Trenck wenig Bekanntschaft in Wien hatte, so fehlte ihm ein Secundant. Verlegen sah er sich unter den Umstehenden um und bemerkte einen alten Spanier, dessen weißes Haar und zitternde Hände auf ein hohes Lebensalter von achtzig Jahren schließen ließen, während sein dunkles Auge noch im Feuer der Jugend blitzte. Diese tief in den Höhlen eines edel

---

*) Den platten Sarg, welchen Diejenigen erhielten, die als Verbrecher gestorben waren.

geformten Vorkopfes liegenden schwarzen Augen waren von weißen, buschigen Augenbrauen überhangen, so wie die eingefallenen Lippen von einem weißen Schnurrbart überhangen. Seine ganze Haltung verrieth den alten Militär, auch trug er, wenn auch bürgerliche Kleidung und den kurzen spanischen Mantel und hohen Spitzhut, einen langen Raufdegen mit einem großen tellerförmigen Stichblatt.

Auf Trenck's Frage, ob er ihm secundiren wolle, gab er eine freudig zusagende Antwort. Rasch wurden die Degen gezogen. Der Erste auf der Mensur war der Lieutenant von K**n, derselbe, der ihn meuchlerisch angefallen hatte und im Rufe eines großen Fechters stand. Doch Trenck wußte auch seine Klinge zu führen. Schon am ersten Gange wurde sein Gegner stark am Arme verwundet.

Trenck senkte den Degen und sagte: „Ich habe Satisfaction! Nun, meine Herren, ersuche ich Sie, weitere Folgen zu verhüten.“

Nun aber trat der andere der Meuchelmörder, der Lieutenant von F**g, mit der Renommage hervor: er würde ihn mit einem Degenstoß in den Unterleib expediren. F**g galt aber für den famosesten Fechter der Garnison. Jeder hielt nun Trenck für verloren. Der Secundant seines ersten Gegners, ein Lieutenant von M***f, sagte höhnend zu Trenck: „Ich würde Sie

ganz anders empfangen haben, mein Herr, wenn Sie es mit mir zu thun gehabt hätten."

Sogleich sprang sein achtzigjähriger Secundant, mit seinem schon bebenden Kopfe, auf die Mensur und streckte mit zitternder Hand den Degen vor sich hin, indem er mit drohender Stimme rief: „Halt! — Herr von Trenck hat gezeigt, daß er ein braver Kerl ist; wer ihn jetzt angreift, hat es mit mir zu thun!"

Alles lachte, denn kaum vermochte die fast erstorbene Hand des Greises den schweren Raufdegen zu halten.

„Freund," sagte Trenck ruhig zu ihm, „noch bin ich unverletzt und kann mich selbst vertheidigen; bin ich dazu erst unfähig gemacht, dann erst vertreten Sie meine Stelle. So lange ich aber den Degen führen kann, werde ich mit Vergnügen alle diese Herren nach Möglichkeit bedienen."

Trenck wollte einige Augenblicke rasten und senkte den Degen, aber der stolze M***, der durch die Niederlage seines Freundes erbittert war, griff ihn mit Lebhaftigkeit an. Nun mußte er sich freilich vertheidigen. Doch schon nach wenigen Augenblicken wurde sein Gegner an der Hand verwundet. Desto wüthender drang derselbe ihm auf den Leib. Nun blieb nichts Anderes übrig, als ihm zur Abwehr einen tüchtigen Stoß in den Unterleib beizubringen. Dieser erfolgte und saß — wüthend sprang M*** auf ihn ein, um durch einen a tempo-Stoß

wenigstens Trenck gleichzeitig zu tödten; doch dieser war gewandter, schlug mit der linken Hand dessen Klinge nieder und warf ihn mit derselben Hand zu Boden.

Nun hatte Niemand mehr Lust, mit dem tapfern Preußen anzubinden. Beschämt und blutend fuhren sie nach der Stadt zurück. Da M*** lebensgefährlich verwundet zu sein schien, suchte Trenck im nächsten Kapuzinerkloster ein Asyl, und da ihm dieses versagt wurde, ebenso vergeblich bei den Jesuiten. So flüchtete er sich denn auf den kalten Berg in das dortige Kloster.

Von da aus schrieb er sogleich an den Baron Lupresi. Dieser kam so schnell als möglich zu ihm und Trenck erzählte ihm den ganzen Hergang der Sache. Dieser Ehrenmann übernahm die Vermittelung; M*** starb nicht an seiner Wunde, und Trenck durfte sich schon nach acht Tagen in Wien wieder öffentlich sehen lassen.

Schlimmer daran war der Lieutenant von F**g. Dieser litt damals an einer jener galanten Krankheiten, welche das Blut vergiften und jede Verwundung lebensgefährlich machen. Er durfte nicht mehr daran zweifeln, daß ihm die leichte Armwunde, die er von Trenck empfangen, den Tod bringen würde. In dieser Lebensgefahr ging er in sich. Von Reue ergriffen, ließ er Trenck bitten, ihn zu besuchen. Ein edler Mann trägt dem geschlagenen Feinde keine Rache nach. Trenck fand ihn sterbend. So

empfing ihn der Unglückliche mit Thränen im Auge und bat um Verzeihung.

„Hüten Sie sich vor Ihrem Vetter," sprach er; „es ist diese Warnung die einzige Genugthuung, die ich Ihnen gewähren kann. Dieser böse Mensch hat mir tausend Ducaten und eine Compagnie versprochen, wenn ich es übernehmen wollte, Sie in die andere Welt zu expediren. Leider war ich nichtswürdig genug, auf diesen entehrenden Antrag einzugehen. Ich steckte tief in Schulden; das Avancement geht bekanntlich im kaiserlichen Heere langsam, ohne Intrigue und Protectionen kommt Niemand vorwärts. Ich suchte und fand einen Genossen meiner Verbrechen in dem Lieutenant von K***n, und so erfolgte das Attentat, nicht von Seiten Ihrer Feinde, sondern durch Ihren nächsten Blutsfreund, der Ihnen zu Dank verpflichtet war."

„Entsetzlich!" rief Trenck, „und hätten mich nicht die Prozeßacten dieses heimtückischen Verwandten gerettet, so würde ich ein Kind des Todes gewesen sein."

Nun erst konnte sich Trenck entschließen, seinen treulosen und undankbaren Vetter nicht wiederzusehen. Die tiefste Quelle von dem schändlichen Verfahren desselben war ein niedriger Geiz. Er fürchtete, daß der brodlose junge Mann, der in seine tiefsten Geheimnisse eingeweiht war, ihm stets auf der Tasche liegen würde, um nur leben zu können. Sein Geiz war so stark, daß er bei

einem Vermögen von anderthalb Millionen Gulden täglich nur dreißig Kreuzer verzehrte.

Kaum war es in Wien bekannt geworden, daß der preußische Trenck mit dem österreichischen Trenck gebrochen hatte, so ließ ihn der General Graf von Lövenwolde, der bis dahin als Präsident des Kriegsgerichts gegen den Pandurenobristen auch der ärgste Feind des jüngern Trenck gewesen war, zu sich rufen, empfing ihn auf das Freundlichste und versprach ihm alles Glück und alle Protectionen, wenn er ihm die Geheimnisse entdecken wollte die im Revisionsprozesse ihm von seinem Vetter vertraut worden wären. Er machte ihm die glänzendsten Versprechungen, und bot ihm zuletzt 4000 fl. für den Verrath.

Wohl hätte der unwürdige Vetter unseres Trenck eine solche Verrätherei verdient gehabt; aber Friedrich von der Trenck wendete sich von ihm mit der edelsten Entrüstung ab und wies mit unverhohlenem Abscheu so entehrende Anträge zurück.

Dieses Ereigniß ließ ihn den gefährlichen Abgrund erkennen, an dessen Rande er sich in Wien befand, und reifte den Entschluß, eine Monarchie und einen Kaiserhof für immer zu verlassen, auf deren Throne das beste und edelste Kaiserpaar saß, welches aber nicht die Macht hatte, die einmal so tief eingerissene sittliche Fäulniß eines bestechlichen Beamtenstandes zu heben.

Und dennoch würde er dort sein Glück gemacht haben,

hätte nicht sein Vetter, der Pandurenobrist, ihn so schändlich verrätherisch behandelt. Zu spät erkannte dieser, wie unrecht er an ihm gehandelt habe; aber es war keine ächte, versöhnende Reue, sondern der Aerger darüber, daß er den guten Rath desselben zur Flucht verachtet und durch seine Verrätherei sein eigenes Unglück gefördert habe. Er blieb sein Feind bis an das Ende seines Lebens und starb als Staatsgefangener auf dem Spiegelberge, unschuldig an den ihm zur Last gelegten Verbrechen, als Opfer der Intriguen einer völlig sittlich versunkenen Beamtenhierarchie, im vier und dreißigsten Jahre seines bewegten Lebens, aber als geheimer Verbrecher, der den Tod verdient gehabt hätte.

8.

Allerdings hatte das verrätherische und undankbare Benehmen des österreichischen Trenck gegen seinen jüngern Vetter allgemeine Entrüstung des Unwillens gegen ihn erregt. Alle seine früheren Anhänger und Bekannten hatten sich von ihm zurückgezogen. Man behandelte den jüngeren Trenck mit allgemeiner Achtung; aber das Alles konnte ihn nicht versöhnen mit den geschilderten Zuständen Wiens, die einem gradsinnigen, rechtlichen jungen Manne keine Aussicht gewährten, im österreichischen Dienst sein Glück zu machen. Weit lieber wollte er im fernen Indien sein Glück suchen, als länger in einem Lande bleiben,

wo unter dem Scepter der klugen und wohlwollenden Kaiserin Maria Theresia die rechtschaffensten Männer, die besten Soldaten und Patrioten von eigennützigen und mißgünstigen Beamten und Officieren unglücklich gemacht werden konnten.

Der treffliche Erzherzog Karl machte den Versuch, den jüngern Trenck zur Aussöhnung mit seinem undankbaren Vetter zu bewegen; als dieser aber jede Annäherung entschieden ablehnte, gab der Erzherzog ihm Empfehlungsschreiben an den General Brown mit, welcher damals die Armee bei Genua commandirte.

Doch Trenck machte davon keinen Gebrauch, sondern begab sich im August 1748 unmittelbar von Wien auf den Weg nach Holland.

Auf dieser Reise traf er in Nürnberg das russische Corps an, welches damals nach Holland marschiren und auf deutschem Boden Frieden machen sollte. Der Commandirende dieses Corps war der General von Lieven, ein Verwandter der Mutter des jungen Trenck. Der Major von Buschkow, den Trenck in Wien als russischen Residenten kennen gelernt hatte, überredete ihn, dem commandirenden General seine Aufwartung zu machen, und stellte ihn selbst vor. Der würdige General nahm ihn auf das Freundlichste auf. Die Erzählung seines Geschicks gewann sein Herz; er behandelte ihn als Freund und Vater und überredete ihn, die Idee, nach Indien zu

gehen, aufzugeben und statt dessen in russische Dienste zu treten. Trenck nahm es an und wurde zum Hauptmann im Tobolskischen Dragoner-Regimente ernannt.

Doch fand der General persönlich Gefallen an dem jungen Manne von klarem Verstande und entschlossenem Charakter. Er behielt ihn bei sich und ließ ihn in seiner Kriegscanzlei arbeiten, wo er durch gute militärische Kenntnisse sich sehr nützlich machte.

Doch bald wurde der Frieden geschlossen. Das Armeecorps, bei dem Trenck jetzt stand, marschirte ohne Schwertstreich nach Rußland zurück. Trenk indessen blieb mit dem Hauptquartier zu Proßnitz in Mähren zurück.

Dort aber ereignete sich für ihn ein selbstverschuldeter Unglücksfall, der ihm aber für sein ganzes Leben als Warnung dienen sollte.

9.

In Proßnitz, wo die russische Armee Winterquartiere bezogen hatte, gab der commandirende General am Krönungstage der Kaiserin Elisabeth ein glänzendes Fest. Der ganze Adel der Umgegend war dazu eingeladen und erschienen. Während im Hauptsaale getanzt wurde, hielt der Oberarzt der Armee in einem Nebensalon am Pharaotische Bank.

Trenck gab der Versuchung nach, pour reparer la fortune, sein Glück am grünen Tische zu suchen. Seine

ganze Baarschaft bestand noch in 22 Ducaten. Der Wunsch, diese zu verdoppeln, ja wo möglich zu verzehnfachen, stieg in ihm auf. Um die Opposition seiner Vernunft zu beschwichtigen, nahm er sich vor, nur zwei Ducaten zu wagen und wenn er diese verlieren sollte, zurückzutreten.

Es standen viele reiche Edelleute am Spieltisch, aber auch viele, meistens arme Officiere. Um vor diesen Zeugen mit einem gewissen Aplomb aufzutreten, setzte er sogleich diese beiden Ducaten auf Coeur-Dame, indem er dabei an seine hohe Herzensdame in Berlin dachte, hoffend, daß sie ihn nicht verlassen würde. Aber schon nach dem Umschlagen weniger Blätter ertönte das verhängnißvolle „Dame perd" und die Harke des Croupier holte ihm seine zwei Ducaten ab.

Das that dem wehe, der nicht viel mehr zu verlieren hatte; im ersten Augenblicke wollte er zurücktreten, doch ein Blick auf seine Mitspieler, die ihn fast spöttisch lächelnd ansahen, erweckte in ihm ein Gefühl von Beschämung: er wagte abermals zwei Ducaten. Auch diese gingen verloren. Jetzt erst begann die Leidenschaft des Spiels sich in ihm zu regen. Wer verliert, hofft immer im nächsten Wurf seinen Verlust wieder zu gewinnen. Auch Trenck glaubte, das Glück könne ihm doch nicht immer widerwärtig sein, und wagte mehr und mehr, bis er zuletzt kein Goldstück mehr in der Börse hatte. — Scham-

roth und bestürzt über seine Thorheit, ging er nach Hause. Nun hatte er in seinem Besitz nichts mehr, als ein Paar schöne, türkische Pistolen, für welche ihm der General Woynkof zwanzig Ducaten geboten hatte. Auf den Verkauf derselben stützten sich seine Hoffnungen auf Ersatz seines Verlustes. In einer wilden Laune, die an Desperation grenzte, nahm er sie von der Wand, und da an diesem Abende aus allen Fenstern Freudenschüsse ertönten, so feuerte er gleichfalls tapfer mit; aber es waren wahrlich keine Freudenschüsse, mit jedem Schuß hätte er sich eine Kugel durch den Kopf jagen mögen. Aber schon als er das zweite Pistol abfeuerte, das er im Humor der Desperation überladen hatte, um desto lauter zu knallen, zersprang der Lauf desselben in der Hand, so daß er fast dieselbe verloren hätte. Ein Stück des Schlosses verwundete seinen treuen Bedienten in der Backe. Im ersten Aerger darüber wollte er sich das andere Pistol gegen die Stirn abdrücken; doch besann er sich wieder und schämte sich seiner Thorheit. Dieser Unfall beraubte ihn der Gelegenheit, zwanzig Ducaten zum neuen Spielversuch zu erhalten. Nun fragte er seinen Bedienten, wie viel Geld er noch habe.

„Drei Ducaten, gnädiger Herr!“ entgegnete derselbe.

„Gieb her, ich will mein Glück damit versuchen!“

Mit dem Leichtsinn eines verzweifelten Spielers eilte er über den Markt und auf den Ball des Generals.

Dort fing er wieder zu spielen an und seltsamer Weise hatte sich das Glück zu seinen Gunsten gewendet. Er verlor fast keine Karte mehr. Sobald er sein Geld wiedergewonnen hatte, steckte er es in seine tiefste Tasche, um es nicht weiter anzugreifen, und spielte mit dem Gewinn weiter. Das Glück blieb ihm treu; er sprengte die Bank des Herrn Doctor. Eine neue Bank wurde aufgelegt; auch diese gerieth meistens in seine Hände, so daß er einen Gewinn von sechshundert Ducaten mit nach Hause nahm.

Man kann denken, wie dem jungen Manne zu Muthe war, der erst Alles verloren hatte und nun auf einmal für seine damaligen Verhältnisse reich geworden war. Wenn andere leichtsinnige Spieler durch einen solchen Gewinn erst recht von der Leidenschaft des Spiels ergriffen gewesen wären und Alles wieder zu der Bank zurückgebracht hätten, so war Trenck vernünftig genug, in sich zu gehen. Der Schreck über seinen Verlust war ihm zu tief durch die Seele gegangen, um ihn vergessen zu können; er schwor sich zu, nie wieder ein Hazardspiel zu wagen, und hat dieses Gelübde bis zum Ende seines Lebens gehalten.



Siebenzehntes Kapitel.

Trenck wird zu einem Krankentransport commandirt. — Er hofft bei dieser Gelegenheit seine Mutter wiederzusehen. — Gefährliche Schlägerei. — Seine Mutter erleidet auf der Reise zu ihm einen Armbruch. — Warnung. — Kabale, ihn durch preußische Soldaten aufheben zu lassen. — Gefahr. — Scharmützel in der Vorstadt. — Züchtigung der Verräther. — Einschiffung nach Rußland.

1.

In Krakau commandirte ihn der General von Lieven, einen Transport mit 140 Kranken auf der Weichsel nach Danzig zu bringen. Von dort ab sollte der Transport auf russischen Schiffen nach Riga gebracht werden.

Trenck selbst hatte ihn um dieses Commando gebeten, weil er auf dieser Tour seine Mutter und Geschwister in Preußen sprechen zu können hoffte. Als das Detachement in Elbing angekommen war, übergab er den Oberbefehl darüber dem Lieutenant von Platen und ritt nebst einem Bedienten in das Bisthum Ermeland, nach einem Dorfe an der preußischen Grenze, wohin er seine Angehörigen zum Rendezvous beschieden hatte.

Dort widerfuhr ihm ein Ereigniß, das ihm fast das Leben gekostet hätte. Preußische Werber hatten einige Tage zuvor einen Bauernsohn als Recruten fortgeschleppt. Alles war in Aufregung und schimpfte auf die menschenräuberischen Preußen. Unglücklicher Weise sah Trenck's blaue Dragoneruniform mit gelben Lederhosen der eines preußischen Regiments völlig ähnlich. Man hielt ihn daher für einen Preußen. Die Bauerburschen tanzten in der Schenke. Sie sahen ihn daher mit mißtrauischen, feindseligen Augen an und stießen unter Drohungen die Worte: „Verfluchter Preuße — infamer Menschenräuber!“ heraus. Trenck merkte wohl, daß es auf Händel mit ihm abgesehen war, ohne die Ursache dieser Aufregung zu kennen. Er ging deshalb hinaus, um Streit zu vermeiden. Aber die Bauern kamen ihm nach, und ehe er sich umsah, fiel ein Hagel von Schlägen, mit Knütteln, Dreschflegeln und Schemmelbeinen ihm auf Kopf und Schultern, so daß er in wenigen Augenblicken todtgeschlagen gewesen sein würde, wäre ihm nicht der Wirth und ein dienstloser, wandernder Jäger zu Hülfe gekommen. Der Wirth hielt ihn wirklich für einen preußischen Werber, und da diese allezeit Viel daraufgehen ließen, so nahm er schon aus Eigennutz dessen Partei. Zu Erklärungen blieb keine Zeit.

Sein eigener Bedienter zeigte dagegen um so weniger Courage; er kroch, mit zwei geladenen Pistolen in der

Hand, in den Backofen, anstatt seinem Herrn zu Hülfe zu kommen.

Trenck aber war nicht müssig gewesen, sich zur Wehr zu setzen. Ein starker Mann, wie er war, hatte er zwei dieser Kerle an ihrem pelzartigen Haarwuchs gepackt und warf sie mit den Köpfen auf das Steinpflaster, so daß sie blutig und betäubt dalagen. Ehe der neue Angriff erfolgte, standen der Wirth und der Jäger ihm schon zur Seite. Trenck ergriff ein Stück Holz und schlug damit so tüchtig in das Gedränge hinein, daß alle diese tölpischen Bauern in ihren mit Stricken umgürteten Schafpelzen übereinander herstürzten und davonliefen.

So blieb Trenck Meister vom Schlachtfelde; auch sein tapferer Bedienter kam aus seinem Versteck hervor. Trenck entriß ihm die Pistolen und war nun gegen jeden weitern Anfall gesichert. Aber die Buben hatten ihn so zerschlagen, daß ihm sogar das Nasenbein gebrochen war. Auch auf den Nacken und den linken Arm hatte er Mordschläge bekommen, die heftig schmerzten; das Blut lief ihm über das Gesicht. Dennoch hatte Trenck Lust, den Kampf zu erneuern, um noch ein Paar seiner Gegner, und sei es mit dem Leben, für ihren Frevel zu bestrafen; doch der Wirth rief ihm zu, augenblicklich zu entfliehen: schon werde die Sturmglocke geläutet und das ganze Dorf sei in Aufruhr.

Indessen hatte Trenck's tapferer Bediente zitternd

und eilend die Pferde vorgeführt. Trenck und sein Diener warfen sich darauf und jagten mit verhängten Zügeln davon.

Im nächsten Dorfe ließ er sich verbinden; Kopf und Augen waren ihm verschwollen. Und in diesem Zustande mußte er noch zwei Meilen weit reiten, ehe er in dem Städtchen Nessel einen geschickten Chirurg traf, der ihn in acht Tagen so weit wiederherstellte, daß er nach Danzig zurückkehren konnte.

Indessen kam sein Bruder in dem Städtchen Nessel zu ihm. Seine rechtschaffene Mutter hatte auf der Reise das Unglück gehabt, nicht weit von ihrem Gute umgeworfen zu werden. Dabei brach sie den Arm und kehrte zu seiner Schwester zurück. Dorthin zu gehen — in's Preußische — durfte Trenck schon wegen der furchtsamen und feindlichen Gesinnung seines Schwagers, der ihm damals, wie er als Flüchtling zu ihm kam, jedes Asyl verweigert hatte, nicht wagen. Und so sollte er denn seine treffliche Mutter in diesem Leben nicht wiedersehen.

2.

So befand sich denn Trenck wieder in Danzig, welches damals noch eine freie Reichsstadt war, aber mit dem Könige von Preußen ein Cartel wegen Auslieferung der Deserteure hatte.

So war denn schon um deswillen sein Aufenthalt daselbst nicht gefahrlos. Und doch konnte er als Commandeur des Krankentransports Danzig nicht verlassen. Er verließ sich darauf, daß ihn Patent und Uniform von Rußland gegen jeden Angriff von Seiten des Raths schützen würde. Und so war es auch der Fall; obgleich dem Magistrat Anzeige gemacht worden war, daß Trenck ein preußischer Deserteur sei und der Resident dieses Staates dessen Auslieferung verlangte, so wagte man doch nicht, sich an einem russischen Officier zu vergreifen.

So suchte man denn mit List zu erreichen, was auf amtlichem Wege nicht zu erlangen stand.

Es machte dort ein preußischer Officier, der sich in Danzig aufhielt, mit ihm Bekanntschaft. Dieser besuchte ihn täglich und wußte sich bei dem arglosen jungen Manne so einzuschmeicheln, daß ihm Trenck völlig vertraute. Täglich machte er mit ihm bei dem schönen Wetter Spazierritte in die Umgegend, selbst bis in die äußersten Vorstädte.

Trenck's treuer Bediente hatte Freundschaft mit dem des neuen Freundes seines Herrn gemacht. Dadurch kam er in die Lage, seine Hasenherzigkeit bei dem Angriffe in dem preußischen Grenzdorfe wieder gut zu machen.

„Gnädiger Herr,“ sagte er eines Tages zu Trenck, hüten Sie sich vor einer Falle, die Ihnen gelegt wird. Der Lieutenant von N*** will Sie vor das Thor locken,

sodann fangen und in einen Wagen werfen, um Sie in preußische Hände zu liefern.“

„Woher weißt Du das?“ fragte Trenck erstaunt, ohne nur an die Möglichkeit einer so schändlichen Verrätherei glauben zu können.

„Der Bediente des preußischen Officiers hat mich davon in Kenntniß gesetzt,“ antwortete Trenck's Diener, „weil er mich lieb habe, wie er sagte, und mich vor Unglück bewahren wolle.“

Nun kam Trenck hinter das ganze Geheimniß. Ein Geschenk von einigen Ducaten an jenen Bedienten des Lieutenants von N*** verschaffte ihm völlige Aufklärung über dieses verrätherische Project und selbst über den Tag der Ausführung desselben.

Es hatte nämlich der preußische Resident Reimer in Danzig den Lieutenant überredet gehabt, das größte Bubenstück auf der Welt an ihm zu verüben. Er sollte ihn in die Vorstadt Langfuhr hinauslocken; dazu dienten die täglichen Spazierritte als Vorbereitung. Nahe an dieser Vorstadt liegt auf preußischem Gebiete ein Wirthshaus. Dort sollten acht preußische Werbeunterofficiere ihm auflauern. Sobald er in das Haus treten würde, sollte er überfallen, gebunden und geknebelt und in einen Wagen geworfen werden; dann wollte man ihn sogleich als Gefangenen nach Lauenburg in Pommern transportiren. Zwei Unterofficiere waren beritten und sollten an

beiden Seiten des Wagens reiten, und der Knebel im Munde sollte ihn hindern, so lange man sich auf dem Danziger Gebiet befand, um Hülfe zu rufen.

Durch seinen Bedienten erfuhr Trenck ganz genau alle die getroffenen Vorbereitungen. So erfuhr er denn auch, daß seine Feinde nur mit Säbeln bewaffnet und ohne Schießgewehr ihn hinter den Thorflügeln der Einfahrt in dem erwähnten Wirthshause versteckt erwarten sollten, um ihm sogleich in die Arme zu fallen und alle Gegenwehr unmöglich zu machen. Indessen sollten sich die beiden berittenen Unterofficiere des Bedienten bemächtigen, im Fall dieser etwa mit den Pferden davonjagen wollte, um Lärm zu machen.

Trenck's Verstand mußte ihm sagen, daß es gerathener sein würde, die Gefahr zu vermeiden, als sie aufzusuchen, und das Erstere war ganz leicht; er durfte nur den Spazierritt in die Vorstadt ablehnen, wenn ihm dazu ein Vorschlag gemacht werden sollte. Aber ein mächtiger Hang zu Abenteuern, sein Muth, sein Ehrgeiz und der Wunsch, sich gegen die Verräther eine tüchtige Genugthuung zu verschaffen, spornte ihn unablässig an, das Wagestück zu bestehen.

Gegen Mittag vor dem bestimmten Tage erschien wie gewöhnlich sein falscher Freund, Lieutenant von N***, um mit ihm zu speisen. Diesmal war er aber ungewöhnlich tiefsinnig und ernsthaft. Es mochte ihm denn

doch der übernommene Auftrag, mehr als er es sich dachte, im Kopfe herumgehen. Gegen vier Uhr erhob sich der Lieutenant vom Tisch und machte den Vorschlag, am folgenden Morgen früh mit ihm einen Spazierritt nach der Vorstadt Langfuhr hinaus zu machen. Er schilderte ihm die Partie so angenehm, daß Trenck ganz arglos darauf einzugehen schien, obgleich er den Verräther durchschaute. Die bestimmte Zusage Trenck's schien Jenen sehr glücklich zu machen. Er wurde plötzlich heiter, als sei ihm damit eine große Last von der Seele gewälzt. Trenck hatte seine Gesichtszüge genau beobachtet. Er kannte die Beweggründe seiner plötzlichen Heiterkeit und beschloß, ihm dafür einen tüchtigen Denkzettel zu geben.

Kaum hatte ihn dieser Judas in Uniform verlassen, so begab sich Trenck zu dem russischen Residenten, Herrn von Scheerer, und erzählte diesem, was er erfahren hatte.

Dieser brave Mann war ein ehrlicher Schweizer, dessen Rechtschaffenheit sich durch ein so ehrloses Verfahren im höchsten Grade entrüstet fühlte. Trenck setzte ihn von seinem Vertheidigungsplan in Kenntniß und fragte an, ob er für diesen Zweck wohl sechs Mann von der unter seinem Commando stehenden Mannschaft verwenden dürfe. Anfangs suchte der Resident ihm die ganze Idee, sich in diesen bösen Handel einzulassen, auszureden; doch als Trenck mit Festigkeit erklärte: er würde diesen Coup auf jede Gefahr hin und selbst auf eigene Ver=

antwortung ausführen, sagte endlich der brave Mann: „Nun denn, mein Sohn, thue in Gottes Namen, was Du nicht lassen kannst. Ich aber will nichts davon wissen, um nichts verantworten zu müssen.“

Nun eilte Trenck sogleich zu seinen Leuten und wählte dort sechs zuverlässige Männer aus. Er sagte ihnen, worauf es ankomme, und die Soldaten, die ihren Commandeur liebten, sagten ihm freudig ihren Beistand zu.

„Dann aber,“ sprach Trenck, „müßt Ihr einmal die Nacht im Freien campiren, um zu rechter Zeit am Platze zu sein.“ Gern waren sie dazu bereit, und nun führte sie Trenck spät Abends in der Dunkelheit nach jener Vorstadt hinaus und versteckte sie im hohen Korne, gerade dem Wirthshause gegenüber. Die Gewehre durften sie nicht tragen, um kein Aufsehen zu machen; Trenck hatte sie auf einen Wagen laden lassen, den er selbst hinausfuhr. Als sie nun tief in der Nacht bewaffnet waren und scharfe Patronen erhalten hatten, ließ Trenck mitten im Korn einen Kreis um sich schließen, und instruirte sie ganz genau, daß sie auf den ersten Schuß mit gespanntem Gewehr ihm zu Hülfe eilen und Alles gefangen nehmen sollten, was sie dort an preußischen Uniformen finden würden; sie sollten aber nicht eher Feuer geben, als wenn dieses zu ihrer eigenen Vertheidigung unvermeidlich sein würde.

Um ganz sicher zu gehen, hatte Trenck auch noch

zuverlässige Kundschafter ausgestellt. Durch diese erfuhr er denn, daß der preußische Resident, Herr von Reimer, schon um vier Uhr Morgens mit Postpferden herausgefahren sei.

Nun wurde der Wunsch, das Abenteuer zu bestehen und sich an dem Verräther zu rächen, immer brennender in seiner Seele. Er übernahm es selbst, seine und seines Bedienten Pistolen mit der Vorsicht eines guten Schützen zu laden. Neu geschärfte Steine wurden aufgeschraubt, die Pfannen mit Filz abgerieben und gutes, frisches Pulver darauf geschüttet. Ebenso vorsichtig behandelte er seine kleinen Terzerole, die er in die Brusttaschen seines Uniformrockes versteckte. Der Bediente mußte die großen Reiterpistolen in den Pistolenhalfter, der sich am Sattel befand, stecken. Die Pferde waren gesattelt. Um sich der Treue des Bedienten des Lieutenants zu versichern, hatte er demselben versprochen, ihn in seine Livree aufzunehmen.

So, auf alle Fälle vorbereitet, erwartete er mit Ungeduld seinen falschen Freund.

Dieser erschien gegen sechs Uhr früh Morgens, stellte sich ganz unbefangen, obwohl ihm nicht so zu Muthe sein mochte, lobte das schöne Wetter und rühmte sehr das gute Frühstück und die schöne Wirthin im Gasthofe zu Langfuhr — einem damals viel besuchten Vergnügungsorte der Danziger — und machte den Vorschlag, dorthin zu reiten.

Sogleich war Trenck dazu bereit. Der Lieutenant wurde sehr heiter und spielte den liebenswürdigsten Gesellschafter.

Beide stiegen zu Pferde. Jeder von seinem Bedienten gefolgt, ritten sie zum Thore hinaus.

Der Lieutenant N*** ahnte gar nicht, wie stark Trenck und sein Diener bewaffnet waren; denn den guten türkischen Säbel, den derselbe an der Seite hatte, hielt er für einen gewöhnlichen Officiersäbel, womit man nicht viel Schaden thun kann. Zudem waren seine Maßregeln so gut getroffen, daß ihm zwei Mann die Arme gehalten haben würden, ehe er noch Veranlassung haben konnte, den Säbel zu ziehen. Von dem Hinterhalte, welchen Trenck im Korne versteckt hatte, wußte er gar nichts.

So waren Beide nur etwa noch dreihundert Schritt vom Wirthshause entfernt, das man schon in der Ferne sehen konnte, da sagte der Lieutenant mit gleißnerischer Freundlichkeit: „Wie wäre es, Freundchen, wenn wir den Rest des Weges zu Fuß zurücklegten; die Promenade ist hier reizend — unsere Burschen können die Pferde führen und besorgen.“

„Sehr gern!“ antwortete Trenck und stieg ab. Auch der Lieutenant war mit einem Sprunge am Boden. Sein ganzes Gesicht glänzte vor Freude; besonders im Auge lag ein so teuflischer Zug, daß Trenck keinen

Augenblick im Zweifel darüber blieb, daß der Verräther seinen Streich schon für gelungen hielt.

Als Trenck seinem Diener den Zügel seines Pferdes zuwarf, sagte er leise zu ihm: „Du bleibst in meiner Nähe!"

So gingen sie auf dem mit Pappeln besetzten Seitenwege vorwärts, während die Diener mit den Pferden in gleicher Richtung neben ihnen auf der Chaussee folgten.

Bald waren sie vor der Thür des Gasthofes angekommen, Trenck immer ruhig und heiter bleibend und der Lieutenant strahlend vor boshafter Freude. Im offenen Fenster des zweiten Stockes lag der preußische Resident von Reimer. „Guten Morgen, Herr Hauptmann!" rief er ihm zu; „nur immer näher — immer herein! Das Frühstück ist fertig!"

Trenck ließ nun die Maske fallen und antwortete hohnlachend: „Danke recht sehr, Herr Resident, für dies mir zugedachte capitale Frühstück; indessen erlaubt es meine Zeit nicht, mich hier aufzuhalten."

Und damit ging er vorwärts. Sein Begleiter wollte ihn mit Gewalt auf den Hof führen, wo sein Hinterhalt lag, und ergriff ihn deshalb schon beim Arm. Aber Trenck riß sich los, gab dem Judas eine ungeheure Ohrfeige, so daß er bald zu Boden taumelte, und sprang sodann nach seinem Pferde, um aufzusteigen. Doch in demselben Augenblicke stürzten die versteckt gewesenen

Preußen aus dem Hofthore heraus und liefen mit Geschrei auf ihn ein. Trenck aber riß eine Pistole aus der Halfter und brannte dem Ersten, der ihn fast schon gepackt hatte, die volle Ladung auf die Haut. Dieser, wenn auch nur leicht am Arme verwundet, lief schreiend davon. Auf diesen Signalschuß stürzten die Russen aus ihrem Verstecke hervor.

„Stoi, stoi Jebronnamard!“ riefen sie, mit gespanntem Gewehr und gefälltem Bajonnet auf die wehrlosen Preußen eindringend. Alles lief davon. Trenck ergriff noch den Anführer dieser Wegelagerer und überlieferte ihn seinen Leuten; dann aber eilte er in das Haus, um den Residenten zu verhaften. Doch dieser entwischte durch die Hinterthür des Hauses; Trenck aber packte ihn noch am Zopfe seines gepuderten Haares, welches aber vom Haupte losriß. Trenck hatte lachend als Trophäe die weiße Perücke in der Hand, und der Resident lief als Kahlkopf davon.

Trenck's Russen hatten im Verfolgen noch vier Mann Preußen gefangen. Sogleich ließ der Sieger durch seine Mannschaft die Straße absperren und hielt ein kurzes Standrecht. Er befahl, jedem der Gefangenen fünfzig Stockschläge aufzählen zu lassen. Unter diesen befand sich aber ein junger Mensch von einnehmenden Gesichtszügen, welcher sich als der Fahnenjunker von Casseburg zu erkennen gab. Er erzählte in seiner Angst, daß er mit

Trenck's Bruder studirt habe, und bat um Verzeihung, weil er zu diesem Straßenraube commandirt worden sei.

Seine Jugend und Schüchternheit rührten Trenck, aber er war noch auf die Verräther zu erbittert, um ihm alle Strafe zu erlassen.

„Gut," sagte Trenck, „wenn ich Sie nicht wie einen feigen Schurken behandeln soll, so ziehen Sie Ihren Säbel, vertheidigen Sie sich und die Sache soll wie unter Ehrenmännern zwischen uns abgemacht werden."

Damit zog Trenck seinen türkischen Säbel. Der arme Mensch zitterte und war so bestürzt, daß er zwar seinen Degen zog, aber noch einmal um Gnade flehte, indem er Alles auf den Residenten schob.

„Zu einem Schurkenstreich läßt sich ein Ehrenmann nicht commandiren," entgegnete Trenck und griff ihn an. Der Junker vertheidigte sich nur schwach.

„In's drei Teufels Namen, Herr!" rief Trenck in der derben Soldatenweise seiner Zeit; „pariren Sie besser, oder ich haue Sie in tausend Kochstücke!"

Das wollte er indeß doch nicht thun, und schlug dem Zaghaften zweimal den Säbel aus der Hand.

„Herr, Sie sind kein Ehrenmann!" rief er endlich, entrüstet über die Feigheit des Gegners; „Sie sollen behandelt werden, wie Sie es verdienen!" und damit entriß er dem nächsten Corporal seinen Stock und fuchtelte damit den Hasenfuß tüchtig durch, ohne daß dieser an

Gegenwehr dachte. Der Mensch sank vor Trenck auf seine Knie, und dieser hörte auf zu schlagen, ihm zurufend: „Schurke, jetzt erzähle Deinen Kameraden, wie der Trenck Straßenräuber zu züchtigen weiß!“

Indessen war viel Volk zusammengelaufen; Trenck erzählte der Menge mit kurzen Worten den Vorfall. Was den letzteren für die Angreifenden noch schlimmer machte, war der Umstand, daß der Angriff wirklich auf Danziger Gebiet geschehen war, da erst im Gasthofe selbst die preußische Grenze begann. Nun aber wurde der Pöbel gegen die Preußen wüthend, und Trenck hatte Mühe, zu verhindern, daß sie gesteinigt wurden.

Dann ließ er die Preußen laufen und marschirte mit seinen Russen siegreich vom Schlachtfelde, aber, um weiterer Untersuchung zu entgehen, nicht nach der Stadt, sondern nach dem Hafen, wo er sich sogleich an Bord eines der Schiffe begab, welche die Bestimmung hatten, das russische Detachement nach Riga zu führen. Nach drei bis vier Tagen gingen die Schiffe unter Segel.

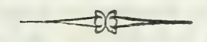
Merkwürdig, daß die erzählte Geschichte in der Vorstadt sowohl von den Danzigern, als von den Preußen verschwiegen wurde. Sie hatten Alle nicht besonders viel Ehre davon.

Indessen hatte der preußische Resident Reimer nicht versäumt, über dieses Scharmützel einen ganz entstellten Bericht nach Berlin zu senden, der alle Schuld auf Trenck

schob, wodurch der König auf's Neue furchtbar gegen ihn aufgebracht wurde.

Das ist eben der Mangel einer absoluten Monarchie, daß auch der klügste, gerechteste und willenskräftigste Monarch niemals gegen Täuschung durch Intriguen seiner Beamten gesichert und damit zu Ungerechtigkeiten verleitet werden kann, die er begeht, ohne Ahnung davon zu haben.

Doch bald sollte die Abreise nach Rußland erfolgen, wo der Absolutismus, mit orientalischem Despotismus gepaart, damals in vollster Blüthe stand.



Achtzehntes Kapitel.

Sturm. — Gefahr, in eine preußische Festung einlaufen zu müssen, um dort als Deserteur festgehalten zu werden. — Trenck's Entschlossenheit. — Der wohlwollende Gouverneur in Riga. — Empfehlungsschreiben nach Moskau. — General Lieven giebt ihm freundlichen Rath. — Abreise nach Moskau. — Ankunft daselbst. — Empfehlungen und Connexionen. — Glänzende Aufnahme. — Ehrendegen von der Kaiserin. — Glänzende Aussichten. — Gedicht an die Kaiserin. — Gnädige Aufnahme. — Ehrengeschenk. — Protection. — Verhältniß mit einer schönen Kneesentochter. — Reizende Untreue und tragisches Verhängniß. — Lord Hyndford, sein Verwandter. — Verhältniß mit der Gräfin Bestuschef. — Seine glänzenden Aussichten. — Lord Hyndford's Rath und Freigebigkeit. — Er widersteht der Versuchung, die Interessen Preußens an Oesterreich zu verrathen. — Trenck's Stellung in Rußland. — Gefährliche Intrigue gegen Trenck. — Ausgang. — Herr von Funk; Herr von Golz. — Verlauf der Intrigue. — Ausgang derselben. — Genugthuung für Trenck. — Geschenk von der Kaiserin. — Seine Stellung in Rußland fängt an unhaltbar zu werden. — Glänzende Aussichten, die sich ihm in Wien eröffnen. — Die Trenck'sche Erbschaft. — Russische Barbarei. — Abreise nach Wien.

1.

Bald war Trenck in offener See auf der Fahrt nach Riga. Kaum war das Schiff, worauf er sich mit

seinem russischen Commando befand, über die Danziger Rhede hinaus, so erhob sich ein heftiger Sturm. Trenck arbeitete die halbe Nacht mit, kräftig und unerschrocken, wie der geübteste Matrose; darauf aber wurde er seekrank und legte sich in seine Coje. Kaum war er eingeschlummert, als ihn der Schiffscapitän weckte und, seiner Meinung nach, vergnügte Botschaft brachte.

„Wir sind gerettet!“ rief er; „sogleich werden wir in den Hafen von Pillau einlaufen!“

Trenck erschrak, sprang von seinem Lager auf und eilte auf das Verdeck. Was er in geringer Entfernung vor sich sah, waren die Werke der preußischen Festung Pillau. Schon nahten sich die Lootsenboote, um das Schiff in den Hafen zu führen. Trenck kannte alle Officiere der dortigen Garnison persönlich und war von ihnen gekannt. Nichts war ihm gewisser, wie dort als preußischer Deserteur gefangen genommen zu werden und vieljährigen Festungsarrest zu erhalten; vielleicht erging es ihm noch schlimmer. Trenck versuchte es, dem Capitän eindringlich zuzureden, den Cours zu ändern und wieder in hohe See zu gehen.

„Aber sehen Sie doch, Herr — in des drei Teufels Namen! — wie noch der Sturm raset; diese haushohen Wellen und mein kleines Schiff — eine einzige Sturzwelle bohrt uns in den Grund. Ich kenne meine Pflicht und suche den sichern Port.“

Trenck begriff augenblicklich, daß sein Zureden nichts helfen konnte. Die Gefahr war dringend. Der Moment mußte benutzt werden, sonst war Alles verloren. Darum eilte er, ohne ein Wort zu entgegnen, in die Cajüte und holte seine stets geladenen Pistolen. Damit erschien er wieder auf dem Verdeck und bedrohte den Capitän mit dem Tode, wenn er nicht augenblicklich befehlen würde, das Schiff zu wenden und wieder in See zu gehen. Der Befehlshaber des Schiffes zögerte noch einen Augenblick; die ganze Mannschaft, selbst die unter Trenck's Befehlen stehenden Russen, murrte laut. Trenck konnte ihnen den wahren Grund nicht sagen: daß er als preußischer Deserteur fürchten müsse, verhaftet zu werden. Und so mußte ihnen als Eigensinn erscheinen, was eigentlich nur eine Nothwehr war, wenn er mit Tollkühnheit Aller Leben auf's Spiel setzte. Aber Trenck spannte die Hähne seiner Pistolen und nahm eine so drohende und imponirende Haltung an, daß Niemand wagte, ihn anzugreifen, und der Capitän die Befehle gab, welche eine Wendung des Schiffes zur Folge hatten.

Zur großen Verwunderung der Garnison und der Bewohner von Pillau, die sich auf den Wällen versammelt hatten, noch mehr aber die Lootsen, die das Schiff fast erreicht hatten, stürzte sich der kleine, zerbrechliche Schooner wieder in die hochgehenden Wogen der brausenden See — bald war er den Blicken der nachgaffenden Menge verschwunden.

Noch einmal drohte Meuterei gegen ihn auszubrechen, da rief Trenck seinen beiden Bedienten zu, sich zu bewaffnen. Das geschah, und Alles gehorchte den Befehlen des tollkühnen Mannes.

Kaum hatte man noch eine halbe Stunde mit dem Sturme gekämpft, so legte sich derselbe. Zwar gingen die Wellen noch hoch, aber der Wind war günstig, und so glückte es, daß der kleine Schooner mit Trenck und seiner Mannschaft am folgenden Tage in den Hafen von Riga einlief.

Was sich voraussehen ließ, geschah. Der Schiffer beschwerte sich über Trenck's Eigenmacht bei dem Gouverneur, dem würdigen, alten Feldmarschall Lacy. Trenck mußte vor ihm erscheinen und antwortete respectvoll mit der einfachen Erzählung der Wahrheit.

„Aber Sie, mein Herr," entgegnete der Gouverneur aufgebracht, „hätten durch Ihre Tollkühnheit Veranlassung geben können, daß 150 Russen ertrunken wären."

„Ew. Excellenz," antwortete Trenck lächelnd, „ich habe sie Alle lebendig hergebracht, und für mich war es gerathener, mich unter Gottes Obhut zu begeben, als in die Gewalt meiner Feinde; und dann dachte ich in dem Augenblicke, als ich mich entschloß, für meine Selbsterhaltung das Aeußerste zu wagen, gar nicht an meine Gesellschaft. Zudem wußte ich auch, daß es Soldaten waren, die den Tod so wenig fürchten, als ich."

So wenig diese kühne Antwort einem strengen Richter genügt haben würde, so machte sie doch den günstigsten Eindruck auf den alten Krieger, der, schon gewonnen durch die Schönheit und edle Gestalt des jungen Mannes, Muth und Entschiedenheit an dem Soldaten zu schätzen wußte. Er entließ ihn mit freundlichen Worten und sagte: „Damit Sie durch Intriguen über diese Geschichte am kaiserlichen Hofe nicht zu leiden haben werden, will ich Ihnen ein Empfehlungsschreiben an den Kanzler Bestuchef in Moskau mitgeben.“

2.

Indessen war General Lieven bereits mit seiner Armee in Rußland eingerückt und kam in Riga an, als Trenck noch dort war.

Sogleich meldete er sich bei seinem Chef. Dieser empfing ihn auf das Freundlichste und nahm ihn auf sein Gut Annaburg mit, das vier Meilen von Riga gelegen war. Dort blieb Trenck einige Tage bei ihm. Der General gab ihm die genaueste Kenntniß von allen Verhältnissen und einflußreichen Personen am kaiserlichen Hofe, welcher damals sich in Moskau befand, und ertheilte ihm guten Rath, wie er es anzufangen habe, um dort sein Glück zu machen.

„Suchen Sie,“ sprach er im väterlichen Tone, „vor allen Dingen eine Compagnie in einem Cuirassierregimente

zu erhalten. Die Rittmeister dieses kaiserlichen Leib-regiments haben Majorsrang in der Armee. Jedenfalls bemühen Sie sich, bald von dem Dragonerregimente, bei dem Sie jetzt stehen, loszukommen. Hier ist auf kein Avancement zu hoffen."

Bald darauf ging Trenck mit noch zwei andern Officieren nach Moskau ab.

3.

Nach seiner Ankunft in dieser imposanten Residenz, dessen Kreml als Kaiserpalast, Citadelle und Kloster den orientalischen Charakter trägt, gab er sein Empfehlungsschreiben ab und wurde von dem Kanzler, Grafen Bestuchef, auf das Wohlwollendste empfangen. Der Obristlieutenant Ottinger, dessen Freundschaft er auf der Reise gewonnen hatte, war zugleich Hausfreund in der Familie des Kanzlers und trug nicht wenig dazu bei, ihn auch dort zu empfehlen.

Kaum befand sich Trenck unter den angenehmsten Verhältnissen in Moskau, so begegnete er auf der Straße zufällig dem Grafen Hamilton, der noch von Wien her, wo er als Rittmeister gestanden hatte, sein Freund war. Sein General war damals als kaiserlicher Botschafter am russischen Hofe accreditirt.

Hamilton stellte ihn seinem Chef, dem General Grafen Bernes, vor, der im Jahre 1743 kaiserlich österreichischer Gesandter in Berlin gewesen war und bei

Friedrich dem Großen sehr in Gnaden gestanden hatte. Dort hatte er Trenck zuerst kennen gelernt, und später hatte er sich für sein Geschick interessirt. Trenck mußte es ihm jetzt ausführlich erzählen und der General nahm das lebhafteste Interesse für ihn. Er führte ihn in seine Familie ein, wo er ebenfalls die wohlwollendste Aufnahme fand, und lud ihn öfters zur Tafel ein. Schon nach wenigen Unterredungen hatte dieser würdige General, der ein aufgeklärter und vorurtheilsfreier Mann war, ihn lieb gewonnen, und rieth ihm aus den russischen Diensten auszutreten und sich in österreichische zu begeben. Er wollte ihn mit den besten Empfehlungen nach Wien versehen, ihm auch eine Compagnie bei seinem Regimente geben.

Aber Trenck war durch das Geschick seines Vetters mehr als genügend von österreichischen Kriegsdiensten abgeschreckt worden, und darum würde er lieber in holländischen Diensten nach Indien gegangen, als nach Wien zurückgekehrt sein.

Eines Mittags befand sich Trenck mit seinem Freunde dem englischen Gesandten Lord Hyndford an der Tafel des österreichischen Generals. Der Lord hatte den jungen Trenck in Berlin gekannt und war gegenwärtig gewesen, als der König ihm das Lob ertheilt: „C'est un matador de ma jeunesse". Er wußte, wozu Trenck mit seinem ritterlichen Muthe taugte und nahm ihn

nach aufgehobener Tafel auf die Seite, indem er ihn fragte:

„Aber um des Himmelswillen, lieber Trenck, was machen Sie hier in diesem barbarischen Lande?“

„Ich suche Brod und Ehre“, war Trenck's Antwort, „weil ich in meinem Vaterlande beides verlor, ohne ein Verbrechen begangen zu haben“.

„Haben Sie Geld?“

„Nein, mein ganzes Vermögen, das ich jetzt besitze, besteht nur noch in 30 Dukaten.“

„Nun dann,“ sprach der Gesandte mit wohlwollender Herzlichkeit, „folgen Sie meinem Rath, lieber Trenck. Sie besitzen übrigens alle persönlichen Eigenschaften, um in Rußland ein großes Glück zu machen. Aber man verachtet hier den Armen. Man sieht nur auf den äußern Glanz, ohne Verdienste, Talent und Fähigkeiten zu achten. Sie müssen reich erscheinen. Ich werde Sie mit Bernes in alle großen Gesellschaften einführen und in Allem unterstützen, was Sie brauchen. Schöne Livree, Handpferde, Brillanten auf den Fingern, in allen Gesellschaften der Großen spielen, stolz und trotzig, selbst mit den Ministern sprechen, bei den Damen sich Freiheiten herausnehmen, und sich aller Ihrer natürlichen Gaben bedienen, um den Angenehmen zu spielen — das sind die Mittel für einen Fremden, um hier Alles zu erhalten, was er will. Für alles Uebrige lassen Sie mich sorgen.“

Diese Unterredung dauerte noch lange. General Bernes kam dazu, stimmte völlig mit ein und beide bedeutende Männer verbanden sich mit einander, um Trenck's Glück in Rußland zu machen.

Nun wurde er sogleich in alle bedeutende Gesellschaften eingeführt, und zwar nicht als ein fremder Dienstsuchender oder Hauptmann eines Tobolskischen Regiments, sondern als der künftige Erbe eines Millionärs, des ungarschen Trenck; ferner als ein ehemaliger Liebling des großen Königs von Preußen, zugleich als ein vertrauter Freund aller der großen Gelehrten, die den König umgaben, ja selbst als Gelehrter und Schöngeist.

Um diesem Ruf Ehre zu bringen, machte Trenck ein Gedicht an die Kaiserin Elisabeth, das reich an schmeichelhaften Pointen war. Lord Hyndford übernahm es dasselbe gehörig anzubringen. Das Gedicht gefiel der Kaiserin und sie befahl, ihr den Dichter vorzustellen. Dies geschah durch den Gesandten und den Kanzler. Die Monarchin war sehr gnädig, versicherte ihn ihrer vollen Gnade, empfahl ihn persönlich dem Kanzler und ließ ihm einen kostbaren Degen überreichen, der 1000 Rubel werth war.

Mit diesem Gnadenact wurde die Achtung am Hofe für ihn allgemein; besonders von Seiten der Anhänger des Kanzlers Bestuschef's erwies man ihm alle nur mögliche Ehre und Aufmerksamkeit.

Seine Verhältnisse wurden ebenso angenehm, als günstig. Niemand zweifelte daran, daß der preußische Trenck bald eine große Carrière in Rußland machen werde, und Jeder beeiferte sich ihm zu schmeicheln und ihm Höflichkeiten zu erweisen. In den ersten Häusern wurde er zu allen Gesellschaften geladen. Man riß sich förmlich um die Ehre seiner Bekanntschaft und seines Besuchs. Trenck war am Hofe der Kaiserin ein Modeartikel in der eleganten Welt geworden. Wer hätte daran zweifeln können, daß er in einem Lande, wo Alles möglich war, wo eine Leibeigene den Kaiserthron bestiegen hatte, mit Windeseile zu einer großen Rolle aufsteigen würde.

Und doch trat wieder ein Abenteuer seinem Glücke entgegen.

4.

Bei einer großen Tafel im Palais des Lord Hyndford saß Trenck neben einem wunderbar schönen Mädchen, das einer der ersten fürstlichen Familien angehörte.

Kathinka, so hieß sie, war die Tochter eines reichen Knees, der sie nach der damals in Rußland allgemein herrschenden Sitte, ohne ihre Abneigung zu berücksichtigen, an einen russischen Minister verlobt hatte. Dieser, ihr Verlobter, war bereits 60 Jahre alt, dabei allerdings ein Mann von Gewicht, denn sein wohlbeleibter Körper

wog 300 Pfund, dabei besaß er im Aeußern, wie im Benehmen, jede Unliebenswürdigkeit, die nur ein junges Mädchen abschrecken kann.

Die siebzehnjährige Jungfrau fühlte sich offenbar höchst unglücklich über diese ihr aufgedrungene Partie, die sie jedoch auf keine Weise abzuwenden vermochte. Ihre Blicke verriethen unbewußt, daß sie den jungen Trenck weit lieber an der Stelle ihres fetten Bräutigams gehabt hätte. Man denke sich daneben einen vierundzwanzigjährigen jungen Mann, von heißem Blut und feurigem Temperament und solche herrliche blaue Mädchenaugen, wie flehend und hingebend in Liebe und Vertrauen auf ihn gerichtet, und man wundere sich nicht, daß die ewige Liebe und Treue, die er einst seiner hohen Freundin in Berlin geschworen hatte, kein undurchdringlicher Panzer mehr war, gegen eine neu erwachende Leidenschaft.

In solchen Fällen gehörte Trenck zu den Kühnsten seines Geschlechts. Er erlaubte sich mit aufrichtiger Theilnahme und im treuherzigsten Ton, mit Hindeutung auf ihren Verlobten, ihr Geschick zu beklagen und hatte damit das Herz des unglücklichen jungen Mädchens getroffen. — „O Gott,“ entgegnete die junge Fürstin halb leise im Ton der tiefsten Betrübniß und mit kindlichem Vertrauen, „könnten Sie mich von diesem grausamen Geschick erlösen, ich würde mich zu Allem entschließen, was Sie nur wollten.“

Trenck erstaunte über eine Naivetät, die ihm noch nie im Leben so unschuldig und reizend vorgekommen war, und der Gegenstand dieser Verwunderung war unaussprechlich schön und hinreißend liebenswürdig. Ihr Schmerz ging dem jungen Manne durch die Seele, aber wie helfen? Ihre Verlobung war bereits bei Hofe declarirt und von der Kaiserin genehmigt worden. Hier gab es kein anderes Mittel ihr zu helfen, als Flucht und Entführung, und das hatte seine großen Gefahren. Der kleinste Umstand konnte Alles mißlingen lassen und dann war für Trenck die Verbannung nach Sibirien gewiß. Aber eben diese Gefährlichkeit des Unternehmens erhöhte in der Seele des kühnen jungen Mannes den Reiz eines solchen Abenteuers. Trenck war schon halb dazu entschlossen. Er sagte es ihr flüsternd, aber trotz dem Geräusch der heitern Gesellschaft war dort der Ort nicht, eine so wichtige Angelegenheit ungestört zu besprechen. Das sagte er ihr und bat um eine Gelegenheit zu einer ungestörtern Unterredung.

Und das von allen Schrecken der Phantasie über eine so entsetzliche und widerwärtige Vermählung hart bedrängte junge Mädchen ging im leichtsinnigen Vertrauen darauf ein.

„Sie sind mein einziger Rettungsanker", sagte sie, „den mir Gott selbst gesendet hat; wenn Sie nicht helfen, so bin ich verloren; wären Sie unedel genug mein Ver=

trauen zu mißbrauchen, so könnte ich doch dadurch nicht unglücklicher werden, als ich ohnehin schon bin. Aber ich vertraue Ihnen. Ich fühle es heraus: unsere Seelen sind eins. Sie werden morgen Nachricht erhalten, wo wir uns ungestört sprechen können.

Und schon am folgenden Tage erhielt er durch ihre treue Kammerfrau die Bestimmung eines Rendezvous in dem schönen, aber von der eleganten Welt wenig besuchten Troitzengarten.

Mit welcher Ungeduld wurde von Trenck die Stunde erwartet, die ihn beglücken sollte. Die Lebhaftigkeit der Gefühle und Phantasie ließ ihn nicht ruhen.

Schon früher als verabredet war, trieb ihn die Ungeduld in die Boskette des Gartens. Wohl machte er sich Vorwürfe über seinen Leichtsinn, der üble Folgen haben konnte, für ihn selbst, wie für die neue Geliebte; und nicht weniger warf er sich Undank und Treulosigkeit vor, wenn er an seine hohe Liebe dachte; aber das feurige Blut des jungen Mannes ließ sich nicht mehr beherrschen. Er befand sich in einem Strudel der Leidenschaft, dem er sich nicht mehr entreißen konnte; das Einzige, was ihn beruhigen konnte, war der Gedanke, womit er sich selbst zu täuschen suchte, daß es ja nichts damit sei, als ein rein menschliches Mitleid, mit dem unverschuldeten Unglück eines liebenswürdigen jungen Mädchens. Er hielt es für eine höhere ritterliche Pflicht, der

Barbarei einer alles Gefühl empörenden Ungerechtigkeit der Sitte entgegenzutreten.

Kathinka hatte ihre Anstalten so vorsichtig getroffen, daß drei Stunden des ungestörten Beisammenseins schnell wie Minuten verlaufen durften, ehe sie an den Rückzug denken mußte. Wie entzückend und berauschend für Beide waren diese Stunden. Der Bund der Herzen war für Zeit und Ewigkeit geschlossen und mit Kuß und Schwur besiegelt.

Arme Amélie, während Du noch schmachtest für den fernen ritterlichen Geliebten und noch schwörst auf seine Treue, hat er diese schon gebrochen. O die Männer, die Männer, auch die besten und edelsten, wenn sie von der Natur mit einem feurigen Temperament und gefühlvollen Herzen begabt sind, werden nur zu leicht die Sclaven ihrer Sinne und bleiben nicht immer treu. — Auch nicht bei allen Frauen möchte ich auf ihre ewige Treue schwören, aber es fehlt ihnen nur mehr als den Männern die verführende Gelegenheit oder es ist der Rechte nicht, der ihnen Sinne und Herz in Bewegung zu setzen weiß. So ist es mit der ewig treuen Liebe im Leben, wie anders oft, als in den idealen Zuständen des Romans!

Wie oft dachte noch Trenck wonnig und träumerisch, später in tiefster erbarmungsloser Kerkerhaft, an diese entzückendsten, glücklichsten Momente seines Lebens. Dieses reizende Mädchen, mit dem schaurigen Haß gegen den

ihr aufgedrungenen künftigen Gemahl erfüllt, mit einem Herzen voll zärtlicher hingebender Liebe für ihren neuen, so schnell erworbenen Freund, ruhte in seinen Armen mit Thränen im Auge, im unbegrenzten Vertrauen auf seine Leitung und Rettung, ganz hingegeben seinem Willen und flehte nur um eins: sie zu entführen und von ihrem entsetzlichen Bräutigam zu erlösen.

Seit diesem glücklichen Tage hatte Trenck noch oft Gelegenheit durch ihre Kammerfrau, die eine geborene Georgierin war, durch einen Eingang zu ihrem Garten, ganze Nächte in ihrer entzückenden Gesellschaft zuzubringen.

Aber in dieser begeisternden Trunkenheit der Sinne und Seelen, die immer noch zu keinem Ergebniß eines raschen Entschlusses führte, sollten sie furchtbar gestört werden durch die Bestimmung des nahen Hochzeitstages mit ihrem Ungeheuer, welche Vermählung am 1. Aug. stattfinden sollte. Von Moskau aus dem Reiche zu entfliehen, war aber ganz unmöglich. Dagegen wäre die Flucht von Petersburg aus verkleidet und mit fremden Päßen zu Schiffe schon eher zu erreichen gewesen. Und in dieser Hinsicht konnte es nur als ein Trost gelten, daß die Abreise des Hofes dorthin nahe bevorstand, freilich erst nach der Hochzeit. So mußten sich denn die Liebenden wohl in Geduld schicken. Dem verhängnißvollen 1. August war trotz einer Unzahl von Intriguen, die angesponnen wurden, nicht mehr auszuweichen. Und damit wurde denn

die hohe fürstliche Vermählung mit aller nur ersinnlichen Pracht vollzogen. In der Hochzeitsnacht ruhte die Braut in den Armen ihres Geliebten, und der neuvermählte Bräutigam schnarchte im Lehnstuhl, denn im Bette konnte der Speckwanst nicht liegen.

Jetzt, durch die unerbittliche Nothwendigkeit in ein unnatürliches und verhaßtes Ehejoch getrieben, entwickelte die junge Frau eine bewunderungswürdige Listigkeit.

Sie hatte ihr Schlafzimmer so gewählt, daß es zu ebner Erde, versteckt durch das Blüthengebüsch eines Boskets, nach dem Garten hinaus lag. Zu einer Hinterthür dieses Gartens hatte Trenck einen Nachschlüssel erhalten, und damit konnte er dann leicht, in mancherlei Verkleidung, nächtlichen Zutritt zu ihrem Schlafgemach finden, durch eben dieses Fenster, ohne vor dem Portier und der Schildwache vorbeigehen zu müssen, durch welche ihr eifersüchtiger Gatte die Thüren ihrer Gemächer bewachen ließ.

So lebten sie in dieser allerdings unerlaubten, aber durch den Reiz der Heimlichkeit noch mehr anziehenden Verbindung drei Monat im ungestörten Glück. Alles wurde zur Flucht vorbereitet. Kathinka gab ihrem Freunde allen ihren reichen Schmuck von Perlen und Diamanten und auch einige tausend Rubel baares Geld, die sie schon vor ihrer Verheirathung besessen hatte, nach und nach in Verwahrung. So sehnten sich Beide nach dem Abgange des Hofes nach Petersburg, um das Werk der Rettung

auszuführen; da brach ein widriges Geschick herein, wo man es am wenigsten erwartet hatte, und zerstörte mit einem Schlage den kurzen Traum von Glück.

Trenck's Geliebte hatte eines Abends im Hause der Kanzlerin mit ihm L'hombre gespielt. Im Bewußtsein eines geheimen Einverständnisses vergingen ihnen die Stunden wie Minuten, im innigsten Glückseligkeitsgefühl. Als die Gesellschaft aufbrach, bot ihr Trenck seinen Arm und führte sie an den Wagen. Sie klagte über heftigen Kopfschmerz und beim Abschiedskuß, den er auf ihre Hand drückte, bestellte sie ihn flüsternd in den Troitzengarten, preßte heftig, wie krampfhaft, seine Hand zwischen ihren Fingern, und fuhr davon.

Seit diesem Augenblick hat sie Trenck nicht wieder gesehen, als, umgeben von tausend Wachskerzen und betenden Pagen, im schwarzbehangenen Saale, auf dem letzten Paradebett, im offenen Sarge.

Sie war in derselben Nacht von den heftigsten Fieberphantasien befallen und ihr Bewußtsein kehrte nicht wieder zurück. In jenem Zustande hatte sie aber ihr Liebesverständniß mit Trenck verrathen und diesen, den sie im Wahne vor sich stehen sah, im Tone der Verzweiflung beschworen, sie von ihrem Ungeheuer zu retten.

Am sechsten Tage ihres Krankenlagers brachen die Blattern aus und sie schloß ihre schönen Augen für immer in dieser Welt.

5.

Trenck war höchst betrübt. Er erkannte, daß er nun alle seine Lebenspläne ändern müsse. Lord Hyndford war sein einziger Vertrauter, der um das Geheimniß wußte. Trenck verhehlte ihm nichts. Der ehrwürdige Greis bestätigte ihn in seinem Vorsatz. Es war die Absicht Rußland für immer zu verlassen. Der würdige alte Herr sagte: „Für ein solches Weib würde ich dasselbe gethan haben, was Sie beschlossen hatten."

Lord Hyndford war durch den Tod der schönen, jungen Fürstin fast eben so erschüttert, als Trenck selbst. Er empfand im vollen Maße das Gewicht des Schmerzes seines jungen Freundes. Dieser war so davon ergriffen, daß er sich, ohne seinen Zuspruch, auf ihrem Grabe eine Kugel durch den Kopf gejagt haben würde. Die ganze Welt erschien ihm jetzt öde, und doch war es nichts damit, als eine Episode aus seinen wechselvollen Lebensschicksalen, die ihn schnell auf die Höhe aller menschlichen Glückseligkeit erhoben hatte, um ihn dann wieder desto tiefer in den Abgrund alles menschlichen Elends zu schleudern.

Die Geschichte mit dieser Dame wurde damals in Moskau allgemein bekannt. Der dicke Herr Gemahl hatte indeß noch den richtigen Takt, ihm nicht das Mindeste von seinem Unwillen merken zu lassen.

Was Trenck von seiner verstorbenen Geliebten in Händen hatte, die bedeutenden Geldsummen und Juwelen, im Werthe von 7000 Ducaten, glaubte er mit Recht als seine Erbschaft betrachten zu dürfen. Er war überzeugt, daß, wenn sie ihr nahes Ende hätte voraussehen können, sie ihm Alles geschenkt haben würde. Lord Hyndford und Graf Bernes waren derselben Meinung und sprachen ihm das volle Eigenthum daran zu.

Doch aus diesem Ereignisse entspann sich ein anderes, das für sein Geschick noch bedeutender war.

6.

Die Gräfin Bestuchef, in deren Hause Trenck so wohl gelitten war, galt für die klügste und intriguanteste Dame am damaligen kaiserlichen Hofe.

Da ihr Gemahl Minister und ein beschränkter Kopf war, so ergriff sie das Staatsruder, wie sie schon längst das Hausregiment geführt hatte. Man wußte allgemein, daß ihr entscheidender Wille in Staatsangelegenheiten von ihrem Gemahl unbedingt ausgeführt wurde. So war denn diese Gräfin damals die wichtigste Person in der Monarchie, welcher Jedermann den Hof machte und auf welche die Augen aller fremden Gesandten gerichtet waren.

Durch solche Huldigungen verwöhnt, hatte sie einen stolzen und gebieterischen Ton angenommen. Ihre Hal-

tung hatte etwas Majestätisches, und an dem damals ziemlich sittenlosen russischen Hofe galt sie für die einzige Dame, welche ihrem Gemahl die eheliche Treue bewahrt hatte. Sie war eine geborene Deutsche und vorsichtiger, als die meistens leichtsinnigen russischen Damen, die es liebten in ihren Eroberungen zu glänzen.

Ihre Tugend war also mehr ein Ergebniß ihrer Klugheit, als einer sittlichen Grundlage. Sie kannte den russischen Nationalcharakter. Der Russe will herrschen; er verlangt von seiner Geliebten die Unterwürfigkeit einer Sclavin, Geld und Vergnügen und demüthige Dankbarkeit. Findet er Widerstand, so droht er gleich mit Prügeln und Entdeckung des Geheimnisses an den Herrn Gemahl. Fremde durften unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth gar nicht, weder am Hofe, noch in Gesellschaft erscheinen. Trenck und der Kammerjunker Sievers waren damals die einzigen Deutschen in russischen Diensten, die unter der mächtigen Protection des Ministers, oder vielmehr seiner Gemahlin, Erlaubniß hatten, überall Zutritt zu haben. Dazu kam noch bei Trenck in Betracht die besondere Protection, welche derselbe vom englischen und österreichischen Gesandten genoß, um ihn überall angesehen und wohlgelitten zu machen.

Graf Bestuchef war unter der vorigen kaiserlichen Regierung russischer Resident in Hamburg gewesen. In dieser untergeordneten Stellung mußte er es noch für ein

großes Glück halten, daß die schöne und reiche Wittwe des Kaufmanns Bötticher seinen Bewerbungen Gehör schenkte, und ihm ihre kleine mit Gold gefüllte Hand gab.

Und so wurde denn unter Elisabeth's Scepter, durch die Gunst von Connexionen, die Hamburger Madame Bötticher zur ersten Dame in Rußland erhoben. Sie war damals, als Trenck ihre Bekanntschaft machte, schon 38 Jahre alt, also war die Jugendblüthe ihrer Schönheit bereits abgestreift, aber sie war ein liebenswürdiges, aufgewecktes Weib, das viel Geist besaß und eine lebhafte Antipathie gegen alle Russen hegte. Die Preußen aber protegirte sie ganz besonders, und das war der Anknüpfungspunkt eines näheren Verhältnisses zwischen Trenck und dieser einflußreichen Frau, die weniger beliebt, als allgemein gefürchtet war.

Ihr Benehmen gegen Russen war hochmüthig und zurückhaltend, mehr satyrisch als liebreich, dagegen erhielt Trenck von ihr alle möglichen Beweise von Achtung. Er war ein für allemal zur Tafel eingeladen und je öfter er kam, desto freundlicher und zuvorkommender wurde er aufgenommen. Nicht selten hatte er auch die Ehre, mit ihr allein zu sein und mit ihr unter vier Augen, oder nur im Beisein eines vertrauten Hausfreundes, den Kaffee zu trinken. Bei solchen Gelegenheiten neckte sie den jungen Trenck nicht selten mit seinem Liebesverhältniß zu der jungen Kneesin. Trenck leugnete Alles. Aber sie

antwortete ihm lachend: „Leugnen Sie nur nicht, ich weiß Alles, und zwar ganz genau; denn ich verstehe mich auf die Augensprache und habe Alles belauscht.“ Darauf deutete sie auf einige Scenen hin, die allerdings in der Wahrheit sich so verhalten hatten. Trenck stellte Alles in Abrede, doch war er nicht wenig erstaunt über ihre Mitwissenschaft von Dingen, die sie unmöglich anders, als von seiner Geliebten selbst erfahren haben konnte. Aber eben die Discretion des jungen Mannes, im Gegensatz zu dem prahlerischen Benehmen der jungen Russen, gefiel ihr, und sie nahm sich vor ein näheres Verhältniß mit ihm anzuknüpfen.

Davon war Trenck freilich nicht unterrichtet. Er wußte auch nicht, daß das vertraute Kammermädchen der verstorbenen Fürstin sich jetzt im Dienste der Ministerin befand, und sich besser insinuiren zu können glaubte, als wenn sie Alles ausplauderte, was ihr von dem Verhältniß Trenck's zu ihrer vorigen Herrin bekannt geworden war, und das war so gut als Alles, was vorgefallen war.

Ungefähr acht Tage nach dem Tode dieser unglücklichen Geliebten erfolgte der Hauptangriff der Gräfin Bestuchef auf das damals sehr erregbare Herz des jungen Trenck. Dieser befand sich allein mit der Alles geltenden Excellenz in deren Zimmer, wohin sie ihn nach der Tafel zum Kaffee geführt hatte. Dort bedauerte sie seinen Verlust mit einer so aufrichtig scheinenden Theil-

nahme, daß Trenck sich ganz davon durchdrungen fühlte, indem er sie für die edelste und gefühlvollste Frau in ganz Rußland hielt. Die Gräfin aber wurde in ihren Beileidsbezeugungen immer wärmer und äußerte den Wunsch, daß irgend eine Frau in der Welt so glücklich sein möge, ihm diesen Verlust wieder zu ersetzen.

„Nie, nie wieder!“ rief Trenck schmerzlich aus. „Wer einmal eine Geliebte verloren, der hat kein Herz mehr für eine Zweite.“

„Phantasien eines Dichters!“ lächelte die Gräfin. „Wir haben Beide lange genug in der großen Welt gelebt, um zu wissen, daß es nichts als jugendliche Schwärmerei mit der sogenannten ewigen Liebe ist. Die Liebe gehört dem Moment des Tages, an welchem sie gegeben und empfangen ist; darüber hinaus ist sie nichts als eine blasse Erinnerung an entzückende Liebesgenüsse. Sie selbst haben ja schon Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht; Kathinka war nicht Ihre erste Liebe.“

„Freilich wahr!“ entgegnete er seufzend, nicht ohne einen Selbstvorwurf.

„Und so wird sie auch nicht Ihre Letzte sein, wenn sich nur der Gegenstand findet, der Ihrer Neigung würdig ist. O lieber Trenck, glauben Sie mir, ich kenne eine Frau, wie mich selbst, die von dem Gefühl durchdrungen, daß Sie der Abgott eines jeden fühlenden Herzens sein würden; eine Frau, die nie geliebt hat und jetzt zum

erstenmale in ihrem Leben sich von diesem mächtigen Gefühl überwältigt sieht — daß eine solche Frau Ihnen als Entschädigung für Ihren großen Verlust ihr eignes Herz antragen würde, wenn nur die leidige Convenienz es gestattete. Aber soviel kann ich Ihnen sagen: Sie sind schon lange ganz im Geheimen glühend von ihr geliebt!“

Und damit preßte sie seine Hand an ihr Herz und strahlte ihn mit ihren wunderschönen Augen an, daß es ihm siedendheiß durch alle Adern rollte und das heiße Blut des jungen Mannes für den Moment überwunden war. Im nächsten Augenblicke war dieser neue Bund zweier Herzen geschlossen. Wer einmal den Pfad der Treue verlassen hat, gleicht dem im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Cavalier; er ist dann wie eine englische Nähnadel, die leicht von jedem Magnet angezogen wird; aber an die Stelle der tiefen, unauslöschlichen Neigung tritt dann die flatternde, flüchtige Abwechselung. Jede Tiefe der Liebe verschwindet und der zärtliche Erguß wird ein Champagnerrausch, der eben so sehr begeistert, als sich verflüchtigt.

Arme Amelie, mit deinem treuen Herzen, das nur einmal zu lieben vermag, aber dann unauslöschlich für die ganze Lebensdauer!

Bescheidenheit, Treue (wenigstens so lange, als das Verhältniß dauerte) und Verschwiegenheit waren die Be-

dingungen, welche die neue Geliebte von ihm forderte, die Trenck auch gern zu erfüllen versprach. Und diese scharfsinnige Frau war klug und mächtig genug, solche Anordnungen zu treffen, daß ihre Zusammenkünfte mit dem Mantel des Geheimnisses bedeckt wurden und die öffentlichen Besuche ohne allen Verdacht blieben.

7.

Der Kanzler schätzte und liebte den neuen Hausfreund seiner Gemahlin nach Gebühr, wie man das nicht selten im Leben bei wohlgezogenen Ehemännern findet. Er gab ihm Arbeit in seinem Cabinete. So war denn Trenck den ganzen Tag im Hause des Kanzlers und hatte stündlich Gelegenheit, seine Angebetete, ohne aufzufallen, zu sehen. An ein Abgehen zu dem Regimente, dem er als Rittmeister aggreirt war, wurde nicht mehr gedacht. Man bestimmte ihn für die große Carrière im Staatsdienst. Der erste Schritt dazu sollte eine Kammerjunkerstelle am Hofe sein, wozu er vorgeschlagen war. Eine solche Stellung ist in Rußland schon sehr bedeutend.

Mit einem Wort: seine Aussichten in die Zukunft waren die glänzendsten, die man sich nur denken kann. Dem Lord Hyndford allein hielt er nichts verborgen. Dieser kannte genau das Terrain; er gab ihm die trefflichsten Anschläge und freute sich mit ihm über seine Erfolge. Die Liaison mit der Gräfin hielt er für nichts

weiter, als für eine politische Intrigue, durch welche Trenck, wenn er sie geschickt zu benutzen wisse, nothwendig sein Glück machen müsse. Deshalb billigte er auch das Verhältniß und empfahl nur dem jungen Manne vor allen Dingen: „Vorsicht, Vorsicht!“

Die edlere Gesinnung Trenck's fühlte sich durch solchen Egoismus, den man ihm zutraute, tief verletzt, und doch war seine Leidenschaft nicht glühend genug, um ihn gegen alle Nebenvortheile, die sich daraus ziehen lassen würden, blind zu machen.

Als er auf diesem Wege und durch die Erbschaft von seiner verstorbenen Geliebten schon wohlhabend geworden war, wollte er seinem Freunde und Wohlthäter, dem Lord Hyndford, die ihm gemachten reichen Vorschüsse zurückerstatten. Dieser aber lehnte Alles ab. „Bis Sie Ihr Ziel erreicht haben und dahin kommen, sich durch geschickte Benutzung Ihres Amtes, wie alle übrigen höheren Beamten in Rußland, zu bereichern, brauchen Sie erst noch recht viel Geld. Sie müssen von jetzt an den Millionär spielen, am rechten Flecke die Ducaten mit vollen Händen aus dem Fenster zu werfen scheinen. Man muß Sie für einen Krösus halten, alsdann werden Sie ein gemachter Mann sein. Und wenn es fehlt, so betrachten Sie meine Kasse als die Ihrige. Es wird eine Zeit kommen, wo Sie mir Alles, ohne genirt zu werden, reichlich erstatten können.“

Bald wurde man in der großen Welt seinen Einfluß im Hause des ersten Ministers gewahr. Alle auswärtigen Gesandten suchten seine Bekanntschaft und Freundschaft. Die Einladungskarten häuften sich auf seinen Marmortischen, so daß er eine zehnfach längere Lebensdauer hätte haben müssen, um nur den zehnten Theil derselben benutzen zu können. Trenck war der Mann des Tages geworden, von dem Jeder sprach, den Jeder suchte.

Ein Herr von G***, der bei der österreichischen Gesandtschaft accreditirt war, that alles Mögliche, um ihn für die Pläne seines Hofes zu gewinnen und seine Kenntniß der Verhältnisse Preußens zu benutzen; aber er irrte sich. Er fand in Trenck einen ehrlichen Mann. Dieser wollte einen König nicht verrathen, der ihm wehe gethan hatte, weil derselbe früher sein Landesherr und sein Wohlthäter gewesen war.

Es war damals die Zeit einer allgemeinen europäischen Coalition gegen Preußens aufstrebende Größe. Alle Cabinette fingen an um eine russische Allianz zu buhlen, wodurch Preußens Untergang geschmiedet wurde. Alle Höfe arbeiteten daran, und Niemand kannte die Ministerial- und Familienparteien an diesem Hofe besser als Trenck. Er benahm sich jedoch durchaus vorsichtig und zurückhaltend.

Aber durch diese Pläne menschlicher Berechnung machte Friedrich's des Großen Geschick und Kriegsglück

bald einen gewaltigen Querstrich. Doch auch die Pläne für Trenck's Erhebung, seine glänzenden Hoffnungen und Aussichten vernichtete mit einem Schlage die schwere Hand des Geschicks.

8.

Werfen wir noch einen Blick auf seine Verhältnisse zurück, um den Contrast seines Falles desto lebhafter zu empfinden.

Niemand hatte gewiß Gelegenheit gehabt, in so kurzer Zeit alle Staatsgeheimnisse des russischen Cabinets zu entdecken, als Friedrich von der Trenck. Unter der diplomatischen Anleitung eines Hyndford und Bernes, sowie der Gräfin Bestuchef, konnte es ihm nicht fehlen, daß er bald die gute, aber kurzsichtige Monarchin und ihren ersten Minister, Grafen Bestuchef, durchschaute; dieser war bekanntlich ein so schwachsinniger Kopf, daß seine kluge und herrschsüchtige Frau seinen ganzen Willen lenkte; diese aber würde aus leidenschaftlicher Liebe für ihn, diesem Fremden, den sie nur erst seit einigen Monaten kannte, alle ihre Wohlfahrt aufgeopfert haben. Sie war damals die unumschränkte Regentin Rußlands. Krieg und Frieden lagen in ihrer Hand, und Trenck hätte, wenn er diese Verhältnisse gewissenlos zu seinem Vortheil benutzt haben würde, Schätze sammeln und sie mit seiner

Person in Sicherheit bringen können, ehe der Sturm gegen ihn losbrach.

Die Gräfin war freigebig, wie eine Königin. Obgleich sie in einem Jahre über hunderttausend Rubel für ihren verschwenderischen Sohn an Schulden bezahlt hatte, wovon der Vater nichts erfuhr, so hatte ihm doch auch Trenck die Hälfte von den reichen Geldgeschenken, die er von seiner Mutter erhielt, geliehen, ohne Hoffnung, davon nur einen Rubel zurück zu empfangen. Eigennutz war nie Trenck's Fehler gewesen. Hatte er Geld, so hatte es die ganze Welt. Sein verschwenderischer Leichtsinn ließ es niemals dahin kommen, daß er sich Reichthümer sammelte, so oft ihm auch die Gelegenheit dazu geboten wurde.

So war Trenck, im beneideten Wohlstande, bei den glänzendsten Aussichten, gefeiert und geschmeichelt von der ganzen Welt, vier und zwanzig Jahre alt geworden, als des Schicksals Tücke, wie er es nannte, auf's Neue das luftige Schloß eines ephemeren Glücks, das er sich so leichtsinnig erbaut hatte, zertrümmerte.

Sein Glück in Rußland mißfiel dem großen Friedrich, der mißtrauisch, wie er einmal gegen ihn geworden war, diese Stellung eines jungen Mannes, welcher ihm einst so nahe gestanden hatte, als höchst gefährlich für die Sicherheit seiner eignen Staaten hielt; und ein großer Herr hat lange Arme, er findet leicht noch weitergreifende

Werkzeuge für die Ausführung seiner, selbst der geheim-
sten Gedanken.

Trenck war als ein ganz vorzüglicher Planzeichner
bekannt. Lord Hyndford hatte seine Freude daran und
bat ihn einst, er möge ihm den Grundriß der Festung
Kronstadt aufzeichnen und in Ordnung bringen. Er
gab ihm als Material dazu einen in Kupfer gestochenen
Grundriß und noch drei andere Zeichnungen von ver-
schiedenen Schiffen, auch von russischen Kriegsschiffen, die
im Hafen angebracht werden sollten.

Arglos übernahm Trenck diese Arbeit, die ihm selbst
Vergnügen machte, weil ja der Hafen von Kronstadt
kein Geheimniß ist, und gravirte Zeichnungen davon
an den Schaufenstern der Buch- und Kunsthändler öffent-
lich aushängen. Und dazu kam noch, daß England und
Rußland im besten Einvernehmen standen.

Als der Lord eben damit beschäftigt war, diese
treffliche Planzeichnung genau zu betrachten, trat sein
Hausfreund, der sächsische Gesandte, ein Herr von Funck
bei ihm ein. Arglos zeigte ihm Lord Hyndford die ge-
lungene Arbeit und auch der Gesandte schien sich dafür
zu interessiren und bat um Erlaubniß diesen Plan für
sich selbst copiren zu dürfen. Hyndford gab ihm densel-
ben mit nach Haus, ohne zu beachten, daß er mit
Trenck's Namen unterzeichnet war.

Aber mit Herrn von Funck war ein Herr von Goltz'

der preußischer Minister war und in seiner Nähe wohnte, sehr befreundet. Dieser traf ihn eines Tags beim Copiren des Plans. Funck trug kein Bedenken, ihm Trenck's treffliche Arbeit zu zeigen. Beide bewunderten die Feinheit, Genauigkeit und Richtigkeit der Zeichnung und Herr von Goltz sprach sein Bedauern aus, daß sein König einen so brauchbaren und geschickten jungen Mann aus seinem Dienste verloren habe. Nach solchen Aeußerungen zweifelte Funck, der dem jungen Trenck wohlwollte, keinen Augenblick daran, daß auch Goltz ihm gewogen sei und gab arglos dessen Bitten nach, die dahin gingen, daß es ihm möge erlaubt sein, die Trenck'sche Zeichnung auf ein Paar Tage mit nach Hause zu nehmen, um sein eignes Exemplar des Festungsplans darnach ausbessern zu können.

Herr von Goltz aber war ein arglistiger Mensch und schlauer Diplomat, der glaubte, sich bei seinem Monarchen beliebt zu machen, wenn er den jungen Glücksritter von seiner Höhe herabstürzte.

Obwohl er diesen arglosen jungen Mann bei jeder Gelegenheit mit Freundschaftsversicherungen überhäufte, so trug er doch kein Bedenken, mit dieser erschlichenen Planzeichnung in der Tasche sogleich bei dem Kanzler vorzufahren, dessen schwache Seiten er nur zu gut kannte.

Nach einigen gegenseitigen höflichen Begrüßungsworten begann Hr. v. Goltz im erheuchelten Ton der

innigsten Freundschaft: „Was mich eigentlich heute hier- her führt, Excellenz, ist die Verpflichtung Sie zu über- zeugen, daß ein Mensch, der einmal seinem Könige, welcher ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, treulos gewesen ist, auch sicher, um seinem Eigennutz zu fröhnen, jeden Mo- narchen betrügen wird, der ihm etwas anvertrauen sollte.“

„Wohin soll das zielen?“ fragte der Minister ent- rüstet.

„Excellenz werden nicht zweifeln können, wen ich meine. Es ist derselbe junge Mann, der die unbe- grenzte allgemeine Achtung und das Ansehen, welches er als Fremder mit fabelhafter Schnelligkeit gewonnen, nur dem Umstande zu danken hatte, daß er in Ew. Ex- cellenz Hause und vor Allem bei der Frau Gemahlin den unbegrenzten Zutritt erlangt hatte. Mit einem Wort, es ist der preußische Trenck, der von der ganzen Welt als ein Schooßkind des Bestuchef'schen Cabinets ange- sehen wird.“

„Herr, Sie befinden sich im Irrthume, oder wollen mich absichtlich täuschen; diesen jungen Mann von den trefflichsten Geistes- und Herzensgaben kenne ich besser. Er ist keines Bubenstücks fähig. So sagt auch meine Frau, die eine große Menschenkennerin ist, und ihn sehr gegen mich gelobt hat.“

„Ach so, nun erlauben Sie, Excellenz, diese Ex-

klärung würde die böse Welt für ein höchst naives Geständniß halten.“

„Mein Herr Gesandter, an der Ehre meiner Frau haftet auch nicht der leiseste Flecken.“ —

„Freilich wohl, bis indiscrete Menschen es unter die Leute gebracht haben, daß sie ihm bald im Schloßgarten, bald in ihrem Schlafcabinet geheime Zusammenkünfte gestattete.“

„Das wäre unerhört, aber unmöglich!“

„Lassen Sie nur Ihren Haussecretär rufen, den Herrn v. S***, der wird Ihnen noch mehr sagen können.“

„Hölle und Teufel,“ rief der Minister aufgebracht; „ich würde den preußischen Abenteurer mit Knutenhieben aus dem Lande jagen lassen — wenn ich die Ueberzeugung davon hätte.“

„Die werde ich Ihnen eben so gut geben können, als davon, daß er ein Hoch- und Landesverräther ist, der ohne weitere Complimente nach Sibirien geschickt zu werden verdient.“

„Hier,“ fuhr er fort, indem er den Plan von Kronstadt, welchen Trenck gezeichnet hatte, aus der Tasche zog. „Sehen Sie hier den Beweis, daß Sie eine Schlange in Ihrem Busen genährt haben. Diesen Plan der wichtigsten Festung des Reichs hat er gegen Bezahlung von 200 Ducaten für die Feinde der Kaiserin

copirt und hat seine Stellung hier im Hause benutzt, um sich das Original dazu aus Ihrem Cabinet zu verschaffen.“

Diese Anklage hatte den Schein der Wahrheit für sich. Der Minister wußte, daß Trenck bisweilen mit dem Oberstlieutenant Oettinger in der kaiserlichen Plankammer arbeitete und dieser hatte die Baulichkeiten und die Reparaturen aller Festungen des Reichs unter sich.

Und so fand denn die freche Verläumdung eben durch ihre Frechheit leicht Eingang bei dem schwachsinnigen und jähzornigen Staatsmann. Graf Bestuchef wüthete. Nun rückte Herr v. Goltz seinem Zwecke noch näher. Er steigerte noch den Verdacht gegen Trenck durch die gewandteste Beredtsamkeit, indem er darauf hindeutete, der österreichische Gesandte Graf Bernes hätte diesen jungen Intriguant, den er so sehr protegirte, gewiß nicht ohne Absicht hierher kommen lassen und gebrauchte ihn ganz offenbar als Spion, um die geheimsten Pläne des kaiserlichen Cabinets zu erfahren und nach und nach in den Besitz aller Festungspläne Rußlands zu kommen.

Der Minister sprach schon von der Knute. —

Doch Hr. v. Goltz meinte, in diesem Falle müßte schnell und heimlich gehandelt werden, denn dieser Trenck habe viele Freunde, die ihn ohne Zweifel bei der gutmüthigen Kaiserin losbitten würden, wenn nur das Geringste davon verlautbarte; deshalb müsse er Nachts in seinem

Bette überfallen, in eine Kibitke geworfen und auf die Reise nach Sibirien geschickt werden, ehe noch der Hahn krähte.

Nun schwebte ein Ungewitter über dem Haupte des in dieser Angelegenheit schuldlosen Trenck.

Kaum hatte Herr von Goltz das Palais des aufgebrachten Kanzlers verlassen, so begab sich dieser, im höchsten Grade gegen Trenck erbittert, in das Boudoir seiner Gemahlin. Er warf ihr zitternd vor Zorn ihren vertrauten Umgang mit dem jungen Trenck vor. Die Gräfin blieb ruhig. Sie leugnete Alles und sprach von Intriguen und Verläumdung, die sie baldigst aufklären würde, wenn man ihr nur sage, aus welcher Quelle solche Unwahrheiten flössen.

„Wahrheit ist es, nichts als Wahrheit," rief der Kanzler heftig, „denn ich habe es aus dem glaubhaftesten Munde, dem des preußischen Gesandten." —

„Aber mein Freund," lachte die Gräfin Bestuchef, „wie kann ein hochgestellter Staatsmann nur so bornirt sein, in solchen hirnlosen Denunciationen nicht auf den ersten Blick die diplomatische Intrigue zu erkennen.

Der Minister stutzte einen Augenblick; dann sagte er: „Hier aber liegt mehr dahinter. Man hat mir Beweise in die Hand gegeben, daß dieser Trenck ein Hoch=

und Landesverräther ist gegen ein Land, das ihn so gastfrei aufgenommen hat."

„Das ist unmöglich," rief die Gräfin entrüstet, „ich kenne ihn besser, sein edler Charakter ist keiner Verrätherei fähig."

„Ha! schön, sehr schön!" entgegnete der Kanzler im spöttelnden Tone, „in dieser glühenden Vertheidigung liegen les confessions d'une belle âme — — — nichts ist gewisser als daß er noch in dieser Nacht aufgehoben und nach Sibirien geschickt wird. — Und dabei bleibt es, abgemacht!" —

Mit diesen Worten wendete ihr der Kanzler den Rücken und schlug die Thür hinter sich zu.

Was war nun zu thun? — so heftig, unbeugsam und entschieden hatte sie ihren Gemahl noch nie gesehen. — All' ihr Einfluß auf ihn war dahin, Trenck mußte gewarnt und gerettet werden.

Sie eilte an den Schreibtisch und schrieb mit flüchtiger Hand ein Billet, das so lautete: „Freund! Es drohet Ihnen ein großes Unglück; schlafen Sie heute nicht zu Hause; bleiben Sie in Sicherheit bei Lord Hyndford bis zu näherer Aufklärung."

Das Billet wurde nicht unterschrieben, aber sie wußte, daß Trenck ihre Handschrift kannte. Es wurde versiegelt mit einem unbedeutenden Petschaft, aber nicht mit einer Adresse versehen. Nachdem das geschehen war,

klingelte die Gräfin und befahl, daß ihr vertrauter Secretär, Herr von S*** sogleich gerufen werde. Dieser trat ein und erhielt unter dem Gebot der strengsten Verschwiegenheit den Auftrag, Trenck aufzusuchen und ihm das Billet ohne Adresse heimlich zu übergeben.

Herr von S***, derselbe, der später russischer Gesandter in Regensburg war, traf ihn beim englischen Gesandten Lord Hyndford, wo er sich eben zum Diner befand. Er ließ ihn herausrufen und theilte ihm seinen Auftrag mit.

Trenck las das Billet und erschrak nicht wenig. — Sogleich eilte er in den Speisesalon zurück, wo er neben Lord Hyndford an der Tafel seinen Platz hatte und theilte ihm heimlich das Billet mit. Dieser erstaunte ebenso sehr und fest überzeugt, daß Trenck einer jeden Verrätherei unfähig sei, äußerte er sogleich die Vermuthung irgend einer politischen Intrigue.

„Auch ich sehe keine andere Möglichkeit," entgegnete Trenck, „nur möchte ich bezweifeln, daß Politik dabei im Spiele sei — wenn nur nicht mein Verhältniß zu der Gräfin verrathen ist. . . ."

„Jedenfalls ist es besser," sprach der Gesandte, „Sie bleiben bis zur Aufklärung der Sache in meinem Hotel. Sind Sie einmal ergriffen, so ist Ihnen die Reise nach Sibirien gewiß."

Das geschah. Doch wurden Kundschafter ausge-

stellt, welche den Eingang zu Trenck's Wohnung beobachten sollten.

9.

Nach Mitternacht erschien der Polizeiminister mit einer starken Polizeimannschaft vor seinem Hause. Auf ihr Klopfen wurde geöffnet — eine bespannte Kibitke, mit einer Eskorte von Kosaken hielt in der nächsten Nebenstraße, ein Beweis, daß es ernstlich genug damit gemeint war. Man fragte nach Trenck; der Portier sagte, daß er nicht nach Hause gekommen sei; der Polizeiminister mit Begleitung drang in das Haus; alle Thüren wurden besetzt, das ganze Haus durchsucht, während Friedrich von der Trenck ganz sicher im Bette bei dem englischen Gesandten schlief.

Am andern Morgen beim Kaffee empfingen sie den Bericht der ausgestellten Kundschafter. Lord Hyndford erstaunte. „Für so ernstlich," sagte er, „hätte ich die Sache denn doch nicht gehalten; jetzt aber ist es meine Pflicht diese Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen."

Gegen 10 Uhr fuhr er zum Kanzler. Kaum war er eingetreten, so überschüttete der Minister den Lord mit den heftigsten Vorwürfen, daß er ihm einen solchen Verräther iu sein Haus eingeführt habe.

„Was hat er denn gethan?" fragte Lord Hyndford. —

„Was er gethan? — das verabscheuungswürdigste Verbrechen begangen; dem preußischen Minister hat er einen geheimen Plan von Kronstadt copirt, einen Plan, den er aus meiner geheimen Kanzlei entwendet hat, um 200 Dukaten dafür zu erhalten.“

„Ich erstaune,“ entgegnete der Gesandte, „der Trenck ist nichts weniger als hülfsbedürftig. Er hat mir für 8000 Dukaten Diamanten und Goldwerth in Verwahrung gegeben. Er ist gar nicht der Mann, der Geld achtet und einer so niedrigen Handlung gar nicht fähig.“

„Und doch habe ich Beweise seiner Schuld!“

„Haben Excellenz diese Zeichnung von Trenck selbst gesehen?“

„Ja, Herr von Goltz hat sie mir vorgezeigt.“ —

„Ich möchte sie selbst sehen,“ entgegnete der Lord, „ich kenne Trenck's Arbeit. Ich bin Bürge für ihn, daß er kein Verräther sein kann. Dahinter steckt sicher eine Intrigue verborgen. Ich bitte Excellenz, lassen Sie Herrn von Goltz mit seinem Riß von Kronstadt hierher rufen. Trenck ist in meinem Hause; aber ich gebe mein Wort darauf ihn nicht zu schützen, wenn er wirklich ein Betrüger ist. Jeden Falls soll er sogleich hier erscheinen.“

Der Kanzler schrieb an Herrn von Goltz ein Billet, worin er ihn einlud ihn sogleich zu besuchen und die bewußte Planzeichnung von Kronstadt mitzubringen.

Herr von Goltz aber war ein zu feiner Diplomat, um sich sogleich fangen zu lassen. Er witterte eine ihm gelegte Schlinge und anstatt selbst zu kommen, schrieb er einen Brief voll Entschuldigungen zurück. Er wußte vermuthlich schon, daß der Polizeiminister auf seinem nächtlichen Streifzuge Trenck nicht gefangen habe. Dieser aber trat in demselben Augenblick ein, als beide Herren noch mit dem Lesen des Antwortschreibens des Herrn von Goltz beschäftigt waren.

Lord Hyndford nahm einen strengen Ton an, um in dieser Sache als völlig unparteiisch zu erscheinen.

„Trenck! — Sind Sie ein Betrüger?" fuhr er ihn an. „In diesem Falle verdienen Sie meinen Schutz nicht und befinden sich hier als Staatsgefangener." —

„Ich muß Ew. Herrlichkeit bitten sich deutlicher zu erklären," entgegnete Trenck pikirt, „ich weiß von gar nichts."

„Haben Sie Herrn von Goltz den Riß von Kronstadt verkauft?"

„Bei Gott und auf Ehre — nein," antwortete Trenck mit Entrüstung, „einer solchen Schändlichkeit bin ich nicht fähig."

Lord Hyndford fing an zu ahnen, wie die Sache zusammenhing. Er bat den Kanzler ihm ruhig den ganzen Vorgang mit Herrn von Goltz zu erzählen. Das

geschah und der Lord begann klarer in der Sache zu sehen.

„Lassen, Excellenz,“ sprach er, „Herrn von Trenck einen Augenblick abtreten und Herrn von Funck rufen.“

„Dieser befindet sich bereits im Vorzimmer, um Excellenz zu sprechen,“ berichtete der Kammerdiener und Herr von Funck trat ein, nachdem Trenck zuvor sich in ein Nebenzimmer begeben hatte.

„Freund,“ redete Hyndford den sächsischen Gesandten an, „wo haben Sie meinen Riß von Kronstadt, den mir Trenck copirt hat?“

Herr von Funck gerieth in Verlegenheit. „Ich werde ihn sogleich holen,“ stammelte er.

„Auf Ehre, ist er bei Ihnen zu Hause?“

„Nein, Mylord! — ich habe ihn dem Herrn von Goltz auf einige Tage zum Copiren geliehen.“

Nun durchschaute Hyndford die ganze Intrigue. Er erzählte dem Kanzler den ganzen Vorgang; daß nämlich der Plan von Kronstadt ein in Kupfer gestochener und im Handel zu habender ihm selbst zugehöre, und daß er selbst ihn Herrn von Funck geliehen habe, wodurch Herr v. Goltz in Besitz desselben gekommen sei. „Lassen Sie, Excellenz, einen Beamten aus der Kanzlei holen und Sie werden erfahren, daß von dort ein Plan von Kronstadt weder entlehnt noch entwendet worden ist.“

Der Kanzler ließ sogleich den ersten Secretär aus

der geheimen Kanzlei rufen. Dieser erschien und nachdem er erklärt hatte, es fehle kein Plan von Kronstadt, befahl ihm der Minister, mit dem Lord Hyndford sogleich zu Herrn von Goltz zu fahren und die Sache aufzuklären. Herr von Funck und der holländische Gesandte Herr von Schwart, der eben anwesend war, schlossen sich ihm an. So erreichten sie bald das preußische Gesandtschaftshotel, während Herr von Trenck, als Staatsgefangener mit Ehrenwort, in den Gemächern des Kanzlers zurückbleiben mußte.

Sogleich beim Eintreten in die Wohnung des Herrn von Goltz forderte Funck von demselben den ihm geliehenen Riß von Kronstadt zurück. — Nicht ohne Verlegenheit nahm ihn Herr von Goltz aus einer Schublade seines Schreibtisches und übergab ihn an Herrn von Funck. Dieser stellte ihn an Lord Hyndford zurück.

„Nun aber," sprachen der Staatssecretär und der englische Gesandte fast zugleich, „müssen wir auch ersuchen uns den Riß von Kronstadt zu zeigen, welchen Ihnen Herr von Trenck verkauft haben soll. —

Bei dieser Forderung gerieth Herr von Goltz in unbegrenzte Bestürzung. Er antwortete nicht; doch Lord Hyndford forderte mit einer britischen Entschiedenheit so bestimmt eine Erklärung, daß nicht mehr auszuweichen war. — „Die Ehre des Herrn von Trenck fordert hier die Wahrheit," sagte er so drohend im Ton, daß

endlich Herr v. Goltz mit niedergeschlagenen Blicken erklärte: „So muß ich denn gestehen, was eigentlich ein diplomatisches Geheimniß ist, daß ich Befehl von meinem Monarchen habe, zu verhindern, daß Herr von Trenck sein Glück in Rußland mache. — Ich habe also mit dieser Intrigue nur die Pflicht eines loyalen Gesandten erfüllen wollen.“

„Pfui!“ rief Hyndford im Ton der tiefsten Verachtung und spie ihm vor die Füße. — Er wendete ihm den Rücken und sprach nie wieder ein Wort mit ihm. Ebenso gaben auch die andern Anwesenden ihm ihre Verachtung zu erkennen und verließen ihn ohne Gruß. Sogleich fuhren sie wieder beim Kanzler vor, der indeß in großer Spannung auf die Rückkehr dieser Herren geharrt hatte. Hier erzählten sie den ganzen Hergang der Verhandlungen bei Herrn von Goltz.

So war denn Trenck glänzend gerechtfertigt. Es war schwer ihn zu beruhigen; denn er war kaum abzuhalten, Herrn von Goltz auf Leben und Tod zu fordern. Endlich brachte man ihn dahin, diesen elenden Intriguant, dem kein Cavalier mit Ehre Satisfaction geben könne, der allgemeinen Verachtung zu überlassen. — Trenck erhielt zunächst die Genugthuung, daß er an demselben Tage bei dem Kanzler zur Tafel geladen wurde.

Bei dieser Gelegenheit erhielt er seinen Ehrenplatz neben der Gemahlin des Kanzlers. Diese aber wußte

ihre tief im Innern glühenden Gefühle, ihren Aerger über die schändliche Intrigue, ihren Groll gegen Trenck's Feinde, sowie ihre Freude über seine ihr gelungene Rettung unter dem Anscheine der kältesten Gleichgültigkeit zu maskiren.

Doch fragte sie ihn laut im spöttelnden Tone: „Sagen Sie mir, Herr von Trenck: giebt es viele Preußen, die zu handeln gewohnt sind wie dieser Herr von Goltz?"

Trenck versicherte auf sein Ehrenwort, es sei eine solche Niederträchtigkeit in Preußen noch nie vorgekommen und würde dort dieses Verfahren, sofern es bekannt würde, die allgemeinste Entrüstung erwecken. Uebrigens halte er den König Friedrich II., der einer der edelsten Charaktere seiner Zeit sei, nicht für fähig, einen solchen Befehl zu geben und sei es nichts damit, als die übertriebene niedrige Dienstfertigkeit eines servilen Dieners.

„So überlasse man ihn der Aechtung durch die Gesellschaft, in welcher ein Mann, der so handeln konnte, alle Achtung verloren hat."

Dieses Wort der einflußreichsten Frau in Rußland sprach sich weiter aus und hatte die Folge, daß Herr von Goltz allgemein in Verruf kam. Die Geschichte wurde natürlich in allen Kreisen der Gesellschaft besprochen. Man bedauerte den liebenswürdigen jungen Mann, der um ein Haar das Opfer des Jähzorns des ersten Mi-

nisters einer gutmüthigen Monarchin geworden wäre. Man hatte keine Ahnung davon, welche hohe Frau eigentlich seine Retterin geworden war und Herr von Goltz durfte es kaum noch wagen in anständiger Gesellschaft zu erscheinen. Begegneten ihm Bekannte, so sahen sie nach der andern Seite hin und grüßten ihn nicht; erschien er an öffentlichen Orten oder in einer Gesellschaft, wo man es nicht hatte umgehen können, den Gesandten von Preußen einzuladen, so sprach kein Mensch mit ihm. Selbst die Kaiserin gab ihm einige Pillen, die für einen diplomatischen Gaumen schwer niederzuschlucken sind. Und so wurde denn die gesandtschaftliche Stellung des Herrn von Goltz am russischen Hofe immer unhaltbarer. Doch hütete er sich wohl seinen eigenen Hof davon in Kenntniß zu setzen. Er zog sich vielmehr, unter dem Vorwand der Kränklichkeit, in seine Häuslichkeit zurück. Groll und Scham nagten an seinem Leben und ehe sein Hof auf Umwegen von dieser Mißliebigkeit seines Gesandten Nachricht empfing und ihn abrufen konnte, hatte ihn schon eine höhere Macht aus dieser Zeitlichkeit abgerufen. Ein schleichendes Zehrfieber hatte ihn ergriffen und endete bald sein ruhmloses Dasein.

Dagegen erhielt Trenck noch eine andere glänzende Genugthuung. Am Tage nach jenem Ereigniß bekam er durch den Kanzler ein Geschenk von 2000 Rubel zugeschickt, mit der Notiz, er möge für dieses Pflaster auf

seine Wunde sich bei der Kaiserin bedanken, die ihm damit als Genugthuung für die erfahrene ungerechte Verfolgung ein Zeichen ihrer Gnade sende.

Nach einigen Tagen hatte er Audienz bei der Kaiserin. Er wurde so huldreich empfangen, daß Niemand zweifelte, dieser glückliche Preuße werde noch die höchste Stufe der Ehre im russischen Hof- und Staatsdienst ersteigen.

Indeß wie bald sollten alle diese glänzenden Hoffnungen zu Grunde gehen — und zwar nicht ohne eigene Schuld.

10.

Seit dem Vorfall mit Herrn von Goltz, der um ein Haar den jungen Trenck nach Sibirien expedirt haben würde, war die Gräfin Bestuchef vorsichtiger und zurückhaltender in ihrem Benehmen gegen Trenck. Jedoch fehlte es nicht an geheimen Zusammenkünften, die, je seltener sie waren, desto feuriger ihre leidenschaftliche Liebe erweckten. Ohne Rückhalt entdeckte sie Trenck alle Staatsgeheimnisse. Hätte dieser einen schlechteren Charakter gehabt, so würde es ihm leicht gewesen sein, sich an Preußen zu rächen für die Unbill, die er von daher erfahren hatte. Aber so beobachtete er darüber ein tiefes Schweigen und betheiligte sich bei keiner einzigen politischen Kabale.

Der Kanzler selbst war zu fein, um sich durch Ausbrüche seiner Eifersucht vor der eleganten Welt ein lächerliches Dementi zu geben. Doch entging es Trenck nicht, daß er ihn stets mißtrauisch und eifersüchtig heimlich beobachten ließ. So viel er auch sich Mühe gab gegen den jungen Trenck freundlich zu erscheinen, so hatte dieser doch Menschenkenntniß genug, um hinter dieser Maske den tiefen Groll und die gefährliche Erbitterung eines so mächtigen Staatsmannes zu erkennen.

Trenck fühlte recht gut, daß er in eine schiefe und bedenkliche Stellung gekommen war. Der heimtückische Charakter des Kanzlers ließ kaum bezweifeln, daß derselbe nur auf eine günstige Gelegenheit lauerte, um ihn ohne Aufsehen zu stürzen und bei Seite zu schaffen und wie leicht das damals in Rußland einem Mächtigen war, hatte er selbst erfahren, als sein Geschick nur noch an einem Haar der Rettung hing.

Unter diesen Umständen mußte eine Nachricht, die ihm zuging, um so mehr Eindruck auf ihn machen, als sich ihm damit die Hoffnung eröffnete, als Millionär sich eine unabhängige Stellung im Leben zu erringen.

Das war die Nachricht, daß sein Vetter der reiche Panduren-Obrist, derselbe, der ihn in Wien so chikanirt hatte, als Staatsgefangener auf dem Spielberge in Brünn am 4. October 1749 mit Tode abgegangen

sei und ihn unter der Bedingung, daß er in österreichische Militärdienste trete, zum Erben seines weit über eine Million betragenden Vermögens eingesetzt habe.

Graf Bernes hatte die Citation der ungarischen Erbschaftsgerichte an Trenck erst im März 1750 erhalten. Indem er ihm davon sogleich Mittheilung machte, rieth er ihm eine solche Gunst des Glücks nicht vor den Kopf zu stoßen.

Trenck hegte Besorgnisse nach Oesterreich zurückzukehren und seine hiesigen glänzenden Aussichten aufzugeben. „Ich habe in Wien Erfahrungen gemacht, die mich abschrecken; das Beispiel meines Vetters, dessen ungerechte Verfolgung und der parteiisch gegen ihn geführte Prozeß, der wohl Niemanden näher bekannt sein kann, als gerade mir, dem Augenzeugen seines Schicksals, geben eben keine Aufmunterung, mich in gleiches Geschick zu stürzen.“

„Aber beim Himmel,“ rief der Graf, „eine Erbschaft von mehr als einer Million ist doch keine zu verachtende Sache und bei der Gunst der Kaiserin von Rußland, worin Sie stehen, läßt sich nicht bezweifeln, daß von hier aus die kräftigste Verwendung für Ihr gutes Recht bei dem österreichischen Kabinet erfolgen wird. Zu dem haben Sie ja, wie Sie mir selbst gesagt haben, keine persönlichen Feinde; was hätten Sie also in Wien zu besorgen? Jedenfalls ist es besser in Ungarn eine Mil-

lion eigenes Vermögen zu besitzen, als in Rußland, wo Sie bereits so viel Glückswechsel erfahren und die Macht der Familienintriguen kennen, die glänzendsten Aussichten zu haben."

Nachdem Trenck noch einige Bedenklichkeiten wegen der Gewissenlosigkeit der österreichischen Beamten, wie er sie hatte in Wien kennen lernen, geäußert hatte, gab ihm Graf Bernes eine noch viel schärfere Schilderung von den zerrütteten Verhältnissen in Rußland, wobei auch der höchstgestellte und begünstigste Beamte seines Lebens und seiner Freiheit nicht sicher sei. Er versprach ihm alsdann auch seine persönliche Protection in Wien, da seine gesandtschaftliche Stellung in Rußland bald zu Ende gehe und fügte hinzu:

„Wenn Sie erst einmal reich sind, so können Sie ja Ihren Wohnsitz wählen ganz nach Belieben, in Rußland, Aegypten oder der Schweiz. Zu dem sind Sie ja auch an keinem Orte so sicher gegen die Verfolgungen des Königs von Preußen als gerade in Wien, wo er den wenigsten Einfluß hat. In allen übrigen Ländern wird es seinen Gesandten leicht sein, Ihnen Fallgruben zu legen, das haben Sie ja schon auf Danziger Gebiet erfahren. Wie wäre es Ihnen hier, selbst unter dem Schutz der mächtigen Kaiserin von Rußland, ergangen, hätte die Kanzlerin Ihnen von der bevorstehenden Verfolgung keine Nachricht gegeben? Sie würden so-

dann als der unschuldigste und rechtschaffenste Mann nach Sibirien geschleppt worden sein. Sie würden dort im Elend verkommen und verschollen sein, denn keine Möglichkeit wäre es gewesen nur Ihre Vertheidigung zuzulassen, noch weniger Gnade für Sie zu gewinnen. In Moskau hätte jeder Sie für einen Hochverräther und Bösewicht gehalten. So etwas hat in London kein ehrlicher Mann zu fürchten."

Lord Hyndford stimmte in denselben Ton ein. Er versicherte Trenck auf alle Fälle seine aufrichtige Vaterliebe. Er schilderte ihm London als den sichersten Freihafen für alle politisch Verfolgten, falls er in Wien nicht glücklich sein sollte. Als aufgeklärter und freier Britte sprach er mit Entrüstung von russischer Sclaverei und Barbarei. Er erinnerte an Münch's und Ostermann's Geschick und schilderte mit den schwärzesten Farben die Demoralisation des damaligen russischen Hofes, wie Trenck selbst schon Gelegenheit gehabt hatte sie kennen zu lernen und fragte am Schluß: „Und was würden Sie sein und vorstellen, wenn Sie auch wirklich das Glück haben sollten, General oder gar Minister zu werden? — ein serviler Sclave Ihrer Vorgesetzien, dem sein Kopf keinen Augenblick sicher auf seinem Rumpfe sitzt, der in jeder Nacht erwarten darf, in Folge einer üblen Laune eines Mächtigen in die Bergwerke Sibiriens geschickt zu

werden. Wollen Sie nun noch in einem solchen Lande bleiben?"

„Nein, nein!" rief Trenck, überwunden durch eine solche Menge schlagender Gründe, deren Wahrheit er nicht verkennen konnte.

Indeß erklärte er, daß er bei dieser Gelegenheit, da es ihm an Gelde nicht fehlte, Stockholm, Kopenhagen und Holland sehen wolle.

Indessen erbot sich Graf Bernes seine bevorstehende Ankunft in Wien zu melden, und ihm dort einen guten Empfang vorzubereiten. — So forderte denn Trenck seine Entlassung aus russischen Diensten, um eine große Erbschaft anzutreten.

Vergebens bot seine Freundin, die Gräfin Bestuchef, alle ihre Beredtsamkeit auf, um ihn für Rußland zu erhalten; doch endlich mußte sie als kluge Frau die Wichtigkeit seiner Gründe einsehen und so gab sie denn unter Thränen ihre Zustimmung zu einer Trennung, die Ihrem Herzen so wehe that. — Trenck riß sich fast mit Gewalt aus ihren Armen und versprach auf sein Ehrenwort, sobald es die Umstände erlauben würden, als Gast nach St. Petersburg zu kommen und sie zu besuchen.

Diesen Gedanken griff die Kanzlerin auf. Sie machte schon den Entwurf, daß er als Attaché einer russischen Gesandtschaft wieder in kaiserlichen Dienst tre-

tend, ihrem Hof die wesentlichsten Dienste würde leisten können.

So schieden sie Beide in tiefster Wehmuth, kaum etwas beruhigt durch eine schöne Hoffnung für die Zukunft.

Sie schenkte ihm ihr Portrait und eine goldene Tabatière, reichlich mit Brillanten besetzt. Das erste trug Trenck stets auf seiner Brust, erst drei Jahr später bei seiner unglücklichen Verhaftung in Danzig wurde es ihm von dem österreichischen Residenten Abramson mit Roheit von der Brust genommen.

Der Kanzler umarmte ihn als versöhnter Freund, als er Abschied von ihm nahm und selbst Apraxin vergoß Thränen bei seiner letzten Umarmung. Er sagte ihm dabei: Sie werden gewiß diesen Schritt noch bereuen, denn nirgend wird es Ihnen wieder so gut gehen, als in Rußland, wo Sie so viele mächtige und einflußreiche Gönner und Freunde haben."

So schied denn Trenck nicht ohne Schmerz und trübe Ahnungen aus Rußland und die letztern sollten sich bald erfüllen; denn nicht zu seinem Glück war er nach Wien gegangen.

Doch auch in Rußland würde sein Glück ein Ende gefunden haben, denn in den Sturz seiner Gönner würde auch er mit verwickelt worden sein.

Als Trenck noch in Moskau war, fing man schon

an, in allen Staaten Europa's um eine russische Allianz gegen Friedrich II. zu buhlen. Preußens Untergang sollte geschmiedet werden. Alle Höfe Europa's arbeiteten daran und Niemand kannte das Intriguenspiel darüber, das am russischen Hofe geschmiedet wurde, besser als Trenck.

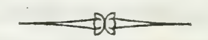
Auch seine sonst so kluge Freundin, die Gräfin Bestuchef, wurde in's Garn gelockt. So gerieth sie am Ende in die Hände des Büttels. Der Kanzler Bestuchef erhielt, da in Rußland die Folter abgeschafft war, so viel Knutenstreiche, bis er endlich Wahres und Unwahres gestand. Das geschah im Jahre 1756.

Auch seine Gemahlin, Trenck's Geliebte, wurde vom Büttel öffentlich ausgepeitscht. Selbst der Kriegsminister Georg Apraxin erfuhr gleiches Schicksal. Am grausamsten war aber schon früher die russische Tyrannei verfahren mit der Gemahlin des Bruders des Ministers, welcher damals Gesandter in Polen war; sie wurde durch falsche Anklage eines Lieutenants, Namens Berger, nebst den andern der ersten Damen des Hofes vom Büttel an einen Pfahl gebunden; öffentlich wurde sie am Obertheil des Körpers entkleidet, alsdann bis auf's Blut gepeitscht und darauf wurde an den halbtodten Frauen aus den höchsten Ständen noch die barbarische Execution vollzogen, daß die Henker ihnen die Zungen ausschnitten und sie auf der Stirn mit glühendem Eisen brand-

markten. — So mußten diese hochgebildeten Frauen, die vielleicht ganz unschuldig waren, unter den gräßlichsten Qualen ihren Geist aufgeben. Und diese Barbarei war in Rußland geschehen schon lange vorher ehe Trenck dorthin kam, im Jahre 1741, als die Kaiserin Elisabeth den Thron bestieg.

Wo solche Barbarei möglich war, konnte Niemand, auch in den glänzendsten Verhältnissen sich wohl und sicher fühlen. Die Erinnerung an diese Grausamkeiten war noch zu neu, um nicht dem jungen Trenck selbst auf dem Gipfel seines Glücks und seiner Hoffnungen als ein stetes Schreckbild vorzuschweben und dieser Gedanke, den Lord Hyndford mit so vieler Wärme wieder aufgefrischt hatte, mußte endlich seinen Entschluß, Rußland und die dortigen glänzenden Aussichten zu verlassen, völlig zur Reife bringen.

Aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's; die Liebenden haben einander auf ihren Lebenswegen nie wieder gesehen.



Neunzehntes Kapitel.

Trenck's gute Verhältnisse. — Seine günstige Aufnahme in Stockholm. — Auch bei der Königin Ulrike (Schwester Friedrich's des Großen). — Er verläßt Stockholm. — Kopenhagen. — Der Lieutenant von Bach. — Einschiffung nach Holland. — Sturm. — Trenck's Wohlthätigkeit. — Umschlagen des Boots. — Böser Handel mit holländischen Matrosen. — Wasserkampf. — Ausgang desselben. — Ankunft in Haag. — Neue günstige Aussichten in Wien. — Entwendung durch einen Reisegefährten. — Ankunft in Wien. — Zahllose Prozesse, Intriguen und Schändlichkeiten. Günstiges Anerbieten nach Preußen zurück zu kehren wird von ihm abgelehnt. — Tod seiner Gönner. — Ungünstige Erfolge. — Nachricht vom Tode seiner Mutter. — Abreise nach Danzig. — Verhaftung.

1.

Alles schien sich günstig anzulassen und doch war der Erfolg der Wiener Erbschaftsreise ein überaus ungünstiger.

Trenck trat seine Reise mit bedeutenden Geldmitteln an. Reichlich mit Geld versehen ging er von Moskau ab, wo sich damals der Hof aufhielt, zunächst nach Petersburg. Da erhielt er durch den Banquier der Gräfin Bestuchef, den Baron Wolf, einen rührenden Brief von

derselben, welcher ihn fast zur Umkehr nach Moskau bewogen hätte. Aus jeder Zeile sprach der unheilbarste Schmerz über eine Trennung, die sie versicherte nicht überleben zu können. Alle Seelenstärke, schrieb sie, die ihr die Kraft gegeben hätte, in seine Abreise zu willigen, sei von ihr gewichen. Sie vermöge die schreckliche Trennung zweier liebenden Herzen nicht zu ertragen. Er möge daher in ihre offenen Arme zurückkehren und dürfe versichert sein, daß ihr Einfluß auf ihren Gemahl und dessen hohe Stellung mächtig genug sein würde, nicht nur um ihn gegen jede Intrigue zu schützen, sondern auch um auf diplomatischem Wege ihm seine Erbschaft aus Wien zu verschaffen. Für den unverhofften Fall aber, daß er unbeugsam auf seinem Willen bestehen würde, sende sie ihm hierbei, als kleine Beihülfe zur Deckung der großen Kosten seines Unternehmens, einen Wechsel von 4000 Rubel.

Trenck blieb männlich fest bei dem einmal gefaßten Entschlusse nach Wien zu gehen, und da er an baarem Gelde und Prätiosen ein Kapital von 36,000 Gulden bei sich führte, so glaubte er, weitere Hülfe nicht zu bedürfen und schickte den Wechsel mit dem zärtlichsten und dankbarsten Briefe zurück. Er bat nur um ihr Andenken und ihre Gnade, für die Fälle, wo er jemals ihrer Hülfe bedürfen sollte.

In Petersburg hielt er sich nur wenige Tage auf

und reiste von da durch Finnland zu Lande nach Stockholm.

Es fehlte ihm nicht an Empfehlungsschreiben von allen Gesandten europäischer Potentaten, die sich damals in Moskau am russischen Hofe aufhielten. Besonders dringend und für ihn schmeichelhaft war das des sächsischen Gesandten Herrn von Funck, der in der That darüber untröstlich war, daß seine Unvorsichtigkeit ihm die Verfolgung in Rußland und die Zerstörung seines dortigen Glückes zugezogen hatte.

In Stockholm aber bedurfte Trenck eigentlich keiner Recommandation. Die Königin Ulrike von Schweden kannte ihn noch als Schwester des Großen Friedrich. Er hatte im Jahre 1733 die Ehre gehabt, sie als Garde-du Corps-Officier mit nach Stettin escortiren zu dürfen. Es mochte ihr auch sein geheimes Verhältniß mit ihrer Lieblingsschwester Amelie, die ja gewissermaßen zu ihren Gunsten auf die Krone Schwedens Verzicht geleistet hatte, bekannt sein und sie war milde genug, dem Günstling derselben auch ihre Gunst zu schenken Wenigstens empfing sie ihn mit der größten Freundlichkeit und huldvollsten Herablassung.

Trenck hatte etwas Offenes und Vertrauen Gewinnendes in seinem Wesen und längst gewohnt, sich in den höchsten Kreisen mit Leichtigkeit und Sicherheit zu bewegen, erzählte er ihr aufrichtig die Geschichte seiner

Verhaftung in Preußen, seiner Gefangenschaft in Glatz, seine tollkühne Befreiung und abenteuerliche Flucht. Und da die hohe Frau ein sichtbares Interesse an seinen Mittheilungen nahm, so fügte er auch, jedoch mit einiger Zurückhaltung, Mittheilungen über seine Erlebnisse in Rußland, selbst im Felde der Liebe, hinzu. — Dergleichen pflegt Frauen am meisten zu interessiren und auch die Königin war Weib genug, um damit für den liebenswürdigen, kühnen jungen Abenteurer die lebhafteste Theilnahme zu gewinnen. Sie widerrieth ihm wohlmeinend aus politischen Gründen jeden längern Aufenthalt in Stockholm, da sie nicht mächtig genug sei, ihn gegen etwaige Reclamationen ihres Bruders zu schützen.

Trenck beeilte sich daher Stockholm so schnell als möglich zu verlassen uud begab sich nach Kopenhagen. Dorthin hatte ihm der dänische Gesandte in Moskau, Herr von Chaise, Aufträge und vielgeltende Empfehlungsbriefe mitgegeben. So blieb er denn 14 Tage in dieser dänischen Hauptstadt und ging alsdann in Helsingör an Bord eines holländischen Schiffes nach Amsterdam.

In Kopenhagen hatte er die wehmüthige Freude gehabt, den Lieutenant von Bach anzutreffen, diesen treuen Freund, der ihm damals mit eigener Lebensgefahr bei seiner Flucht aus dem Gefängniß auf der Festung Glatz so behülflich gewesen war. Leider befand

sich derselbe jetzt im äußersten Elende. Er hatte nichts zu leben und viele Schulden. Trenck schenkte ihm 500 Dukaten und der kluge, tüchtige Mann wußte damit wieder sein Glück zu begründen. Er starb im Jahre 1779 als Obrist eines dänischen Husarenregiments.

Kaum war das Schiff, worauf er sich befand um nach Holland zu segeln, in See, so entstand ein furchtbarer Sturm, der den Capitain zwang, nach Verlust des Besanmastes, des Bugspriets und einiger Segel, zwischen den Klippen bei Gothenburg Anker zu werfen.

Nur durch ein besonderes Glück gelang unter so gefährlichen Umständen die Rettung des Schiffes. Nach neun Tagen konnte die Brigg wieder in See gehen. Diese Zeit des Stillliegens suchte Trenck, bei seinem unruhigen Geiste, sich so gut zu vertreiben wie möglich. Mit zwei seiner Bedienten machte er täglich Spazierfahrten von einer Klippe zur andern, fing Hummern und Kabliau, stach Rochen, schoß Enten und brachte damit reichliche Provision auf das Schiff. Von den armen Insulanern tauschte er Schafmilch ein, was damals eine große Erfrischung für das Schiffsvolk war.

Auf einer dieser Felseninseln herrschte eine wahre Hungersnoth, veranlaßt durch Sturm und ungünstige Winde, welche jede Zufuhr verhinderten, während der Boden nichts brachte als etwas dünnen Sandhafer. Zum Glück hatte das Schiff, worauf sich Trenck be-

fand, Korn geladen und Trenck war gutmüthig genug, für einige hundert Gulden Getreide zu kaufen und unter die Bewohner vertheilen zu lassen, auch gab er dem armen Geistlichen hundert Gulden, um, wo es Noth that, dem dringendsten Bedürfniß abhelfen zu können. — Dafür wurde er wie ein rettender Engel gesegnet.

Indeß auch hier verfolgte ihn sein widriges Geschick. Als er eben Getreide an den Strand jener armen Insel gebracht hatte nnd nun nach seinem Schiffe zurückkehrte, wechselte plötzlich der Wind mit einer solchen Schnelligkeit und Heftigkeit, daß sein Bedienter, der ohnehin wenig Geschick für das Seefahren zeigte, nicht schnell genug das Segel wenden konnte, so daß sich der Wind darin fing und die Chaloupe umschlug. — Er selbst rettete sich durch Schwimmen, aber sein Jäger, ein Kalmuck, den er aus Rußland mitgenommen hatte, ertrank. Die dankbaren Bewohner jener Insel halfen ihm wieder die Chaloupe aufrichten und das Schiff erreichen.

Bei den schaukelnden Bewegungen des Schiffes wurde er seekrank. D ie Anker wurden gelichtet und die Brigg ging nach dem Texel. Doch auf's Neue durch einen Sturm schon von der Einfahrt des Hafens zurückgetrieben und selbst bis Norwegen hin verschlagen, erreichten sie erst am folgenden Tage Amsterdam.

Dort hatte Trenck schon am Tage nach seiner An-

kunft einen bösen Handel, in den ihn, wie gewöhnlich, sein Vorwitz verwickelt hatte.

Er war mehrfach gewarnt vor den holländischen Wallfischfängern, die eine wilde und rohe Menschenklasse seien, die gern Händel suchten, welche nicht selten blutig abliefen. Besonders war einer unter diesen Matrosen wegen seiner Rauflust berüchtigt und gefürchtet, ein gewisser Hermann Rogaar. Trenck indeß kannte keine Furcht. Gerade die Gefahr übte auf ihn eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Er näherte sich diesen rohen, halb trunkenen Menschen, um zuzusehen, wie sie sich im Harpuniren übten.

Da trat ein riesiger Kerl auf ihn zu, der Knochen wie ein Stier hatte, mit einem langen Messer in der Hand und wie ein Schlächter mit aufgestreiften Hemdärmeln. Er suchte offenbar Händel mit dem Fremden, sprach von Messerschnitten und spottete über den türkischen Säbel, den Trenck an der Seite trug, den er einen Zahnstocher nannte, womit man nicht einmal einen tüchtigen Schnitt über's Gesicht Jemandem versetzen könne.

Trenck verhielt sich ruhig und glaubte dadurch Händel zu vermeiden, die ihm der Würde eines Officiers nicht angemessen schienen. Doch der Kerl wurde immer zudringlicher und versuchte ihm endlich einen Nasenstüber zu geben. Trenck stieß ihn zurück. Doch der Matrose

warf ihm seine Mütze vor die Füße und schwang sein Messer, indem er ihn zum Zweikampf herausforderte.

„Er Aagenrücker!“ schimpfte er mit dem ihm eigenthümlichen Ausdruck; „sage Er nur, ob Er eine Gatge, oder einen Kruys im Gesicht (d. h. einen geraden, oder einen Kreisschnitt) haben will.“

Trenck war einmal in diese schlimme Gesellschaft gerathen und sah kein anderes Mittel sich herauszuwickeln, als daß er sich zur Wehr setzte, oder davonlief. Gegen das Letzte empörte sich sein ganzer muthiger Sinn. Der baumstarke, wildaussehende Kerl wurde immer zudringlicher und schimpfte ihn auf die gemeinste Weise und jetzt wendete sich Trenck gegen die Umstehenden, forderte ein Messer, um sich mit ihm einzulassen.

„Nein, nein,“ schrie der Raufbold, „nimm Du nur Dein großes Messer, welches Du an der Hüfte trägst. Ich wette zwölf Dukaten, Du sollst dennoch Deinen Schnitt in die Backen haben.“

Nun zog Trenck seinen guten Damascenersäbel. Der Matrose ging ihm mit seinem großen Messer zu Leibe. Aber Trenck wußte seinen türkischen Säbel zu führen; er empfing den Gegner mit einem kräftigen Hieb und die Hand des Angreifers mit dem Messer fiel zu Boden. Das Blut spritzte ihm entgegen und der baumlange Kerl, der ein so großes Maul gehabt hatte, sank zur Erde.

Nun erwartete Trenck einen allgemeinen Angriff der Matrosen, die ohne Zweifel wie er meinte ihren Kameraden rächen würden. Schon setzte er sich in Positur zur Gegenwehr; aber gerade das Gegentheil seiner Erwartung erfolgte. Anstatt vom Pöbel zerrissen zu werden, jauchzte ihm Alles ein Vivat zu. Vor den Augen des Volks galt er als der Hercules, der den nemeischen Löwen überwunden hatte. Es fehlte nicht viel, so hätte man den Besieger des allgemein gefürchteten und für unüberwindlich gehaltenen Hermann Rogaar auf den Schultern im Triumphe in die Stadt getragen. Die rohe Menge lachte den Bramarbas aus, der sich in seinem Blute am Boden wand, und der sich verblutet haben würde, hätte nicht ein Schmied durch ein Glüheisen nach starkem Zuschnüren der Pulsader die Verblutung gehindert.

2.

Von Amsterdam reiste Trenck nach dem Haag; Lord Hyndford hatte ihm dorthin die wirksamsten Empfehlungsschreiben mitgegeben. Vom Kanzler hatte er ein Schreiben an den Prinzen von Oranien selbst. So konnte er nicht anders als mit aller nur möglichen Distinction empfangen werden. Hätte er alle die Vortheile seiner so überaus günstigen Aufnahme im Haag benutzen wollen, so hätte er mit seiner Gewandtheit und seinem Gelde in der holländischen Armee in Indien ein glänzen-

des Glück machen können und würde damit allen Calamitäten entgangen sein, die ihn später in Wien verfolgten, auch die schreckliche Gefangenschaft in Magdeburg würde ihn nicht getroffen haben; aber auch der klügste Mensch rennt oft wie geblendet seinem feindlichen Schicksale entgegen.

Die Aussichten in Wien schienen ihm in der That zu günstig zu sein, um sie aufgeben zu können; die Briefe des Grafen Bernes malten ihm dort den Himmel vor Augen. Er schloß zugleich eine Citation des kaiserlichen Hofkriegsraths bei, um mit ihm die reiche Trenck'sche Erbschaftsangelegenheit zu reguliren. Er meldete dabei, der Hof habe ihm auf seine Anfrage und Recommandation versprochen, daß ihm aller Schutz und Gerechtigkeit in Wien widerfahren würde. Er rieth ihm seine Ankunft zu beschleunigen, weil die bisherige Administration der Trenck'schen Güter ihm wenig Nutzen verschaffen würde.

Wer konnte zweifeln bei so günstigen Aussichten? Er folgte dem Ruf, eilte nach Wien und von diesem Augenblick hatte alle Lebensfreude für ihn ein Ende.

Schon auf der Reise dorthin traf ihn der unter solchen Umständen bedeutende Unfall, daß er des größesten Theils seines Vermögens beraubt wurde. Er hatte aus Gutmüthigkeit einen gewissen Baron von Schenk, dessen Bekanntschaft er im Haag gemacht hatte, in seinem

Wagen frei mit auf die Reise nach Wien genommen. Zur Dankbarkeit bestahl ihn dieser gewandte Glücksritter. Als er in Hanau erwachte, war Herr von Schenk verschwunden und mit ihm eine mit Brillanten besetzte Uhr, ein Ring, im Werthe von **2000** Rubel und eine Tabatière mit dem Portrait seiner ersten Freundin in Moskau; dazu auch noch ein Beutel mit **80** Dukaten. Das Alles hatte auf dem Tische vor seinem Bette gelegen und damit hatte sich der Gauner entfernt. Zum Glück war noch seine Chatoulle, die seine sonstige Habseligkeit enthielt, im Koffer eingeschlossen und unberührt geblieben.

Der Gauner hatte seine Maßregeln so gut genommen, daß an ein Verfolgen desselben nicht zu denken war. Es blieb also Trenck nichts übrig, als mit dem Rest seiner Baarschaften seine Reise nach Wien weiter fortzusetzen. — Dort traf er nach einer zweijährigen Abwesenheit im Jahre **1750** wieder ein.

3.

In Wien wurde er von vorn herein in eine solche Masse von Prozessen verwickelt, die kein anderes Ergebniß hatten, als ihm das entsetzlichste Bild von der maßlosen Demoralisation, Bestechlichkeit und Intriguensucht der damaligen höheren kaiserlichen Beamten und selbst des Richterstandes zu geben.

Der ehemalige Pandurenchef, Franz Freiherr von

der Trenck war im Jahre 1749 als Staatsgefangener auf dem Spielberge gestorben.

Da man ihm aber nicht als Hochverräther den Prozeß machen konnte, sondern ihn nur als unruhigen Kopf durch den Einfluß einer Hofkabale gefangen hielt, so war auch sein Vermögen nicht confiscirt worden. Eine Sentenz sagte: seine Güter und sein Vermögen sollten unter der Administration des von ihm selbst gewählten Hofrath von Kempf und des Baron von Peyaczewitz, seines Freundes, verbleiben. Es sollten ihm alle Jahre die Rechnungen seiner Beamten zur Durchsicht zugeschickt werden und so war und blieb er, bis zu seinem Tode, Herr seines Vermögens, das also niemals confiscirt worden war.

Er erwirkte auch von der Kaiserin die Erlaubniß, ungehindert durch ein Testament über sein Vermögen verfügen zu können.

Das geschah nur in der Absicht, dem jungen Friedrich von der Trenck, seinem Vetter, rechtswidrig die Erbschaft zu entreißen, worauf dieser ein vollkommenes Anrecht hatte; denn der früher verstorbene Vater des jetzt auf dem Spielberge mit Tode abgegangenen Pandurenobristen von der Trenck, also der Oheim unsers Trenck, hatte im Jahr 1743, als er als Commandant in Lötschau in Ungarn starb, ein rechtsgültiges solennes Testament hinterlassen, worin er seinen eignen Sohn, den

Pandurenobrist, nur als Fideicommißerben einsetzte und ihm den preußischen Trenck als Universalerben substituirte, im Fall er ohne männliche Erben sterben sollte.

Das Zipser Kapitel schickte dieses Testament an den kaiserlichen Hofkriegsrath nach Wien, ad exequendum. Dieser übergab indeß dem Sohne das reiche Erbe, ohne alle Sicherheit für die Substitution durch anzustellende Curatoren zu fordern. Durch dieses Versehen konnte die Substitution wohl schwierig, aber nicht rechtsungültig gemacht werden.

So übernahm denn Franz von der Trenck die Erbschaft seines Vaters, ohne jemals gegen die Substitutionsklausel zu protestiren.

Er war hartnäckig genug, nicht um Gnade bitten zu wollen, obgleich man es ihm nahe gelegt hatte, daß er dadurch seine Freiheit erlangen würde; aber er wollte auch nicht lange als Gefangener leben und so beschloß er im Lebensüberdruß Gift zu nehmen. So irreligiös er auch war, so wollte er doch mit dem heiligen Schein decorirt aus dem Leben scheiden. Er zog die Kutte eines Franziskaners an, ließ sich eine Tonsur scheren, sang und betete den ganzen Tag und nachdem er so ziemlich Gift genommen hatte, sagte er Tag und Stunde voraus, wann ihn der heilige Franziscus in den Himmel aufnehmen würde; verkündete auch die Todesstunde eines Beichtvaters, der um sein Geheimniß wußte und wirklich

starb derselbe zur angegebenen Zeit auf der Rückreise nach Wien. Niemand ahnte, daß Trenck ihm Aqua Tofana gegeben hatte und hielt ihn für einen heiligen Propheten.

Aber kurz vor seinem Tode äußerte er noch zu dem Commandanten des Spielberges, Baron Kottulinsky: „Jetzt sterbe ich mit der Freude, daß ich meinen Vetter noch nach meinem Tode schikaniren kann,“ und das sollte dadurch geschehen sein, daß er ihn in seinem Testamente zum Universalerben eingesetzt hatte, aber unter den Bedingungen, daß sein Erbe, der reformirt war, die katholische Religion annehmen und keinem andern Herrn als dem Hause Oesterreich dienen sollte. Durch diese beiden Bedingungen hoffte er die Monarchie zu bewegen, die Protection für sein Testament zu übernehmen. Alsdann machte er auch aus seinem ganzen Nachlaß, selbst mit Einschluß des Vermögens seines Vaters, ein Fideicommiß, so daß der Erbe darüber nicht frei verfügen konnte, obgleich er schon freier Fideicommißerbe des väterlichen Vermögens kraft dessen Testaments geworden war. Die schlimmste Bedingung aber war noch die, daß er an 80,000 Gulden an Legaten und frommen Stiftungen zahlen sollte, wodurch mehr absorbirt wurde, als worüber der Erblasser eigentlich das Recht hatte zu verfügen.

Daraus aber eben, daß er durch den Inhalt seines Testaments die Kaiserin, welche die Hinterlist, die darin

verborgen lag, gar nicht ahnete, dafür zu gewinnen wußte, erwuchs das ganze Unglück unseres Trenck.

Wenn er die Erbschaft antrat, mußte er sogleich 63 Prozesse mit übernehmen und durfte erwarten, daß bei der Langwierigkeit und Kostspieligkeit der dortigen Prozesse, die jeder Chikane Thor und Thüre öffneten, die ganze Masse durch die ungeheuern Kosten verzehrt werden würde.

So war die Lage dieser Testaments-Angelegenheit, als Trenck im Jahre 1750 nach Wien kam, um seine Erbrechte geltend zu machen.

Trenck war übrigens wohlhabend genug, um einen langen und hartnäckigen Kampf gegen den Schneckengang der Justiz aufnehmen zu können. Er besaß noch gegen 20,000 Gulden baares Geld und kostbare Schmucksachen und während seines Aufenthalts in Wien erhielt er noch an 150,000 Fl. aus Berlin und Petersburg von seiner schönen Freundin und von seiner Familie in Preußen.

Anfangs schien sich die Sache für ihn günstig anzulassen. Bei der ersten Audienz konnte die Kaiserin Maria Theresia nicht gnädiger sein, als sie zu sein schien. Sie sprach von seinem verstorbenen Vetter mit Achtung, ja mit Rührung; versprach ihm allen Schutz und Gnade und sagte, daß Graf Bernes ihn ihr besonders empfohlen habe.

Um die Sache zu beschleunigen, wie man sagte,

sollte sie den ordentlichen Gerichten entzogen und einer delegirten Gerichtscommission überwiesen werden, die sich ganz ausschließlich mit der Trenck'schen Angelegenheit zu beschäftigen habe.

Das geschah ohne Zweifel in der besten Wohlmeinung der Monarchin; allein Trenck's Feinde und Gegner und Alle, die sich schon bei der Administration des Trenck-schen Vermögens bereichert hatten und nun fürchten mußten zur Rechenschaft gezogen zu werden, wußten es mit Schlauheit so zu wenden und zu drehen, daß Männer in die Commission ernannt wurden, deren Namen schon genügte, um dem jungen Trenck jede Hoffnung auf einen günstigen Ausgang seiner Sache wieder zu benehmen.

Namentlich war es der Präsident der Commission, der sich schon früher als Trenck's unversöhnlichster Feind und als der ränkevollste Beamte ausgewiesen hatte.

Trenck durchschaute bald die ganze Intrigue, erkannte aber auch die Unmöglichkeit, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen. Er entschloß sich daher den Erbanfall nach dem Testamente seines boshaften Vetters abzulehnen und auf das Testament dessen Vaters zurückgehend die Erbschaft als ein auf ihn verfallenes Fideicommiß anzutreten.

Zu diesem Zweck forderte er eine vidimirte Abschrift von diesem älteren Trenck'schen Testamente. Er erhielt sie auch. Damit in der Hand trat er persönlich vor

Gericht und erklärte, daß er von dem Nachlaß des Franz von der Trenck nichts verlange, als was derselbe vor dem ihm zugefallenen Fideicommißgut seines Vaters besessen habe. Er wolle also weder Prozesse noch Legate übernehmen. Er fordere allein nach Maßgabe des hiermit producirten Testaments das Vermögen des Vaters des jetzigen Erblassers von der Masse voraus und dieses bestehe in den Herrschaften Pakratz, Prestowatz und Platernitz nebst den damals vorhanden gewesenen Kapitalien und Mobilien.

Es gab wohl keine gerechtere und besser begründete Forderung. Wie mußte er daher erschrecken, als man ihm im gemessensten Tone antwortete: „Ihre Majestät die Kaiserin haben ausdrücklich befohlen: daß im Fall Sie nicht alle Bedingungen des Franz Trenck'schen Testaments erfüllen wollen, Sie absolut und entschieden von der ganzen Masse abgewiesen werden sollen und alsdann gar nichts zu hoffen haben."

Was war nun zu thun? Er wagte eine Reclamation dagegen bei Hofe, wurde aber ebenso entschieden abgewiesen.

Es war also einmal beschlossen, er sollte römisch-katholisch werden. Dazu war er nun freilich noch zu gewissenhaft und hing an dem Glauben seiner Väter. Aber er stand allein und schutzlos, da hielt er sich für berechtigt: Intrigue mit Intrigue zu schlagen; er ver-

schaffte sich durch ein reiches Geschenk von einem katholischen Pfaffen ein Zeugniß, daß er sich bekehrt und dem verfluchten Lutherthume abgeschworen habe; dabei blieb er aber im Geheimen was er war. Er hätte sich für Millionen nicht entschließen können, die päpstlichen Lehren und Kirchensatzungen zu glauben.

Um diese Zeit kam General Bernes von seinem Gesandtschaftsposten aus Petersburg nach Wien zurück. Trenck klagte seinem einflußreichen Freunde sein hartes Geschick. Dieser sprach mit der Kaiserin darüber. Sie versprach ihm Alles zu Gunsten seines Schützlinges; aber das war auch Alles, was zu erreichen stand, denn die absolute Monarchin war an ihrem eigenen Hofe nicht mächtig genug, um die Intriguen, die dort gegen ihre eigene wohlwollende Absicht gespielt wurden, zu durchschauen. Graf Bernes versprach ihm seine Prozesse zu führen und Alles zu thun, um seine Sache zu fördern; aber der Graf mußte in Familienangelegenheiten nach Turin reisen. Dort aber war er kaum sechs Wochen anwesend, so lief die Nachricht ein, daß er von einem Freunde durch Gift in die bessere Welt befördert worden sei.

So spielten überall das feindliche Geschick im Bunde mit der Intrigue um Trenck's gerechteste Ansprüche zu vernichten. Das Unglück entriß ihm die Stützen, deren er so sehr bedurfte, um sein gutes Recht zu verfolgen.

Auch den Feldmarschall von Königseck, Gouverneur

von Wien, einen seiner besten Freunde, entriß ihm der Tod in demselben Jahre, als er ihm beistehen wollte, seine Ansprüche geltend zu machen.

So waren es die bedeutendsten Männer des Kaiserstaates, die ihn schätzten und liebten und ihm doch nicht helfen konnten, da meistens untergeordnete Beamte und einzelne feile Richter, Fanatiker und Pfaffen, emsig wie ein Ameisenhaufen gegen ihn intriguirten.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß sich ein tiefes finsteres Mißtrauen seiner Seele bemächtigen mußte, auch in Fällen wo ein besseres Vertrauen gerechtfertigter gewesen wäre und ihm wahrscheinlich Glück gebracht haben würde.

So war kaum sein Gönner der Graf Bernes von Wien abgereist, als bei Gelegenheit einer Soirée im Hause des pfälzischen Gesandten, Herr von Becker den jungen Trenck eines Abends auf die Seite zog und zu ihm sagte:

„Mein theurer Herr von Trenck, erlauben Sie mir Ihnen einen aufrichtig gemeinten guten Rath zu geben. Kehren Sie in Ihr Vaterland und nach Berlin zurück; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, der König hat alles Vergangene vergessen. Sie sind vor ihm gerechtfertigt; er wird mit aller Großmuth, die ihm eigen ist, Ihr Glück machen und Ihnen die Trenck'sche Erbschaft verschaffen.“

„Ich zweifle nicht," antwortete Trenck in tiefer Bewegung, „daß Sie Ihr Ehrenwort mit aller Ueberzeugung verpfänden, aber ich fürchte, daß Sie sich irren. Diese Gnade kommt jetzt in der That etwas zu spät, um Glauben zu finden. Ich habe in meinem Vaterlande zu großes Unrecht erlitten; ich traue keinem Fürsten und keinem Fürstendiener mehr. Die mächtigsten Monarchen sind oft bei dem besten Willen die ohnmächtigsten. Der absolute Monarch, der kein allwissender Gott ist, sieht nicht anders als durch die oft nur zu sehr gefärbte Brille seiner Beamten; indem er gerecht zu handeln wähnt, schützt ihn nichts davor, daß er ungerecht und despotisch verfährt. Er täuscht sich selbst, weil er von Andern getäuscht wird. Mein treues Herz für den König Friedrich den Großen ist auf das Tiefste gemißhandelt worden. Mein Geist hat Kraft genug, überall und in allen Verhältnissen des Lebens Nothdurft zu erwerben. Wer wird es mir verdenken, wenn ich mich nicht auf's Neue der Gefahr eines unverdienten Gefängnisses unterwerfen will?"

Der Gesandte war ein Mann in grauem Haar, dessen ganzes Wesen Zutrauen einzuflößen vermochte und dennoch wendete er vergebens alle seine Beredtsamkeit auf, um ihn zu überzeugen, daß dieser Vorschlag nicht ohne höheren Einfluß gemacht werde.

Nicht ohne Rührung schloß er, indem er ihm mit Wärme die Hand drückte: „Mein lieber Trenck! Gott

weiß, ich habe es redlich mit Ihnen gemeint. Ich bin Ihnen Bürge dafür, daß mein König Sie sicher glücklich machen wird. Sie kennen aber Wien nicht. Sie werden hier nach zahllosen Prozessen Alles verlieren. Sie werden noch verachtet und verfolgt hier werden, warum? Weil Sie keinen Rosenkranz beten können."

Oft genug, aber zu spät hat Trenck bereuet, diesen wohlgemeinten Rath nicht befolgt zu haben; er war einmal seinem bösen Geschick verfallen und sollte unaufhaltsam auf seiner Dornenbahn weiter wandern.

4.

Drei und sechzig Prozesse, die Trenck nunmehr führen mußte, verzehrten in Wien unglaubliche Geldsummen. Die 3600 Gulden, welche er endlich binnen drei Jahren aus der Trenck'schen Masse erhielt, betrugen nicht einmal soviel als die Neujahrsgeschenke an Kanzleien und Sollicitatoren erforderten. Wie viel Ballen Papier mußte er vergebens in seinen Prozeßacten verschreiben. Unter solchen Umständen war sein aus Rußland mitgebrachtes Geld bald zusammen geschmolzen. Er wäre zum Bettler geworden, hätte ihn nicht seine Familie aus Preußen reichlich unterstützt. Auch sandte ihm die Gräfin Bestuchef die 4000 Rubel nach, die er früher nicht hatte annehmen wollen. Auch aus Berlin erhielt er reichliche Unterstützung von seiner hohen Freundin. Der König

hatte seiner Lieblingsschwester in der wohlwollenden Absicht, den ihr veranlaßten Schmerz zu mildern, im Jahre 1750 die Abtei Quedlinburg verliehen und dadurch ihre Einkünfte bedeutend verbessert. Trenck stand immer noch mit ihr im geheimen Briefwechsel und ihre Laune, bald ausgelassen heiter, bald tief vergrillt, war stets das Thermometer der im Geheimen empfangenen guten oder ungünstigen Nachrichten. Und dennoch verbrauchte er so viel, daß er von Wucherern, nach Wiener Gebrauch, Geld aufleihen, das heißt oft sechzig Procent mehr verschreiben mußte, als er empfing.

Trenck war viel zu stolz, um sich in die Umstände fügen und gehörig schmiegen und biegen zu können. Man denke sich, was ein Mann von seinem Charakter empfinden mußte, wenn er bei boshaften und dummen Menschen blos deshalb, weil sie Minister hießen oder Hofräthe und Richter waren, um sein gutes Recht betteln mußte. Aber wer es nicht verstand bei Kammermädchen, Lakaien, Ofenheizern und Beichtvätern zu schmeicheln, zu schweifwedeln und ihnen Geschenke zu machen, der kam bei der allgemeinen Fäulniß des dortigen Hof- und Beamtenlebens in keiner Sache weiter.

So eine bausbackige Excellenz, die den Titel Hofrath führte, wollte oft dem Forestier Trenck nicht einmal die Gnade einer Audienz gewähren. Wurde er denn endlich nach vielem Antichambriren und Bestechung der

Kammerdiener vorgelassen, so blies ein solcher groß-perückiger, weinrother Großmogul die Backen auf und schnarrte ihn an: „Was wollen Sie eigentlich, Herr., Sie können ja nicht einmal ein gutes Kanzleideutsch schreiben, wir müssen Ihre Eingaben erst auf der Wiener Universität verdeutschen lassen, ehe man sie im Rathe lesen und verstehen kann. Das größte Beneficium, das wir Ihnen aus besonderer Gnade erweisen könnten, wäre, wenn wir dem Pater Pochammer auftrügen, Sie im hiesigen Kanzlei- und Hofstyl eben sowohl als im alleinseligmachenden Glauben zu unterrichten. Dagegen aber soll derselbe von hoher Instanz Gewalt und Vollmacht erhalten, alle Ihre Rechnungsführer und Richter in articulo mortis von allen nur möglichen Sünden loszusprechen."

Man denke wie dem armen Trenck zu Muthe war, als er erkannte, daß in solchen Händen seine gerechte Sache lag. In Berlin und Petersburg war er wegen seiner Kenntnisse geachtet gewesen und hier hielt ihn jede ignorante Excellenz für einen Erzdummkopf.

Der stereotype Bescheid auf alle seine Eingaben, wie wohl begründet sie auch waren, lautete immer: „Das Begehren des Supplicanten findet nicht statt."

Wie es bei diesem Geschäftsgange herging, sollte er bald erfahren. Es gelang ihm den Kammerdiener des Präsidenten der Immediat-Commission für seine Angelegenheiten zu bestechen, daß er ihn für einige Dukaten

bei jeder Session in das Nebenzimmer des Sitzungssaals ließ. Dort konnte er durch eine Oeffnung in der Thür Alles beobachten, was daselbst vorging. — Das Mittel war ihm nützlich, um seine Feinde und die Anschläge, die gegen ihn gemacht wurden, kennen zu lernen, wodurch er nicht selten in den Stand gesetzt wurde ihre Kabalen zu vereiteln.

Um 9 Uhr begannen diese hochwichtigen Sessionen. Bis man ganz versammelt und mit der ersten Unterhaltung fertig geworden war, schlug es 11 Uhr. Dann ordneten sich die Excellenzen und andern Räthe um den Rathstisch. Der Präsident betete heimlich seinen Rosenkranz. Einer sprach oder hielt Vortrag, während die andern Räthe sich halblaut, paarweise unterhielten, indem sie einander Stadt- oder Hofgeschichten erzählten. So verlief die Sitzung in der Regel, ohne daß der geringste Beschluß gefaßt war. Der Präsident schloß dieselbe und bestimmte im günstigsten Falle die nächste Sitzung schon über drei Wochen. — Das hieß denn ein judicium delegatum in causis Trenckianis. Endlich kam es zu den Hauptbeschlüssen, an welche Trenck später nur mit Schauder denken konnte.

Das Hauptvermögen des Erblassers bestand in den slavonischen Gütern und Herrschaften, die er von seinem Vater, jedoch nur als Fideicommiß geerbt hatte. Das waren die eigentlichen Trenck'schen Familiengüter. Dazu

hatte er noch zwei Güter: Velika und Rustak gekauft; diese trugen über 60,000 Gulden jährlich ein. Mehr als 200 Dörfer gehörten zu diesen reichen Besitzungen.

Nun wußte man gewisse gesetzliche Bestimmungen und Gewohnheitsrechte so zu deuten, daß der ungarische Kammerpräsident, Graf Grassalkowitz, im Namen des Fiscus alle Trenck'schen Güter unter Sequester legte. Das war für ihn selbst und die Räthe der Commission ein fetter Braten. Der verstorbene Trenck hatte aus Baiern, dem Elsaß und Schlesien mehrere Schiffsladungen mit Kaufmannsgütern, als Leinwand, Gold und Silber in Barren auf seine Güter geschickt, Alles die Früchte reicher Pandurenbeute. Dabei befand sich in einer prächtigen Gewehrkammer die kostbarsten Waffen, die Sattelkammer, das große Silberservice des Kaisers Karl VII., welches er in München zur Beute gemacht hatte. Auch das große silberne Tafelservice Friedrich's II., das er bei Sorau erbeutet hatte. Man sagte wirklich, daß der Schatz an Kostbarkeiten auf den Trenck'schen Gütern weit mehr Werth gehabt habe, als diese Güter selbst.

Und dieser Schatz auf den Trenck'schen Gütern in Slavonien, der doch offenbar zu der Erbmasse gehörte, und im Inventar hätte verzeichnet stehen müssen, war während der dreijährigen Vermögens-Verwaltung durch das Judicium delegatum spurlos verschwunden.

Es war nicht einmal ein Geheimniß geblieben, so frech und sicher geschah die Plünderung, daß von Michalefze einige schwere Wagen, mit Silber und Pretiosen beladen, weggeführt worden waren, und Niemand durfte sagen wohin! Ein Augenzeuge erzählte dem jungen Trenck, daß er die beiden Panduren kenne, welche den Trenck'schen Schatz bewacht hätten. Als die allgemeine Plünderung desselben losgegangen sei, habe jeder derselben eine Schachtel mit großen orientalischen Perlen unter den Arm genommen und wären damit über die Grenze auf türkisches Gebiet gegangen. Dort hätten sie dem Islam geschworen und lebten als türkische Kaufleute herrlich und in Freuden von dem Ertrage ihres Raubes.

Die prächtigen und berühmten Gestüte, selbst das Vieh von den Meiereien wurden fortgetrieben. Die Gewehrkammer enthielt eine Sammlung von 3000 Stück der seltensten und kostbarsten Gewehre; was die Vorräthe an Leinwand betraf, so hatte der Pandurenobrist Trenck einst selbst gesagt, daß er in der Umgegend von Glatz allein für 50,000 Gulden an Leinwand erbeutet habe.

Alles wurde gestohlen, weggeführt und geplündert und da Befehl vom Hofe erfolgte, man sollte alles Trenck'sche bewegliche Vermögen nach Wien liefern und dem Universalerben übergeben, so war davon nichts übrig geblieben als einige Kleinigkeiten, die Niemand

mehr haben wollte, so unter andern zwei preußische Commißgewehre.

Die von oben herab verübte Spitzbüberei war klar zu beweisen, Trenck querulirte deshalb in Wien bei den höchsten Landesbehörden, allein vergebens. Er erhielt Befehl vom Hofe, er solle bei Allerhöchster Ungnade gar nichts von dieser Sache mehr reden, auch nicht nach Slavonien reisen.

Wohin alle diese kostbaren Gegenstände geschickt waren, blieb nicht unbekannt; es durfte aber nicht davon gesprochen werden. Dem Aerar war nichts davon berechnet, es war also nicht Confiscation damit geschehen, sondern wirklicher Raub, und darüber durfte er nicht einmal sein Recht suchen, weil einflußreiche Personen ihre Hand im Spiel hatten.

Man müßte ein ganzes Buch schreiben, um die Reihe von Ungerechtigkeiten, die gegen Trenck begangen wurden, zu schildern.

Auch von seinen klaren Forderungen an den Staat, unter andern für Pferde, die derselbe für das von ihm errichtete Pandurenregiment angekauft hatte, wurde zwar vom Fiscus verrechnet, aber kein Kreuzer davon kam in seine Hände.

Was ihm am Ende von den ungeheuern Reichthümern seines Erblassers übrig blieb, waren 63,000 Gulden, nachdem ihm noch von dem Ueberschuß der Masse

zu 76,000 Gulden, an 12,000 Gulden für anhängig gebliebene Prozesse abgezogen wurden. — Von dem Ueberschuß kaufte er im Jahre 1779 die Herrschaft Zwebach, wobei er noch für das österreichische Indigenat an 6000 Gulden an Taxen bezahlen mußte. Eine Menge andere Betrügereien, die ihm das Leben verbitterten, übergehen wir noch. Das Ganze gab das traurigste Bild der völligen Demoralisation einer Staatsverwaltung und des höheren Richterstandes, der Hofintriguen und Spitzbübereien hochgestellter Personen, wie kaum glaublich war, unter einer Monarchin, welche die Geschichte nur als kluge und weise Regentin kennt. Man sieht daraus und nicht oft genug kann es gesagt werden, wie wenig eine absolute Monarchie auch des besten Regenten geeignet ist, tief eingewurzelte Mißbräuche im Beamtenwesen und in der Staatsverwaltung auszurotten.

5.

Durch besondere Gnade der Kaiserin war Trenck zum Rittmeister bei dem Corduaischen Kürassier-Regiment ernannt worden; dieses sollte zugleich ein Pflaster sein für so viele ihm zugefügte Ungerechtigkeiten und Verluste; aber auch ihn von Wien entfernen und ihm den Mund stopfen, wenn er gegen einflußreiche Spitzbuben zu laut und rücksichtslos sich aussprach oder gegen sie bei Hofe querulirte.

Dieses Manöver war so übel nicht ausgedacht. Ablehnen durfte Trenck diese so zweifelhafte kaiserliche Gnade nicht, sonst würde völlige Ungnade und offene Verfolgung der Erfolg davon gewesen sein. So nahm er denn die Stelle an und reiste von Wien ab, nach Ungarn, tief erbittert über sein Geschick, da er auch diese Intrigue durchschaut hatte.

Er gewann die Liebe seines Obristen, verbrachte seine Zeit mit Jagd und Formiren seines Regiments; hatte Umgang mit dortigen reichen Edelleuten; aber die rechte Lebenslust wollte ihm nicht wieder kommen. Er war und blieb trübe und erbittert gegen die ganze Menschheit gestimmt und schrieb von Zeit zu Zeit an seine hohe Freundin nach Berlin, zu der als seiner ersten Jugendliebe und unermüdeten Wohlthäterin, sein Herz mit Reue über seine Verirrungen in Moskau voll Liebe und inniger Sehnsucht zurückgekehrt war.

In dieser Stimmung empfing er die Trauerbotschaft von dem im Jahre 1754 erfolgten Tode seiner geliebten Mutter. Mit Wehmuth erfüllt, erkannte er die Nothwendigkeit, um verwickelte Erbschafts- und Familienverhältnisse zu ordnen, nach Danzig zu reisen. Da diese große und reiche Handelsstadt damals noch nicht unter preußischem Scepter stand, so glaubte er sich dort völlig sicher und zwar um so mehr, als er durch dort gemachte Erfahrungen gewitzigt, sich vornahm, gegen preußische

Residenten stets auf seiner Hut zu sein. — Auch verband er mit dieser Urlaubsreise die Absicht, einen Abstecher nach Petersburg zu machen, um mit seinen dortigen Freunden weitere Maßregeln zu berathen. Denn die Processe und Chikanen gegen ihn dauerten fort und er mußte leich einsehen, daß bei dem Mangel an bedeutendem Vermögen seine Rittmeistergage nicht einmal hinreichen würde, um die Advokaten zu bezahlen.

So reiste er denn ab aus Ungarn und erreichte ohne bedeutende Hindernisse oder Abenteuer Danzig.

6.

Trenck hatte keine Ahnung davon, daß ihm Wiener Intriguen schon vorausgeeilt waren, um ihm neue Verfolgungen von Seiten des Königs von Preußen zuzuziehen. Man hatte aus Wien nach Berlin berichtet, der König möchte auf seiner Hut sein; denn Trenck würde sich in der Gegend von Danzig in der Zeit aufhalten, wenn der König zu der Besichtigung der Truppen nach Preußen reisen würde.

In Folge dessen waren von Berlin aus an den preußischen Residenten von Reimer in Danzig geheime Befehle ergangen, ihn um jeden Preis aufzuheben und nach Magdeburg transportiren zu lassen, wo, wie ihm der damalige Gouverneur dieser Festung, Herzog Ferdinand von Braunschweig später selbst gesagt hatte, be-

reits Befehle von Berlin aus eingegangen waren, ihm ein festes aber anständiges Gefängniß einzurichten, so gewiß war man seiner Sache.

Trenck, der damals noch nicht das geringste von diesem Verfolgungsplane erfahren hatte, lebte in Danzig 14 Tage angenehm und friedlich mit seinen beiden Brüdern und seiner Schwester, welche sich auch wegen der im Jahre 1746 verweigerten Aufnahme ihres Bruders auf ihrem Gute vollkommen rechtfertigte. Es war im Mai d. J., als diese seine lieben Geschwister nach Regulirung aller Familienangelegenheiten von Danzig wieder abreisten, und Trenck nahm sich nun vor, unverweilt nach Petersburg zu Schiffe abzugehen.

Diese schnelle Abreise würde aber ein arger Querstrich gewesen sein für die geheimen Pläne seiner Feinde. Die Fallstricke, die man ihm gelegt hatte, und die geheimen Verhandlungen des preußischen Kabinets mit dem Magistrat in Danzig waren noch nicht so weit gediehen, um die Bombe platzen lassen zu können. Es mußte also Trenck coute qui coute bewogen werden, noch einige Zeit in Danzig zu verweilen.

Das hinterlistige Werkzeug dazu fand sich bald.

Er hatte Empfehlungen von Wien aus an den kaiserlich österreichischen Residenten von Abramson. Dieser nahm ihn auf das Wohlwollendste auf und überhäufte ihn fast mit verschwenderischen Höflichkeiten.

Herr von Abramson war gewandt genug, jede Nebenabsicht dabei zu verstecken unter der geschickt vorgelegten Maske einer ehrlichen, treuherzigen Freundlichkeit. So glaubte denn Trenck mit seinem offenen geraden Sinn leicht einen recht aufrichtigen Freund und Rathgeber an ihm gefunden zu haben.

Dieser Mann aber war ein geborener Preuße, er war in seinem ganzen Leben nicht in Wien gewesen, sondern hatte nur durch Recommandation des Grafen Bestuchef die sehr einträgliche kaiserlich österreichische Residentenstelle in Danzig erhalten, ohne daß man seine Festigkeit und Rechtschaffenheit, seine Verdienste, oder Geist und Herz bei ihm jemals geprüft hatte.

Aber als geborner Preuße stand er in der engsten und vertraulichsten Beziehung zu dem preußischen Residenten von Reimer, dessen hinterlistigen Charakter Trenck schon längst aus dem von ihm eingeleiteten und so schmählich verunglückten Vorfall in der Vorstadt von Danzig hatte kennen gelernt. So wurde denn dieser Abramson, durch Reimer verleitet, das Werkzeug zu Trenck's Verderben.

Dieser Mensch wußte Trenck den Aufenthalt in Danzig so angenehm als möglich zu machen, zugleich übernahm er dienstfertig die Besorgung der Päße und andere Geschäfte, die der Abreise vorhergehen mußten, so wie auch die Verhandlung mit dem Schiffscapi-

tain, mit dem er nach Petersburg abgehen wollte, und wußte durch tausend kleine Listen die Abreise von einem Tage zum andern hinzuhalten, bis wirklich acht Tage verstrichen, die Trenck länger als er wollte sich noch in Danzig aufhielt.

Diese Zeit aber wurde ihm verhängnißvoll.

Der König von Preußen hatte vom Magistrat in Danzig auf das Gemessenste Trenck's Auslieferung gefordert. Aber ohne Beleidigung des kaiserlich österreichischen Hofes konnte der Magistrat auf ein solches Ansinnen nicht eingehen, weil Trenck als wirklicher Rittmeister in kaiserlichen Diensten stand, auch von dem kaiserlichen Hofkriegsrath mit Pässen versehen war.

Durch diesen allerdings für den Magistrat von Danzig bedenklichen Umstand waren Einwendungen und Hin- und Herschreiben veranlaßt worden, wodurch der Entschluß verzögert wurde. Deshalb war Abramson veranlaßt worden ihn noch einige Tage aufzuhalten, bis die letzte Entscheidung von Berlin eintreffen würde. Diese erfolgte noch während seiner verlängerten Anwesenheit mit einer so peremtorischen Drohung, daß der Magistrat von Danzig, trotz der offenbaren Verletzung des Völkerrechts, sich den Forderungen eines so mächtigen Nachbars nicht länger entziehen zu können glaubte.

Schon rückte der Tag heran, an welchem er mit einem nach Riga gehenden Schiffe, das segelfertig im

Hafen lag, abgehen wollte; aber das Geschick hatte es anders beschlossen.

Abramson schickte seine Leute auf die Rhede, um die Zeit der Abfahrt zu erfahren, und Trenck verließ sich auf die Antwort des Verräthers. Um 4 Uhr sagte er ihm: „Ich habe den Schiffer selbst gesprochen. Er wird erst am folgenden Tage in See gehen und dann werde ich selbst nach eingenommenem Frühstück Sie an Bord begleiten.“

Trenck wollte seine Bagage an Bord bringen lassen und dort übernachten, weil er eine gewisse innere Beunruhigung empfand, die ihn fortwährend mahnte, Danzig so schnell als möglich zu verlassen. Davon aber hielt ihn Abramson zurück, indem er ihn dringend einlud, ihm die Freude nicht zu verderben, indem er ihm zu Ehren ein Abschiedsfest geben wollte. Trenck konnte nicht ausweichen. Die Gesellschaft war groß und angenehm. Trenck war dort ungewöhnlich heiter und ermunterte Alles durch seine gute Laune. Erst gegen 11 Uhr war das Soupée beendigt und Trenck begab sich nach Hause.

Kaum lag er im Bette und las noch vor dem Einschlafen in einem Buche, so wurde von außen an seine Stubenthür geklopft, die nicht verschlossen war.

Auf seinen arglosen Ruf: „Herein!“ traten zwei Polizei-Commissäre der Stadt von mehr als 20 Grena-

dieren gefolgt, in die Stube und umringten so schnell und plötzlich sein Bett, daß Trenck sich verhindert sah zu den Waffen zu greifen, um sich zu vertheidigen.

Seine drei Bedienten, zuverlässige Leute, waren schon arretirt und konnten ihm nicht mehr zu Hülfe kommen.

Ein Commissair hielt ihm ein offenes Schreiben des Magistrats vor Augen, welches er ihm dann vorlas. Es lautete:

„Ein hochedler Magistrat der freien Stadt Danzig sieht sich gemüssigt, auf unabweisbare Requisition Sr. Maj. des Königs von Preußen, den Freiherrn Friedrich von der Trenck verhaften und an den besagten König von Preußen ausliefern zu lassen, wonach sich Männiglich zu achten hat."

Trenck war so ergriffen von der Ueberraschung über eine so schändliche Verrätherei, daß er kein Wort zu entgegnen wußte. Er erkannte zudem, daß hier jede Protestation und jede Gegenwehr vergeblich sein würde. Er verachtete seine Gegner zu tief, um leere Worte an sie zu verschwenden und folgte mit männlicher Fassung, aber mit tiefem Grimm im Herzen dem Commando in das ihm bestimmte Gefängniß der Stadt.

Dort blieb er 24 Stunden. Gegen Mittag des folgenden Tages hatte der kaiserliche Resident, Abramson, der, ohne daß es Trenck ahnete, das Werkzeug des gan=

zen Verbrechens gewesen war, die unglaubliche Frechheit, sich persönlich bei ihm einzufinden.

Abramson besaß im hohen Grade die Kunst der Verstellung. Er stellte sich ganz bestürzt, mitleidig und aufgebracht. Er versicherte, daß er Namens seines Hofes beim Magistrat die ernsthaftesten Protestationen eingelegt habe, weil er, Trenck, ja wirklich noch im kaiserlichen Dienste stehe. Aber er habe vom hohen Rath die schnöde Antwort erhalten: Man habe im Jahre 1752 in Wien keine Achtung gegen zwei Danziger Bürgermeistersöhne (Namens Rutenberg) gehabt, die dort wegen eines gegebenen öffentlichen Aergernisses und unsittlichen Versammlungen mit andern liederlichen jungen Leuten in Nußdorf arretirt worden waren, und so, fuhr der Bescheid fort, bediene man sich im gleichen Falle berechtigter Repressalien, und könne auch dem König von Preußen seine, unter ernster Bedrohung geforderte Auslieferung nicht abschlagen.

Erst später erfuhr Trenck, daß Herr von Abramson gar nichts gethan hatte, als Verrätherei zu üben. Er hatte nicht mit einem Wort protestirt, sondern, bestochen vom preußischen Residenten, Seelenverkäuferei gegen ihn geübt.

Nun trieb er seine Infamie noch weiter. Da seine im herzlichsten Tone der wärmsten Freundschaft vorgebrachten Reden bei Trenck Glauben zu finden schienen,

so rieth er ihm vertraulich, daß er unter diesen einmal nicht abzuwendenden Umständen, und da er sicher am ganzen Leibe visitirt werden würde, wenigstens diese letzte Gelegenheit benutzen möge, um sein Geld und seine Pretiosen zu retten. Er möge sie deshalb nur ihm anvertrauen und überzeugt sein, Alles zurück zu erhalten, wenn diese unglückliche Katastrophe vorüber sein würde.

Abramson wußte, daß Trenck von seinen Geschwistern 7000 Gulden an guten Papieren ausgezahlt erhalten hatte. Diese übergab ihm Trenck, behielt aber seine Brillantringe, die allein 4000 Gulden werth waren und etwa 60 Louisd'ors in seiner Börse.

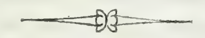
Nachdem der ehrliche Abramson die Beute seiner Schlauheit auf dem untersten Grund seiner Taschen in Sicherheit gebracht hatte, umarmte er seinen lieben Schützling und zog sich zurück, indem er bei allen Heiligen des Himmels schwor noch Alles zu thun, um ihn zu retten, ja sogar den Pöbel aufzuwiegeln, ihn mit Gewalt zu befreien. „Das sei gar nicht schwierig," fügte er hinzu, „da seine Auslieferung an die Preußen erst in acht Tagen geschehen könne, bis dahin also Zeit genug sei, alle Volksleidenschaften aufzuwiegeln gegen eine Art der Verrätherei und Willkürherrschaft, welche eben so sehr das Rechtsgefühl, als das Nationalbewußtsein des Volks verletze."

Nach diesen Worten umarmte er den armen Ver-

rathenen noch einmal, gab ihm einen Judaskuß, weinte Krokodilszähren und ging heimlich jubelnd von dannen.

Der Unglückliche war nun seinem eigenen Nachdenken überlassen und dieses war kein erfreuliches; denn sein klarer Verstand mußte ihm vorwerfen, durch mancherlei Unvorsichtigkeiten sein allerdings schweres Geschick herbeigezogen zu haben; freilich war es auch ein edler Zug in seinem Charakter, das offene redliche Vertrauen, das so leicht ein Opfer der Täuschung durch schlechte Menschen wird, welches hier zum Haar geworden war, woran ihn der böse Feind in's Elend zog.

Doch das rechte Elend sollte erst noch angehen; was er bis jetzt erduldet, ließ sich bei einiger Seelenstärke wohl noch ertragen, aber bald sollte sein Geschick fast unerträglich werden.



Zwanzigstes Kapitel.

Trenck's Verhaftung. — Reimer's Roheit und Habsucht. — Transport unter schwerer Bewachung. — Bessere Behandlung beim Regiment Würtemberg. — Gelegenheiten zur Flucht. — Warum er sie nicht benutzte. — Härtere Behandlung in Berlin. — Verhör. — Enttäuschung. — Ablieferung nach Magdeburg. — Trenck's Gefängniß. — Wasser und Brod. — Hunger und schnöde Behandlung. — Entschluß und Plan sich zu befreien. — Durchbrechen der Mauer. — Beistand von Außen. — Der treue Gefffhardt. — Das Judenmädchen Esther. — Versuch sich Geld zu verschaffen. — Der Verräther. — Trenck erhält kein Geld. — Trenck erfährt davon. — Folgen der Verrätherei für Trenck. — Beschließt das Ausbrechen zu beschleunigen. — Vereitelung dieses Unternehmens. — Versetzung Trenck's in die Sternschanze. — Er wird in Eisen geschmiedet. — Trenck's Empfindungen und Lage. — Sein Kerker. — Sein Lebensmuth. — Mitgefühl. — Einige Erleichterung seiner Lage. — Stillung seines Hungers. — Trenck wird krank davon. — Er befreit sich von seinen Fesseln. — Er durchschneidet die Thüren. — Wird entdeckt. — Versuch zum Selbstmord. — Gefffhardt giebt ihm neuen Muth. — Trenck's Vertheidigungsanstalten. — Capitulation.

1.

In der folgenden Nacht öffnete sich rasselnd die schwere, mit Eisen beschlagene Thür seines Kerkers. Zwei Polizeicommissäre der Stadt traten herein nebst dem preu-

ßischen Residenten von Reimer, gefolgt von einer hand-festen Häscherschaar. Auch ein preußischer Officier und einige Unterofficiere und Soldaten erschienen in der offen gelassenen Thür und füllten bald den engen Raum des Kerkerzimmers. — Diesem Officier wurde nun Trenck von den Danziger Commissarien förmlich übergeben.

Jetzt glaubte Reimer im vollen Rechte zu sein, um seinem Haß und seiner Habsucht völlig die Zügel schießen lassen zu können. Mit der Roheit eines wüthenden Thiers fiel er den Wehrlosen an, riß ihm die Ringe von den Fingern, visitirte seine Taschen, nahm ihm die goldene Tabatière und Alles, was er bei ihm fand.

Man nahm gegen den Staatsgefangenen nicht ein-mal die gewöhnlichen Standesrücksichten, noch weniger die der Menschlichkeit. Man gab ihm weder einen Rock noch Hemde von seiner Equipage mit; die österreichische Uniform, die er anziehen wollte, riß man ihm aus den Händen und führte ihn in seinen Schlafrock gehüllt in eine von allen Seiten verschlossene Kutsche, die mit vier Pferden bespannt unten auf der Straße, vor der niedri-gen Gefängnißpforte hielt. Drei Preußen, mit gelade-nen Pistolen und gespanntem Hahn, setzten sich zu ihm in den engen dunklen Wagen und beobachteten jede seiner Bewegungen. Durch die zugezogenen Lederklappen der Wagenthüren hörte er in dunkler Nacht Waffengeräusch. An dem leise gesprochenen Commando erkannte er, daß

es ein Commando Danziger Stadt=Miliz war, welches ihm das Geleit gab. So ging es fort im dumpfen Rollen der Räder bis an das Stadtthor, dieses wurde geöffnet und draußen empfing ihn ein Haufen Stadt=dragoner, welche den Wagen mit dem Gefangenen umringten und bis Lauenburg an die pommersche Grenze begleiteten. Mit einer Bespannung von vier Postpferden ging der Menschenräuberzug, denn anders konnte Trenck diesen Entführungszug nicht nennen, vorwärts.

Das geschah Anfangs Juni. Diesen Tag, an welchem er alle, auch die letzte seiner Lebenshoffnungen scheitern sah, bezeichnet er selbst als den schrecklichsten seines Lebens.

In Lauenburg empfing ihn ein preußisches Husaren=commando von dreißig Mann, welches ein Lieutenant commandirte. — So wurde er von Garnison zu Garnison nach Berlin transportirt.

Abramson hatte nicht versäumt über diesen Vorfall ganz falsche und erlogene Berichte nach Wien zu senden. Nach seiner Auslassung hatte Trenck sich durch eigene Unvorsichtigkeit in der Vorstadt in die Hände der Preußen geliefert und war von diesen aufgefangen und fortgeschleppt worden, ehe es der Magistrat in Danzig hatte hindern können.

Auf dieser Reise von Königsberg bis Berlin machte

der Transport täglich nur Märsche von 2—3 bis höchstens 5 Meilen.

In allen Städten, wo er eintraf, war seine Geschichte schon bekannt geworden und überall erregte er Mitleiden und Theilnahme. Nur drei Tage dauerte die Husarenescorte mit einem Officier im Wagen und 12 Mann außerhalb desselben.

Am vierten Tage sollte eine Reihe von Erleichterungen seiner Lage beginnen, die, wenn er die Umstände mit seiner früheren Entschlossenheit benutzt hätte, ihm eine Selbstbefreiung möglich gemacht haben würde.

Er kam nach einer Garnisonstadt, wo der Herzog von Würtemberg, Vater der nachmaligen Großfürstin von Rußland, commandirte. Dort fingen die Standquartiere seines Regiments an, deren der Gefangene mehrere zu passiren hatte.

Der Herzog war ein Fürst von hochherziger und edler Gesinnung. Er ließ sich mit dem Unglücklichen in eine Unterredung ein und dieser erzählte ihm mit seiner herzgewinnenden Offenheit sein Geschick. Der Herzog wurde dadurch gerührt. Er ließ ihm anständige Kleidung und zwar seine österreichische Dragoner-Uniform zurückgeben und zog ihn zur Tafel. Den ganzen Tag über mußte Trenck in seiner Gesellschaft bleiben, wo er gar nicht als Arrestant, sondern wie ein geachteter Officier seines Ranges und zugleich mit der zarten Aufmerksam-

keit eines wohlwollenden väterlichen Freundes behandelt wurde. Sogar Rasttag ließ er ihn dort halten und den ganzen andern Tag durfte er im Palais des Herzogs und in seiner Gesellschaft zubringen.

Wie wohlthuend eine solche Milde auf das wahrlich schon zerrüttete Gemüth des Unglücklichen einwirkte, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Sein Herz war voll Dankbarkeit; sein Auge schwamm in Thränen, wenn er seinen Blick zum Himmel aufschlug und aus dieser Milderung Hoffnung schöpfte, daß es doch mit ihm so schlimm nicht werden würde, wie ein feindliches Geschick gegen ihn den Anlauf genommen hatte.

Trenck war zu bescheiden, um diese freundliche Wendung der eigenen Liebenswürdigkeit im Benehmen zuzuschreiben; auf der andern Seite aber war er auch zu erbittert gegen die Menschen, um an die Einwirkung eines guten und menschenfreundlichen Herzens bei einem der Machthaber über sein Geschick glauben zu können und so setzte sich denn bald in seiner Seele der Gedanke fest, daß ein Wink von oben, ihn milder zu behandeln, an den Commandeur des Regiments von Berlin aus ergangen sein müsse. Er knüpfte daran den Gedanken, daß der König im Grunde seines Herzens gegen ihn versöhnt sei und traute seinem Edelmuth zu, daß, nachdem er ihn seine Macht habe fühlen lassen und ihm gezeigt, daß es nur bei ihm stehe, ihn gänzlich zu verderben,

ihn begnadigen, ja selbst wieder zu Gnaden in seinen Diensten aufnehmen würde und für diesen Fall schwur er in seinem Herzen, dem großen Friedrich für die ganze Dauer seines Lebens treu, hold und gewärtig zu sein.

So fest hält der Unglückliche an dem letzten Rettungsanker der Hoffnung, daß seine Phantasie unablässig daran arbeitet, um ihm die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit zu erheben und so wurde es bald fixe Idee bei dem unglücklichen jungen Manne, daß der König, wenn er nach Berlin kommen würde, ihn vor sich fordern, tüchtig den Text lesen und dann begnadigen werde.

In dieser unglücklichen Idee sollten ihn die nächsten fünf Tage, an welchen die Reise noch durch die Standquartiere dieses Regiments ging, noch bestärken, leider zu seinem Unglück, denn die Aussicht auf ehrenvolle Errettung hinderte ihn, eine der vielfachen Gelegenheiten zur Selbstbefreiung, die man ihm in den verschiedenen Garnisonen nicht ohne Absicht gab, zu benutzen.

Noch am dritten Tage, an dem der Abreise, blieb Trenck in der Gesellschaft und an der Tafel des edelmüthigen Fürsten. Erst Nachmittags stieg er in Begleitung eines Lieutenants vom Regiment Würtemberg in den Wagen, der zu seinem weitern Transport bestimmt war. Und so wurde er ohne alle Bedeckung weiter transportirt.

Auf der ganzen fünftägigen Reise durch das Cantonnement dieses Regiments wurde Trenck fast gar nicht

bewacht, überall blieb er die Nacht über in Gesellschaft von Officieren, die ihn mit Freundschaft und Menschenliebe überhäuften. Er schlief ohne Wache in ihren Quartieren und fuhr in ihren Equipagen ohne andere Bedeckung als mit dem commandirten Officier im Wagen. An den meisten Orten geht die Poststraße kaum eine bis drei Meilen von der Landstraße vorbei. Nichts wäre leichter gewesen als sich zu retten.

Einmal kam er in die Garnison einer kleinen Stadt, wo ein Rittmeister commandirte. Bei diesem freundlichen Manne logirte er im Hause, vor welchem nicht einmal eine Schildwache stand. Er that Alles, ihn mit Höflichkeit und selbst Freundschaft zu überhäufen. Nachmittags ritt er sogar mit der ganzen Garnison aus. Trenck blieb unbewacht allein im Hause. Ja noch mehr: im Stalle standen drei Pferde, Sättel und Zäumung hingen dabei. Im Zimmer, wo er logirte, befanden sich Pistolen, Degen und Gewehre. Trenck durfte nur aufsitzen und zum Thore hinaus reiten, Niemand würde ihn gehindert oder verfolgt haben.

Aber der Unglückliche war wie mit Blindheit geschlagen. Theils war es die fixe Idee, daß der König ihn begnadigen würde; theils aber auch ein anderer ehrenhafter Zug in seinem Charakter. Er konnte sich nicht entschließen, undankbar gegen diejenigen zu handeln, die ihm mit Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit seiner Ge-

sinnungen entgegen kamen. Er wollte sie nicht durch Flucht in Verantwortung, ja vielleicht Arrest oder gar zur Cassation bringen. —

Ein wenig unbefangenes Nachdenken hätte ihm sagen müssen, daß die Officiere nicht anders als auf Befehl ihres Vorgesetzten, ihm Gelegenheit zur Flucht gegeben haben könnten, und wenn er auf einen Augenblick diesen Gedanken auffaßte, so wurde es ihm um so weniger zweifelhaft, daß der Befehl dazu von Berlin aus ergangen sein mußte und alsdann wollte ihn der König vielleicht noch einer letzten Prüfung unterwerfen.

Die Erfahrung, die er in Glatz gemacht hatte, wo seine Begnadigung so nahe lag und er befreit worden wäre, wenn er mehr Vertrauen gehabt hätte, war ganz geeignet ihn jetzt zu mahnen, durch Mangel an Vertrauen nicht wieder leichtsinnig sein besseres Glück Preis zu geben.

Und so schüttelte er in einem schwindelnden Kreislauf der Gedanken jede Versuchung zur Flucht von sich ab, und als der Rittmeister Abends nach Hause zurückkam, äußerte derselbe seine Verwunderung, ihn noch dort zu finden.

Der Rittmeister that noch mehr, um den über sein Geschick Verblendeten zu retten, so weit es möglich war ohne ihm geradezu zu sagen: „Herr in des Teufels Namen, so laufen Sie doch davon; Sie sehen ja, daß ich Ihnen die Hinterthür aufgemacht habe!“ Er übernahm

persönlich den Weitertransport des Gefangenen, indem er ganz allein mit ihm in seiner eigenen Equipage fuhr. Unterwegs in einem Walde ließ er halten und begab sich wohl hundert Schritt vom Wagen in den dichten Wald, unter dem Vorwand Champignons suchen zu wollen. Trenck hätte nur hinausspringen und auf der andern Seite im Wald davon laufen dürfen, um sicher vor jeder Verfolgung die Freiheit zu gewinnen; allein unglücklicherweise befestigte die gute Behandlung, die er erfuhr, den Gedanken, daß Alles auf Befehl des Königs geschehe, der seine Begnadigung bereits beschlossen habe. In diesem Falle glaubte er sich dankbar beweisen zu können, indem er ihm alle die Intriguen und geheimen Verabredungen enthüllte, welche die verbündeten Mächte gegen den König von Preußen beschlossen hatten und die er genau im Bestuchef'schen Kabinet, besonders durch dessen Gemahlin hatte kennen lernen. Ja er ging so weit, daß sein grübelnder Verstand gerade darin, daß seine Mitwissenschaft dieser Geheimnisse dem König bekannt geworden sein müsse, den tiefer liegenden Beweggrund zu seiner Verhaftung und demnächstigen Begnadigung finden wollte. — So waren es nur die Hirngespinnste einer durch maßloses Unglück verdunkelten Geisteskraft, welche seiner Selbstbefreiung entgegen traten. Wie oft hat er später diese Verblendung tief bereuet, aber damals war es zu spät.

Bald darauf war der letzte Würfel seines Geschicks gefallen. Als er am vierten Tage aus dem Standquartier der würtembergschen Dragoner in Cöslin der ersten Infanterie-Garnison übergeben war und der letzte Officier von jenem braven Regiment, mit einem Druck der Hand und einer Thräne im Auge, von ihm Abschied genommen hatte, war seine gute Behandlung am Ende und die Schreckenstage seines harten Geschicks begannen.

2.

Von dort an wurde er nur unter starker Escorte weiter transportirt. Und alle bisherige Freundlichkeit war einem rauhen befehlshaberischen Ton gewichen, womit man ihn gleich einem gemeinen Deliquenten behandelte.

Dieser Wechsel in der Behandlung war dem Gefangenen doppelt schmerzlich. Man erträgt wohl von vornherein eine üble Behandlung und einen schlimmen Zustand, weil alsdann das Gefühl durch den ersten betäubenden Schlag einmal abgestumpft ist; aber unerträglich erscheint eine jede neue Verschlimmerung nach einmal eingetretener Milde. So wurde auch Trenck's Gemüthsstimmung jetzt eine nahe an Verzweiflung grenzende und indem er nun zu spät erkannte, daß die Milde, die er seit fünf Tagen erfahren hatte, nur aus dem persönlichen edlen Charakter des Herzogs von Würtemberg hervorge-

gangen war, wurde auch seine bisherige fixe Idee von der bevorstehenden Gnade des Königs bedeutend geschwächt.

Bald sollte er ganz von diesem schönen Wahn geheilt werden.

Er kam nach Berlin, erhielt ein Zimmer über der Hauptwache am Neumarkt mit zwei Schildwachen, von denen die eine bei ihm in der Stube, die andere vor der Thüre postirt war.

Der König war, wie er erfuhr, in Potsdam. In diesem Zustande der strengsten Bewachung blieb er drei Tage. Am dritten Tage traten einige Stabsofficiere bei ihm ein und setzten sich um einen Tisch, auf welchen Schreibmaterialien gelegt wurden.

Trenck glaubte nun, es würde ein ordentliches Verhör mit ihm beginnen über sein Verhalten seit seiner Flucht von Glatz bis jetzt, und er machte sich bereit die reine Wahrheit zu sagen. Aber die Fragen, die man ihm vorlegte, kamen ihm so ungehörig zur Sache und so seltsam vor, daß er endlich jede Antwort darauf verweigerte. So fragte man ihn unter anderm, was er in Danzig gemacht habe? — Ob er den Gesandten des Königs, Herrn von Goltz in Petersburg gekannt habe? wer mit ihm im Danziger Complott einverstanden gewesen sei u. s. w.

Sobald Trenck merkte, wo man hinauswollte, ver-

weigerte er jede Antwort. Er sagte: „Ich bin im Jahre 1745 ohne Verhör und Kriegsrecht auf die Festung Glatz gesetzt worden. Dort habe ich mir nach meinem natürlichen Rechte die Freiheit verschafft. Jetzt diene ich als Rittmeister der Kaiserin Maria Theresia. Ich bitte um ein ordentliches Verhör, das vom Ursprunge meines Unglücks im Vaterlande anhebt; dann erst werde ich auf alle Fragen antworten und mich rechtfertigen. Die jetzige Procedur kann ich aber als legal nicht anerkennen und werde daher nicht mehr auf Fragen dieser Art Antwort geben.

Nun schwieg er hartnäckig, so sehr man auch in ihn drang. Dann wurde noch zwei Stunden lang protokollirt und Gott weiß was Alles niedergeschrieben. — Darauf fuhr ein Wagen vor die Thür des Wachthauses. Man visitirte ihn am ganzen Leibe, nahm ihm noch 14 bis 15 Dukaten ab, die er versteckt bei sich trug und transportirte ihn unter starker Bedeckung über Spandau nach Magdeburg. Dort überlieferte ihn der Officier dem Hauptmann von der Hauptwache auf der Citadelle. Sogleich erschien der Platzmajor und dieser führte ihn in das ihm bestimmte Gefängniß, das, als er sich noch auf freiem Fuß in Danzig befand, eigens für ihn eingerichtet worden war. Dort wurde er aufs Neue bis auf den bloßen Leib visitirt. Man nahm ihm noch seine goldne Uhr ab und dann sogar das kleine mit Brillanten be-

setzte Medaillon, welches ein ähnliches Miniaturbild seiner hohen Geliebten enthielt, das er an einer Schnure zunächst dem Herzen getragen hatte, ein Verlust, der ihn am tiefsten schmerzte, und ließ ihn darauf allein. Rasselnd wurde die Thür mit eisernen Riegeln und großen Schlössern verschlossen.

Und Trenck blieb seinem eigenen Nachdenken überlassen, am Vorabend einer harten, unmenschlichen Gefangenschaft, die ihn im blühendsten Lebensalter zehn Jahre hindurch marterte.

3.

Das Gefängniß des Unglücklichen war recht sinnreich angelegt, um einem in seiner Freiheit in gesunder Lebensfülle schwelgenden jungen Mann den Verlust dieser Freiheit so recht bitter fühlbar zu machen.

Es befand sich in einer Kasematte, welche bekanntlich ein im Innern eines Erdwalles fortlaufendes Kellergewölbe ist. Es war dieses Gefängniß durch eine Zwischenmauer gebildet und enthielt den vordern Theil einer solchen Kasematte in einer Länge von 10 Fuß und 6 Fuß Breite. In jener innern Zwischenmauer befanden sich doppelte Thüren und den Eingang in die Kasematte selbst verschloß die dritte Thür. Das kleine Fenster war in dem sieben Fuß dicken Gemäuer oben am Gewölbe so angebracht, daß zwar ein schwaches Streiflicht in den

dunkeln Kerker fiel, aber der Gefangene weder Himmel noch Erde sehen konnte. Wenn er durch die tiefe Schieß-scharte, in welcher das Fenster sich befand, mit Mühe hindurchblickte, sah er nichts als das Dach des Magazins.

Es ist gewiß eine der grausamsten Erschwerungen der Gefangenschaft, wenn der Unglückliche in seiner Ein-samkeit weder den Himmel sehen kann, zu dem es ihm drängt, seine Klagen zu erheben, noch die belebte Erde, auf deren Tummelplatz ihn so gern die erregte Phantasie zurück versetzt. — Darum sind die in neuerer Zeit be-liebten sogenannten Schalter, sowie die angeweißten Fenster in Untersuchungs-Gefängnissen mehr eine mar-tervolle Strafe für den vielleicht unschuldigen Verhafteten, als eine billige Sicherheitsmaßregel zu nennen.

Durch eiserne Stangen und ein enggeflochtenes Draht-gitter war das Licht noch mehr beschränkt und jede Communication nach Außen hin unmöglich gemacht wor-den. Zudem stand außerhalb, sechs Fuß von der Ge-fängnißmauer entfernt, ein hölzernes Palissaden-Gatter-werk, welches hinderte, daß die Schildwache dem Fenster nahe kommen konnte, um dem Gefangenen etwas zuzustecken. Sein Bett mit einer Matratze belegt, war mit eisernen Schrauben am Boden befestigt, damit er es nicht an das Fenster schieben konnte, um hinauf zu stei-gen und durch das Fenster zu sehen.

Unter der Thür stand ein ebenfalls mit Eisenstan-

gen und Bändern verklammerter kleiner eiserner Ofen und ein am Boden festgenagelter Leibstuhl. Bis jetzt wurden ihm noch keine eisernen Fesseln angelegt; aber seine schmale Kost bestand in 1½ Pfund Commißbrod und einem Kruge Wasser.

Trenck hatte stets einen guten Appetit gehabt und hatte es an Friedrich's des Großen Tafel gelernt, Feinschmecker zu werden. Nun konnte er sich nicht einmal in trocknem Brod satt essen, denn die Hälfte davon war stets verschimmelt; den genießbaren Rest verschlang er mit Heißhunger, sobald er seine Portion bekam und dann mußte er 24 Stunden den wüthendsten Hunger ertragen. Wie gern hätte er einen Wechsel von 1000 Dukaten auf sein Wiener Vermögen ausgestellt, um nur einmal die Wonne zu haben sich satt essen zu können.

Vorstellungen und Bitten dagegen halfen nichts. Die Antwort war immer: „Es ist des Königs Befehl, wir dürfen nicht mehr geben.“

Der commandirende General war bekannt als ein hartherziger, menschenfeindlicher Mann, der die grausamste Bedrückung der Gefangenen nicht nur zuließ, sondern auch durch strenge Instruction noch beförderte. An diesen Kerkertyrannen wendete sich Trenck persönlich bei Gelegenheit einer Inspection mit der dringenden Bitte, ihm, wenn ihm einmal Wasser und Brod als einzige Kost bestimmt sei, doch wenigstens so viel zu geben, daß sein

Hunger gestillt werde: das sei ja doch das Wenigste, was Gesetze der Menschlichkeit gegen einen Gefangenen billigten.

Da häufte der herzlose Mensch noch Spott und Hohn zur Grausamkeit.

„Sie haben lange genug,“ antwortete er mit Rohheit, „Pasteten gefressen auf des Königs silbernem Service, das Ihm Ihr sauberer Vetter, der Panduren-Trenck geraubt hat, nun mag Ihnen auch Ihr Commißbrod auf Ihrem ..... (feiner ausgedrückt: Leibstuhl) schmecken. Ihre Kaiserin hat Ihnen kein Geld geschickt; Sie sind nicht einmal das verschimmelte Commißbrod werth, das hier an Ihnen verschwendet wird.“

Man denke sich, mit welchen Empfindungen dieser hochgebildete und feinfühlende Gefangene solche Rohheiten anhören mußte, besonders da er aus der Härte der Behandlung wohl abnehmen konnte, daß seine schwere Gefangenschaft noch viele Jahre dauern werde.

Alle drei Thüren vor seinem Gefängnisse wurden verschlossen und Trenck wurde trostlos seinem eignen Nachdenken überlassen. Aller 24 Stunden brachte man ihm um die Mittagsstunde sein verschimmeltes Brod und trübes Wasser. Die Schlüssel von allen Thüren hatte der Commandant in Verwahrung. Nur in der innern Thür war ein kleines verschlossenes Fenster, wodurch ihm seine ungenügende Nahrung hereingereicht wurde. Alle Mitt-

wochen wurden die Thüren geöffnet und der Commandant mit dem Platzmajor traten herein zum Visitiren, nachdem zuvor der Nachtstuhl durch einen geschlossenen Delinquenten unter starker Bewachung gereinigt worden war.

4.

Trenck sah ein, daß hier das Sprichwort zur Wahrheit werden mußte: „Hilf dir selber, so wird Gott dir helfen!“ und nachdem er drei Monate lang beobachtet hatte, daß im Laufe der Woche Niemand in sein Gefängniß kam, begann er seine Arbeit, nachdem er mit vieler Umsicht Alles genau untersucht und die Befreiung für möglich gehalten hatte.

Mit großem Scharfsinn bemerkte er, daß auf dem Platze, wo sein Leibstuhl stand, neben dem Ofen der Boden mit Ziegelsteinen gepflastert war. Die Wand war ein Schwibbogen, zwischen seiner und der benachbarten Kasematte, welche Niemand bewohnte. Trenck hatte eine Schildwache vor seinem Fenster und nachdem er um frische Luft zu schöpfen bewirkt hatte, daß das vergitterte Fenster geöffnet wurde, machte er Versuche mit der Schildwache zu reden und es gelang ihm in der That zwei ehrliche Burschen zu finden, die darauf eingingen und ihm die ganze Lage seines Gefängnisses beschrieben. Nach ihren Mittheilungen stand die Thür der neben sei-

nem Gefängnisse liegenden Kasematte immer offen. Konnte er dorthin durchbrechen, so war die Flucht leicht; wenn er dann nur einen Freund hatte, der ihn in einem Nachen über die Elbe setzte; im Nothfall konnte er auch durchschwimmen. Die sächsische Grenze war nur eine Meile entfernt.

Danach machte er seinen Entwurf und begann die Arbeit.

Zunächst machte er seinen Leibstuhl los. Dieser war vermittelst eiserner Stangen im Boden befestigt und diese achtzehn Zoll langen Stangen waren mit drei kleinen Nägeln am Kasten des Sessels angeheftet. Es gelang ihm die Nägel herauszuziehen und diese alsdann abzubrechen, so daß er, wenn die Zeit der Visitation kam, die Köpfe immer wieder in die Löcher stecken konnte und das genügte vollkommen, denn die Visitation geschah nur äußerlich.

Durch diese Eisenstangen, welche sich leicht aus dem Boden losmachen ließen, erhielt er Brecheisen, womit er den Ziegelsteinboden aushob. Unter demselben fand er sogleich die bloße Erde.

Nun versuchte er die Wand des Schwibbogeus zu durchbrechen, was eine äußerst schwierige und Zeit raubende Arbeit war, da diese Mauer sieben Fuß dick war. Die erste Lage der Mauer bestand aus Ziegelsteinen, dann aber folgten sogleich große Bruchsteine. Trenck

ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er gebrauchte indeß die Vorsicht, die Ziegelsteine zu numeriren, um sie gehörig wieder einsetzen zu können und das geschah allemal zur Mittwoche, so pünktlich und geschickt, daß bei der Visitation nichts entdeckt wurde.

Eine einzige außerordentliche Visitation würde Alles entdeckt haben. Indeß zum Glück war der Geschäfts-Schlendrian diesen Leuten zur andern Natur geworden, daß an eine Entdeckung auf diesem Wege nicht zu denken war.

Nun mußte er indeß auf Mittel sinnen den Schutt aus dem Gefängniß zu bringen. Diese so schwierige Arbeit geschah auf eben so mühsame als sinnreich ausgedachte Weise. Von dem Kalk behielt er den feinsten zurück, um die Fugen der zur Mittwoche immer wieder eingesetzten Steine damit zu verstreichen. Die großen Kalktheile und die Erde streute er in seinem Zimmer herum, wo er sie, wenn Alles trocken war, durch Gehen darauf in Staub verwandelte. Den losgebrochenen Nachtstuhl benutzte er alsdann als Fenstertritt, stieg hinauf und machte im Fenstergitter, ganz unten, wo man es nicht so leicht bemerken konnte, ein Loch. Aus seinen Haaren, die er sich ausriß, machte er eine Art von Pinsel oder einen Büschel an einen Stiel; dieser war von Splittern seiner alten Bettstelle gemacht; mit dem Zwirn eines alten Strumpfes band er die zu kurzen Splitter

zusammen, so daß sie einen langen Stiel bildeten. Dann warf er Hände voll dieses Staubes fest gegen das Fenstergitter und wartete dann stürmisches Wetter ab, besonders in der Nacht um den Staub hinaus zu schieben. Andere compactere Theile schaffte er im Nachtstuhl fort; die Steine packte er wieder sorgfältig in das gemachte Loch, sowie auch sein Arbeitsgeräth. — So hatte er schon Monate gearbeitet und wenigstens drei Centner Schutt und Erde unbemerkt fortgeschafft.

Auch von Außen fand er Hülfe. Eine freundliche Schildwache steckte ihm einen alten eisernen Ladestock zu und ein altes Messer, mit einem hölzernen Stiel. Beide Werkzeuge leisteten ihm bei der Arbeit treffliche Dienste.

Sechs Monate dauerte diese mühsame Arbeit, ehe er an die letzte Lage kam und die Zeit des Durchbruchs berechnen konnte. Dieser Durchbruch würde übrigens ganz leicht und in einer Nacht zu bewerkstelligen gewesen sein, denn die Kasematten waren alle inwendig mit einer Lage von Ziegelsteinen ausgemauert.

Unter den Schildwachen, mit welchen er nun Gelegenheit hatte zu sprechen, befand sich ein höchst gutmüthiger Mensch, Namens Geffhardt. Dieser wurde ihm bald sehr nützlich. Nicht nur erfuhr er von ihm die ganze Lage seines Gefängnisses, sondern erhielt auch andere Dienste von ihm, die eine eigene romantische Episode in seinem Gefängnißleben bildeten.

5.

Nichts fehlte dem Gefangenen mehr, als Geld, um einen Kahn zu kaufen oder einen Schiffer zum Uebersetzen über die Elbe zu gewinnen, und die Flucht würde eben so möglich gewesen, als sicher gelungen sein.

Der Soldat Geffhardt steckte ihm Papier, eine geschnittene Feder, ein Gläschen Dinte und eine Feile zu, Alles vermittelst eines langen Stabes, welchen Trenck aus den zusammengebundenen Spänen seiner Bettstelle gemacht hatte. Dadurch wurde es ihm möglich, einen rührenden Brief an seine Schwester zu schreiben, die ihm Geld schicken sollte. Aber noch fehlte der sichere Bote, um dieses Geld zu holen. Doch dafür wußte der ehrliche Geffhardt Rath. Er vermittelte für Trenck eine Bekanntschaft mit einem Judenmädchen aus Dessau, Namens Esther Heymann, die er sprechen konnte, ohne sie sehen zu können. Trenck war gewandt genug, das Mitleid des Mädchens ganz für sich zu gewinnen, so daß sie mit der innigsten Theilnahme versprach, Alles für ihn zu thun, was er wünsche.

Das Mädchen war mit den dortigen Verhältnissen und selbst unter den Soldaten genau bekannt, da ihr Vater auf zehn Jahr verurtheilt war, auf der Citadelle von Magdeburg zu sitzen, und schon einen großen Theil dieser Strafe verbüßt hatte, wobei seine Tochter Zutritt zu ihm hatte.

Sie verschaffte ihm noch die Bekanntschaft von zwei Soldaten, welche, so oft sie auf dem Wachtposten vor Trenck's Fensterchen standen, ihr erlaubten, mit ihm zu sprechen.

Trenck schrieb nun an seine Schwester, die jetzt Wittwe eines Sohnes des Generals Waldow war, schilderte ihr seinen Zustand und bat sie, dem Judenmädchen, der Ueberbringerin dieses Briefes, 300 Thaler für ihn mitzugeben.

Unglücklicher Weise schrieb er aber auch einen beweglichen Brief an den kaiserlichen Minister Grafen Puebla in Berlin. An diesen schloß er einen Brief mit einem Wechsel auf 1000 Gulden auf sein Vermögen in Wien, mit der Bitte, den Betrag dort einzucassiren und der Ueberbringerin zuzustellen. Er hatte diese Summe dem Judenmädchen zur Belohnung für ihre Treue versprochen. Die 300 Thaler von seiner Schwester aber sollte sie ihm bringen.

Alles schien gut zu gehen. Die Briefe und der Wechsel mußten offen bleiben, da sie nur um den langen Stock gewickelt der Jüdin zugesteckt werden konnten.

Das Mädchen war klug und unternehmend. Es geht nach Berlin und geradezu zu dem österreichischen Minister, wo sie auch sogleich Zutritt fand, als sie dem Kammerdiener sagte, daß sie mit Aufträgen von dem Staatsgefangenen Trenck aus Magdeburg komme.

Der Graf Puebla hörte sie auf das Wohlwollendste

an. Er übernahm den Brief und Wechsel und wies sie an seinen Gesandtschafts-Secretär, Herrn von Weingarten, der Alles besorgen würde, wie er es ihm befehlen würde.

Von diesem Herrn von Weingarten wird sie scheinbar auf das Freundlichste empfangen. Er fragte sie auf das Genaueste aus. Das Mädchen faßte schnell Vertrauen zu dem freundlichen alten Herrn, an den sie ja ohnehin von dem Minister gewiesen war. Es vertraute ihm den ganzen Entwurf der Flucht Trenck's durch die Hülfe der beiden Grenadiere. Auch die Briefe Trenck's an seine Schwester in Hammer gab sie ihm auf sein Verlangen zu lesen.

Herr von Weingarten zeigte sich sehr bewegt und theilnehmend, gab ihr den Brief an die Schwester Trenck's wieder zurück und empfahl ihr die pünktlichste Besorgung desselben, auch daß sie ihm die Antwort bei ihrer Rückkunft zeigen möge. Dann würde auch das Geld in Wien ausgezahlt sein und sie könne es sogleich von ihm empfangen. Er gab ihr noch zwei Dukaten Reisegeld und wünschte ihr glückliche Reise.

Das Mädchen geht freudig nach Hammer. Trenck's Schwester ist entzückt über die Mittheilung und giebt ihr sogleich die gewünschten 300 Thaler, und muntert sie auf, Alles zu thun zur Rettung ihres Bruders. Auch gab sie ihr einen liebevollen Brief an denselben mit.

So kommt denn das junge Mädchen voll freudiger

Hoffnung wieder bei Herrn von Weingarten in Berlin an. Dieser liest den Brief von Trenck's Schwester, stellt sich theilnehmend und fragt noch einmal genau nach allen Umständen, auch nach dem Namen der beiden Grenadiere.

Dieser Umstand hätte sie bedenklich oder wenigstens vorsichtig machen sollen; indeß Esther kannte kein Mißtrauen, besonders nach so glücklichen Erfolgen. Sie nannte unbedenklich die beiden Grenadiere, und brachte sie damit ins Unglück.

Weingarten schenkte ihr noch zwölf Dukaten mit dem Auftrage, nunmehr so schnell als möglich nach Magdeburg zu reisen, um Trenck die Nachricht zu bringen von den glücklichen Erfolgen. Die Zahlung des Wechsels sei noch nicht eingegangen; die Summe würde ihr aber unverloren bleiben.

Die Jüdin erreicht endlich Magdeburg voll der freudigsten Hoffnungen. Sogleich geht sie auf die Citadelle. Zu ihrem Glück aber begegnet ihr das Weib des einen Grenadiers, die ihr unter Klagen und Thränen erzählte, daß ihr Mann nebst seinem ihr bekannten Kameraden Tages vorher arretirt worden sei, und in Eisen, scharf bewacht, festsitze.

Jetzt merkt das kluge Mädchen, daß die ganze Karte verrathen sein müsse. Sie kehrt augenblicklich wieder

um, und kommt glücklich in Dessau an, wo sie gegen preußische Verfolgung gesichert war.

Der Legationssecretair von Weingarten war ein Betrüger und schändlicher Verräther gewesen, dem der Graf Puebla viel zu viel Vertrauen geschenkt hatte; denn dieser Weingarten stand in Berlin als Kundschafter in preußischem Solde. Er benutzte diese Gelegenheit zugleich, eine bedeutende Summe für sich zu unterschlagen und dem preußischen Gouvernement einen Dienst zu erweisen.

Die Folgen dieses unzeitigen Vertrauens des österreichischen Ministers gegen einen unwürdigen Verräther waren schrecklich. Der Vater des Judenmädchens erhielt mehr als 100 Prügel, weil er bekennen sollte, ob ihm seine Tochter nichts von dem Complott vertrauet habe. Der arme Schelm konnte nichts bekennen, weil er nichts wußte, und starb in Fesseln an den Folgen dieser Mißhandlung. Der eine Grenadier wurde gehenkt, der andere mit drei Tagen Gassenlaufen bestraft, eine Strafe, die fast noch härter war, als selbst die einfache Todesstrafe.

Nur das Judenmädchen kam glücklich davon. Nach zwölf Jahren (im Jahre 1766) hatte Trenck Gelegenheit, die redliche Jüdin wieder zu sehen. Sie bat um Auszahlung der versprochenen 1000 Gulden. Trenck schrieb deshalb sogleich an den damals in Wien sich aufhaltenden General von Puebla. Sein Beauftragter erhielt aber Grobheiten statt Geld, und es wurde fast ungewiß, ob

Se. Excellenz an der Prellerei seines Legationssecretairs Theil genommen habe oder nicht. Nur das Eine blieb gewiß, daß das Geld auf Trenck's Wechsel erhoben, aber nicht an ihn oder seinen Beauftragten ausgezahlt worden war.

Die schlimmsten Folgen aber traten durch diese Verrätherei des schändlichen Weingarten für den armen Trenck selbst ein. Er wurde in schwere eiserne Fesseln gelegt, die er noch neun Jahre lang unter fürchterlichen Qualen tragen mußte.

6.

In den ersten Tagen nach jenem Vorfall erfuhr Trenck in der Abgeschlossenheit seines Kerkers gar nichts davon.

Bald aber kam sein ehrlicher Gefford wieder auf den Wachtposten vor seinem Fenster. Da aber die Posten verdoppelt waren und jetzt unmittelbar vor seiner Thür zwei Grenadiere standen, so war das Sprechen gefährlich, ja fast unmöglich. Indeß wagte es Gefford doch, ihm halblaut die Nachricht von dem Geschick der beiden Grenadiere mit gedämpfter Stimme zuzurufen.

Indeß war der König in Magdeburg gewesen, hatte selbst die Sternschanze besichtigt und da man ihm Trenck's Complott, wahrscheinlich noch mit allen nur möglichen Uebertreibungen, berichtet hatte, so ordnete er selbst die

Einrichtung eines neuen Gefängnisses für Trenck an und bestimmte die Ketten, in welche derselbe geschmiedet werden sollte.

Der treue Geffhardt hatte indeß seinen Officier davon sprechen gehört, daß dieses neue Gefängniß für Trenck bestimmt sei, und er gab diesem, sobald es die Gelegenheit erlaubte, Nachricht davon, fügte aber die Versicherung hinzu, daß das Gefängniß vor Ende des Monats nicht fertig werden könne.

Nun faßte Trenck den Entschluß, den Ausbruch zu beschleunigen und ohne Hülfe von außen abzuwarten, zu entfliehen.

Das war nun allerdings wenn auch schwierig, doch möglich. Aus dem Leinen seines Bettes hatte er ein Seil verfertigt, welches er an eine Kanone anbinden, und woran er sich alsdann vom Walle herablassen wollte. Durch die Elbe würde er geschwommen sein und dann wäre die sächsische Grenze leicht zu erreichen gewesen.

Für die Nacht auf den 26. Mai war der Ausbruch bestimmt. Muthig und rüstig begann er die Arbeit; fand aber Schwierigkeiten in der unerwarteten Festigkeit der innern Wand der Kasematte. Da er nun müde und matt war und der Tag schon anbrach, zudem er nicht glaubte, daß sein neuer Kerker schon fertig sei, so verschob er die Vollendung des Ausbruchs auf die folgende Nacht.

So ging noch der 27. Mai als ein Hoffnungstag hin; der Abend brach herein und Trenck machte Anstalt, in den ersten Stunden der Nacht den Durchbruch zu vollenden. Da hörte er das Rasseln eines Wagens dicht vor dem Thor seiner Kasematte. Er horchte auf mit klopfendem Herzen. Nun wurden langsam und klirrend zur ungewöhnlichen Zeit die Schlösser zu den Thüren seines Kerkers geöffnet.

Trenck erkannte mit Entsetzen, es sei Alles verrathen. An eine Beseitigung der Anstalten zum Ausbruch war nicht mehr zu denken. Er wußte, was ihm bevorstand. Ein eisiger Frost durchschauerte seine Glieder. Der Pulsschlag seines Herzens schien still zu stehen. Seine Stirn brannte wie glühende Kohlen und ein Schwindel befiel ihn, als wenn Alles im Kreise sich drehte. So warf er sich auf's Bett, die endliche Lösung seines schrecklichen Geschicks erwartend. Doch hatte er noch die Besonnenheit, wenigstens das letzte Mittel zu einer Rettung am geheimsten Ort an seinem Körper zu verbergen.

Im nächsten Augenblick öffnete sich die letzte Thür und der Major du jour, gefolgt von einem Capitain mit starker Wache, trat in sein Gefängniß. Jeder Officier hatte eine brennende Laterne in den Händen.

Kein Wort wurde gesprochen, als: „Ziehen Sie sich an!“ — das war bald geschehen. Es war noch die kaiserliche Uniform vom Cordua'schen Dragoner-Regimente.

Darauf reichte ihm Jemand ein Paar eiserne Schellen mit einer starken eisernen Kette, womit er sich selbst kreuzweise über Hand und Fuß schließen mußte. Dann band ihm der Platzmajor mit einem Tuche die Augen zu. Zwei Andere griffen ihm unter die Arme und führten ihn in den vor der Thür harrenden Wagen.

Aus der Citadelle mußte man nun durch die ganze Stadt und aus einem andern Thore nach der Sternschanze wieder hinausfahren. Die ganze Bevölkerung Magdeburgs war in Bewegung, da das Gerücht allgemein verbreitet war, Trenck würde in der Sternschanze erschossen werden.

Trenck kannte allerdings besser das Schicksal, das ihn erwartete. Da ihm aber der Mund nicht verstopft war, so that er, als erwarte er nichts Anderes als seine Hinrichtung. Man bewunderte seine Standhaftigkeit und christliche Ergebung in die Fügungen Gottes.

Endlich wurde gehalten. Die Binde wurde ihm von den Augen genommen; diese aber wurden geblendet durch die Gluth eines von Blasebälgen angefachten Kohlenfeuers. Berußte Schmiedeknappen hielten glühendes Eisen in schweren Zangen. Klirrende Ketten lagen am Boden. Trenck erkannte, daß er in seinem neuen Kerker angekommen war, wo er für seine ganze Lebenszeit in schweren Eisenketten festgeschmiedet werden sollte.

Sogleich griff man zum Werke. Er wurde auf den Boden gelegt und beide Füße wurden ihm mit schweren

Ketten an einem eisernen in der Mauer befindlichen Ringe festgeschmiedet.

Dieser Ring war etwa drei Fuß hoch vom Boden angebracht, und die Länge der Kette erlaubte ihm nur einen Raum zur Bewegung von etwa drei Fuß hin und her. Dann wurde ihm um den nackten Leib ein etwa handbreiter eiserner Ring angeschmiedet, welcher mit einer Kette an einer armsdicken, zwei Schuh langen Stange zusammenhing, an deren Enden man seine Hände vermittelst zweier eisernen Schellen befestigte. Das ungeheure Halseisen wurde ihm damals noch nicht angelegt. Dieses erfolgte erst im Jahre 1756.

Nun sagte ihm kein Mensch: „gute Nacht!“ — ein Wunsch, der wie eine fürchterliche Ironie geklungen haben würde, und nach einander hörte er vier Thüren mit fürchterlichem Gerassel hinter einander verschließen.

So saß er nun ohne Trost und Hülfe allein, nur auf seine eigene Charakterstärke angewiesen, er saß auf feuchtem Fußboden in dichter Finsterniß.

Die Fesseln, welche der Barbarei des Mittelalters im tiefsten Burgverließ Ehre gemacht haben würden, schienen ihm anfänglich, bis er sich daran gewöhnt hatte, unerträglich zu sein. Sein einziger Trost war noch, daß man das an seinem Leibe versteckte Messer nicht gefunden hatte. So lag es doch in seiner Hand, seine Leiden, wenn auch durch Selbstmord, zu enden, wenn sie ihm

unerträglich wurden. Und das war sein letzter und sein einziger Trost.

7.

Die erste Nacht in dieser entsetzlichen Lage war über alle Beschreibung schrecklich. Neben den körperlichen Qualen traten noch die geistigen ein. Bei der Unmöglichkeit, in so peinvoller ungewohnter Lage zu schlafen, mußte mit der Dunkelheit einer langen Nacht auch jede Vorstellung der Seele jeden Blick in die Zukunft schwärzen.

So sah er wohl ein, daß man nicht für die kurze Dauer einer Haft solche Vorkehrungen getroffen haben würde. Zudem brach der Krieg aus zwischen Preußen und Oesterreich. Es würden daher Reclamationen von dorther nichts gefruchtet haben. Zudem stand es sehr in Frage, ob man sich selbst nach dem Frieden noch in Wien seiner erinnern und sich für ihn verwenden würde. Nach den gemachten Erfahrungen ließ sich solches sehr bezweifeln. Und bei solcher Lage der Sache war auf eine Sinnesänderung zu seinen Gunsten bei dem Könige von Preußen gar nicht zu denken. Hatte er doch eben erst die Erfahrung machen müssen, daß sein letzter entdeckter Fluchtversuch neue Erbitterung und neue, sogar unmenschliche Härte der Behandlung gegen ihn zur Folge gehabt hatte.

Und doch nahm diese Betrachtung dem lebenskräftigen jungen Mann noch nicht alle Hoffnung und Thatkraft.

Er begriff, daß keine andere Hülfe möglich sei, als wenn er sich selbst helfen würde. Abermals sprach er mit erwachendem Selbstvertrauen: „Hilf dir selber und Gott wird dir helfen!“

Unter solchen Betrachtungen brach der Morgen heran. Aber für den Unglücklichen war es nicht der Glanz des hellen Tagesgestirns, das jedes lebende Wesen mit neuer Lebenskraft und Freude erfüllt, es war nur ein dämmernder schwacher Lichtstreif, der ihn sein Elend nun auch mit leiblichen Augen überschauen ließ.

Er übersah seinen Kerker. Ein Kellergewölbe von 8 Fuß Breite und 10 Fuß Länge. Neben ihm stand ein Leibstuhl. Vier Ziegelsteine waren in der Ecke aufeinander gemauert. Das war sein einziger Sitz, dabei hatte er das Recht, seinen Kopf gegen die kalte rauhe Mauer zu lehnen.

Dem Ringe gegenüber, an welchem seine Ketten in die Mauer befestigt waren, befand sich ein kleines Fenster, das nichts erkennen ließ, als die trostlose Wahrnehmung, daß die Mauer eine Dicke von sechs Fuß hatte. Das Fenster selbst war gewölbt, nur einen Fuß hoch und zwei Fuß an der Basis. Von innen war die Oeffnung aufwärts gerichtet bis in die Mitte, wo sich ein enges Drahtgitter befand; dann lief die Oeffnung nach Außen abwärts, wo man dieses Luftloch mit dicht neben einander

stehenden eisernen Stangen befestigt hatte. Eben solches Eisengitter befand sich an der Seite.

Dieses Gefängniß war in den Graben des Hauptwalles hinein gebauet, dem Luftloch gegenüber erhob sich die Mauer des zweiten Walles; es konnte also ein Licht von oben gar nicht hineindringen, und von unten her nur der Wiederschein eines gebrochenen Tageslichts.

Mit der Zeit aber gewöhnten sich seine Augen an die im Kerker stets herrschende Dämmerung, so daß er eine Maus laufen sehen konnte. — Im Winter aber, wo die Sonne gar nicht bis in den Festungsgraben drang, herrschte in seinem Gefängniß ewige Nacht, so daß er kaum Tag und Nacht unterscheiden konnte.

Die mittlere Scheibe des Fensterchens fehlte, um ihm ein wenig Luft in das übrigens dumpfe und dunkele Kellergewölbe hinein zu lassen. Sein Leibstuhl wurde täglich ausgetragen und ein frischer Wasserkrug hineingesetzt. Wenn die Sonne einmal recht hell schien, erkannte er an der einen Mauer sein Memento mori. In teuflischer Ironie hatte man mit rothen Ziegelsteinen den Namen: „Trenck“ auf die Wand eingemauert und unter seinen Füßen lag ein Leichenstein mit einem Todtenkopf, unter welchem er begraben werden sollte.

Sein Kerker hatte doppelte Eichenthüren, jede von zwei Zoll starken Bohlen. Vor demselben befand sich

eine Art von Vorzimmer, welches ebenfalls mit zwei Thüren verschlossen wurde.

Da nun der König befohlen hatte, daß Vorkehrungen getroffen werden sollten, um zu verhindern, daß er mit keinem Wachtposten sprechen und keinen Soldaten verführen könnte, so war dieser Theil des Hauptgrabens, wo hinaus sein Fenster ging, durch Palissaden von 12 Fuß Höhe an beiden Seiten geschlossen. Zu dieser fünften Thür hatte nur der wachhabende Officier die Schlüssel.

Ihm selbst blieb keine andere Bewegung möglich, als auf der Stelle, wo er angeschmiedet war zu springen, oder den Oberleib so lange zu schütteln, bis er warm wurde. Auch konnte er eine Seitenbewegung von vier Fuß hin und her machen, wobei jedoch seine Schienbeine durch die Eisenschellen litten.

Der schlimmste und wahrhaft lebensgefährliche Umstand aber war noch der, daß das Gefängniß erst kurz vorher binnen 11 Tagen eiligst mit Gyps und Kalk aufgemauert war. Man hatte ihn hereingebracht, noch ehe die Wände ausgetrocknet waren und Niemand glaubte, daß der unglückliche Gefangene die fast erstickende Dunstatmosphäre, worin er leben mußte, nur 14 Tage lang ertragen könne, ohne den Tod davon zu haben. So weit trieb Kerkertyrannei die Grausamkeit, daß man den Gefangenen, den kein richterlicher Ausspruch zum Tode

verurtheilt hatte, in eine Lage brachte, die einer langsamen Vergiftung nahe kam.

In der That ist es unbegreiflich, wie selbst eine so kräftige Natur, als die seinige war, sein Leben in solchen vergifteten Dünsten erhalten konnte. Sechs Monate lang lag er fast buchstäblich im Wasser. Die Mauerfeuchtigkeit floß von den Wänden herab und gerade da, wo er stehen mußte, ergoß sich ein wahrer Tropfenfall von der Decke des ungeheuern dicken, frischaufgemauerten Gewölbes auf seinen Körper herab. Der Dunst war so stark, daß wenn täglich Mittags nach der Ablösung der Wache die Visitation kam, die Thüren erst einige Minuten offen stehen mußten, ehe die Officiere wagen durften hineinzutreten. Kam man früher mit brennenden Lichtern und der Laterne herein, so erlöschten diese.

Und das war die Atmosphäre, worin der unglückliche Gefangene leben und athmen mußte. In den ersten drei Monaten wurde sein Hemd auf dem Leibe niemals trocken, und dennoch blieb er, ein wahres Wunder der Natur, längere Zeit gesund.

8.

Sein Seelenzustand war ein Kampf zwischen Verzagen, Verzweiflung, Entschlüssen zum Selbstmord und Charakterstärke, wodurch er sich selbst wieder aufrichtete,

so oft er nach dem verborgenen Messer griff, um seinen Leiden mit einem Schnitt ein Ende zu machen.

Seltsam genug, aber doch psychologisch zu erklären, war es nicht Todesfurcht, die ihn vom Selbstmord abhielt, denn Trenck hat sie selbst in den glücklichsten Tagen, wo das Leben noch Werth für ihn hatte, auch nicht in den größten Gefahren gekannt, sondern der ihm angeborne Stolz und sein Muth war es, was ihn davon abhielt. Er scheute nichts so sehr als wie ein Missethäter im platten Sarge eingescharrt oder vielleicht auf der Anatomie als Cadaver für die Wissenschaft herzlos zerschnitten zu werden. Auch wollte er nicht, daß man sagen sollte, Trenck habe den Muth verloren und sich aus Feigheit umgebracht. Er erkannte, daß in einer solchen Lebenslage allerdings mehr Muth dazu gehörte, sie zu ertragen, als sein Geschick durch Selbstmord schnell zu entscheiden und dieser Gedanke gab ihm den Muth, dem Geschick zu trotzen und das entsetzliche Leiden mit einer fast übermenschlichen Seelenstärke zu ertragen.

Mit solchen Gedanken war er noch beschäftigt, als es Mittag wurde und man seinen Käfig zum erstenmal öffnete.

Selbst dieses Oeffnen der Thüren hatte für den Gefangenen etwas Entsetzliches; denn da die Officiere der Wache nicht daran gewöhnt waren, solche Schlösser und Riegel zu öffnen, verging fast eine halbe Stunde unter

schauerlichem Rasseln und Klirren, ehe die letzte innere Thür sich aufthat und seine militairischen Wächter hereintraten.

Trenck las auf allen Gesichtern den Ausdruck von Wehmuth und menschlichem Mitgefühl und das gereichte ihm einigermaßen zur Milderung seines eigenen Schmerzgefühls. Doch Keiner von den Eingetretenen sprach ein Wort. Nicht einmal ein Guten Morgen wurde ihm zugesprochen, ein Beweis von der Strenge des Befehls, mit dem Gefangenen nicht zu reden, welche die Wache erhalten haben mußte.

Und doch sollte ihm schon eine Erleichterung werden. Nachdem sein Leibstuhl ausgetragen war, wurde ihm eine Bettstelle mit einer Matratze und guten wollenen Decken hereingebracht, zugleich ein ganzes Commißbrod von 6 Pfund schwer und ein Krug mit ungefähr zwei Maß Wasser.

Der Platzmajor sagte ihm dabei: damit Sie sich nicht mehr über Hunger zu beklagen haben, wird man Ihnen Brod geben so viel Sie essen wollen. Kaum waren die Thüren verschlossen, so fiel der Unglückliche, der so lange nicht einmal im trocknen Brode seinen Hunger hatte stillen können, mit einem wahren Heißhunger über das Brod her und trank das frische Wasser dazu. Nie an der mit den köstlichsten Delikatessen reichlich besetzten königlichen Tafel hat er eine solche wahre Wollust im Genuß von Speise und Trank empfunden, als jetzt

in schweren Ketten und dunklem Kerker, während er nichts hatte als schweres Kleienbrod, das er in Masse verschlingen durfte, so viel ihm beliebte. Der halb verhungerte Unglückliche, der sechs Monate lang vor Hunger nicht hatte schlafen können, aß oder fraß viel mehr, wie ein ausgehungerter Wolf, rastete, stellte Betrachtungen an, aß wieder und vergoß Thränen der Freude, fand sein Geschick schon erleichtert; so sehr ist der Mensch „halb Thier, halb Engel," daß hier der Befriedigung eines thierischen Bedürfnisses alle andern Leiden weichen mußten, und er hörte nicht auf zu schlingen, bis am Abend von dem Brod auch keine Spur mehr vorhanden war.

Aber die Folgen dieser Unmäßigkeit konnten nicht ausbleiben. Seine geschwächten Verdauungswerkzeuge konnten die plötzliche Ueberfüllung mit einer ohnehin schwer verdaulichen Speise nicht ertragen. Er wurde krank, und zwar schwer krank. Drei Tage vermochte er keinen Bissen zu sich zu nehmen. Ein beständiger Durst peinigte ihn so, daß der Vorrath an Wasser kaum hinreichte ihn zu stillen. Er wurde so schwach und hinfällig, daß er seinen Tod vor Augen sah. Die Nächte waren fürchterlich. Der Druck der Fesseln und deren Einrichtung gestattete ihm kein bequemes Lager und das Fieber keinen Schlaf. Die Schwäche des Leibes machte ihn kleinmüthig. Er sah Alles noch viel schwärzer als zuvor. Kranksein ist kein Unglück und Gefangensein

ist kein Unglück; aber krank und gefangen, ohne Beistand, ohne Hülfe und freundliche Theilnahme, das ist wohl das schrecklichste Unglück, das einem fühlenden Menschen nur begegnen kann. Trenck, der bei dem ausgebrochenen Kriege gegen Oesterreich kein Ende seiner Leiden sah, beschloß sie selbst zu endigen. Nur noch einige Tage Lebensfrist gab er sich, der vierte Juli sollte sein Sterbetag sein. Entweder wollte er mit seinem Messer die Adern sich öffnen oder auf seine Wächter einstürzen und von ihren Bajonnetten durchbohrt werden.

Aber Trenck war nie ohne scharfe Beobachtungsgabe und Pläne auf Rettung.

Selbst in seinem elenden Zustande bemerkte er bei dem Oeffnen der Thür, daß dieselbe nicht wie er anfangs geglaubt hatte von drei Zoll dicken Eichenbohlen gemacht, sondern nur ein Zoll dick und nirgend mit Eisen beschlagen war. Es war kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß die andern Thüren, die er nicht sehen konnte, stärker gearbeitet seien und so fuhr ihm wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf: wenn es nur möglich sei von seinen Fesseln los zu kommen, so würde es nicht unmöglich sein, mit seinem Messer, das er glücklich gerettet hatte, die Schlösser an den Thüren auszuschneiden und so die Thüren zu öffnen und zu entweichen.

Dieser Gedanke, den er weiter verfolgte, gab ihm wenigstens soviel Beruhigung, daß er dachte: Mißlingt

es, so ist es ja dann immer noch Zeit mir das Leben zu nehmen.

Nach drei Tagen, während welcher Zeit er keinen Bissen genossen hatte, stellte seine kräftige Natur seine Gesundheit wieder her.

So wie er sich wieder kräftig fühlte, machte er sogleich den Versuch sich seiner Fesseln zu entledigen. Das gelang zunächst bei der rechten Hand, die er mit Anstrengung und Schmerz durch die eiserne Handschelle, welche ihm etwas zu weit war, herauszog. Die Linke aber war auf diesem Wege nicht zu befreien. Nun fing er an das Eisen mit einigen Stücken Ziegelsteinen, die er von seinem Sitze losschlug, zu wetzen und es gelang ihm durch lange und mühsame Arbeit die nur nachlässig vernieteten Stifte der Handschelle loszumachen, indem er deren Köpfe abschliff. So wurde denn auch die linke Hand befreit und der Gefangene erhielt damit Raum zu weiterer Bewegung. An dem Ringe um den Leib war nur ein zugebogener Haken, welchen diese Kette mit der Armstange in Verbindung setzte. Er stemmte die Füße gegen die Wand und so gelang es ihm diesen Haken aufzubringen. Nun blieb noch die Hauptkette zwischen der Mauer und seinem Fuß übrig. Er drehte die Glieder über einander; an Kräften fehlte es ihm nicht und so wurden denn zwei Gelenke auf einmal gesprengt.

Nun war er frei, ging zunächst zur Thür, unter-

suchte im Dunklen die spitzen Nägel des Schlosses, das von Außen an die Thür angeschlagen war, so daß innerhalb die Nägel umgenietet waren. Er fand, daß eben kein allzugroßes Stück Holz ausgeschnitten zu werden brauche, um die Thür zu öffnen.

Jetzt aber war es Zeit, die Fesseln wieder anzulegen, um eine Entdeckung bei der nahe bevorstehenden Visitation zu vermeiden, Trenck ging an dieses Geschäft mit der frohen Ueberzeugung, daß nun der Weg der Befreiung gefunden sei und nur auf gelegenere Zeit verschoben werden müsse, um zu gelingen.

Doch bei dieser Bemühung ängstigten ihn viele Schwierigkeiten. Zunächst vermißte er eines der zersprungenen Gelenke. Er fand es erst nach vielem Umhertappen und warf es in den Leibstuhl, sich darauf verlassend, daß man dort nicht visitiren werde, und band die Kette mit einem Stück von seinem Zopfbande zusammen.

Dagegen gelang der Versuch, die indeß geschwollene Hand wieder durch die Handschelle zu zwingen, erst nach den Anstrengungen einer ganzen Nacht, unter den furchtbarsten Folterqualen; und so wurde denn beim Visitiren Alles in Ordnung gefunden.

9.

Erst am 4. Juli war die Geschwulst der blutenden

Hand soweit gesunken, daß er sich abermals von den Fesseln befreien konnte. Kaum waren die Thüren nach der Mittagsvisitation wieder geschlossen, so streifte er seine Ketten ab und begann mit rascher Entschlossenheit die Riesenarbeit, die Schlösser von vier verschlossenen Eichenthüren auszuschneiden, welches vor Anbruch des folgenden Tages vollendet sein mußte, wenn nicht Alles verrathen werden sollte.

In weniger als einer Stunde war das erste Schloß umschnitten und die Thür ließ sich öffnen ohne Schwierigkeit, weil sie nach innen aufging und die Eisenstange, womit sie verwahrt war, nebst dem Schlosse, außerhalb hängen blieb.

Desto größer war die Schwierigkeit bei der zweiten Thür, da diese nach Außen hin geöffnet werden mußte und eine eiserne Querstange außerhalb derselben unmöglich mit dem Messer durchschnitten werden konnte.

Das Schloß war bald umschnitten, aber da die Querstange an demselben befestigt war, so konnte die Thür nicht geöffnet werden. Eine neue Herkules-Arbeit mußte begonnen werden: die ganze Thür über der Querstange zu durchschneiden.

Auch das gelang endlich; aber die kostbare Zeit ging damit verloren und seine Kräfte fingen an zu schwinden, als noch nicht die Hälfte der Aufgabe vollendet war. Diese war um so schwieriger, als Alles

nur durch Fühlen im Dunklen bewerkstelligt werden konnte. Seine Hände bluteten; der Schweiß rann ihm am Leibe herab und die Angst peinigte ihn, zu spät mit seiner Arbeit fertig zu werden, wenn die Flucht nicht mehr möglich war und Alles entdeckt werden mußte.

So war denn endlich die obere Hälfte der zweiten Thür durchschnitten und geöffnet. Er stieg hinüber und befand sich in einem Vorgemach, worin sich ein offenes Fenster befand. Jetzt hatte er Tageslicht, eine Monate lang entbehrte Wohlthat, die ihm für seine Arbeit allerdings förderlich war.

Er hob sich durch die Muskelkraft seiner Arme in die Höhe, indem er sich an den Rand des Fensters anklammerte. Und jetzt sah er, daß sein Kerker im Hauptgraben des ersten Walles erbaut war. Er sah vor sich den Aufgang auf denselben, sah aber auch die Wache in einer Entfernung von 50 Schritt auf dem Walle, auch noch die hohen Palissaden, die noch im Graben vor seinem Gefängniß zu übersteigen waren, ehe er auf den Wall hinanklettern konnte.

Das waren allerdings bedenkliche Umstände, die jedem Andern Muth und Hoffnung benommen haben würden. Aber Trenck hatte wieder frischen Lebensmuth gewonnen. Schwierigkeiten waren nur geeignet, seinen Unternehmungsgeist aufzustacheln, statt ihn niederzuschlagen. —

Sein Eifer verdoppelte sich; auch die dritte Thür war geöffnet durch Umschneidung des Schlosses, wie die erste. Als er damit fertig war, ging die Sonne schon unter. Nun war die vierte Thür noch übrig. Diese mußte aber wie die zweite Thür, weil sie nach Außen hin aufging,, wo die Querstange lag, in ihrer ganzen Breite durchschnitten werden. Aber seine Kräfte hatten ihn bereits verlassen. Seine Hände bluteten. Doch war er einmal zu weit gegangen, um wieder umkehren zu können.

Nachdem er eine Weile geruht hatte, machte er sich an diese letzte Herkules-Arbeit. Schon war der Querschnitt der Thür einen Fuß lang fertig, da ereilte ihn sein grausames Geschick. Die Messerklinge zerbrach und fiel hinaus.

„Allsehender Gott!" rief er aus, „was nun beginnen?" Die Entdeckung war unvermeidlich, der Mond schien hell in das offene Fenster des Vorgemachs. Mit starren Blicken sah er den Himmel an und schien Hülfe suchen zu wollen bei den eilenden Wolken.

10.

Was war nun zu thun; nach allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit mußte dieser Entdeckung eine neue viel härtere Fesselung erfolgen. Dieser Gedanke war ihm unerträglich. Der Augenblick war gekommen, wo keine

andere Rettung mehr möglich erschien, als durch den Tod.

So wetzte er das letzte Bruchstück seiner Messerklinge, das noch am Hefte saß, an seinem Leichenstein und durchschnitt sich die Adern am linken Arm und Fuß und dann setzte er sich ruhig in einen Winkel seines dunkeln Kerkers auf den Boden und ließ sein Blut rieseln.

Eine Ohnmacht befiel ihn, in Folge des Blutverlustes. Wie lange er im bewußtlosen Zustande gelegen hatte, konnte er nicht wissen. Doch auf einmal hörte er im dumpfen Halbschlummer, mit einer gedämpften Stimme, außerhalb seines Kerkers seinen Namen rufen. Er erwachte völlig und horchte auf. Abermals wurde gerufen: „Herr Baron von Trenck!“

„Wer ruft!“ entgegnete er.

„Der treue Geffhardt,“ war die Antwort. „Ich bin,“ fuhr er fort, „auf den Wall über ihrem Gefängniß gestiegen, um zu fragen, wie es Ihnen geht?“

„Ich liege im Blute, morgen findet Ihr mich todt,“ war Trenck's Antwort.

„Ach was sterben,“ rief er, „hier ist es viel leichter für Sie zu entfliehen als auf der Citadelle. Sie haben gar keine Schildwache und ich werde schon Mittel finden, Ihnen Instrumente zuzustecken. Können Sie denn nur ausbrechen, so werde ich für das Uebrige schon sorgen. So oft ich hier auf der Wache bin, werde ich Gelegen=

heit suchen mit Ihnen zu sprechen. In der ganzen Sternschanze steht nur eine Schildwache vor der Wache und eine am Schlagbaum. Verzweifeln Sie nicht. Gott wird Ihnen noch helfen. Verlassen Sie sich auf mich."

Der Schiffbrüchige greift nach dem Strohhalm um sich zu retten, der Unglückliche nach einem Schimmer von Hoffnung. Trenck gewann neuen Muth. Sogleich zerriß er sein Hemde und verband seine Wunden. Zum Glück war er nicht Anatom genug gewesen, um die Pulsadern zu treffen, und hatte nur einige Venen durchschnitten, welches zwar eine starke Blutung selbst bis zur Ohnmacht zur Folge haben konnte, aber nicht sogleich den Tod.

Nun hatte er noch Zeit bis Mittag zu überlegen, was dann zu thun sei. Die Betrachtungen, die er darüber anstellte, waren nicht erfreulich. —

Nichts war gewisser, als daß er noch stärker eingeschmiedet werden würde, wenn man die zerschnittenen Thüren entdeckte und dann konnte ihm auch Geffhardt mit allem guten Willen nicht das Geringste zustecken. — Indeß ein so entschlossener Mann wie dieser Trenck konnte nicht lange in Ungewißheit bleiben, was zu thun sei.

Seine Mattigkeit war zum Hinsterben. Er lag in seinem Blute, das über den Fußboden dahin geflossen war. Seine Wunden schmerzten. Die Hände waren ihm von der ungeheuren Arbeit geschwollen und wie geschun-

den. Ohne Hemd lag er da im feuchten Kerker. Ein betäubender Schlummer hatte ihn überwältigt. Indeß mußte er wachen, um nicht im Schlaf überfallen zu werden. Gewaltsam raffte er sich auf. Mit Blitzesschnelligkeit ging ihm ein Vertheidigungs-Plan durch den Sinn. Er machte sich sogleich an die Ausführung.

Mit seiner Armstange brach er die Ziegelsteine los, worauf sein Sitz aufgemauert war. Das ging ganz leicht, weil der Mörtel im frischen Gemäuer noch nicht erhärtet war. Nun legte er alle diese Steine mitten im Gefängniß auf einen Haufen.

Die inwendige Thür war offen. Die losgeschnittene obere Hälfte der zweiten Thür versteckte er mit seinen Ketten so an dem Angelband am Schlosse, daß Keiner übersteigen konnte.

Da nun Mittags der Officier von der Wache kam und die äußere Thür geöffnet wurde, klopfte dem Gefangenen das Herz in dem Muth der Verzweiflung. Er ergriff nun die schweren Ziegelsteine zur entschlossenen Gegenwehr.

Der Officier trat ein, von der Wache und dem Gefangenwärter gefolgt. Ein: „Heiliges Kreuz Donnerwetter, was ist das! Alles offen!“ war der Ausruf, der seine grenzenlose Ueberraschung bezeugte. Dieser aber sollte noch größer werden, als man den Gefangenen riesengroß, wie ihn der Schreck erscheinen ließ, den obern Theil des

Körpers nackt, mit Blut bedeckt, in der rechten einen großen Ziegelstein hochhaltend, in der linken das abgebrochene Messer, in der offenen innern Thür stehen sah, schrecklich anzusehen, wie einen Wahnsinnigen.

„Zurück, zurück, Herr Major," rief er dem erschrocknen Officier zu; „sagen Sie dem Commandanten, daß ich nicht länger in Ketten leben will. Er soll mich hier todt schießen lassen. Herein kommt kein Mensch. — Ich werfe und schlage 50 Mann todt, ehe einer hereinkommen kann, und für mich bleibt dieses Messer. Sterben will ich hier und trotze der Gewalt!"

Der Major stand unschlüssig da. Er konnte sich nicht entschließen, den Vorfall dem Commandanten zu melden. Er fürchtete die furchtbarste Verantwortung wegen der Entfesselung des Gefangenen.

Trenck setzte sich indeß auf seinen Steinhaufen und drohte bei der geringsten Bewegung zum Eintritt mit seinem Bombardement.

Da Trenck die Unentschlossenheit seiner Gegner sah, so wendeten sich seine Gedanken von der Verzweiflung zu der Hoffnung capituliren zu können. Er suchte nicht mehr den Tod, sondern Rettung und mindestens Abwehr einer noch härteren Behandlung, die er sonst zu erwarten gehabt hätte.

Indeß waren der Commandant, General von Borck, nebst dem Platzmajor und einigen Officieren angekommen.

Der General trat in das Vorgemach; kaum aber sah er die wilde drohende Gestalt des zum verzweifelten Kampfe entschlossenen Menschen, so trat er rasch zurück.

Trenck wiederholte auch ihm, was er dem Major gesagt hatte. Und nun erging sogleich an die Grenadiere der Befehl, mit gefälltem Bajonnet die Thür des Gefängnisses zu erstürmen. Das Vorgemach aber war kaum sechs Fuß breit. Mehr als einer oder zwei konnten nicht zugleich seine Verschanzung angreifen. Sobald er aber den Arm mit dem gewichtigen Stein aufhob, um das Bombardement zu beginnen, sprangen sie wieder zurück.

Nun entstand eine kurze Stille. Dann trat der alte Platzmajor mit dem Feldprediger an die Thür und suchten ihn durch besonnene Reden zu beruhigen. Diese Unterredung dauerte lange. Trenck setzte aber den durchdachtesten Gründen seine „Ultima ratio regum," die drohende Kanonade entgegen.

Endlich wurde der Commandant ungeduldig. Er befahl den Angriff und der erste Grenadier, der eintrat, erhielt sogleich einen Steinwurf, so daß er zu Boden fiel. Die andern sprangen, geschreckt durch den rasch folgenden Steinhagel, zurück.

Da trat der Platzmajor noch einmal herein. „Um Gotteswillen, lieber Trenck," sprach er, „was habe ich an Ihnen verschuldet, daß Sie mich unglücklich machen

wollen? Ich allein habe es zu verantworten, daß Sie durch meine Unvorsichtigkeit aus der Citadelle ein Messer mit herüber genommen haben. Beruhigen Sie sich, ich bitte Sie. Sie sind noch nicht ohne alle Hoffnung."

„Aber man wird mich in noch ärgere Fesseln legen," antwortete Trenck.

Der Platzcommandant ging hinaus und sprach mit dem Commandanten.

Dann trat er wieder ein und gab sein Ehrenwort, daß der ganze Vorfall höheren Orts nicht gemeldet werden solle, und Alles würde beim Alten bleiben.

Damit war die Capitulation geschlossen. Trenck sagte: „Unter dieser Bedingung gebe ich meinen Widerstand auf;" ließ die Steine fallen und trat zur Seite.

Man schien jetzt wirklich einige menschliche Regung des Mitleids gegen den Unglücklichen zu empfinden, der durch eine wahrhaft heroische Entschlossenheit sich die Achtung, besonders der ältern Krieger erworben hatte.

Man ließ einen Wundarzt kommen, der seine Wunden verband und sie für nicht lebensgefährlich erklärte. Man gab ihm ein anderes Hemde, ließ ihn von Blut reinigen und die Blutlache vom Fußboden vertilgen, auch die Steine wegnehmen.

Indeß lag Trenck erschöpft vom Blutverlust und von der Aufregung wirklich wie entseelt auf dem Bette. Auf den Rath des Wundarztes labte man ihn mit Wein.

Zwei Schildwachen wurden vor seine offene Thür gestellt und vier Tage ließ man ihn ohne Eisen liegen. Täglich gab man ihm kräftige Fleischsuppe. Es läßt sich denken, wie das einen Menschen belebend erquicken mußte, der viele Monate hindurch nichts genossen hatte, als Brod und Wasser.

Zwei Tage lang lag er vor Schwäche fast im beständigen Schlummer. Er hatte, sobald er erwachte, einen fieberhaften Durst, der durch kein Trinken gelöscht werden konnte; Füße und Hände waren aufgeschwollen. Seine Schmerzen waren fast unerträglich.

Am fünften Tage waren die Thüren fertig, die außerhalb ganz mit Eisen beschlagen waren. Nun aber ließ es sich nicht länger vermeiden, den Unglücklichen auf's Neue in Eisen zu schmieden. In sofern hielt man Wort, daß man eine schwerere Fesselung nicht anwendete. Man legte ihm seine vorigen Ketten an. Nur die Hauptkette, die ihn an der Mauer befestigte, war stärker gemacht worden.

Lindernd war es schon für das Gefühl des Unglücklichen, daß man ihm wirklich Theilnahme bezeugte und das Bedauern aussprach, daß die strenge Ordre des Königs nicht gestatte sein Schicksal zu lindern. Man wünschte ihm Standhaftigkeit und Geduld und schloß auf's Neue die Thüren, die jetzt stärker verwahrt waren, als zuvor.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Trenck's Gefangenkleidung. — Geist und Phantasie erheben ihn über sein Schicksal. — Er verschafft sich Geld, Werkzeuge, Lebensmittel und befreit sich von den Fesseln. — Durchschneidet den Fußboden und untergräbt das Fundament. — Das Fenster verunglückt. — Beistand einer Schildwache. — Ein Zwischenfall. — Verrath. — Entdeckung. — Der Gouverneur, Herzog Ferdinand von Braunschweig. — Visitation des Gefängnisses. — Entdeckung des neuen Fenstergitters. — Zunageln des Fensters. — Trenck's Verschwiegenheit. — Der Erhängte. — Verlegung der Garnison. — Der Kerkertyrann. — Das Halseisen. — Bestechung der Inspectionsofficiere. — Fortsetzung der Minirarbeiten. — Mühsames Werk. — Gefahr, lebendig begraben zu werden. — Entdeckung. — Neckereien. — Teufelsspuk.

Trenck sah wirklich aus, wie ein Missethäter. Seine ganze Kleidung war darauf eingerichtet. Da die Stange zwischen seinen Händen festgeschmiedet war, und die Füße an der Mauer, so konnte er weder Hemde, noch Rock, noch Beinkleider auf gewöhnliche Weise an- und ausziehen. Es mußten daher die Nähte aufgetrennt und mit Bändern wieder zugebunden werden. Die Hosen hatten an den Seiten der Beine Knöpfe, um aus- und angezogen werden zu können. Ein Paar Commißstrümpfe und ein

Paar Pantoffeln dienten für die Füße; ein alter blauer Kittel von grobem Commißtuche ersetzte die Stelle des Rockes; das Hemde war von grober Musketierleinwand und wurde alle 14 Tage gewechselt. Trenck erkannte, daß diese Kleidung ihm ein neues Hinderniß für die Flucht werden mußte. Indeß rechnete er auf Beistand von Außen. Sein ehrlicher Grenadier Geffhardt hatte ihn mit neuen Hoffnungen erfüllt. Sein Kopf und seine rege Phantasie beschäftigten sich mit Rettungsentwürfen.

Uebrigens gewöhnt die Natur sich an Alles, selbst das Schrecklichste wird erträglich durch die Macht der Gewohnheit; so lernte er denn endlich auch in den schweren Fesseln schlafen, mit einer Hand die langen Haare zu kämmen und den Zopf zu binden. Sein Bart, der nie rasirt wurde, hatte ihm seit langer Zeit ein fürchterliches Ansehen gegeben. Er fing jetzt an, ihn auszurupfen, eine schmerzhafte Operation, der er sich aber unterzog, um auf der Flucht, woran er immer noch dachte, nicht durch den Bart verrathen zu werden.

Es ist psychologisch wahr, daß ein Mann von Trenck's Geisteskraft und Bildung in einer so gedrückten Lage nicht leben konnte, ohne in der Phantasie und in philosophischen Betrachtungen jene Erleichterung zu finden, die ihn gewissermaßen über sein Geschick erhob. Er schwelgte in Erinnerungen, die ihn nicht selten in süße entzückende Träume versetzten, und wenn er dann in einer desto schreck-

lichern Wirklichkeit erwachte, so arbeitete sich sein erfinderischer Geist in den Gedanken an die Möglichkeit der Selbstbefreiung so lebhaft hinein, daß er für die Zukunft die herrlichsten Luftschlösser bauen konnte. Diese Phantasien wurden in der Stille und Einsamkeit einer ewigen Nacht zu Illusionen, die ihm in Wahrheit, in Mitten der schwersten Kerkerleiden die glücklichsten und heitersten Lebensstunden gewährten, welche denn freilich zu oft wieder abwechselten mit schwarzen Todesgedanken.

Dabei war sein Geist immer rege. Er machte Gedichte, Satyren, Reden und Fabeln, die er sich selbst wiederholte, so oft, bis er sie auswendig wußte. Und das wurde ihm denn Stoff zu einer Verkürzung der sonst dem einsamen Gefangenen so schrecklich langsam dahin schleichenden Zeit.

Und so bewies es sich denn auch hier, daß bei Charakterstärke und Lebensmuth Geist und Bildung die Mittel sind, auch das schwerste körperliche Leiden zu erleichtern und erträglich zu machen.

2.

So waren denn die ersten drei Wochen nach dem geschilderten entsetzlichen Vorfall verstrichen, als der treue Geffhardt zum ersten Male als Schildwache vor seine Thür gestellt wurde. Um den Gefangenen stets beobachten zu können, hatte man einen Grenadierposten vor seine

Thür gestellt gehabt. Aber eben durch diese Vorsichtsmaßregel erleichterte man ihm die Möglichkeit der Flucht.

So konnte denn Geffhardt mit ihm reden. Er schilderte ihm die ganze Lage seines Kerkers und sagte ihm, daß das Fundament, welches er habe legen sehen, nur zwei Fuß tief in den Sandboden gelegt sei. Sogleich war der Plan gemacht, unter demselben hindurch zu miniren und so auszubrechen.

Vor allen Dingen mußte er aber dazu Geld haben. Um dieses zu erlangen, wurde folgende Vorkehrung getroffen.

Wenn Trenck, so weit es seine Fußkette erlaubte, auf seine Bettstelle stieg, so konnte sein Kopf das Licht- und Luftloch, welches ihm als Fenster diente, erreichen. Dieser Umstand erleichterte seine verwegene Unternehmung. Durch dieses Luftloch steckte ihm Geffhardt vor allen Dingen einen Draht zu, um welchen am untern Ende ein Blatt Papier und ein Wachsstock gewickelt war. Auch Schwefelhölzer und brennender Schwamm wurde auf diese Weise in das Gefängniß practicirt; desgleichen eine geschnittene Feder. Doch Dinte war nicht herbeizuschaffen, weil ein Glas auf diesem Wege ohne Gefahr des Zerbrechens nicht hineingebracht werden konnte. Doch Trenck wußte sich zu helfen. Er stach sich in den Finger und bediente sich seines Bluts als Dinte.

Nun schrieb er an einen zuverlässigen Freund in

Wien, den Hauptmann von Rückhardt, schilderte ihm mit wenigen Worten seine schreckliche Lage und legte eine Anweisung auf den Verwalter seiner Güter bei, zu dem Betrage von 3000 Gulden. Tausend davon sollte dieser Freund zur Reise behalten, und am 15. Aug. unfehlbar in Gommern sein. Das war ein sächsisches Städtchen, nahe der Grenze, zwei Stunden von Magdeburg belegen. Dort solle er an eben diesem Tage um die Mittagsstunde sich mit einem Briefe in der Hand sehen lassen; dann würde ein Mensch an ihn herantreten, der eine Rolle Rauchtabak tragen würde. Diesem solle er die übrigen 2000 Gulden in Gold einhändigen und dann wieder nach Wien zurückkehren.

So war die Disposition ganz genau gemacht, die eben so sehr auf die Treue und Ehrlichkeit, als auf die Ergebenheit und Klugheit aller Mitwirkenden rechnen mußte.

Dieses Mal hatte sich Trenck in seinem Vertrauen nicht verrechnet, was ihm leider schon zu oft passirt war. Alles ging nach Wunsch und Berechnung. Gefſhardt schickte sein Weib mit dem ihm offen zugestellten Briefe, den er aber zuvor versiegelte, und nach der erhaltenen schriftlichen Instruction mit der Adresse versah, nach Gommern, wo sie den Brief auf die Post gab.

Trenck's Muth stieg mit jedem Tage. Es wurden alle mögliche Anschläge gemacht und Vorkehrungen zur

Flucht getroffen. Endlich erschien der 15. August. Mit gespannter Erwartung harrte Trenck auf die nächste Wache Geffhardt's. Endlich kam der Tag, an welchem ihm derselbe zurief: „Alles ist glücklich gegangen!"

Dem Gefangenen hüpfte das Herz vor Freuden. Aber wie nun das Geld in die Hände bekommen? Seine gefesselten Hände konnte er nicht in die kleine Fensteröffnung hineinbringen, um die Summe in Empfang zu nehmen. Nach langer Berathung wurde denn endlich beschlossen, daß Geffhardt bei der nächsten Wache die Kalfaktordienste übernehmen und in dieser Eigenschaft ihm den Wasserkrug bringen sollte, auf dessen Boden er die Goldstücke legen würde. — Das gelang Alles nach Wunsch. An der Summe von 2000 Gulden Gold fehlte nichts als fünf Louisd'ors, die Geffhardt für seine Auslagen behalten hatte. Mehr wollte der ehrliche Pommer als Entschädigung nicht annehmen.

Nun hatte der Gefangene Geld und damit das Mittel, seine Entwürfe auszuführen. Sein Plan war unternehmend genug darauf gerichtet, unter dem Fundamente des Kerkers durchzubrechen.

Zunächst aber war es eine schwierige Aufgabe, sich von seinen Ketten zu befreien. Das gelang endlich nach langer und mühseliger Arbeit vermittelst einiger feinen Feilen, die ihm Geffhardt zusteckte. Nur der eiserne Ring um den Leib hinderte ihn nicht. Die Hände machte er

schmäler durch stetes Zusammendrücken, so daß er sie aus den Handschellen herausziehen und wieder hineinstecken konnte. Aus einem langen Nagel, den er aus dem Boden gezogen hatte, machte er sich einen Schraubenzieher, womit er das verschmiedete Gewinde der Fußschellen öffnen konnte, nachdem er die Niete abgefeilt hatte. Die ganze Anordnung war so überlegt, daß er die Fesseln wieder angelegt hatte, wenn Mittags die Visitation kam. Die durchgefeilten Stellen wurden mit Brodteig verklebt, den er am Ofen schwärzte. Da die Fesseln nicht mit einem eisernen Hammer untersucht wurden, so ließ sich durch bloßes Ansehen die Beschädigung derselben nicht erkennen.

Da das Fenster nie visitirt wurde, so nahm er das Gitter von Eisendraht heraus, flocht sich ein anderes, das nur davorgestellt wurde, aus dem Draht, den er sich zustecken ließ, und so war ihm denn die Communication mit der Schildwache, die außen vor seinem Fenster stand, frei. Er ließ sich nach und nach Licht und alle erforderlichen Instrumente zustecken, verhing das Luftloch mit seiner Decke, so daß man von Außen das im Innern brennende Licht nicht sehen konnte und begann nun seine Arbeit.

Der Fußboden dieses Kerkers war jetzt nicht mehr mit Steinen, sondern mit eichenen Bohlen belegt. Diese aber waren drei Zoll dick und drei Lagen derselben waren über das Kreuz gelegt. Es war also keine Kleinig-

keit, neun Zoll dickes Eichenholz nach verschiedenen Richtungen hin durchschneiden zu müssen. Doch für Trenck's Unternehmungsgeist und energische Thatkraft gab es kein Hinderniß.

Seine Eisenstange, die er zwischen den Händen trug, schliff er auf seinem Leichensteine so lange, bis er damit ein Brecheisen gewonnen hatte, womit er die Eichenbohlen, die er unter dem Kopfende seines Bettes mit einem ihm zugesteckten Meißel und Messer losschnitt, heraushob. Das obere dieser Breter wußte er so wieder einzufügen, daß man die Oeffnung, die er gemacht hatte, nicht entdeckte. Die Ritzen schmierte er mit Brod zu und streute Sand darüber, womit der Boden seines Gefängnisses bestreut war, der niemals ausgefegt wurde.

Unter den Bohlen fand er weißen Sand, der leicht aufzugraben war. Die Holzsplitter wurden mühsam unter dem untersten Brete eingetheilt und versteckt. Den Sand schaffte er durch wurstartige Säcke fort, die ihm Geffhardt zugesteckt hatte. Diese wurden dann Nachts, wenn er auf der Wache war und vor seinem Fenster Schildwache stand, demselben zugeschoben und von ihm fortgeschafft. Da das aber nur alle 14 Tage der Fall war und das Sprechen mit der Schildwache dieser bei Galgenstrafe verboten war, so ging die Arbeit äußerst langsam.

Indeß steckte ihm Geffhardt auch Lebensmittel zu, besonders geräucherte Wurst und Schinken, wodurch er

seine Kräfte etwas stärken konnte. Auch Pulver und Blei und ein Paar Sackpistolen, Messer und ein Bajonnet wurde ihm zugesteckt. Alles dieses fand sichern Raum unter dem Fußboden. Wenn er aber arbeiten wollte, mußte Alles herausgenommen und offen im Gefängniß hingelegt werden. Wäre man auf die Idee gekommen, einmal zu ungewöhnlicher Tageszeit den Kerker zu visitiren, so würde Alles entdeckt sein; doch konnte sich Trenck darauf verlassen, daß die Gewohnheit, nach Ordre nur des Mittags zu visitiren, aus Bequemlichkeitsliebe der wachhabenden Officiere niemals eine Abänderung erlitt. Auch wurde bei der Visitation selbst immer oberflächlicher verfahren.

Und doch sollte ein unglücklicher Zwischenfall ihm beinahe alle Hoffnungen zerstören.

3.

Trenck hatte mit Geffhardt gearbeitet. Eben in der Morgenstunde, als derselbe abgelöst wurde, und der Gefangene das herausgenommene Fenster wieder einsetzen wollte, fiel es ihm aus den Händen und drei Scheiben zerbrachen. Unfehlbar mußte man die zerbrochenen Fenster entdecken, dann bemerken, daß ein nachgemachtes Gitter nur lose eingesetzt war, und dieses mußte dann zu genauern Visitationen und weitern Entdeckungen führen und die mühevolle Arbeit von sechs Monaten war ver-

loren, neue Erschwerungen seiner Haft standen in Aussicht. —

Was war nun zu thun?

Jetzt blieb nichts übrig, als auf Tod und Leben den Versuch zu wagen, mit der Schildwache eine Verbindung anzuknüpfen. Der neue Wachtposten vor dem Fenster pfiff sich eben ein Liedchen. Trenck stieg auf seine Bettstelle und sprach in den beweglichsten Tönen durch sein Luftloch:

„Kamerad! habt Mitleid, nicht mit mir, sondern mit eurem Kameraden, der unfehlbar gehenkt wird, wenn Ihr mir nicht beisteht. Für einen geringen Dienst will ich Euch dreißig Pistolen aus dem Fenster hinauswerfen.“

Der Wachtposten schwieg lange; entsetzliche Augenblicke banger Erwartung für den Gefangenen. — Der Soldat von einem pommerschen Landregimente überlegte ohne Zweifel, ob er es wagen dürfe, zwischen Geld und Galgen zu wählen. Endlich sagte er zaghaft:

„Hat Er denn Geld?“

Sogleich zählte Trenck dreißig Louisd'ors ab, wickelte sie in ein Stück Papier, und warf sie ihm hinaus.

„Gut,“ sagte der Pommer, „was giebt es nun zu thun?“

Trenck erzählte ihm den Unfall mit dem Fenster, steckte ihm in Papier das Maß zu den Scheiben zu und

bat ihn, sogleich bei einem Glaser drei Scheiben von dieser Größe machen zu lassen und ihm zuzustecken.

Zum Glück war der Mann entschlossen und hatte Verstand. Da die Officiere die Palissadenthür vor seinem Fenster im Graben aus Nachlässigkeit offen ließen, so konnte er sich auf eine halbe Stunde ablösen lassen, und ihm die Scheiben zustecken. Trenck warf ihm in seiner Freude noch zehn Louisd'ors hinaus und reparirte den Schaden so geschickt, daß bei der Visitation um Mittag nichts entdeckt wurde.

Trenck arbeitete muthig fort und hatte schon das Fundament untergraben, als ein Zwischenfall auf längere Zeit seine Hoffnungen zerstörte.

4.

Da Trenck so freigebig war, um sich von Außen her Hülfe zu verschaffen, so bedurfte er bald neuen Zuschuß. Er schrieb abermals an seinen Freund Rückhardt und legte eine Anweisung bei, und bat ihn, er solle abermals in Gommern erscheinen und dann zu bestimmter Zeit sechs Tage hintereinander mit zwei leeren Reitpferden an der Glacis bei Kloster Bergen in der Nacht bereit stehen, um ihm weiter zu helfen. Alles sei zu seiner Flucht fertig.

Mehrere Tage vergingen unter regen Vorbereitungen zur Flucht; aber aus süßen Hoffnungsträumen sollte er schrecklich geweckt werden.

Es war etwa um 3 Uhr Nachmittags, als die Kerkerthüren zur ungewöhnlichen Zeit geöffnet wurden und der Gouverneur der Festung Magdeburg, Herzog Ferdinand von Braunschweig, trat persönlich ein.

Dieser hohe Besuch mußte etwas Wichtiges zu bedeuten haben. Trenck schwankte zwischen der Hoffnung auf Begnadigung und der Furcht vor Entdeckung. Aber schon den nächsten Augenblick sollte er schrecklich enttäuscht werden. Der Herzog hielt einen offnen Brief in der Hand. Trenck erkannte auf den ersten Blick, daß es sein eigner war, und der Herzog fragte im strengen Tone: „Wer hat Ihnen diesen Brief nach Gommern besorgt?"

„Ich kenne ihn nicht," antwortete Trenck.

Da ihm Geffhardt gesagt hatte, seine Frau habe die Sache recht klug angefangen, denn sie habe den Brief dem Postmeister in Gommern zur pünktlichsten Besorgung nach Wien auf die Seele gebunden, indem sie ihm gesagt, er beträfe einen Erbschaftsproceß ihres Mannes, und ihm dabei zehn Thaler in die Hand gedrückt habe; so errieth Trenck jetzt sogleich, daß der Postmeister aus dieser Freigebigkeit Mißtrauen geschöpft, den Brief erbrochen und nachdem er aus dem Inhalt ersehen, daß es sich um die Befreiung jenes Staatsgefangenen handle, den das Gerücht als den abscheulichsten Hochverräther bezeichne, diese Entdeckung dem Gouverneur von Magdeburg angezeigt habe.

Und so war es auch der Fall gewesen. Zu große

Vorsicht hatte eine Entdeckung herbeigeführt, die niemals erfolgt wäre, wenn der Brief nur ganz gleichgültig zur Post gegeben wäre. —

Die nächste Folge dieser Entdeckung war die allerschärfste Visitation. Schmiede und Zimmerleute visitirten das Gemach und die Fesseln, die Trenck zum Glück an diesem Tage noch nicht abgelegt hatte und fanden weder das Loch im Fußboden, das noch mit der Deckelplatte sorgfältig verschlossen war, noch das Geringste an den Ketten. Nur am Fenster fand man das nur lose vorgestellte, nachgemachte Drahtgitter und sogleich wurde die ganze Fensteröffnung mit Bretern vernagelt und blieb nur ein Luftloch von etwa 6 Zoll im Quadrat.

Nun fing der Herzog an zu drohen. Trenck ließ sich aber nicht einschüchtern und sagte ruhig: „Ich habe die Schildwache nie sehen können, die mir diesen Dienst geleistet hat, auch nie nach seinem Namen gefragt, um mich selbst davor zu sichern, daß ich ihn nicht unglücklich mache.“

Endlich, da alle Vorstellungen nichts halfen, sagte der Gouverneur mit freundlichem Ernst: „Trenck! Sie haben immer geklagt, Sie wären nie verhört, noch gesetzmäßig gerichtet worden. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: Sie sollen sogleich Beides erhalten und ich lasse Ihnen sofort alle Eisen abnehmen, wenn Sie mir den Mann nennen, der Ihnen diesen Brief bestellt hat.“

5.

„Gnädigster Herr," antwortete Trenck mit männlicher Festigkeit, „Jedermann weiß, daß ich diese Mißhandlungen in Fesseln nie an meinem Vaterlande verdient habe. Mein Herz ist vorwurfsfrei. Wer kann es mir verdenken, wenn ich Rettung suche, wo und wie ich kann, da ich sie nicht von der Gerechtigkeitsliebe des großen Friedrich zu hoffen habe. — — Wenn ich aber niederträchtig genug denken könnte, Ihnen den mitleidigen Mann zu nennen, der mir nur aus Menschenliebe beigestanden hatte, wenn ich schlecht genug wäre, durch fremdes Unglück mein eignes Glück befördern zu wollen — ja dann erst verdiente ich in diesen Fesseln als ein Schurke zu verschmachten. Machen Sie übrigens mit mir, was Sie wollen und sollen. Sie können mich todt schießen lassen, gnädigster Herr, aber zum Verräther machen — niemals. Uebrigens bitte ich zu bedenken, daß ich noch nicht ganz verlassen bin; denn noch immer bin ich Rittmeister in der österreichischen Armee, und bin ein Trenck!" —

Der Herzog stutzte, drohte und ging endlich hinaus, wo er zu seinen Umgebungen sagte: „Ich beklage ihn, und bewundere seine Standhaftigkeit."

Dieser Vorfall, besonders da viele Zeugen von der Garnison dabei gegenwärtig gewesen waren, die es gehört hatten, wie er lieber in Ketten schmachten, als sei-

nen Vertrauten verrathen wollte, erweckte ihm selbst großes Vertrauen auf seine Verschwiegenheit unter Officieren und Soldaten, ein Umstand der ihm später neue Möglichkeit eines Verkehrs mit der Außenwelt gab. Auch war der Umstand günstig für Trenck, daß der Herzog zu den Officieren gesagt hatte: „Ich weiß ganz bestimmt, daß der Trenck Geld hat.“

Wir haben schon früher bei den erzählten Vorfällen in Glatz gesehen, wie leicht der Bestechung zugänglich Officiere und Soldaten der Feldregimenter waren, da jene gering besoldet und diese um geringes Handgeld angeworben waren. Auf diesen Gedanken baute Trenck weitere Pläne und Hoffnungen.

6.

Nach einigen Stunden, als ihm denn doch die Möglichkeit von seinen Fesseln befreit zu werden und rechtliches Gehör zu finden, durch den Kopf ging, hörte er ein Geräusch vor seinem Fenster und bald darauf kam der Officier von der Wache mit dem Platz-Major herein. Sie hatten eine Laterne vergessen, die sie jetzt abholten und im Hinausgehen sagte Jener zu ihm heimlich: „Es hat sich ein Soldat an den Palissaden vor Ihrem Fenster an seinem Haarbande aufgehenkt.“

Nun glaubte Trenck nichts gewisser, als daß Geffhardt der Unglückliche sei, dessen Vermittelung entdeckt

worden und der sich in der Verzweiflung darüber selbst entleibt habe.

Dieser Gedanke ging ihm schwer zu Herzen; indeß nach einer tiefsinnig und schwermüthig durchlebten Stunde überlegte er, daß er jetzt ja den armen Geffhardt, ohne ihm Schaden zuzufügen, als den Vermittler seiner Correspondenz nennen und damit sich selbst nützen könne.

Er klopfte an die Thür und forderte den Officier zu sprechen. Dieser kam außerhalb ans Fenster und fragte, was er wolle?

„Melden Sie dem Gouverneur, daß ich entschlossen sei ihm ein wichtiges Geheimniß zu entdecken; man möge mir ein Licht und Schreibmaterialen geben, dann würde ich es aufschreiben.

Das geschah gegen Abend. Dinte, Feder, Papier und Licht wurden ihm gebracht; dann schloß man wieder zu, nachdem ihm eine Stunde Zeit gegeben war.

Nun setzte sich Trenck am Boden nieder und schrieb an seinem Leibstuhl. Eben war er im Begriff den Namen Geffhardt als den Vertrauten hinzuschreiben; aber die Hand zitterte, der Name wollte nicht auf das Papier. Trenck nahm dieses als ein Zeichen der Warnung, „und wenn er es nun nicht wäre, der sich dort erhenkt hat," sprach er vor sich hin. Mit diesem Gedanken stieg er auf sein Bett und rief durch das Fensterloch hinaus:

„Mein Gott! ist denn kein Mensch so redlich mir den Namen des Mannes zu sagen, der sich hier erhenkt hat, damit ich Andere vom Unglück erretten kann?“

Damit warf er fünf Louisd'ors in Papier gewickelt hinaus und fügte hinzu: „Freund, nimm dies Geld und rette Deinen Kameraden, oder geh und lade Blutschuld auf Dich.“

Nach einer kurzen Stille und einigen Seufzern, die einen Kampf mit Gewissen und Subordination verriethen, hörte er den Zuruf, der mit gedämpfter Stimme gesprochen wurde: „Der Mann heißt Schütz von Ropp's Compagnie.“

„Gottlob, also Gefſhardt lebt noch, ist nicht verrathen, und um ein Haar hätte ich selbst ihn an den Galgen gebracht!“ — rief Trenck vor sich hin und schrieb sogleich den Namen „Schütz“ in den Brief.

Der Brief wurde abgeholt, nebst Licht und Schreibmaterial, aber der Herzog schien gemerkt zu haben, daß diese Mittheilung nicht auf der Wahrheit beruhe. Alles blieb beim Alten. Es erfolgte weder Entfesselung noch Verhör.

Bei dieser Selbstentleibung aber war ein strafendes Verhängniß im Spiele.

Der Selbstmörder war, was Trenck erst später erfuhr, derselbe Soldat, der, als er noch in der Citadelle saß, unter seinem Fenster laut raisonnirt hatte: „Der Teu-

fel hole den vermaledeiten preußischen Dienst. Wenn nur der Trenck meine Gedanken wüßte; er sollte gewiß nicht lange in dem vermaledeiten Loche sitzen."

Trenck hoffte damit einen Vertrauten gewonnen zu haben und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, wobei der Soldat sagte, wenn er nur Geld hätte, so wollte er schon einen Kahn anschaffen und ihn über die Elbe fahren; er würde dann seine Schlösser durchfeilen und ihn befreien. Trenck aber hatte damals noch kein Geld. Er warf ihm deshalb einen diamantenen Hemdknopf hinunter, den man bei der Visitation nicht bemerkt hatte. Dieses Juwel war etwa 500 Gulden werth. Der Empfänger versprach Alles für ihn zu thun, hat sich aber nachher weder hören noch sehen lassen, noch seinen Namen genannt. Den Hemdknopf hatte er verkauft und das Geld verschwendet. Er hatte seinen Zweck erreicht, den vornehmen Gefangenen, der unter den Soldaten für fabelhaft reich galt, zu prellen.

Schütz hatte kein gutes Gewissen. Als daher der wachhabende Lieutenant, wie der Herzog von Trenck wegging, zu diesem Soldaten sagte: Du bist gewiß der Spitzbube, der Trenck's Briefe bestellt hat; denn Du hast seit langer Zeit viel Geld verludert und Louisd'ors sehen lassen. Wo hast Du diese hergenommen?" da glaubte Schütz die Geschichte mit dem brillantenen Hemdknopf

sei verrathen und erhenkte sich, um dem Galgen zuentgehen.

7.

Man hatte indeß die Schildwachen verdoppelt, um es Trenck zu erschweren sich mit Soldateu in Verständniß zu setzen. Gefſhardt kam zwar wieder auf den Posten, hatte aber kaum Gelegenheit ihm einige Worte zuzuflüstern. Er dankte ihm für seine Verschwiegenheit, wünschte ihm Glück und sagte, daß die Garnison in wenigen Tagen in's Feld rücken werde.

Das war ein neuer Querstrich. Indem damit Trenck seine treusten Vertrauten verlor, schien ihm der ganze Entwurf zur Flucht verloren zu sein.

Indeß Trenck verlor den Muth nicht, war doch seine Minirung nicht entdeckt und hatte er doch noch an 500 Gulden Geld, auch einen Vorrath von Licht, Schreibmaterial und alle Instrumente versteckt und konnte er auch seine Ketten abnehmen, so oft er wollte.

Kaum acht Tage später brach der siebenjährige Krieg aus, dessen Dauer man damals natürlich noch nicht übersehen konnte.

Da die Regimenter aus den Festungen jetzt sogleich ins Feld rücken mußten, so kam der Major von Weyner zum letzten Male in sein Gefängniß und überlieferte ihn dem neuen Major von der Landmiliz. Dieser hieß

Bruckhausen. Er war ein Mensch von beschränktem Verstande und dabei sackgrob. Hatten die frühern Officiere ihn wenigstens mit Achtung seines Unglücks und seiner Standhaftigkeit behandelt, so schien jetzt jede Schonung aufhören zu sollen.

Der neue Commandant General von Borck war kaum in das Gefängniß getreten, so ließ ihm dieser Mann ohne Herz, der nichts war als ein Sclav des Buchstaben seiner Ordre, den Kerkertyrannen im vollen Maße fühlen.

Es war ihm vom Könige ernsthaft anbefohlen, mit seinem Kopfe für Trenck's Person zu stehen, wogegen er die entsetzliche Erlaubniß erhielt, mit dem Gefangenen ganz nach Belieben zu verfahren. Der General war aber ebenfalls ein Dummkopf von schlechtem Herzen, voll boshafter Schadenfreude, dabei aber furchtsam und mißtrauisch. Er zitterte an allen Gliedern, wenn er sich nur die Möglichkeit dachte, daß Trenck jemals aus seinen Fesseln entfliehen könne. Dabei war er fest überzeugt: Trenck müsse der ärgste Bösewicht sein, weil sein König ihn so hart behandeln ließ und nun kannte seine Rohheit und Kerkertyrannei keine Grenzen mehr. Er trat in Trenck's Gefängniß nicht wie ein Officier zu dem gefangenen Officier, sondern wie der Büttel[1] zu einem Missethäter.

Sogleich erschienen auf seinen Befehl zwei Schmiede

und legten dem Unglücklichen zu den übrigen schweren Fesseln noch ein breites Halseisen an, welches mit einer schweren Kette noch an der Fußschelle befestigt wurde und noch zwei leichtere Ketten wurden an demselben Ringe angebracht, die sich an den Leibgürtel schlossen. Dabei wurde er wie ein Bär an der Kette herumgerissen. Sein ohnehin kleines Fenster wurde ihm zugemauert bis auf ein kleines Luftloch. Endlich wurde ihm sogar sein Bett fortgenommen und nicht einmal ein Bund Stroh gegeben, um sich darauf legen zu können. Der harte feuchte Boden sollte das Lager eines Mannes sein, der so schwer mit Eisen belastet war, daß er nicht einmal liegen konnte!

Dabei überhäufte ihn der Barbar noch mit den gröbsten und gemeinsten Schimpfreden auf seine Kaiserin, ihre ganze Armee und ihn selbst. Trenck befand sich in einer so desperaten Lage, daß er ihm kein Wort schuldig blieb.

Nach einer solchen heftigen Scene wurde er denn endlich wieder allein gelassen. Alle vier Thüren wurden verschlossen und Trenck fühlte sich ordentlich erleichtert, als er sich wieder seinem eigenen Nachdenken überlassen sah.

Man stelle sich seine Lage vor in den Händen eines solchen Wütherichs. Und dennoch, so schrecklich sie auch war, so gereichte es dem Gefangenen doch zu einigem Trost, daß man weder die Ausfeilung der Fußschelle, noch der andern Ketten bemerkt hatte, und daß ebensowenig

seine Höhle, noch die Verstecke seines Geldes und seiner Instrumente entdeckt war.

Doch da zwei Schildwachen im Graben standen, konnte er nicht wagen vermittelst seiner Mine auszubrechen. Desto mehr hielt er an der Hoffnung fest, unter den Officieren vermöge seines Geldes einen Erretter zu finden und seine Hoffnungen täuschten ihn nicht.

Obgleich die vier Schlüssel zu den vier Thüren an verschiedene Officiere gegeben wurden, damit er niemals Einen oder den Andern allein sprechen könne, so schlich sich doch nach und nach im täglichen Dienst aus Bequemlichkeit der Mißbrauch ein, daß ein Officier dem andern seine Schlüssel anvertraute und so nicht selten einer allein zur Visitation kam. Dadurch erhielt er nach und nach Gelegenheit, den Einen und den Andern zu gewinnen. Das geschah sowohl durch Mitleid mit seiner entsetzlichen Lage als durch Geld.

Seine Lage war aber auch die schrecklichste, wie sie wohl kaum im barbarischen Mittelalter ein Gefangener im tiefsten Burgverließ erduldet haben mag.

Der Kerkertyrann Borck blieb hart und unbeweglich. Er wünschte offenbar den Tod seines Gefangenen zu befördern, um der großen Verantwortung überhoben zu sein. In der That wurde er krank, da er am feuchten Boden sitzend, sich nicht hinlegen konnte. Zwang ihn endlich Erschöpfung zum Schlaf, so war das nur möglich, wenn

er den Kopf an die feuchte rauhe Wand anlehnte. Die Fesseln mußte er beständig in der Hand halten, sonst drohte ihm ihr Gewicht, da sie sämmtlich am Halseisen befestigt waren, mit Erstickung. Das Eisen mit dem eisernen Ringe im Nacken drückte beim Anlehnen empfindlich auf seine Nerven. Er lag im Fieber fast wahnsinnig vom Kopfschmerz und wünschte sich tausendmal den Tod. Krank und gefangen, ohne Pflege, Zuspruch und Mitleid, ohne ärztliche Behandlung und ohne Möglichkeit, die matten Glieder auszustrecken, war er der Repräsentant des tiefsten menschlichen Elends, und dennoch, so stark war sein Geist, inmitten dieser martervollen Situation beschäftigte er sich mit Befreiungsplänen.

Es waren nur drei Lieutenants und drei Majors, die, von dem Commandanten als die Zuverlässigsten ausgesucht, den Dienst bei ihm hatten.

Dabei durfte er es nicht wagen sich von den Fesseln zu befreien, bis er erst mehrere Monate hindurch beobachtet hatte, daß außerordentliche Visitationen nicht stattfanden und ehe er nicht Vertraute unter den Officieren gewonnen hatte. Sein Peiniger kam alle acht Tage und schimpfte, ob denn die Canaille ewig leben und noch nicht crepiren wolle? —

Drei Monate dauerte seine Krankheit; mehr als einmal hatte man ihn ohnmächtig gefunden und für todt gehalten. Aber seine gute Natur rettete ihn. Nach und

nach kehrten seine Gesundheit und seine Kräfte wieder und Gewohnheit machte ihm auch die fürchterlichste Lage erträglich.

Seine entsetzlichen Mißhandlungen hatten Theilnahme in der ganzen Stadt gefunden. Man war empört über die unerhörte Kerkertyrannei des Commandanten, der sogar einem Sterbenskranken in schweren Ketten die letzte Wohlthat, die man einem Hunde erzeigt, eine Lagerstätte versagte. Das hatte man ihm an allen Orten offen gesagt und nun fürchtete der General es mit dem ganzen Publikum zu verderben, und so ließ er denn eines Tages dem Ohnmächtigen sein Bett zurückgeben und ihn hineinlegen.

Erst nach sechsmonatlichen schweren Leiden ging ihm wieder ein Hoffnungsstern auf. Die Herzen seiner sechs Inspectionsofficiere hatte er längst gewonnen; aber zu einer Erklärung ihrer Theilnahme war es noch nicht gekommen.

Einer von den Majors vertraute einst dem wachhabenden Lieutenant Sonntag die Schlüssel zu seinem Kerker. Dieser kam allein zu ihm, blieb länger als gewöhnlich und schüttete sein Herz gegen ihn aus.

„Hol' der Teufel das Leben," sprach er „ich stecke bis über die Ohren in Schulden und wird das nicht bald anders, so muß ich, straf mich Gott! desertiren."

Trenck öffnete ein mit Brod verklebtes Loch an der Thür und gab ihm 25 Louisd'ors. Damit war die

Freundschaft zwischen Beiden auf Tod und Leben geschlossen.

Ebenso wurde einer der Majore gewonnen. Trenck gab ihm einen Wechsel auf 2000 Gulden. Die andern Officiere blieben oft stundenlang bei ihm. So war er sicher, daß sie bei der Visitation nichts sehen wollten, wenn auch die Entdeckung noch so nahe lag. Und nun ließen sich endlich Pläne an diese vollständig gelungene Verführung der Inspectionsofficiere knüpfen.

Doch es würde unsere Leser ermüden, dem Erzähler in das Labyrinth solches ehrlosen Treibens und der entsetzlichsten Zustände, die sich nur denken lassen, Schritt vor Schritt weiter zu folgen.

Genug daß Trenck's Lage dadurch wesentlich erleichtert wurde. Jetzt durfte er es wagen, Tag und Nacht bis auf die Stunde der Visitation ohne Fesseln zu liegen. Er erhielt Geld über Geld auf seine Anweisungen und verschaffte auch seinen Freunden Gelder durch Anweisungen nach Wien und an seine Schwester, die alle honorirt wurden. Der Lieutenant Glotin trieb es sogar so weit, daß er die Schlüssel dem Major wieder zustellte und die Thüren offen ließ, indem er halbe Nächte bei ihm blieb. Der Wache gab er von Trenck's Gelde Bier und Branntwein im Ueberfluß zum Besten. Man steckte ihm Licht zu und gab ihm Bücher und Zeitungen zu lesen. Seine Tage verflossen wie Stunden. Er schrieb und las und

beschäftigte sich geistig, so daß er nicht selten seinen Zustand vergaß.

Nur wenn der bornirte und grobe Major von Bruckhausen die Inspection hatte, mußte Alles vermieden werden, was im Geringsten seinen Verdacht erregen konnte.

Einen andern sehr geizigen Major Z. gewann er dadurch, daß er ihm versprach seine Tochter zu heirathen, wenn er in Freiheit kommen würde und ihr für den Fall, daß er im Kerker sterben sollte, eine Anweisung auf 10,000 Gulden verschrieb.

Einen Hauptmann von K. brachte er dadurch auf seine Seite, daß er seinem Sohn, der cassirt und brodlos war, eine Anweisung auf 100 Dukaten gab und ihn sodann dem Kanzler Bestuchef empfahl, wodurch der junge Mensch in Petersburg sein Glück machte.

Es kam endlich so weit, daß ihm der Lieutenant Sonntag heimlich andere Handschellen machen ließ, die so weit waren, daß er sie bequem abstreifen konnte. Dieses konnte unbedenklich geschehen, weil nur die ihm vertrauten Lieutenants, nicht aber die Majors, die Handschellen visitirten. Bruckhausen war zu dumm, um etwas zu bemerken und die Andern wollten nicht sehen. Nur das Halseisen durfte er nicht ablegen, weil es zu kenntlich angeschmiedet war; doch wurde der oberste Kettenring durchgefeilt und Trenck schlief nun ohne Fesseln. Nur

bisweilen nahm er sie in die Hand, um durch Rasseln derselben die Schildwachen zu täuschen.

8.

Nun begann Trenck wieder an seiner Befreiung zu arbeiten. Aber leider fand er bei seinen neuen Freunden wohl den guten Willen, aber nicht den Muth, wie einst in Glogau bei Scholl, um mit ihm zu entfliehen.

Der Durchbruch unter dem Fundament durfte wegen der zwei Schildwachen, die davor standen, nicht gewagt werden, obwohl die Höhle dazu schon seit zwei Jahren fertig war. Noch weniger hätte er es wagen dürfen vor den Augen der zwei Wachtposten die zwölf Fuß hohen Palissaden im Graben zu übersteigen. Es wurde nun ein Entwurf gemacht, der eine wahre Herkulesarbeit erforderte, nämlich die Mine, welche er einmal gegraben hatte, wie ein Maulwurf, noch fortzusetzen bis in den Eingang zur Gallerie im Hauptwalle. Das betrug, wie der Lieutenant S. ausgemessen hatte, nicht weniger als 36 Fuß, die noch durchwühlt werden mußten. Von der Gallerie aus hätten dann die Officiere, ohne Argwohn zu erregen, seine weitere Flucht bewirken können, indem sie ihm die Thüren öffneten und ganz genau den Weg bezeichneten, den er noch zu gehen hatte.

Nach einer ebenso beschwerlichen als gefahrvollen Arbeit von abermals 6 Monaten war er nur noch etwa

6 Fuß vom Ausgange entfernt, als sich ein Unfall ereignete, der ihm fast das Leben gekostet hätte. Es war nämlich ein großer Stein vom Fundament des Walles herabgefallen und hatte die ganze enge Röhre hinter ihm so verschlossen, daß er lebendig begraben war. Denn um diesen großen Stein herauszuschaffen, fehlte ihm Raum und Kraft. Das Umwenden gestattete die Enge der Röhre nicht. Schon wurde ihm die Luft zu dünn, er hatte das Gefühl von Erstickung und doch suchte er sich zu helfen. Er arbeitete mit den Händen den Sand an den Seitenwänden des Loches, worin er steckte, los, so weit, daß er sich bei der großen Gewandtheit seines Körpers umwenden konnte. [illegible] [illegible] er ein Loch in den Boden der Röhre, groß genug um den Stein darin zu versenken und erst jetzt konnte er darüber hinweg, wieder hinaus in seinen Kerker kriechen.

Um sich eine Vorstellung zu machen von der Mühsamkeit dieser Arbeit, sei gesagt, daß Trenck nackt in der feuchten Erde arbeiten mußte, damit man sein Hemde und seine Kleidung nicht beschmuzt finde; auch durfte er sich keines Instrumentes bedienen, um nicht von den Schildwachen über der Stelle, wo er in der Erde wühlte, gehört zu werden. Er mußte dann jede Hand voll Erde, indem er in dem feuchten Loche Athmungsbeschwerden empfand, in sein Gefängniß schaffen; das konnte nur dadurch geschehen, daß er an zwanzig Fuß weit rückwärts

kroch. Im Zimmer selbst häufte sich ein wahrer Sand-
berg an, der aber zeitig wieder fortgeschafft werden mußte,
ehe die Visitation kam. Und das war nur möglich auf
die Weise, daß der Sand wieder lose in das Loch ge-
worfen wurde, woraus er gegraben war. Dann gab es
noch viel Arbeit mit Reinigen des Zimmers, Ankleiden,
Zumachen des Lochs, Anlegen der Ketten und Verstreichung
der Ritzen mit Brod und wenn er aufs Neue an die
Arbeit ging, erforderte es schon mehrere Stunden der
angestrengtesten Mühe, um nur so weit wieder die lockere
Erde herauszuschaffen, daß er sein Werk in der Röhre
fortsetzen konnte. Daß diese unter solchen Umständen wenig
förderte, läßt sich denken. Endlich erleichterte er sich die
Arbeit dadurch, daß er sich Säcke verschaffte, worin sich
der lose Sand leichter heraus- und hineinschaffen ließ.
Da es ihm bald an Leinen dazu fehlte, zerschnitt er die
Matratze und die Bettlaken und täuschte den Major
Bruckhausen dadurch, daß er sich krank stellte und ins
Bett legte. Die übrigen Officiere wollten nichts sehen.

Zuletzt, da sich Trenck dem Ausbruch immer mehr
näherte, war es kaum noch möglich innerhalb der drei-
undzwanzig Stunden, in welchen er sicher gegen Störung
an seinem geheimen Werke arbeiten konnte, mit dem
Herausbringen der Sandsäcke und Hereinbringen derselben,
mit dem Reinigen des Kerkers, Ankleiden, Anlegen der
Fesseln und Verkleben der Ritzen mit Brod fertig zu werden.

Aber je mehr er sich dem Ausgange näherte, desto höher steigerte sich bei ihm auch Muth und Kraft. Er nahm sich kaum Zeit eine Stunde zu schlafen und einen Bissen Brod zu essen. Die Anstrengung war so groß, daß ihm im feuchten kalten Erdloche der Schweiß vom nackten Leibe rann und war er endlich so weit, daß gegen die Stunde der Visitation Alles fertig war, so war er so erschöpft, daß er wie ohnmächtig in seinen Fesseln auf dem Bette lag. Dieser Umstand trug auch dazu bei, daß, wer nicht im Verständniß war, es für ganz unmöglich hielt, daß er sich nur noch mit dem Gedanken an Flucht beschäftigen könne.

Nach vierundzwanzigstündiger Arbeit mußte er immer wieder eben so lange rasten.

Aber das war einmal Trenck's verhängnißvolles Geschick, daß seine riesenhaften Kraftanstrengungen, sein durch Nichts zu beugender Lebensmuth und eine Thatkraft, wie man sie wohl selten zum Zweitenmale finden dürfte, niemals zu einem glücklichen Ergebniß, sondern nur zu einer Verschlimmerung seiner Lage führte und dann war es immer ein kleiner, unbedeutender Umstand, oder ein unzeitiges Vertrauen, wodurch jeder günstige Erfolg seiner Anstrengungen vereitelt wurde.

So auch diesesmal.

9.

Trenck arbeitete, wie gesagt, unter den Fundamenten des Walles neben dem Graben, in welchem die beiden Schildwachen standen. Alle seine Fesseln konnte er ablegen, nur nicht das Halseisen mit dem daran hängenden Haken. Dieses Eisenwerk band er während der Arbeit mit einem Tuche fest. Doch einmal war dieses losgegangen und die Schildwache hörte ein leises Klirren von Eisen unter der Erde, ungefähr funfzehn Fuß weit von seinem Kerker entfernt. Der Posten rief einen Officier heraus. Man legte das Ohr auf den Boden und hörte jetzt ganz deutlich das nun unvermeidliche Geräusch vom Miniren, welches durch Hin- und Herschieben der Sandsäcke noch vermehrt wurde.

Der Platzmajor war eben Keiner von den Klügsten. Bei der starken Fesselung Trenck's und da bei den Visitationen Alles stets in Ordnung gefunden war, hielt er das Arbeiten desselben unter der Erde für eine Unmöglichkeit. Er glaubte eher an eine Täuschung der Sinne und sagte zur Schildwache: „Du Esel hast einen Maulwurf und nicht den Trenck arbeiten gehört. Wie wäre es möglich, daß derselbe so weit unter der Erde arbeiten könnte. Der ist fest genug angeschlossen.

Damit ging er wieder fort.

Hätte Trenck nach diesem Vorfall mit dem Ausbrechen

geeilt, so würde ihm dasselbe schon am dritten Tag gelungen sein. Aber er wollte keinen seiner Freunde durch die Flucht compromittiren und unglücklich machen und verschob deshalb seine Flucht, bis der Major Bruckhausen, sein roher Feind, die Inspection haben würde. Alsdann konnte er sich doch an ihm rächen. Dieser Gedanke kitzelte ihn so, daß er die Flucht verschob bis zur Genesung dieses Majors, der, weil er einige Tage krank war, nicht zur Inspection kommen konnte.

Aber eben dieser Umstand sollte ihm verderblich werden.

Endlich war der ersehnte Tag gekommen, an welchem dieser verhaßte Major zum Visitiren bei Trenck erschien. Mit heimlicher Schadenfreude ertrug dieser seine Grobheiten und dachte: „Nur Geduld, ich werde es Dir schon vergelten!"

Kaum hatte der Major die Thüren schließen lassen, so begann Trenck mit einem wahrhaft freudigen Muth seine Arbeit aufs Neue. In dieser Nacht sollte der Durchbruch vollendet werden, in dieser Nacht wurde er frei, dann ging er nach Oesterreich, nach Rußland, nach Indien, wurde wieder geehrt und reich und konnte alle seine Leiden vergessen.

Mit diesen Phantasien wühlte er in dunkler feuchter Erde, mit einem innern Glückseligkeitsgefühl, wie er es nie empfunden hatte. Und gerade in diesem Eifer machte

er vielleicht, um rascher zum Ziel zu kommen, mehr Geräusch, als sonst der Fall gewesen sein mag.

Aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's.

Unglücklicher Weise befand sich an diesem Tage gerade derselbe Soldat auf der Wache, der für seine Pflichttreue ein Esel genannt worden war. Das konnte derselbe nicht vergessen und brannte nun vor Begierde zu beweisen, daß er doch kein Esel gewesen sei.

Er legte sich auf die Erde, das Ohr auf den Boden gedrückt und horchte. Ganz deutlich vernahm er jetzt das Wühlen unter der Erde. Er hört ganz deutlich den dort Minirenden öfter hin- und herkriechen. Nun rief er leise seinen Kameraden. Dieser horcht ebenfalls und bald sind Beide ihrer Entdeckung gewiß. Sie melden es. — Der Major wird gerufen. Dieser erscheint, horcht und vernimmt ebenfalls das unterirdische Geräusch. Er geht jetzt außerhalb der Palissade und hört ihn neben der Thür wühlen, wo Trenck im Begriff war, die Gallerie durchzubrechen.

Sogleich wurde diese Thür geöffnet. Man geht mit einer Laterne hinein und lauert auf den herauskommenden Fuchs. Dieser aber hatte durch eine schon etwas geöffnete Spalte Licht bemerkt und konnte die Köpfe Derer sehen, die ihm auflauerten.

Das war ein Donnerschlag für ihn. Er erkannte, daß er verrathen war; er kroch mit größter Mühe durch

den durchwühlten Sand, den er jetzt sich noch nicht die Zeit genommen hatte, hinaus zu schaffen, zurück. Noch hatte er Geistesgegenwart genug, einen Theil seines Geldes, seine Terzerole, seine Instrumente, Papier und Licht unter dem Fußboden zu verbergen, denn er hoffte immer wieder durchschneiden zu können. Sein meistes Geld aber war noch in verschiedenen Löchern versteckt, die er an mehreren Stellen, besonders unter der Thürbekleidung hineingebohrt und wieder mit Brod verklebt hatte. Hin und wieder waren in den Ritzen des Bodens Messer und kleine Feilen verborgen.

Kaum war er damit fertig, so rasselten die Schlösser der Thüren. Jetzt ließ sich eine Entdeckung seiner mühsamen jahrelangen Arbeit nicht mehr verhindern. Der ganze Boden des Kerkers lag voll Sandstücke und Sand. Die Handschellen und Stangen hatte er in der Eile wieder angelegt um glauben zu machen, daß er damit in der Erde gearbeitet habe. Man war auch einfältig genug an solche Unmöglichkeit zu glauben, ein Umstand, den Trenck wieder für die Zukunft benutzen konnte.

Niemand war geschäftiger dabei als Bruckhausen. Er that hundert Fragen; aber Trenck antwortete auf keine einzige. Doch gab er ihm die Versicherung, daß er schon vor einigen Tagen ausgebrochen sein würde, wenn Bruckhausen nicht krank geworden wäre. Das sei die einzige Rache, die er an ihm wegen seiner Grobheit habe nehmen

wollen, daß er nur ihn und keinen Andern habe ins Unglück stürzen wollen. Aber keine Macht der Erde solle ihn hindern sich zu rächen, wenn er in seiner Barbarei so fortfahren würde ihn unanständig zu behandeln.

Das half. Bruckhausen war furchtsam genug, um sich selbst durch den Gefangenen in Ketten, der eine so unerhörte Thatkraft entwickelt hatte, einschüchtern zu lassen. Er wurde von da an höflicher.

Die Nacht war da. Es war unmöglich den Sandhaufen sogleich hinaus zu schaffen. Es blieb also der Lieutenant mit mehreren Wachtposten bei ihm. So hatte er große Gesellschaft. Am folgenden Morgen kam ein Schwarm Arbeiter, um den Sand fortzuschaffen. Der meiste wurde in das nun entdeckte Loch geworfen und dieses wieder zugemauert. Die durchschnittene Bohle auf dem Fußboden wurde durch eine neue ersetzt.

Der Kerkertyrann von Borck kam gar nicht, weil er krank war; sonst würde es dem Gefangenen noch viel ärger ergangen sein.

Auch Schmiede kamen herbei und gingen ans Werk, um alle Fesseln noch schwerer zu machen. Anstatt der Schelle über den Fußeisen wurden dieselben mit Schrauben zusammengezogen und diese wieder vernietet.

Alles Uebrige blieb beim Alten, nur daß man ihm das Bett wieder wegnahm, weil er daraus Sandsäcke gemacht hatte. Noch bis zum folgenden Tage wurde gear=

beitet. Trenck konnte dabei nicht schlafen. Erschöpft sank er zu Boden.

Ehe die Thüren geschlossen wurden, visitirten ihn der Major Bruckhausen und der Platzmajor noch bis auf den bloßen Leib. Man fand indeß nichts. Auf die Frage, wo er denn alle Instrumente hergenommen habe, antwortete Trenck: „Meine Herren, der Teufel ist mein bester Freund. Er bringt mir Alles, was ich brauche. Wir spielen oft ganze Nächte Piket miteinander, weil er mir Licht bringt. Sie mögen mich bewachen so viel Sie wollen, so wird er mich doch aus Ihrer Gewalt erretten."

Sie erstaunten, Andre lachten. Auch Trenck lachte über ihre Dummheit, und so stark war bei ihm im entsetzlichsten Unglück der Humor der Desperation, daß er sich nicht versagen konnte, jene beiden bornirten Menschen noch zu necken. Kaum hatten sie die Thür geschlossen, so rief er sie zurück: „Meine Herren, Sie haben noch etwas Wichtiges vergessen."

Indeß zog er eine versteckte Feile aus einer Ritze im Boden und sagte, als sie nach langem Rasseln der Schlüssel wieder eintraten: „Hier eine Feile, die mir so eben der Teufel gebracht hat."

Man visitirte auf's Neue und schloß zu. Während man noch an den Vorschlössern arbeitete, hatte er ein Messer und 10 Louisd'ors hervorgesucht, weil er sein Geld

an verschiedenen Orten versteckt hatte, das meiste lag unter dem Boden.

Nun rief er sie nochmals herein. Sie kamen mit Murren und Fluchen zurück, erstaunten jedoch nicht wenig, als Trenck ihnen Messer und Geld hinreichte und ihnen heiter sagte: „Nun, meine Herren, um Ihnen zu beweisen, daß es mir der Teufel nicht fehlen läßt, daß er mir in jedem Augenblick Alles bringt, was ich verlange, übergebe ich Ihnen Dieses. Sie können wohl denken, daß ich mich nicht so bloßgeben würde, wenn ich nicht jeden Augenblick Ersatz erhalten könnte. Mit Ihren Visitationen werden Sie nichts finden, denn Vorrath habe ich nicht mehr; aber dort in der Ecke steht der Teufel unsichtbar, nur ich kann ihn sehen, weil ich ein Sonntagskind bin. Kaum werden Sie hinaus sein, so habe ich wieder Feile, Geld und Messer."

Bei diesen Neckereien waren nicht allein Officiere, sondern auch gemeine Soldaten zugegen und so verbreitete sich denn leicht im Volke das Gerücht: der Trenck sei ein Schwarzkünstler, der mit dem Teufel im Bunde stehe.

Und dieses Gerücht sollte zu einem neuen Scherz Veranlassung geben, der aber die Folge hatte, daß Trenck einen neuen Vertrauten und Verbündeten gewann.

So giebt es Licht und Schatten in diesem düstern Bilde und weder der Wahnsinn noch das Unglück ist im

menschlichen Leben so schwarz und andauernd, daß es nicht lichte Zwischenräume gäbe.

10.

Ein neugieriger Bürger von beschränktem Verstande, aber bedeutendem Reichthum, hatte dem Major Holzkammer — einem von Trenck's Inspectoren — den er kannte, 50 Thaler geboten, wenn er ihn den Teufelsbanner und Hexenmeister einmal sehen lassen würde.

Dieser Officier war eben so geldbedürftig als eigennützig. Er beschloß von diesem Antrage Gebrauch zu machen und besprach sich darüber mit Trenck. Dieser ging mit dem Humor der Desperation auf den Spaß ein.

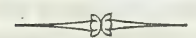
Eine abscheuliche Larve mit ungeheurer Nase wurde angeschafft. Sobald Trenck die Thüren öffnen hörte, stand er in Zwerggestalt da.

„Geduld“ — sagte der Officier zu dem vor Schreck zurückprallenden Bürger — „wenn wir ihn nach einer Viertelstunde wieder sehen, erscheint uns der Teufelsbanner in einer ganz andern Gestalt.“

Als sie wieder kamen, hatte er sein Gesicht weiß angestrichen und stand im Hemde da, anzusehen wie ein Gespenst. Das dritte Mal hatte er seine Haare unter der Nase zugeknüpft und eine zinnerne Schüssel auf die Brust gebunden. Er stand da in schreckbar drohender Gestalt und rief mit donnernder Stimme: „Zurück, Schur-

ken, oder ich drehe Euch Alle die Hälse um!" — Der Major stellte sich entsetzt; der Bürger stürzte fast über seine eigenen Beine und verbreitete Furcht und Schrecken durch ganz Magdeburg.

So kam die Sache vor die große Glocke, wurde untersucht und der Major erhielt zur Strafe einige Tage Hausarrest.



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Krankheit. — Menschenfreundlichkeit und Kerkertyrannei. — Neuer Versuch zum Ausbruch. — Empörung gegen den General von Borck. — Unglückliche Folgen davon. — Munition des Teufels. — Störung des Schlafs. — Rückgabe seines Bettes. — Menschlichere Behandlung. — Radirung der Becher. — Gedichte. — Neue Krankheit. — Prinzessin Amelie in Magdeburg. — Annäherung der Franzosen. — Deren Bestechung. — Trenck's Complott die Festung dem Feinde zu übergeben. — Das Complott wird verrathen. — Folgen davon. — Verhör. — Neue Freunde. — Krankheit. — Humanität des Gouverneurs. — Neue Wühlereien in der Erde. — Entdeckung. — Strafe. — Milderung. — Erleichterung eines neuen Fluchtversuchs. — Der gütige Gouverneur. — Trenck's Ehrenwort. — Er schreibt mit seinem Blut Gedichte. — Erhält Bücher und Zeitungen. — Der Frieden. — Neue Fluchtversuche. — Unglücklicher Plan. — Folgen seiner unzeitigen Offenherzigkeit.

1.

Nach so entsetzlich vereitelten Hoffnungen würde Trenck niedergeschlagener gewesen sein, hätten ihn nicht die befreundeten Officiere mit neuen Hoffnungen und Fluchtplänen erfüllt.

Der Verlust des Bettes war noch die größte Härte,

die das Geschick ihm darbot, besonders da er in Folge des Liegens auf dem feuchten harten Boden, in schwere Ketten eingeschmiedet, in eine eben so gefährliche als langwierige Krankheit verfiel. Er würde sicher, nach dem Wunsch des Generals von Borck, eine Beute des Todes geworden sein, wenn ihn nicht die befreundeten Officiere menschenfreundlich gepflegt hätten, indem sie den Befehlen des hartherzigen Commandanten geradezu entgegenhandelten.

Nur allein der Major Bruckhausen blieb ein hartherziger Sclav seiner Ordre. Wenn er die Inspection hatte, so mußte Alles, was zur Vermehrung der Qualen Trenck's verfügt war, ohne Mitleid mit seiner Krankheit, streng vollzogen werden.

Ein halbes Jahr verfloß wieder unter unerhörten Qualen. Erst nachdem Trenck genau beobachtet hatte, wann und wie visitirt wurde, durfte er es wagen, die Gelenke seiner schweren Ketten durchzufeilen, welche ihn am Halseisen am meisten belästigten; dann auch die andern abzulegen und seine Riesenarbeit aufs Neue zu beginnen und die Steine, womit das Loch vermauert war, herauszubrechen, so daß er sie nur lose wieder hineinzulegen und die Fugen zu verstreichen brauchte. Das gelang mit Hülfe der losgemachten Eisenstange, die er als Brecheisen benutzte. Von der größten Belästigung, den losen Sand hinaus und hinein zu schaffen, hatte man ihn befreit. Die neugelegte Bohle war bald wieder, wie

die frühere, durchschnitten und aufs Neue war Trenck wieder seines Erfolges gewiß.

Eines Tages, als der General von Borck nach einer vom Könige gewonnenen Schlacht gegen die Oesterreicher, mit den rohesten und gemeinsten Schimpfreden gegen die österreichischen Hunde und die Kaiserin losbrach, fühlte sich Trenck dadurch so empört, daß er, obwohl gefesselt, einem neben ihm stehenden Lieutenant blitzschnell den Degen aus der Scheide riß und damit den commandirenden Kerkertyrann durchbohrt haben würde, wäre dieser nicht dem Stoße durch einen Sprung aus der Thüre hinaus entgangen.

Seitdem war der General von Borck so vorsichtig geworden, daß er sich dem Gefangenen nicht näherte, sondern an der Thür hinter zwei Schildwachen mit gekreuzten Bajonnetten stehen blieb. Dabei hütete er sich, ihn durch Grobheiten zu reizen.

Auch dieser Vorfall wurde dem Gefangenen nützlich, weil er bisher Niemanden als ihn bei der Visitation zu fürchten gehabt hatte.

Trenck wurde dadurch so sicher und verließ sich so sehr auf die Dummheit seiner Feinde von Borck und Bruckhausen, wie auf die Discretion seiner Freunde, daß ihn der Humor stachelte, eines Tages eine 24pfündige Kanonenkugel, die er beim Miniren in der Erde gefunden hatte, und die ihm viel Last gemacht hätte, wenn er sie täglich

aus seinem Loche heraus und wieder herein hätte schaffen sollen, mitten in seinen Kerker zu legen, als er wußte, daß der Major Bruckhausen die Inspection haben werde.

„Himmeltausend Schwerenoth“, rief dieser, „was ist das?“

„Es ist etwas,“ antwortete Trenck, „von der Munition, die mir der Teufel liefert. Bald werden auch die Kanonen ankommen und dann sollen Sie allein die Schwerenoth empfinden, auch erfahren: was der Trenck ist.“

Der Major stand ganz erstaunt da und hat es gemeldet und der General war nicht viel klüger. Er schüttelte den Kopf und ließ die Kugel fortnehmen, ohne zu untersuchen, wie sie wohl auf natürlichem Wege dorthin gekommen sein könne. Mit dem leidigen Satan wollte er denn doch nicht anbinden.

2.

Man sollte meinen, Trenck's Leiden wären keines Zuwachses mehr fähig gewesen; aber noch gab es eine raffinirte Qual, die ihn treffen sollte, dieselbe, die man zur Zähmung der Falken anwendet, die Störung des Schlafes.

Ein General von Krusemark, mit dem er als Cornet in vertraulich freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, kam in sein Gefängniß und benahm sich gegen ihn mit einem brüsken Uebermuth, welcher Trenck's Stolz und Selbstgefühl empörte. Trenck antwortete in demselben Ton.

Jener ging scheltend davon mit den Worten: „Man wird den Vogel schon anders pfeifen lehren.“

Bald darauf kam der Befehl an die Wache, man solle ihm den Schlaf verhindern und ihn alle Viertelstunde anrufen und durch die Schildwache wecken lassen. Der Anfang damit wurde sogleich in der nächsten Nacht gemacht.

Diese Störungen fielen ihm anfangs unerträglich. Doch endlich gewöhnte er sich auch daran; antwortete im Schlaf und schlief weiter.

Diese Grausamkeit dauerte vier Jahre, bis ihr zuletzt der Landgraf von Hessen-Cassel, als derselbe Gouverneur von Magdeburg wurde, ein Ende machte.

Trenck's Freunde hatten ihm den Rath gegeben, nicht zu antworten, man könne ihn auf keine Weise dazu zwingen. Trenck befolgte diesen Rath; desto ärger wurde aber der Lärm der Weckenden. Sie schlugen förmlich Reveille an den hölzernen mit Eisen beschlagenen Thüren und machten einen Höllenlärm, der ihn noch weit mehr im Schlafe störte. So kam es endlich zu einer Capitulation. Trenck versprach zu antworten, wenn man ihm sein Bett wiedergeben würde. Das geschah und war schon eine bedeutende Erleichterung seiner Lage.

Gleich nach der Anordnung jenes unmenschlichen Befehls traf die Nemesis den Urheber desselben, den General von Borck. Dieser wurde krank und verrückt, mußte daher von seinem Posten entfernt werden.

Sein Nachfolger, der Obristlieutenant von Reichmann, war ein menschenfreundlicher Mann, durfte aber nicht wagen, die gegebenen strengen Befehle amtlich zu mildern; doch sah er durch die Finger, wenn die Inspectionsofficiere, die Trenck durch Geld gewonnen hatte, ihm manche Erleichterung zukommen ließen; dahin gehörte, daß sie die innern Thüren seines Gefängnisses anfänglich einige Stunden, dann ganze Tage offen ließen.

Wenn er dadurch frische Luft und Licht in seinem dumpfen Kerker erhielt, so war das für den armen Gefangenen eine wahre Wohlthat.

Um sich die Zeit zu vertreiben, radirte er Zeichnungen, Verse und Satyren auf seinem zinnernen Trinkbecher und das geschah mit Hülfe eines feingeschliffenen Nagels, mit einer solchen Kunstfertigkeit und auf so geistreiche Weise, daß der erste Becher dem Gouverneur gebracht und von diesem weiter gezeigt wurde. Allgemein bewunderte man die treffliche Arbeit. Es wurden ihm wieder neue Becher gegeben und wenn sie fertig waren, gingen sie aus einer Hand in die andere, und wurden später in Raritätenkabinetten aufgestellt.

Es war streng verboten mit ihm zu sprechen; aber auf diesen Bechern konnte er seine Gefühle und Gedanken ausdrücken. Sie wurden bekannt, denn die Becher gingen von Hand in Hand, einer derselben sogar, der Anspielungen auf sein Geschick in Oesterreich enthielt, kam

in die Hände der Kaiserin Maria Theresia, die diesen Becher lange betrachtete und sich nach Trenck erkundigte. Doch seine Gegner am Wiener Hofe wußten ihn so zu schildern, daß weiter keine Verwendung für ihn erfolgte. Der bewunderungswürdig fein gearbeitete Becher wurde in die kaiserliche Kunstkammer geschickt und der Verfertiger desselben blieb vergessen.

Ein anderer Becher enthielt die Zeichnung eines Käfigs mit einem Vogel in einer Judenhand, mit der Unterschrift:

Ce n'est pas un moineau,
Gardé dans cette cage:
Cest un de ces oiseaux
Qui chantent dans l'orage.
Ouvrez amis des sages!
Brisez fers et verrous!
Ses chants dans vos bocages
Rejailleront pour vous!

auf der andern Seite stand:

Le rossignol chante, voici la raison,
Pourquoi qu'il est pris: pour chanter en prison.
Voyons le moineau, qui fait tant de dommage
Jouir de la vie, faut craindre la cage.
Voilà un portrait
Qui montre l'effet
Du bonheur des fripons, du désastre des sages.

Dieser Becher gerieth durch einen Zufall in die Hände der Prinzessin Amelie, als diese sich mit dem ganzen Hofe wegen hereinbrechender Kriegsgefahr nach Magde=

burg geflüchtet hatte. Man denke, was sie empfand, als man ihr die Geschichte der Entstehung dieses Bechers erzählte.

Die Schrift war so fein, daß man sie nur mit dem Vergrößerungsglase lesen konnte und den Zeichnungen wußte er durch Schraffirung Licht und Schatten wie dem feinsten Kupferstich zu geben. Die Arbeit war aber äußerst mühsam. Er konnte nur bei Licht arbeiten, wobei die Blendung des Glanzes ihn fast blind gemacht hätte, und da er wegen der eisernen Stange zwischen beiden Handschellen nicht die Hände zusammenbringen konnte, um mit der einen Hand den Becher zu halten, während er mit der andern Hand zeichnete, so mußte er es lernen, die Becher bei dieser Arbeit zwischen den Knieen zu halten, wobei die Mühe und Anstrengung sich verdoppelte und das Krummsitzen seine Gesundheit angriff.

Die Folge davon war, daß er in eine schwere Krankheit verfiel, die zwei Monate dauerte, bis er wieder so weit hergestellt war, um aufs Neue an seine Befreiung denken zu können.

3.

Von allen diesen Zuständen erhielt die Prinzessin durch ihre vertraute Kammerfrau Kunde. In ihrem tiefen Schmerz gereichte es ihr wenigstens zu einiger Beruhigung, daß Trenck sich durch seine Resignation und

durch die geistreiche Weise, wie er sich über seine Leiden aussprach, die Achtung und Theilnahme der ganzen Stadt erworben hatte. Allein ihre Vertraute konnte es nicht möglich machen, ihm ohne Gefahr vor Entdeckung ein Brieschen oder Geld zuzustecken. Diejenigen Officiere, die mit ihm in geheimem Einverständniß waren, hielten dieses so geheim als möglich, und so wußten ihre vertrauten Damen und Dienerinnen nicht, an wen sie sich mit Sicherheit deshalb wenden konnten. Trenck aber war zu feinfühlend, um das Geheimniß seiner hohen Liebe einer immer doch möglichen Indiscretion preisgeben zu wollen.

So ging diese Zeit der Anwesenheit des königlichen Hofes in Magdeburg vorüber, ohne anderes Ergebniß, als in beiden liebenden Herzen frühere süße Erinnerungen wieder aufzufrischen, die jetzt unter solchen Verhältnissen, bei der gegenseitigen Nähe, ohne Möglichkeit sich gegenseitig nur zu sehen oder zu sprechen, nur um so schmerzlicher und tiefer einwirken mußten.

Durch befreundete Officiere wußte sich Trenck noch einige Male Geld aus Wien zu verschaffen. So erhielt er 600 Dukaten.

In dieser Zeit rückte die französische Armee bis auf fünf Meilen an Magdeburg heran. Diese wichtige Festung, welche wenigstens 16000 Mann zur genügenden Besatzung erforderte, hatte nicht einmal volle 900 Mann Land-

miliz, die alle, wie auch ihre Officiere, unzufrieden und unzuverlässig waren.

Bei den unvollkommenen Vertheidigungsanstalten war nichts leichter, als die Ueberrumpelung dieser wichtigsten Festung des Landes durch den mit Artillerie und großen Heeresmassen heranrückenden Feind. Darauf baute Trenck seine Hoffnung einer Befreiung durch Oesterreichs Verbündete.

Allein es waren Franzosen, deren Führer bei der Demoralisation, welche damals besonders im Hofadel in Frankreich herrschte, der Verführung durch Bestechung sehr zugänglich waren. Das wußte der König Friedrich II. und da er damals Magdeburg keinen Succurs senden konnte, so geschah es ohne Zweifel auf geheime Ordre des Königs, daß in der Nacht, als der Sturm auf Magdeburg erwartet werden mußte, drei mit Geldfässern beladene vierspännige Wagen zum Thore hinausfuhren. Zwar wurde verbreitet, diese Summen sollten dem Könige für sein Heer zugeführt werden, allein Niemand glaubte daran. Die Geldwagen fuhren ja gerade zum Thore hinaus, in der Richtung hin, wo das französische Armeecorps stand und der Erfolg lag Jedem vor Augen. Die Franzosen zogen ab, ohne einen Angriff nur zu versuchen.

So war Maria Theresia von ihren eigenen Verbündeten verkauft worden. Sie ahnete dieses ebensowenig, als daß sie im tiefsten Kerker von Magdeburg noch einen,

vom Wiener Hofe längst aufgegebenen Verbündeten besaß, der mit nichts Geringerem umging, als die Festung Magdeburg mit allem dem reichen Kriegsmaterial für sie zu erobern.

Diesen Gedanken, den Trenck nicht ohne Klugheit und strategische Umsicht verfolgte, würde man Hochverrath nennen müssen, hätte er noch zu Preußen im frühern Unterthanenverhältnisse gestanden; allein diese waren längst gelöset, er stand vielmehr noch in kaiserlich österreichischen Militärdiensten, war ein gefangener Landesfeind, der sich für eben so berechtigt als verpflichtet halten mußte, zu Gunsten seiner Souveränin zu agitiren und wenn noch ein feineres Gefühl in seinem Innern, mahnend an die frühern Verhältnisse zum Könige, diesem Gedanken widerstrebte, so sah er doch kein anderes Mittel, sich aus ungerechter harter Gefangenschaft zu retten, als eben durch ein solches Complott, wodurch er die Hauptfestung des Landes dem Feinde in die Hand gab. So von dem Trieb der Selbsterhaltung angespornt, entwarf er nicht ohne den Schauder von Gewissensbeunruhigungen zu empfinden, folgenden Plan, um sich zu retten.

Trenck hatte von der schwachen Garnison zwei Majors und zwei Lieutenants durch Bestechung auf seine Seite gebracht. Die Wache der Sternschanze, wo er gefangen saß, bestand nur aus 15 Mann, welche auch meistens bereit waren, seinen Winken zu folgen.

Vor der Sternschanze war das Stadtthor nur mit 12 Mann und einem Unterofficier besetzt. Gleich an diesem Thore lag die Kasematte, wo an 7000 kriegsgefangene Croaten sich befanden. Im Complott, das Trenck mit Umsicht angezettelt hatte, befand sich noch ein kriegsgefangener österreichischer Hauptmann, Baron von K—y. Dieser hatte mit andern kriegsgefangenen Officieren sich verabredet, daß sie alle an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde, in einem gewissen Hause, nahe am Thore sich versammeln wollten, um Trenck's Unternehmung zu unterstützen.

Ein anderer Freund wollte alle Gewehre und Patronen seiner Compagnie unter einem schlau erdachten Vorwand bereit halten und alle Vorkehrungen so treffen, daß den Verschworenen 400 Gewehre zur Disposition standen.

Dann, war verabredet, sollte der mitverschworene wachthabende Officier zu Trenck ins Gefängniß kommen und hatte die etwas verdächtigen zwei Mann zu ihm als Schildwachen gestellt, diese dann beauftragt, Trenck's Bett hinauszutragen und dann sollte Trenck den Kerker verlassen und sie einschließen.

Kleider und Waffen sollten für Trenck bereit liegen und zuvor in sein Gefängniß getragen werden.

Dann wollten sich die Verschworenen des Stadtthors bemächtigen. Trenck sollte dann in die Kasematte

laufen, dort die Croaten schon durch seinen Namen Trenck auffordern sich zu bewaffnen. Gleichzeitig brachen seine Freunde unter der Garnison aus und die Besatzung wurde überrumpelt, die Festung mit ungeheurem Vorrath, Kanonen, Munition und Proviant, nebst 10,000 Gefangenen dem Feinde übergeben.

Um den großen Friedrich nicht der Nachlässigkeit in der Bewahrung der Hauptfestung des Reichs zu beschuldigen, muß erwähnt werden, daß die Garnison in den Sommermonaten so schwach war, um dem Ackerbau nicht für die Zeit der Ernte die nothwendigen Arme zu entziehen, und daß überhaupt eine solche Annäherung des Feindes noch nicht erwartet wurde.

Nachdem dieses Complott verabredet war, nahm der mitverschworene Lieutenant G*** Urlaub, unter dem Vorwande seine Verwandten in Braunschweig zu besuchen. Statt dessen ging er aber mit einer Anweisung auf 2000 Dukaten von Trenck nach Wien. In dem an einen österreichischen Staatsmann adressirten begleitenden Brief erklärte Trenck, daß er bald befreit sein würde, da er ein Complott gemacht habe, um die Festung den österreichischen Truppen zu übergeben. Die nähern Umstände über dieses Unternehmen, werde der Ueberbringer dieses Briefes mündlich mittheilen.

G*** kam in Wien glücklich an. Der erwähnte österreichische hochgestellte Beamte liest den Brief und

erkundigt sich dann bei dem Ueberbringer auf das Genaueste nach allen Umständen. Endlich giebt er ihm den Rath, sich nicht in so gefährliche Unternehmungen zu mischen und wegen des angewiesenen Geldes erklärte er, es sei die Summe von 2000 Dukaten nicht vorräthig in der Kasse und fertigte ihn mit 1000 Gulden ab.

Damit reiset er wieder ab; aber da er Verrath merkt, wagt er es nicht nach Magdeburg zurückzukehren.

Kaum war jener Vertraute 4 Wochen abwesend, während täglich auf seine Rückkehr gehofft wurde, so trat eines Tages der Gouverneur der Festung, Erbprinz von Hessen-Kassel, unerwartet in das Gefängniß und überraschte den Gefangenen durch Vorzeigung seines eigenen nach Wien geschriebenen Briefes, welcher das ganze Project enthielt.

So war also auch diese Hoffnung wieder gescheitert und Trenck mußte erwarten, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt zu werden.

Doch verlor er die Geistesgegenwart nicht. Er leugnete der Verfasser jenes Briefes zu sein und behauptete kühn, nicht das Geringste davon zu wissen. Eben so vergebens war die Frage des Gouverneurs, wer die Leute wären, die den Brief nach Wien bestellt hätten.

Es litt wohl keinen Zweifel, daß eben jener höhere österreichische Beamte, auf den die Anweisung Trenck's auf 2000 Dukaten gezogen war, die Sache an das

preußische Gouvernement verrathen hatte. Das war in keiner andern Absicht geschehen, als um zu verhindern, daß Trenck seine Freiheit erhielte; denn die Verwalter seines Vermögens hatten sich längst in seine Einkünfte getheilt und mußten nun fürchten zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Trenck wußte sich so erstaunt und empört über den arglistigen Streich, den man ihm gespielt habe, zu stellen, daß der Gouverneur einigermaßen von seiner Schuldlosigkeit überzeugt den Kerker verließ.

4.

Am folgenden Tage wurde ein Tisch mit Schreibmaterialien in Trenck's Gefängniß hineingetragen. Es erschienen einige Herrn als Commissarien, und begannen eine Sitzung, wobei der Commandant Reichmann präsidirte. Das Verhör wurde eröffnet mit einer Anklage des Gefangenen auf Landes-Verrath. Trenck aber vertheidigte sich mit so vieler Klugheit und Entschlossenheit, daß nach langem Protokolliren das Verhör aufgehoben werden mußte, ohne nur das geringste Ergebniß zu bringen.

Der Landgraf von Hessen-Kassel war edel genug, die Lage Trenck's nach diesem nicht bewiesenen Complott nicht zu verschlimmern. Es blieb Alles beim Alten; nur, weil man die wachhabenden Officiere im Verdacht

hatte, daß sie mit dem Gefangenen einverstanden wären, so wurden andere Officiere der Garnison für die bisherigen Inspectionsofficiere commandirt. Trenck verlor dadurch zwei vertraute Freunde. Da er aber den Charakter der armen und der unzufriedenen Officiere der Regimenter von der Landmiliz kannte, so gelang es ihm bald durch Bestechung neue Freunde zu gewinnen.

So war denn alle Vorsicht des Gouverneurs vergebens und im Grunde des Herzens wünschte ihm Jeder die Freiheit.

5.

Bald nach dieser Begebenheit wurde Trenck abermals krank. Der damalige Gouverneur war so menschlich, ihm seinen Arzt und Essen von seinem Tisch zu schicken, auch zu befehlen, daß er zwei Monate hindurch nicht mehr alle Viertelstunden von der Schildwache geweckt werden solle. Auch ließ er ihm das Halseisen abnehmen.

Noch zwei Unternehmungen, sich selbst zu befreien, schlugen fehl.

Sobald er einen der neuen Inspectionsofficiere auf seiner Seite hatte, nahm er aufs Neue seine Arbeit zum Durchbruch wieder auf.

Ueber zwei Centner Sand mußten aus dem Minengange alltäglich heraus- und vor der Visitation wieder

hineingeschafft werden, ehe er weiter arbeiten konnte. Er war dabei so eifrig, daß er in der Stille der Nacht von den Schildwachen gehört wurde, wie er unter der Erde wühlte.

Die Folge davon war, daß einst um Mitternacht sich seine Kerkerthüren öffneten. Man überraschte ihn bei der Arbeit; das Gemach war mit großen Sandhaufen und Schutt gefüllt. — Sein Schreck war nicht minder groß, als das Erstaunen der Wache. Die Nacht blieben einige Soldaten, die man als zuverlässige Leute kannte, bei ihm als Wache im Kerker. — Man fand eine Oeffnung; diese wurde am folgenden Morgen zugemauert. Der Schutt, Sand und Steine, die dem Gefangenen bei seinen Arbeiten so lästig gewesen waren, wurden durch Gefangene hinausgeschafft. Die Fesseln und das Halseisen wurden neu geschmiedet und ihm wieder angelegt. Das Bett wurde ihm zur Strafe abermals fortgenommen; doch war der Gouverneur so gütig, es ihm nach 14 Tagen wiedergeben zu lassen.

Doch bei dem Unglück war noch ein Glück. Das rechte Loch, aus welchem Trenck die meiste Erde hinausgeschafft hatte, war nicht gefunden. Die Officiere, welche bei dieser Visitation die Inspection hatten, konnten oder wollten nicht sehen. — Ihm blieb der Trost, daß damit diese oft schon versuchte und verunglückte Flucht nicht nur wieder möglich gemacht, sondern auch erleichtert wor=

den war, indem er nun der Hauptarbeit, des Hinaus- und Hineinschaffens des Sandes überhoben war. Niemand wollte bemerken, daß dreimal mehr Sand im Kerker lag, als aus dem kleinen Loche, das man zugemauert hatte, hinausgeschafft sein konnte.

Man verhöhnte ihn wegen des Mißlingens eines Unternehmens, das man für eine Unmöglichkeit erklärte. Selbst der feindselige Bruckhausen wurde nachlässig im Visitiren; und Alles versprach den günstigsten Erfolg.

Nach einigen Wochen trat der gütige Gouverneur, Landgraf von Hessen-Kassel, gefolgt vom Commandanten, bei ihm ein.

Anstatt wie von Borck zu drohen und zu schmähen, sprach der Landgraf mit Güte zu ihm, versicherte ihn seiner Protection und Fürbitte bei dem Könige bei erfolgendem Frieden und sagte ihm, er habe mehr Freunde als er glauben könne. Aber auf den Wiener Hof dürfe er sich nicht verlassen.

Trenck sprach mit Wärme, Gefühl und Verstand. Er rührte den edlen Fürsten bis zu Thränen. In diesem Augenblick ergriff den Unglücklichen eine nie empfundene Freude. Gerührt und begeistert warf er sich vor dem Fürsten auf die Kniee, der so edel fühlte.

Der Gouverneur versprach ihm alle mögliche Erleichterung und Trenck gab ihm freiwillig sein Ehrenwort, daß er, so lange der Fürst Gouverneur von Magde-

burg sein würde, nichts zu seiner Flucht unternehmen wolle.

So wurde ihm denn auch die Erleichterung zu Theil, daß täglich zwei Stunden die Thür seines Kerkers offen bleiben durfte, daß ein kleiner Ofen in das Gefängniß gesetzt wurde, der von Innen geheizt werden konnte. Man gab ihm bessere Hemden, die ihm nicht wie die frühere grobe Sackleinewand die Haut wund rieben. Auch ein Buch weißes Papier, nebst Feder, damit er seine Gedanken, um die tödtliche Langeweile zu vertreiben, aufschreiben konnte. Der Platzmajor sollte die Blätter zählen, die er beschrieben hatte, damit er keinen Mißbrauch damit machen könnte. Doch aus dieser Besorgniß wurde ihm keine Dinte gewährt und so blieb dem armen Gefangenen nichts übrig, als sich in den Finger zu stechen und aus seinem Blut eine flüssige Dinte zu bereiten.

Nun war er fast Tag und Nacht damit beschäftigt, Gedichte oder Satyren auf zinnerne Becher zu graviren oder auf Papier zu schreiben. Da diese Becher, wie seine Gedichte und Sinnbilder, in allen Kreisen der Gesellschaft, selbst am Hofe mit Begierde gesehen und gelesen wurden und Trenck wußte, daß die Prinzessin Amelie daran ein Interesse fand, dessen Geheimniß nur ihm bekannt war: so erhielt er dadurch ein treffliches Mittel, das Interesse für sich im Publikum, wie in den höchsten

Regionen, immer rege zu erhalten. Trenck fühlte sich durch diesen Gedanken erleichtert. Seine Phantasiearbeiten erhoben ihn über sein Geschick, die Stunden verrannen dem Schwergefesselten wie Minuten und die erwähnten Erleichterungen tilgten wenigstens den Stachel der tiefsten Erbitterung in seiner Seele gegen Welt und Leben und machten ihm die Erhaltung des Lebens möglich.

Es ist eine tiefe psychologische Erfahrung, daß uns in den unglücklichsten, gedrücktesten Verhältnissen die geringste Erleichterung schon als ein Glück erscheint, dagegen jede Erschwerung desselben als ein neues Unglück.

In der That hatte die allgemeine Theilnahme, die Trenck in allen, selbst in den höchsten Kreisen der Gesellschaft fand, dahin gewirkt, daß sonst einflußreiche Personen sich für seine Freilassung beim Könige verwendeten. Allein das Vorurtheil gegen Trenck hatte sich in der Seele des Königs so fest eingewurzelt, daß keine Verwendung ihm Erleichterung oder gar die Freiheit erwirken konnte. Der König antwortete auf eine solche Fürbitte: „C'est un homme dangereux. Durant que j'existe il ne voira le jour.

6.

In Gott ergeben und mehr gebunden durch sein Ehrenwort als durch die schwersten Fesseln, erwartete nun Trenck sein Geschick. Man gab ihm Zeitungen zu lesen

und bei menschenfreundlicher Behandlung verlebte er achtzehn Monate in ruhiger Abgeschiedenheit, ohne nur einem Gedanken an Flucht oder an Mißbrauch der ihm zu Theil gewordenen Erleichterungen Raum zu geben.

So schien sich Alles zur Ruhe und Milde anzulassen, als den Gefangenen ein neuer schwerer Verlust traf.

Den gütigen Gouverneur, den Landgrafen von Hessen, hatte der Tod hinweggerafft. Trenck besorgte wieder strengere Maßregeln erdulden zu müssen; aber der Commandant Reichmann war auch ein milder Menschenfreund. Und so zeigte er denn auch Mitleid und Achtung für ihn. Er ließ keine Art von Erschwerungen seiner Gefangenschaft eintreten. An Büchern fehlte es dem Gefangenen nicht. An die Fesseln hatte er sich gewöhnt; denn auch die entsetzlichsten Zustände macht langjährige Gewohnheit erträglich; das ist eine von den größten Wohlthaten des Himmels, nicht selten die letzte und einzige, die einem Leidenden zu Theil wird. Unter steter geistiger Beschäftigung und angenehmen Hoffnungsspielen der Phantasie vergingen ihm Stunden wie Minuten.

In dieser Lage schrieb er mit seinem Blute fast einen ganzen Band voll epischer und lyrischer Gedichte und poetischer Fabeln.

So erhob ihn seine Geisteskraft über sein Geschick. Im Kerker arbeitet der Geist mit mehr Schärfe und die Empfindung wird tiefer, die Phantasie lebhafter aufgeregt,

als dieses unter den Zerstreuungen des Lebens in der Freiheit möglich ist. Wie ein geblendeter Finke schöner singt als ein Vogel in der Freiheit mit hellen Augen, so auch der gefangene Dichter im dunkeln Kerker mit Fesseln beschwert. Mehrere seiner Gedichte hatten wahrhaft poetischen Schwung, andere feine geistige Pointen. Mittelmäßige Arbeiten konnten natürlich nicht fehlen; da sie aber in höheren Gesellschaftskreisen gelesen wurden, so blieb es nicht aus, daß dadurch auch überall die Theilnahme für den Dichter, der sein schweres Geschick mit Muth und Ergebung trug, erweckt wurde.

In den achtzehn Monaten dieser Milderung seiner Gefangenschaft hatte er wohl acht Bände solcher Gedichte mit seinem Blute geschrieben.

Nun ereignete es sich, daß Katharine den russischen Thron bestieg und der Frieden wurde geschlossen.

Sobald Trenck diese politische Wendung der Dinge erfuhr, wollte er sich für alle Fälle sicher stellen. In Wien hatte er einen zuverlässigen Freund, den redlichen Hauptmann K***. Dieser schrieb ihm, daß er gern bereit sei ihm zu helfen, aber die Administratoren seiner Güter und die Verwalter seines Vermögens intriguirten dagegen, um eine Rechnungsablegung zu vermeiden.

Er versuchte nun noch einmal einen von den bestochenen Officieren zu überreden, mit ihm zu entfliehen. Umsonst! Man zeigte zwar guten Willen, aber hatte

nicht den Muth dazu. Trenck fand keinen zweiten Scholl unter der Garnison von Magdeburg, wie früher in Glatz.

So mußte er denn suchen sich selbst zu helfen. Er öffnete wieder sein zweites, nicht aufgefundenes Loch und begann die Arbeit des Minirens auf's Neue. Seine Freunde halfen ihm Sand hinausschaffen, steckten ihm Leinensäcke zu, wodurch die Arbeit erleichtert wurde, versahen ihn mit Instrumenten, Pulver und einem Degen.

Alles wurde unter dem Fußboden versteckt. Die Visitation wurde immer oberflächlicher, da er sich seit 18 Monaten ruhig verhalten hatte und Niemand mehr an seinen Ausbruch glaubte.

Sein Anschlag war jetzt folgender. Er wollte den Erfolg des Friedens abwarten. Erhielt er dann nicht seine Freiheit wieder, so sollte der Durchbruch geschehen. Deshalb mußte bis dahin sein unterirdischer Gang bis auf die letzte Oeffnung in die Gallerie unter dem Walle fertig sein.

Ein alter Lieutenant hatte sich mit seinem Gelde ein Haus in der Vorstadt gekauft; und dort hätte er sich verbergen können. Zu Gommern in Sachsen hielt sich auf seine Kosten ein Freund von ihm auf mit zwei Pferden, der am 1sten und 15ten jeden Monats in der Nacht an das Glacis vom Kloster Bergen reiten und auf ein Signal ihm Hülfe bringen sollte.

Bei der erneuerten schweren Arbeit, um im günstigen

Momente bereit zur Flucht zu sein, wurde er abermals durch herabfallende Steine verschüttet. Diesesmal schien Rettung unmöglich zu sein. Selbst das Athmen in der eingeschlossenen Luft wurde ihm schwer. Und doch verlor er weder Muth noch Geistesgegenwart. Er arbeitete mit Anstrengung aller Lebenskräfte und die Rettung gelang wie das erste Mal, durch Wühlen in der Seitenwand des unterirdischen Ganges, um sich erst umdrehen zu können, und Graben eines Loches, in welchem er den großen Stein versenken konnte, der ihm den Ausgang versperrte.

Acht Stunden hatte er in dem entsetzlichen Zustande lebendig begraben zu sein zugebracht. Immer unmöglicher erschien ihm die Rettung. Der peinigende Durst brachte ihn fast von Sinnen. Er biß in den feuchten Sand und fühlte davon einige Erleichterungen. Uebermäßige Kraftanstrengungen und Todesangst zogen ihm Ohnmachten zu; aber seine gute Natur belebte ihn wieder, nur um ohne Hoffnung weiter arbeiten zu können. Tausendmal wünschte er sich den Tod und hatte doch kein Messer bei sich, um das Ende seiner Qualen durch Selbstmord herbeiführen zu können.

So hatte er die Nacht hindurch gelitten und gearbeitet und es war schon heller Tag, als er völlig entkräftet wieder in die Oberwelt kam. Und dennoch bedurfte es neuer unerhörter Anstrengungen, um nur den Sand wieder aus seinem Gefängniß fortzuschaffen und Alles wieder in

Ordnung zu bringen. Auch das war seinem kräftigen Willen gelungen und ehe in der zwölften Stunde die Schlösser rasselten, war im Kerker keine Spur mehr von dem versuchten Ausbruch zu sehen. Aber man fand ihn bleich und todesmatt auf seinem Lager liegen. Er klagte über Kopfschmerz und Fieber. Man wünschte ihm in wenig tröstlicher Weise recht baldige Erlösung von seinen Leiden. Drei Tage lang lag er so matt und hinfällig, daß er kaum einen Finger rühren konnte. Die Nächte waren schrecklich; er träumte lebendig begraben zu sein.

Und dennoch wurde er nicht entmuthigt. Nach drei Tagen hatten sich seine Kräfte so weit wieder erholt, daß er seine Arbeit von Neuem begann. Mehrere große Steine von der Grundmauer seines Gefängnisses waren lose und drohten ihm mit neuer Verschüttung. Doch das schreckte ihn nicht. Wohl sechzigmal noch kroch er hin und her, gefüllte Sandsäcke nach sich ziehend und aus dem Loche hinaus- oder wieder hineinschaffend. Doch gebrauchte er die entsetzliche Vorsicht, wenn er an solche lebensgefährliche Arbeit ging, ein scharfgeschliffenes Messer sich an den Hals zu binden, um seinem Leiden schnell ein Ende machen zu können, wenn er wieder lebend begraben werden sollte.

Endlich war Alles vollendet, so daß es nur weniger Stunden Arbeit noch bedurfte, um in die Gallerie unter dem Walle und von da ins Freie kommen zu können.

7.

Indeß hatte ihm der Frieden noch keine Befreiung gebracht. Er schrieb an seine Souveränin einen beweglichen Brief, nahm gerührt von seinen Wächtern Abschied, die ihm nur Liebes und Gutes erwiesen hatten. Er gab aufs Neue Anweisung auf sein Vermögen in Wien, erhielt auch wieder Geld, welches er freigebig verwendete, um sich Gönner und Freunde zu verschaffen.

Indeß geschah die Ablösung der Garnison. Alles war neu und fremd. Die Maßregeln wurden wieder strenger. Seine Kost war wieder auf Wasser und Brod gesetzt, da er keine Freunde mehr hatte, die ihm Lebensmittel zusteckten. Das neue Officiercorps bestand fast aus lauter Edelleuten, die schwerer zu gewinnen waren als die armen Officiere von der Landmiliz. Sein Verkehr mit der Außenwelt war dadurch völlig abgeschnitten und der sichere Erfolg einer Flucht erschwert worden.

Dazu kam noch ein an sich geringfügiger Umstand, der ihn antrieb den Ausbruch zu beschleunigen.

Seit zwei Jahren hatte er einen Leidensgefährten gewonnen, ein Mäuschen, das er gezähmt hatte. Ihr Knapsern war in stiller Nacht von der Schildwache gehört worden. Man nahm ihm die Maus; aber sie wußte den Eingang wieder zu finden. Doch da sie das Brod, womit er die Ritzen zugestrichen hatte, benagte, dadurch

aber, sowie durch ihr Geräusch, leicht Entdeckungen herbeiführen konnte, so gab er sie freiwillig wieder fort. Um so schrecklicher kam ihm jetzt seine Einsamkeit vor. Er wollte nun nicht mehr drei Monate warten. Er gewann einen Lieutenant, der so tief in Schulden steckte, daß er erklärte desertiren zu müssen, und gab ihm nach und nach 100 Ducaten. Dann schlossen Beide Brüderschaft und Freundschaft. Der gewonnene Officier versprach ihm Beistand auf Leben und Tod.

So wurde denn Alles so vorbereitet, daß mit Hülfe dieses Vertrauten seine Flucht sicher gelingen mußte.

Indem nun Trenck darüber grübelte, kam er auf einen Gedanken, den jeder vernünftige Mensch für unsinnig halten muß. Aber der von der Welt abgeschnittene Gefangene, der nur in seinen Phantasien und Erinnerungen noch lebt, der seine eignen Gedanken und Gefühle auch bei Andern voraussetzt, verliert jeden sichern Blick in die Welt und ihre Verhältnisse und greift da fehl, wo er mit der scharfsinnigsten Klugheit und der edelsten Gesinnung gehandelt zu haben scheint.

Erzählen wir den Vorfall.

8.

Der unglückliche Trenck war auf den Gedanken gerathen, an die bekannte Großmuth Friedrich's II. gewissermaßen durch eine Thatsache appelliren zu wollen. Erreichte

er damit nicht seinen Zweck, eine Befreiung im Wege der Gnade zu erlangen, so meinte er, sei es ja immer noch Zeit, sich selbst zu befreien. Er rechnete dabei immer noch auf den Beistand des von ihm gewonnenen Lieutenants.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, redete er den bei ihm zur Inspection eintretenden Major folgendermaßen an:

„Ich weiß, Herr Major, daß der jetzige Gouverneur der Festung, der großmüthige Herzog Ferdinand von Braunschweig, gegenwärtig in Magdeburg ist. Gehen Sie sogleich zu ihm und sagen Sie ihm, er möchte zuvor mein Gefängniß visitiren, die Schildwachen verdoppeln lassen und dann befehlen, zu welcher Stunde und an welchem Tage ich mich außer der Sternschanze, auf dem Glacis des Klosters Bergen in vollkommener Freiheit sollte sehen lassen. Wäre ich dieses zu bewerkstelligen im Stande, so hoffte ich auf die Protection des Herzogs, welcher diesen Auftritt dem Könige melden sollte, um ihn von der Reinheit meines Gewissens und Rechtlichkeit meiner Gesinnungen zu überzeugen.

Der Major erstaunte, sah den Lieutenant an und glaubte wirklich, Trenck sei im Gehirn verrückt, weil ihm der Antrag lächerlich und die Ausführung unmöglich zu sein schien.

Trenck aber beharrte ernsthaft auf seiner Bitte.

Der Major ritt in die Stadt und kam nach einiger

Zeit mit dem Platzmajor Röding und dem andern Inspectionsmajor wieder zu dem Gefangenen zurück.

„Herr von Trenck", redete er ihn an, „der Herzog läßt Ihnen sagen: wenn Sie im Stande sind das zu bewerkstelligen, wozu Sie sich erboten haben, so versichert er Sie seiner ganzen Protection, auch der Gnade des Königs und sogleich wolle er Sie dann von Ihren Fesseln befreien lassen."

Nun forderte Trenck die Bestimmung der Stunde in vollem Ernst. Noch scherzte man und hielt Alles unmöglich. Endlich sprach der Major:

„Sagen Sie es nur ganz offen, lieber Trenck, auf welche Art Sie das ausführen wollen. Es genügt vollkommen für Ihren Zweck, wenn Sie nur die Möglichkeit zu entfliehen nachweisen. Sollten Sie sich weigern, so wird man sogleich den ganzen Fußboden aufbrechen lassen und Tag und Nacht Wache in Ihr Zimmer stellen. Der Gouverneur will sich nur von der Möglichkeit überzeugen, aber keinen wirklichen Ausbruch gestatten."

Das war eine Falle, deren Gefährlichkeit Trenck nicht erkannte. Aber Ausweichen war jetzt eben so bedenklich geworden; denn verschwieg er noch seine getroffenen Anstalten zur Flucht, so konnte, nach dieser Drohung, die Entdeckung nicht ausbleiben und dann war die weitere Möglichkeit eines jeden Fluchtversuchs abgeschnitten und

auf der andern Seite sein Verdienst der offnen Entdeckung verloren.

Eine edlere Natur wie die seinige ist dem Mißtrauen nicht so leicht zugänglich. Unmöglich konnte er bei der eigenen Ehrenhaftigkeit der Gesinnung glauben, daß drei Officiere so unehrenhaft handeln konnten, das Vertrauen eines Unglücklichen so schändlich zu mißbrauchen, wie es später der Fall war.

Und so entschloß er sich denn rasch zur vollständigsten Offenheit seiner Mittheilungen.

Auf einmal warf er seine Fesseln ab; dann öffnete er seinen unter jahrelangen Arbeiten so mühsam und gefahrvoll gegrabenen unterirdischen Gang, übergab ihnen seine Waffen und Instrumente, auch zwei Schlüssel zu den Ausfallthüren, die aus der unterirdischen Gallerie ins Freie führten.

„Und nun, meine Herren,“ setzte er mit einem gewissen Stolz auf seine Thaten hinzu, „gehen Sie 37 Fuß von meinem Kerker nach dem Walle zu; stoßen Sie mit dem Degen in die Erde und Sie werden die ganze Mine sondiren können.“

Dann sagte er ihnen jeden Schritt, den er bis zu den Wallthüren innerhalb der Gallerie zu machen habe und fügte hinzu, daß er am Glacis bei Kloster Bergen auf jeden Wink Reitpferde in Bereitschaft habe. Er sei

aber nicht im Stande zu entdecken, wo dieselben aufgestallt wären.

Die Officiere waren ebenso erstaunt als betroffen. Sie gingen hinaus, um mit einander zu berathen und kamen dann wieder herein. Sie machten Fragen und Einwürfe, die er aber so gut beantwortete, als sei er, Trenck, der Ingenieur, der die Sternschanze erbaut habe.

Dann traten sie wieder hinaus und wünschten ihm Glück. Sie blieben wohl eine Stunde fort. Dann kamen sie wieder und der Major sagte: „Der Herzog wünscht Ihnen Glück. Er war ganz erstaunt über unsern Bericht und hat weitere Befehle gegeben, die wir vollziehen müssen. Jetzt kommen Sie heraus aus Ihrem Gefängniß, um die Wirkung der Gnade zu empfangen, deren Sie sich durch Ihr offenes Geständniß so würdig gemacht haben."

Und nun führten sie ihn ungefesselt heraus in das Zimmer des wachhabenden Officiers. — Noch eine Zeit lang erhielten sie ihn in seinen ihn beglückenden Illusionen. Abends kam der Major zu ihm und gab Trenck und den Officieren der Inspection ein herrliches Souper und versicherte: „Nun wird Alles gut gehen; der Herzog hat schon wegen Ihrer Begnadigung nach Berlin geschrieben."

Um desto härter traf ihn später eine entsetzliche Enttäuschung. Die Wache wurde verstärkt; zwei Grenadiere traten in das Officierzimmer und luden vor seinen Augen ihre Musketen mit scharfen Patronen. Trenck hörte alle

Ordres, die gegeben wurden. Es waren Vorkehrungen, als ob er jetzt noch eine Unternehmung wie in Glatz ausführen wolle. Selbst die Zugbrücken wurden sogar am Tage aufgezogen. Und dann sah Trenck aus dem Fenster der Officierstube wie auf vielen Wagen große Quadersteine angefahren wurden. Steinmetzen und Maurer begaben sich damit nach seinem Kerker. Jetzt bekam er Argwohn, daß es mit der verheißenen Gnade nichts sein würde. Doch aufs Neue wiegten ihn die Officiere in Hoffnungen ein, daß sich mindestens seine Lage verbessern würde. Nach wie vor blieben die Officiere freundlich und liebreich gegen ihn; die Officiertafel, wozu er gezogen wurde, war trefflich mit Wein und Speisen besetzt. Das waren für den Gefangenen, der jahrelang nur bei Wasser und Brod das Leben erhalten hatte, ein köstlicher Genuß und die Heiterkeit seines geselligen Verkehrs belebten seine Hoffnungen wieder. Man ließ ihn glauben, daß die Herstellung des Gefängnisses nur für einen andern Staatsgefangenen bestimmt sei; das Aufziehen der Zugbrücke aber sei eine formelle Vorkehrung, um sich nicht verantwortlich darüber zu machen, daß man ihn ohne Fesseln ließ.

So dauerte diese Illusion fünf Tage. Da erhielt sein von ihm gewonnener Freund die Wache. Dem Anschein nach war er noch immer der Alte. Die Anwesenheit anderer Officiere und der Grenadiere machten jede vertraute Unterredung unmöglich.

„Aber, um Gotteswillen, Trenck,“ flüsterte er ihm zu, „was haben Sie gemacht? Man hat Sie schändlich betrogen. Der Herzog weiß nichts davon. Man hat ihm berichtet, daß die Inspectionsofficiere Sie beim Ausbruche überrascht und durch ihre Wachsamkeit Alles entdeckt hätten. Wie konnten Sie als vernünftiger Mensch nur denken, daß die Officiere so dumm sein würden, sich selbst der Nachlässigkeit in Ihrer Bewachung anzuklagen, und eine solche Selbstanklage würde es gewesen sein, wenn sie dem Gouverneur Alles der Wahrheit gemäß berichtet hätten, wie Sie es ihnen aufgetragen haben.“

Nun fiel es dem armen Trenck wie Schuppen von den Augen. Er sah ein, daß er betrogen war und ärgerte sich über sich selbst.

9.

In acht Tagen war der neue Bau in seinem Gefängnisse fertig. Der Platzmajor erschien nebst dem Major du jour und führten ihn wieder in seinen Kerker zurück.

Das Alles geschah ohne ein Wort zu sagen als: „Kommen Sie!“ indem ihn Beide unter die Arme faßten. Auf Trenck's Frage: „Wohin?“ erfolgte keine Antwort. Trenck stand da wie erstarrt; seine Ueberraschung wie sein Erstaunen waren grenzenlos.

Der Fußboden war jetzt mit großen Quadersteinen

ausgepflastert und Trenck erkannte im Augenblick, daß nun das Gefängniß völlig undurchdringlich sei.

Nur sein Geld war größtentheils gerettet. Er hatte es in den Ritzen der Thürpfosten, der Mauer und der Ofenröhre versteckt gehabt und die Ritzen waren auf das Sorgfältigste verklebt und verstrichen. Aber die dreißig Louisd'ors, die er versteckt am Leibe trug, hatte man bei der Visitation gefunden und fortgenommen.

Nun wurde er wieder angeschmiedet und zwar nur mit einer starken Kette an die Mauer. Alle übrigen Fesseln wurden ihm nicht wieder angelegt.

„Herr Major!“ rief Trenck erbittert, „ist das die Folge des herzoglichen Ehrenworts? Habe ich solche Mißhandlungen für meine großmüthige Offenherzigkeit verdient? Ich weiß aber schon, daß man falsch rapportirt hat. Die Wahrheit wird aber endlich doch an den Tag kommen und die Schurken beschämen.“

„Jetzt aber,“ fuhr er im ernsten Tone fort, „erkläre ich Ihnen ganz offen, daß Sie den Trenck nicht mehr lange in Ihrer Gewalt haben werden und wenn Sie mir einen Kerker von Stahl machen werden, so gebe ich Ihnen mein Wort: Sie werden mich nicht mehr lange festhalten . . .“

Man lachte über seine Drohungen. Reichmann aber sprach ihm Muth zu. „Beruhigen Sie sich, lieber Trenck,“ sagte er, „wir handeln nur auf höhere Ordre; Sie aber

werden bald Ihre Freiheit erlangen, ohne daß Sie sich bemühen, diese Quadersteine aufzubrechen."

Trenck hatte sich mit seiner Drohung allerdings mit zu viel Vertrauen auf seinen vertrauten Freund unter den wachhabenden Officieren verlassen und Jeder war verwundert, daß er, anstatt kleinmüthig und niedergeschlagen zu sein, so verwegen auftrat.

Nun saß Trenck wieder im einsamen Kerker, seinem Nachdenken und seiner Reue über seine unvorsichtige Offenheit überlassen. Sein Herz war voll Bitterkeit über den grausamen Monarchen, den fühllosen Gouverneur und die hinterlistigen Officiere.

„Aber nur Geduld," sprach er zu sich selbst, „mein Freund wird mir Feilen bringen, um auch diese Kette zu durchschneiden; er wird mir die Thüren öffnen, ich werde durch die Elbe schwimmen und frei werde ich sein, mit meinem Gelde, das ich noch gerettet habe."

Mit Sehnsucht erwartete er den Tag, wo dieser Vertraute, mit dem er das Weitere besprechen wollte, die Inspection wieder haben würde. Aber der Tag kam, die Schlösser rasselten; dem Gefangenen klopfte das Herz hoch vor Freude. „Der Erretter naht!" rief er zu sich selbst und breitete schon die Arme aus. Da trat eine ihm ganz fremde Persönlichkeit ein, begleitet vom Major und Platzmajor. Es war ein Officier, den er zuvor nie gesehen hatte. Gern hätte er gefragt, wo ist R***, aber

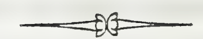
das durfte er nicht wagen, ohne ihn und sich selbst zu compromittiren. Endlich erst nach mehreren Tagen erfuhr er, daß derselbe sich von den Grenadieren, die in der Sternschanze die Wache hatten, zu den Füselieren in der Stadt hatte versetzen lassen. Das war nun wieder eine schmerzliche Erfahrung von Treulosigkeit. Es blieb kein Zweifel: nachdem er jenen Menschen in den Stand gesetzt hatte seine Schulden zu bezahlen, hatte er keine Veranlassung mehr zu entfliehen, und um nicht durch Lösung seines Wortes gegen Trenck compromittirt zu werden, suchte er es zu vermeiden, wieder bei ihm die Inspection zu haben.

Nun erst wurde Trenck tief niedergeschlagen. Er fing an über sein grausames Geschick nachzusinnen und seine Thorheit wie seinen Ehrgeiz, der ihn zu dem Gedanken getrieben hatte, dem König gegenüber groß, edel und selbst erhaben zu erscheinen, zu beweinen.

Ein halbes Jahr lang hätte er ungehindert aus seinen Ketten und seinem Kerker entfliehen können, und nun war er Gefangener in Folge seiner eigenen Unvorsichtigkeit, vielleicht auf Lebenszeit. Tausend Vorwürfe nagten nun in seiner tiefgebeugten Seele. Neun Jahre lang hatte man seinen Kerker nicht undurchdringlich, seine Fesseln nicht unzerreißbar machen können; nun war es gelungen und er sah keine Möglichkeit mehr vor Augen sich zu befreien.

Jetzt zum erstenmale ergab sich Trenck mit tiefer Schwermuth in sein Geschick. Seit neun Monaten war der Frieden geschlossen und noch keine Hoffnung, noch keine Erlösung! —

Endlich . . . . .



Dreiundzwanzigstes und letztes Kapitel.

Verwendung der Prinzessin Amelie für Trenck. — Die Kaiserin und der Ofenheizer. — Eigenhändiger Brief von Maria Theresia an Friedrich II. — Vermittelung von Seiten des Herzogs Ferdinand. — Desgleichen durch die Prinzessin Amelie und die Königin und den Prinzen von Preußen. — Auch vom österreichischen Gesandten. — Courier nach Magdeburg. — Seine Befreiung. — Abreise. — Oesterreichische Hofintriguen. — Appartement bei der Kaiserin. — Eindruck der Natur auf ihn. — Fort von hier! — Reise nach Aachen. — Seine Verlobung und Verheirathung. — Bewegtes Leben. — Wiedersehen. — Ende der hohen Liebe. — Die Vermählung des jungen Cocceji mit der Barbarina bringt das Ende des Romans. —

1.

Der Mensch denkt's und Gott lenkt's.

Oft kommt einem Unglücklichen Hülfe, wo er es am wenigsten erwartet hatte.

Der Frieden nach dem siebenjährigen Kriege war längst geschlossen. Von Oesterreich her hatte Niemand daran gedacht, den gefangenen kaiserlichen Officier als österreichischen Unterthan zu reclamiren. Einer jeden Verwendung dieser Art hatten am kaiserlichen Hofe diejenigen hochgestellten Beamte entgegengewirkt, welche ein

Interesse dabei hatten, seine Befreiung zu hindern, um nicht wegen der gewissenlosen und habsüchtigen Verwaltung seiner Güter zur Rechenschaft und Verantwortung gezogen zu werden. Wir haben früher gesehen, wie am kaiserlichen Hofe die Büreaukratie eine Macht war, gegen welche selbst der gerechteste und humanste Willen der Kaiserin nichts ausrichten konnte. So ließ sich denn voraussehen, daß alle Verwendung für den unglücklichen Gefangenen auf dem officiellen und diplomatischen Wege nichts helfen konnte.

Indeß hatte die Prinzessin Amelie ihren unglücklichen Freund nicht aus den Augen verloren. Bei Ihrem Bruder, dem König, durfte sie kein Wort der Verwendung wagen. Sie würde dadurch die tiefsten Geheimnisse ihres Herzens, die indeß längst schon kein Geheimniß am Hofe mehr waren, verrathen haben.

Unter den ihr vorgestellten Diplomaten befand sich indeß ein junger Legationssecretär von der preußischen Gesandtschaft in Wien, der auch dorthin wieder zurückkehren sollte. Dieser junge Mann hatte überaus einnehmende Züge. Sie gewann Vertrauen zu ihm und beschloß ihn zum Werkzeug ihrers Befreiungsgesuches für Trenck in Wien zu machen.

Die schöne Kleist, wie die nach der Trennung von ihrem ersten Gemahl an einen Herrn von Trousset verheirathete, geborene von Schwerin immer noch genannt

wurde, erhielt den Auftrag den jungen Diplomaten zu sich einzuladen. Dort sprach ihn die Prinzessin. Unter dem Schein der Gleichgültigkeit erzählte sie, daß sie zufällig einen zinnernen Becher gesehen, welchen ein in Ketten liegender Gefangene gravirt habe. Die Verse wären so geistreich gewesen, daß sie sich für den unglücklichen Dichter interessire.

„Es ist mir nur sein Name entfallen,“ sprach sie zerstreut. — „Haben Sie vielleicht davon gehört, mein Herr? —“.

Der junge Diplomat merkte gleich wo sie hinauswollte und antwortete: „Es war ein Baron von Trenck, früher in des Königs Diensten, der, aus Glatz entwichen, nachher in kaiserlich österreichische Dienste trat und vom Magistrat in Danzig ausgeliefert wurde an Preußen. Er hat den Zorn des Königs auf sich geladen, wird der Hochverrätherei beschuldigt....“

„Trenck war ein Hochverräther,“ rief die Prinzessin gereizt, indem sie ganz aus ihrer Rolle fiel; doch besann sie sich und fuhr ruhiger fort: „so hat man mir gesagt, indeß weiß ich nicht, ob es wahr ist; doch begreife ich nicht, warum ihn jetzt nicht das kaiserliche Cabinet reclamirt, nachdem der Frieden geschlossen ist. Man müßte die Sache anregen. Es wäre eine Aufgabe der Menschlichkeit.“

Der Legationssecretär schien sehr eingeweiht zu

sein in die büreaukratischen Intriguen, womit die Kaiserin umsponnen war, so daß ihr Wille in Sachen, wo einflußreiche Personen am Hofe widerstrebten, gar nicht zur Geltung kommen konnte. „Auf geradem Wege ist in dieser Sache gar nichts auszurichten.“

„Aber mein Himmel,“ rief die Prinzessin, „giebt es denn gegen diese Mine keine Möglichkeit einer Contremine? Die Kaiserin, das weiß ich, ist dem Trenck persönlich gewogen; aber ihr Cabinet vereitelt jede Verwendung bei meinem Bruder, dem Könige von Preußen für ihn.“

„Man kommt an Höfen, besonders von Monarchinnen,“ entgegnete der junge Diplomat, „oft weiter durch die Garderobe, als durch die Antichambre.“

„Nun, mein Himmel, so suche man einen solchen Weg! Eine Anweisung auf drei tausend Ducaten würde ich mit Vergnügen zu Ihrer Verfügung stellen. — Das heißt, es geschieht aus einer Menschlichkeit und in gar keinem persönlichen Interesse und deshalb bitte ich um Discretion wegen meiner Aeußerungen; ich liebe es nicht mit meinem Wohlthätigkeitssinn Eclat zu machen.“

Der Legationssecretär verneigte sich und sagte: „Dieses großmüthige Opfer Ew. Königl. Hoheit könnte allerdings zum Ziel führen, und Discretion gehört ja schon zu den Pflichten eines Diplomaten; übrigens, was die Person der Kaiserin betrifft, so giebt es nur eine ein=

zige Person an ihrem Hofe, die alle Morgen allein Zutritt hat zu ihrem Cabinet und mit dem sie in huldvoller Herablassung einige Worte wechselt; es ist ihr Ofenheizer."

„Was Sie da sagen? — und der ließe sich gewinnen, und hätte Einfluß?"

„Allerdings; er ist ein stiller, mürrischer, verschlossener Mann, der sich aber mit richtigem Takt bei solchen Gelegenheiten Andeutungen bei der gütigen Monarchin erlaubt, die schon unmittelbare eigenhändige Handbillets der Kaiserin zur Folge gehabt haben, wodurch schon mancher ungerecht Verfolgte begnadigt worden ist."

„So versuchen Sie Ihr Heil bei diesem Ofenheizer, ich werde Ihnen die Anweisung senden. Die Kaiserin muß bewogen werden eigenhändig an Se. Majestät den König zu schreiben und sich für Trenck zu verwenden mit der Erklärung, daß es völlig unwahr sei, wenn man Trenck beschuldigt gehabt, daß er die Pläne von preußischen Festungen an Oesterreich ausgeliefert habe. Sie muß seine Freilassung als eine Art der Gerechtigkeit erbitten und seiner österreichischen Militärdienste gar nicht gedenken, die Erinnerung daran könnte meinen Bruder nur aufs Neue aufbringen."

Das geschah, der Ofenheizer wurde durch den jungen Diplomaten gewonnen und gehörig instruirt. Er brauchte sechs Morgen dazu, um die Kaiserin, indem er

nur Antwort auf ihre Fragen gab, [illegible]in zu leiten, daß sie sich eine Stufe im Himmel erwerben könne, wenn sie sich für die Freilassung eines Gefangenen verwenden wolle, der schon seit zehn Jahren in schweren Ketten schmachte, und unschuldig von der Tyrannei eines fremden Monarchen so Schweres ohne Verhör zu dulden habe, wie nie ein Mensch, und daß es nur eines Handbillets von ihr bedürfe, um aus einem Unglücklichen einen Glücklichen zu machen.

Maria Theresia horchte auf bei dieser Aeußerung, fragte jedoch an diesem Tage nicht weiter. Als am folgenden Tage auf weitere Fragen der Kaiserin der Name des Unglücklichen genannt wurde, sagte sie heiter: „Aber du Esel, warum hast du ihn nicht gleich genannt, so wäre die Sache schon längst geschehen.“

„Weil ich fürchtete, daß Ew. Majestät Cabinetsräthe und Minister Bedenken und Schwierigkeiten erheben würden.“

„Das würde auch der Fall sein, wenn ich so närrisch wäre ihnen die Sache auf die Nase zu hängen,“ entgegnete die Kaiserin; „ich weiß, man hat sich an dem Trenck versündigt; aber es stecken Personen dahinter, die zu hoch stehen, um sie compromittiren zu dürfen. Darum sollen sie nichts davon wissen. Ich werde sogleich schreiben an den bösen Mann,“ so nannte sie Friedrich den Großen, „und werde sehen, ob er mir jetzt,

nachdem wir Friede haben, den Gefallen thun wird. Morgen sollst du den Brief haben und wirst ihn nach Berlin befördern; denn ich sehe schon, man hat dich beauftragt, und das ist mir sehr lieb; denn ich freue mich darauf meinen Willen durchzusetzen und diesen Gaunern einen Possen zu spielen. — Also morgen!"

Der Ofenheizer war klug genug zu besorgen, daß sich die Kaiserin eines Andern besinnen könne, oder gar die Sache in ihrem geheimen Cabinet zur Sprache bringen würde und er sagte, indem er den Holzkorb und die Ofenschaufel vom Boden aufhob:

„Wenn Ew. Majestät befehlen, kann ich auch warten, bis ich gerufen werde."

„Du hast recht! warte draußen!"

Und nun schrieb Maria Theresia einen eigenhändigen Brief an den großen König, an den sie in langwierigen Kriegen ihr liebes Schlesien verloren und bat, als Zeichen der wiedergeschlossenen Freundschaft um Trenck's Freilassung.

Der Brief wurde eigenhändig gesiegelt von der Monarchin und an den Ofenheizer gegeben und dieser übergab ihn dem Legationssecretär, welcher ihn nach Berlin an die Prinzessin Amelie sandte. Und auf diesem Wege wurde veranlaßt, daß der König diesen Brief auf seinem Schreibtisch fand, ohne erfahren zu können, wer ihn dort hin-

gelegt hatte und auf welchem Wege das Handschreiben der Kaiserin nach Berlin gekommen war.

2.

Es hatte noch ein anderer Umstand mitgewirkt, um den König milder zu stimmen gegen den Unglücklichen.

Einer der Freunde Trenck's hatte es veranlaßt, daß der Gouverneur, Herzog Ferdinand, durch seinen Kammerdiener die wahre Geschichte von dem Vertrauen, das Trenck in die Großmuth des Königs gesetzt hatte, erfuhr. Es waren zugleich die Soldaten und Officiere genannt worden, die bei der Eröffnung Trenck's gegenwärtig gewesen waren. Durch seinen Adjutanten ließ der Herzog weiter nachforschen und erfuhr die Wahrheit. Er begnügte sich den Officieren, die ihn belogen hatten, persönlich derbe Verweise und einige Tage Arrest für ihre unwahren Rapporte zu geben, dann fuhr er sogleich nach Berlin und erzählte dem Könige den ganzen Hergang, wie er wirklich gewesen war.

Dieser sagte: „Der Trenck ist ein verwegener, tollkühner Mensch und darum gefährlich; aber aus diesem Zuge erkenne ich, daß er auch den Muth hat edel und groß zu handeln und das werde ich ihm gedenken."

Aber es erfolgte keine Ordre zur Aenderung des Geschicks dieses unglücklichen Gefangenen und der Consequenz dieses charakterfesten Königs wurde es schwer, sein

Wort: „das ist ein gefährlicher Mensch, so lange ich lebe wird er das Tageslicht nicht wiedersehen," zurückzunehmen. —

Unter solchen Zweifeln und Kämpfen zwischen Rechtsgefühl und Consequenz, Milde und Strenge des großen Monarchen vergingen noch einige Wochen, als noch Hülfe von Wien kam. Das war der eigenhändige Brief der Kaiserin.

Jetzt war der König überwunden. Er faßte den Entschluß Trenck zu begnadigen; aber er gerieth in Verlegenheit, auf welche Weise. Sein Stolz gab es nicht zu gewissermaßen ein Unrecht zu bekennen, indem er der Reclamation der Kaiserin von Oesterreich officiell Gehör gab. Er wartete offenbar auf eine andere Veranlassung, um der Kaiserin schreiben zu können: „Mit Vergnügen würde ich Ew. Maj. Wunsch wegen Freilassung des Trenck erfüllt haben, wäre er nicht schon durch meine Gnade in Freiheit gesetzt gewesen, ehe Ihr Brief ankam."

Und eine solche Veranlassung führte er selbst herbei.

Neun Jahr und fünf Monate hatte Trenck in Magdeburg in Eisen gelegen, als am 21. December, an einem Gallatage, der König besonders heiter war. Prinzessin Amelie wußte durch ihre geheimen Verbindungen, daß der kaiserliche Resident, der österreichische General Riedt schon seit 6 Monaten 10,000 Gulden in der Tasche

hatte, aber sein Versprechen, für Trenck's Befreiung sich zu verwenden völlig vergessen zu haben schien.

Die Prinzessin Amelie, damals schon Aebtissin von Quedlinburg, befand sich in den Umgebungen der verwittweten Königin, sowie auch der Thronfolger Prinz von Preußen und die Rede kam, wie nicht selten auf den Gefangenen zu Magdeburg, der so interessante Gedichte und Fabeln bald mit einem Nagel auf einen zinnernen Becher, bald mit seinem Blute auf Papier geschrieben hatte; und sie sagte leise, indem sie auf die Heiterkeit des Königs deutete: „Jetzt wäre es Zeit, wenn etwas für ihn geschehen sollte.“ „Aber das ist nicht unsere Sache,“ entgegnete die Königin, „das ist eine Angelegenheit, die dem österreichischen Gesandten wohl anstehen würde. Reden wir mit ihm.“ —

„Da steht er,“ bemerkte die Prinzessin, indem sie bei ihrer erregbaren Gemüthsstimmung in einem Augenblick flammend roth und dann wieder blaß wurde.

Der Resident, General Riedt, wurde durch einen Kammerherrn zu der Königin befohlen und nun sagte diese ihm dasselbe: „Jetzt ist es Zeit!“ und Alle drangen lebhaft in ihn, für Trenck Namens seiner Monarchin um Gnade und Befreiung zu bitten. Seine Bedenken wurden widerlegt und er versprach diese Bitte zu wagen, sobald sich Gelegenheit dazu darbieten würde.

Dem Könige, der seine Augen überall hatte, war

die Aufregung in diesem Kreise nicht entgangen. Er fixirte zunächst die Prinzessin Amelie mit seinen großen blauen Augen und sagte, als er den Wechsel ihrer Farbe bemerkte, mit einem feinen satyrischen Lächeln: „Nun, was hat meine Schwester Amelie auf dem Herzen; ich befinde mich in der Stimmung jede Gnade zu gewähren, die sie von mir erbitten würde.“

Amelie wurde in einer Minute heiß und kalt. Sie fühlte, daß es jetzt nur eines Wortes aus ihrem Munde bedurfte, um ihren immer noch in der geheimnißvollsten Tiefe des Herzens geliebten Freund zu befreien. Aber das Wort erstarrte ihr auf den Lippen. Das süße Geheimniß, sie vermochte es selbst um diesen Preis nicht den sarkastischen Gedanken ihres königlichen Bruders blos zu stellen und sie sagte mit anmuthiger Schüchternheit: „Ich habe keinen Wunsch für mich allein, sondern spreche es nur aus, was meine Königin Mutter und unser Cousin der Prinz von Preußen so eben geäußert haben, daß Ew. Majestät geruhe, zu erfüllen, was hier der österreichische Gesandte Herr General Riedt bitten wird.“

„Nun, was habt Ihr zu bitten, Excellenz, ich bin in der Stimmung gern zu gewähren, was irgend möglich ist.“

„Es ist die Gnade einer Freilassung des Baron von der Trenck, wodurch Ew. Maj. meinem Hofe Beweise

von der Aufrichtigkeit der Freundschaft geben könnten, welche geeignet ist die Dauer des Friedens zu garantiren."

„Dieser Wunsch war schon gewährt, ehe er ausgesprochen wurde, seitdem ich weiß, daß ich meiner Mutter und meiner Schwester damit eine Freude machen würde."

„O, was mich betrifft,"... begann Prinzessin Amelie und stockte in grenzenloser Verlegenheit und ihre Stimme wurde in der Aufregung der Freude mit Erstickung bedroht.

„Was meine Schwester betrifft," ergänzte der König mit sarkastischem Lächeln, „so weiß ich recht gut, daß eine Aebtissin von Quedlinburg nie eine Regung von Liebe empfunden und eine preußische Prinzessin niemals einen Cornet zu besonderer Gunst erhoben haben kann; also tempi passati. Sie mögen vergessen sein und Trenck ist vielleicht in diesem Augenblick schon frei, und wird sogleich an Oesterreich ausgeliefert werden."

Aber erst in derselben Nacht schickte der König einen Courier nach Magdeburg, der am folgenden Tage dort eintraf. Es war der Graf von Schlieben, Lieutenant im Garde du Corps-Regiment, der dem Commandanten von Magdeburg einen königlichen Cabinetsbefehl überbrachte.

3.

Da rasselten auf einmal die Thüren seines Kerkers zu einer ungewöhnlichen Zeit. Zuerst trat der Com-

mandant ein bei dem überraschten Gefangenen, der ein neues Unglück fürchtete. Ein Schwarm von Menschen folgte dem Commandanten Herrn von Reichmann, alle mit fröhlichen heitern Gesichtern und sahen ihn lachend an.

„Mein lieber Trenck," redete er den Gefangenen mit ungewöhnlicher Güte und wahrhafter Rührung an, „dieses Mal habe ich die Freude Ihnen die erste gute Nachricht zu bringen. Der Herzog Ferdinand hat endlich beim Könige erwirkt, daß man Ihnen Ihre Fesseln abnehmen soll."

Sogleich trat ein Schmied herein und fing seine Arbeit an.

„Sie werden auch ein besseres Zimmer erhalten," fuhr alsdann der Commandant fort und zögerte dann weiter zu reden.

Trenck errieth das Uebrige. „Ich bin also," sprach er mit Fassung, „wirklich in Freiheit. Sie wollen mir nur die Freude nicht auf einmal beibringen. Sagen Sie mir nur ganz einfach die Wahrheit. Ich weiß mich zu mäßigen."

„Ja," war die Antwort, „Sie sind frei!" Und damit umarmte er ihn beglückwünschend und alle anwesenden Officiere folgten seinem Beispiele. Selbst gemeine Soldaten drückten ihm mit freudestrahlenden Augen die Hände.

Dann fragte man ihn, was er für ein Kleid wünsche.

„Meine Uniform," war die Antwort.

Der Schneider war schon zur Hand und nahm das Maß.

„Aber morgen früh, Meister, muß die Uniform nach dem Schnitt der kaiserlich österreichischen Dragoner fertig sein."

„Das ist unmöglich, Excellenz," entgegnete der Schneider, „denn heute ist der heilige Christ-Abend und morgen das Christfest."

„Gut," sprach der Commandant, „der Herr sitzt morgen mit allen seinen Gesellen in diesem Loche, wenn die Uniform nicht fertig ist." — Nun versprach es der Schneider heilig und hielt Wort.

Sobald der Schmied dem Gefangenen mit Hülfe der Feile die Fußschelle seiner Kette, womit er an die Wand geschmiedet war, abgenommen hatte, wurde Trenck auf das Freundschaftlichste in die Officier-Wachtstube geführt. Dort wünschte ihm Jeder von Herzen Glück. Der Platzmajor ließ ihn nach altdeutscher Sitte, die auch in Preußen bei Entlassung von Staatsgefangenen beobachtet wurde, die sogenannte Urphede schwören: daß er sich an Niemanden rächen und ohne Erlaubniß weder die sächsische noch die preußische Grenze wieder betreten wolle; daß er über Alles, was hier mit ihm geschehen, weder sprechen noch schreiben und so lange der

König lebe, keinem andern Monarchen weder im Militär noch im Civil dienen wolle.

Trenck schwor, was man verlangte. Darauf trat der Adjutant des Königs, Graf von Schlieben, der als Courier den Befehl zu seiner Freilassung gebracht hatte, zu ihm und gab ihm den Brief von dem kaiserlichen Minister in Berlin, General Riedt und dieser schrieb ihm:

„Es freut mich ungemein bei dem Könige Gelegenheit gefunden zu haben, Ihre Freiheit zu erwirken. Nur rathe ich Ihnen aber als Ihr wahrer Freund, fügen Sie sich in Alles, was der Graf von Schlieben von Ihnen verlangen wird. Er ist befehligt, Sie bis nach Prag zu begleiten.“

„Lieber Trenck,“ nahm nun der Graf das Wort, „ich habe Befehl, Sie heute Nacht in einem bedeckten Wagen über Dresden nach Prag zu führen, und nicht zu gestatten, daß Sie unterwegs mit Jemand sprechen. General Riedt hat mir 300 Ducaten eingehändigt, um die Kosten zu bestreiten. Ich werde sogleich einen Wagen kaufen zur Reise. Da aber heute nicht Alles fertig sein kann, so ist mit dem Herrn Commandanten die Abrede genommen, daß wir erst morgen Nachts von hier abreisen werden.“

Nachdem Trenck Alles freudig versprochen hatte, gingen

die Andern nach einer kurzen, freundlichen Unterredung in die Stadt und nur Graf Schlieben blieb bei ihm.

Indeß war er frei, konnte überall in den Werken der Sternschanze herumgehen und freie Luft schöpfen, was ihm bei dem reinen Winterwetter eine unbeschreibliche Wohlthat war. Er benutzte diese Gelegenheit, in das Gefängniß zurückzukehren und sein an vielen Orten verstecktes Geld zusammen zu suchen.

So ergab sich, daß er noch 70 Ducaten hatte. Die ganze Wache ließ er herrlich tractiren, gab jedem Manne einen Ducaten, den Schildwachen, die eben auf Posten standen, als er frei wurde, Jedem drei Ducaten; dem wachhabenden Officier schickte er ein Geschenk aus Prag. Den Ueberrest seines Geldes gab er der Wittwe des Grenadier Geffhardt, der indeß gestorben war.

Die ganze Nacht war unruhig und die Wache lärmte in ihrer Fröhlichkeit so, daß er nicht schlafen konnte.

Am andern Morgen empfing er Besuche von allen Stabsofficiers der Garnison. In der Stadt durfte er aber nicht erscheinen. Gegen Mittag erhielt er Uniform und Degen. Nun war er nicht mehr Gefangener, nun war er frei und kaiserlicher Officier, wurde auch überall wie ein solcher mit Liebe und Artigkeit behandelt.

Welch ein Wechsel des Geschicks! Noch vor vierundzwanzig Stunden wie der ärgste Verbrecher in Ketten und Banden und nun wie ein Prinz geehrt und freigebig.

Spät Abends erschien Graf Schlieben. Er brachte einen Wagen mit vier Postpferden und sie fuhren nach den zärtlichsten Umarmungen der zahllosen neuen Freunde, die der jetzt glückliche Trenck gewonnen hatte, zum Thore hinaus.

Wer hätte wohl jemals glauben können, daß Trenck bei dem Scheiden von seinem zehnjährigen Leidensorte Thränen vergossen hätte, und dennoch geschah es. Die Rührung über ein uns überraschendes Glück wirkt oft mächtiger auf eine starke Seele als der Druck des Unglücks, der einen charakterfesten Mann so leicht nicht zu beugen vermag.

4.

Nun kommt das Ende dieses Romans; es ist eben so prosaisch, wie die Erlebnisse selbst, wenn auch nicht poetisch, doch abenteuerlich waren.

Aufs Neue begann das früher geschilderte Misère der Intrigue, Prellerei und Vermögens-Verkümmerung in Oesterreich. Wollte die ihm wohlwollende Kaiserin ihn glücklich machen durch eine reiche Frau, die alt, häßlich und geizig war, so war ein solches Glück nicht nach dem Sinne des immer noch feurigen Mannes; er verscherzte lieber die Gnade seiner Kaiserin. Die Ernennung zum Major vom Rittmeister, wovon er nicht einmal wegen seines bei seiner Entlassung geschworenen Eides Gebrauch

machen konnte, entschädigte ihn nicht für die schändlichsten Beraubungen und handgreiflichen Unterschlagungen seines Vermögens. Die Administratoren standen zu hoch, um durch Klagen und Beschwerden erreicht werden zu können. Man wußte den Ueberlästigen von Wien zu entfernen. Er fand Theilnahme in den höchsten Kreisen, aber keine Hülfe.

Doch noch vor seiner Abreise aus Wien wurde er lebensgefährlich krank. Die mitleidige Monarchin schickte ihm ihre Hof- und Leibärzte. Er wurde förmlich mit Medicin überschüttet. Ein Wunder war es, daß er genas; aber die Kur kostete ihm mehr als jede Behandlung durch den geschicktesten Privatarzt gekostet haben würde.

Sein Majorspatent sollte gleichsam eine Ehrenrettung für ihn sein. Es enthielt, von der Kaiserin eigenhändig unterzeichnet, die Erklärung: „Ihre Majestät haben in Betracht der unerachtet Ihres langwierigen Gefängnisses bezeugten rühmlichst, auch unverfälschten Treue und Diensteifers, dann in Betracht Ihrer besondern Talente und guten Eigenschaften Ihnen den Charakter eines Majors gnädigst zu ertheilen geruhet."

Aber das Majorspatent kostete ihm, dessen Vermögensverhältnisse durch Beraubung und Ungerechtigkeit schon so geschmälert waren, mehr als er geneigt sein konnte für eine solche zweifelhafte Ehre, die ihm keinen Kreuzer einbrachte, auszugeben. Nach so schmeichelhaften Lobeserhe-

bungen hätte er wohl im fünfzehnjährigen Avancement das Generalspatent erwarten können. Jetzt war er nichts als ein invalider Major.

Und doch mußte er der Kaiserin für diese Gnade danken und sich von ihr beurlauben vor seiner Abreise von Wien. Das sollte in einer der Soireen am Hofe geschehen, welche man damals Appartements nannte. Niemals war ihm das Treiben und Leben am Hofe widerwärtiger vorgekommen als jetzt. Er selbst schildert es in seinen Memoiren so: Tausend Menschen warteten in einem glänzenden Saale der kaiserlichen Hofburg auf Etwas, das sie sehen sollten. Aller Augen waren auf eine große Flügelthür gerichtet. Zwei Portiers mit großen silbernen Stöcken und die kaiserlichen Hadschiren roth in silbernen Kürassen standen davor. Plötzlich rauschten die Thüren auf. Der Ruf: „Die Kaiserin,“ ertönte, Alles drängte sich einen möglichst großen Kreis zu bilden. Jeder wollte gesehen sein. Die verschiedensten Uniformen und Costüme, alle reich und glänzend bildeten ein unbeschreiblich buntes Chaos. Jetzt trat eine alte Matrone mit Gefolge herein, schwarz gekleidet, unter deren schwarzer Florhaube ein weißgepudertes Toupet hervorblickte. Ihr Ansehen war wohl beleibt, mehr ehrwürdig als majestätisch. Sie lächelte. Alles lächelte Allerunterthänigst mit. Sie sprach etliche Worte, vielleicht von Wind und Wetter mit einem Mann, der eine Cardinalsrobe, ein rothes

Käppel und rothe Strümpfe trug, dann wieder mit einem schief verwachsenen Aesop, der nicht einen Zug von geistigem Ausdruck in seinem langen, faltigen Gesichte hatte. Alles drängte sich heran, um eben diese Ehre zu genießen. Doch die Matrone ging in ihr Zimmer hinein. Aber Trenck wurde beneidet und mit Freundschaftsbezeugungen umdrängt. Sie hatte ihn unter den Anwesenden bemerkt, ihm huldreich zugelächelt und durch ein kaum bemerkbares Kopfneigen zu erkennen gegeben, daß er in Gnaden beurlaubt sei. Nach ihrer Entfernung entstand ein Gemurmel und Geflüster wie in einer Synagoge. Alle Welt war glücklich. Man hatte der Kaiserin die Aufwartung gemacht. Das hieß man Appartement, bei welchem oft die gelehrtesten Männer und die besten Patrioten keinen Zutritt haben, weil sie nicht den goldnen Schlüssel am hintern Rockknopf zu tragen berechtigt sind.

Wie wohl war es ihm dagegen in der freien Natur. Besonders erfüllte ihn ein Spaziergang nach seiner schweren Krankheit mit unaussprechlicher Wonne. Die Frühlingsluft, der heitere Himmel hob seine Brust zu tieferen Athemzügen. Die Empfindung der Freiheit erfüllte ihn mit Glückseligkeitsgefühlen. Die Lerche trillerte ihr Morgenlied, schwebend in heiterer Himmelshöhe. Sein Herz pochte höher vor Freude, das Blut wallte schneller durch alle Adern. In diesem Augenblick empfand

er, daß er Mensch war. Er entschlug sich der Gedanken über die vielen Widerwärtigkeiten, die ihn auf jedem Schritt durchs Leben verfolgen zu wollen schienen. „Nun begegne mir, was da wolle," rief er aus. „Wenn nur meine Füße, mein Wille und mein Herz nicht gefesselt sind, wenn ich als freier Mensch im Sonnenlicht wandeln kann, was fehlt mir dann noch? — Ja, ich muß fort von Wien, wo mich in großer Gesellschaft das leere Geschwätz betäubt, wo die vielen Lichter nur meine Augen blenden ohne mein Herz zu erfreuen, also fort von hier, wo man der Freiheit Netze stellt, wo Kabale alles Recht mit Füßen tritt. Ich danke Dir, Gott, daß Du mir die Freiheit gegeben meinen Wohnsitz nach Gefallen zu wählen, ich werde ja noch auf Erden ein Asyl finden, wo die Tugend weder Fürstenmacht, noch Verläumder, noch Despotismus und Launen der Großen dieser Erde zu fürchten hat."

Wir sehen, daß Trenck nahe daran war, aus einem Weltmann ein Philosoph zu werden. Das war die Schule des Lebens gewesen, die solche Wandlung in ihm vorgenommen hatte; doch bald sollte er von der Poesie dieses Aufschwunges zu der Prosa des täglichen Lebens zurückkehren.

5.

Der ihm persönlich befreundete Feldmarschall Laudon war im Begriff zur Befestigung seiner Gesundheit

die Bäder von Aachen zu besuchen. Er kam, um Abschied zu nehmen von der Oberhofmeisterin der Kaiserin, Gräfin von Paar, einer würdigen Matrone, die stets Trenck's hohe Gönnerin gewesen war. Trenck kam dazu in gleicher Absicht. Gleich darauf trat die Monarchin ein. Man sprach von Laudon's Reise und sie sagte zu Trenck: „Ihm wäre das Bad in Aachen auch nothwendig, um seine Gesundheit zu befestigen." — Trenck dankte in unterthänigsten Ausdrücken für den huldvollen Rath und erklärte, derselbe sei für ihn Gesetz und er werde um Erlaubniß bitten den Feldmarschall nach Aachen begleiten zu dürfen.

Das geschah. Sie reisten ab und blieben drei Monate dort.

Das Leben in Aachen gefiel ihm. Der Zusammenfluß von Menschen von allen Ständen, aus aller Herren Länder, der Glanz, den fremde Fürsten mit ihren Höfen dort verbreiteten, die gesellige Feinheit des Umganges bei voller Freiheit im Verkehr, das Alles hatte etwas unbeschreiblich Angenehmes für den Mann, der zehn Jahre hindurch nur die Nachtseiten des menschlichen Lebens hatte kennen gelernt.

Besonders anziehend war es ihm, die Familie der Witwe eines Bürgermeisters Namens de Bröe aus Diepenbendt in Belgien kennen gelernt zu haben. Sie hatte bis dahin in Brüssel von ihrem Vermögen gelebt

und stammte, wie auch ihr verstorbener Gemahl aus einer altadligen Familie. Diese Dame war mit ihrer sechzehnjährigen, ebenso schönen als interessanten Tochter, aus Gesundheitsrücksichten nach Aachen gekommen. — Trenck war noch jung und interessant genug, um die Liebe des jungen Mädchens zu gewinnen. Sie hatte längst sein Herz gewonnen, doch reiste er bald ab nach Wien, ohne sich erklärt zu haben. Dort aber machte ihm die Kaiserin den schon erzählten Vorschlag einer reichen Partie. Er hatte den Muth ihr zu sagen, daß er schon gewählt habe und daß sein Herz schon an ein junges liebenswürdiges Mädchen gefesselt sei, das reicher an Herz und Geist als an Vermögen ganz geeignet sein würde, ihn glücklich zu machen.

Noch aber schwankte er zwischen den Zweifeln, ob es auch ihm bei der Unbeständigkeit seines Glücks und den immer noch unruhigen und Abenteuer suchenden Neigungen seines Charakters, in den zerrütteten Vermögensumständen gelingen werde, ein so treffliches Mädchen so glücklich zu machen, wie sie es verdiente. Der Feldmarschall Laudon hatte viel dazu beigetragen, daß durch ungezwungenen Umgang die Neigung in den beiden Herzen Nahrung fa nd. Aber eine eigenthümliche Unruhe trieb Trenck nach Leipzig, um den Rath seines alten Freundes und Lehrers, des Dichters Gellert, der dort Professor war, zu vernehmen. Dieser sagte zu ihm: „Ihnen, lieber

Trenck, kann nur durch eine vernünftige Heirath geholfen werden. Nur dadurch kann Ihr stets zu großen Unternehmungen und heftigen Leidenschaften Sie hintreibender Geist die Ruhe gewinnen, ohne welche kein dauerndes Lebensglück möglich ist.“

Einen guten Rath, zu welchem das Herz ein freudiges Amen spricht, befolgt der Mensch auch gern. Er ging noch im December 1765 nach Aachen zurück, erklärte sich, fand freudige, liebevolle Erhörung und nach einem kurzen, aber feurig beglückenden Brautstande, vermählte er sich mit diesem liebenswürdigen und hochgebildeten jungen Mädchen.

Wir können hier gleich mit zwei Worten die Geschichte dieses Ehestandes anknüpfen. Zwei und zwanzig Jahre lebte er mit ihr glücklich. Seine Frau, ebenso schön, tugendhaft und verständig schenkte ihm elf Kinder, von welchen acht noch die Freude und das Glück seines höhern Alters gewährten.

Dabei aber fand er doch nicht die gewünschte und gesuchte Ruhe und Behaglichkeit. Sein lebhafter Geist trieb ihn unablässig, seine durch Ungerechtigkeiten aller Art verworrenen Vermögensverhältnisse zu ordnen. Er gerieth aber dadurch immer wieder in neue Intriguen, Händel und Vermögensverluste.

Ein so unruhiges Leben gewährt wenig Anhaltpunkte für den Erzähler eines wahrhaft interessanten Lebensromans.

Nur eine Scene aus seinem Leben müssen wir noch mittheilen. Sie bildet gleichsam den Schlußstein seiner hohen Liebe, die gewissermaßen der geheime Hebel des Geschickes gewesen war, wodurch seinem zu so großen Ansprüchen und Hoffnungen berechtigenden Leben die ganze schiefe, verfehlte und unglückliche Richtung gegeben war.

Man höre!

6.

Friedrich der Große war gestorben und seine Schwester Amelie überlebte ihn um einige Jahre, aber wie? —

Bei einer ungeheuern Reizbarkeit der Nerven und einer Erregbarkeit des Gemüths, wie es nur unglückliche Liebe in der verbitterten Seele alternder Jungfrauen erzeugt, hatte sich ihrer eine unglaubliche körperliche Schwäche bemächtigt. Ihre Beine vermochten kaum noch ihre zarte abgemagerte Gestalt zu tragen; ohne fremde Hülfe konnte sie kaum vom Sessel aufstehen, noch weniger allein gehen. Ihre Augenränder waren geröthet; die Augen chronisch entzündet, so daß sie stets einen grünen Augenschirm tragen mußte. An diesem Uebel aber war sie selbst schuld. Bei einer Augenentzündung in früheren Jahren hatte ihr ihr Arzt Dr. Meckel einen starken Spiritus verordnet, von dem sie nur den Dunst in die Augen gehen lassen sollte, wobei er aber warnte das Auge ja nicht näher als sieben bis acht Zoll über die erwärmte Flüssigkeit zu bringen. Doch die Prinzessin

war zu eigenwillig, um selbst von ihrem Arzt guten Rath anzunehmen. Sie dachte, viel hilft viel und wusch sich die entzündeten Augen mit diesem Spiritus. Die Folge davon war, daß sie fast blind wurde und die früher so schönen und so klaren großen blauen Augen wurden furchtbar entstellt. Sie blieben ihr ganzes Leben lang mit feuerroth entzündeten Rändern, wie die einer Hexe und behielten eine schwache, umflorte Sehkraft.

Dabei hatte sie die Stimme fast ganz verloren, ebenfalls durch ihre Schuld, wie man behauptete. Es fiel ihr schwer zu reden; noch mehr aber Andern, sie zu verstehen. Ihre Stimme war nicht mehr als ein rauher dumpfer Grabeslaut, begleitet von einem Röcheln und Gurgeln, wie es ein Mensch hören läßt, dem man die Kehle zudrückt. Ihr Kopf mit dem weißgepuderten Haar, auf dessen Frisur eine kleine, schwarze Blondenhaube mit diamantnen Zitternadeln befestigt war, befand sich im beständigen Zittern wie ein Espenblatt im Winde spielt. Ihre Arme und Hände waren wie skelettirt, ihr Mund zahnlos; das einst so schöne Gesicht faltenreich und der früher so feine Teint hatte eine Leichenfarbe bekommen.

Dabei aber gab ihre Philosophie dieser einst so schönen und liebenswürdigen Fürstin die Seelenstärke, ein so entsetzliches Loos zu ertragen.

Sie lebte sehr einsam in ihrem Palais, nur von

wenigen vertrauten Dienerinnen umgeben. Einige Schriften von Voltaire, Rousseau, d'Alembert, die sie sich vorlesen ließ, bildeten ihre einzige Unterhaltung. Gesellschaft sah sie nie und nach dem Tode ihres königlichen Bruders, der sie mit ungemeiner Zartheit behandelte und bisweilen besuchte, lebte sie ganz einsam, verfallen wie eine Ruine und fast vergessen am Hofe und hatte höchstens noch als Gesellschafterin die Erinnerungen einer lebhaften Phantasie aus ihrer längst entschwundenen Jugendzeit.

Ein edles weibliches Herz liebt einmal und nicht wieder. Sie träumte immer noch von dem schönen neunzehnjährigen jungen Mann, der der Gegenstand einer Liebe für ihr ganzes Leben gewesen war.

Da eines Tages, als sie schwarz gekleidet, mit dem goldenen Kreuz ihrer geistlichen Würde als Aebtissin von Quedlinburg geschmückt, in ihrem Boudoir saß, meldete ihr das diensthabende Hoffräulein, dem der Kammerdiener etwas leise zugeflüstert hatte, es sei im Vorzimmer ein Herr, der Ihre königliche Hoheit um die Gnade einer Audienz bitte; er wage nicht seinen Namen auszusprechen, gebe aber sein Ehrenwort, daß Ihre Hoheit ihn früher mit Huld und Gnade empfangen hätte.

„Das ist der junge Trenck und kein Anderer", rief sie aus, „er möge eintreten."

Er war es, aber nicht mehr der junge Trenck, ein großer langer und magerer Mann mit gebeugtem Rücken, spärlichem weißen Haar und einem dünnen Zopf im Nacken. Er trug eine österreichische Militäruniform von weißem Tuch mit rothen Aufschlägen, einen kleinen dreieckigen Militärhut mit einem kleinen Federbusch und goldbortirten Rande unter dem Arme, einen Dragoner-Pallasch an der Seite und hohe Reitstiefeln mit großen Sporen, die von der rothen Hose, welche eine gelbe Schoßweste nur halb bedeckte, nur wenig sehen ließ.

Trenck hatte vom neuen Könige Friedrich Wilhelm II. die erbetene Erlaubniß erhalten, nach Preußen zurückzu-

kehren, um die Erbschaft seines verstorbenen Bruders Namens seiner Kinder anzutreten. Und diese Reise hatte ihm Gelegenheit gegeben seine hohe Jugendgeliebte wiederzusehen, um ihr für die zahllosen Wohlthaten, die sie ihm während seiner Gefangenschaft in Glatz und auch später noch erwiesen hatte, zu danken.

Die Prinzessin zitterte heftig, als dieser Mann eintrat, im Kampf der Gefühle fühlte sie sich von der Anwandlung einer Ohnmacht ergriffen. Sie wollte aufstehen, aber sie sank zurück auf ihren Sessel. Auf ihren Wink griffen die Kammerfrau und ihre Hofdame ihr unter die Arme und führten sie zwei Schritt dem Eintretenden entgegen. Es waren noch ihre älteren Vertrauten dieses Liebesverhältnisses, ebenfalls schon alt geworden.

Endlich stand sie auf Beide gestützt, dem unvergeßlichen Jugendfreunde gegenüber. Während Trenck sich tief verneigte und einige Worte des Dankes stammelte, hob sie den zitternden Kopf schief in die Höhe, um ihn unter dem Augenschirm hervor sehen zu können, und ein Lichtstrahl durch das mit grünen wollnen Gardinen halb verhängte Fenster fiel auf ein geisterhaftes, todtenähnliches Antlitz.

„Mein Himmel," rief sie aus mit ihrer dumpfen, heisern, kaum vernehmlichen Stimme, „wie ist es möglich, sind Sie es Trenck? — Ich erkenne Sie nicht wieder."

„Ganz natürlich, Hoheit," sprach Trenck, ebenso ergriffen und erschüttert von ihrem Anblick, „die Zeit macht nicht jünger, sondern älter."

„Ha, Sie haben recht; ja, ja, das fühle ich an mir selbst! schrecklich, entsetzlich! — aber man muß sich in das Unvermeidliche fügen. Sie werden mich sehr verändert finden."

„Ich wüßte nicht, königliche Hoheit," entgegnete Trenck, „ob auch der menschliche Körper seinen Zoll der Zeit bezahlen muß, wohl Dem, dessen Geist noch so frisch und gesund bleibt wie der Ihrige, Hoheit."

„Wissen Sie, Trenck," sprach die Prinzessin gefaßt, „diese Zusammenkunft hat ihr Gutes gehabt. Der Roman meines Lebens ist damit zu Ende gespielt, Jugendverirrungen sind gesühnt, ich hoffe nun wieder Ruhe zu finden. — Behüte sie Gott!"

Und er küßte ihre feine magere Hand, die sie ihm darbot und sie sank in die Arme ihrer Frauen.

Als sie aus tiefer Ohnmacht erwachte, hatte sich Trenck schon zurückgezogen.

Und nach wenigen Wochen erlosch ihr Leben, Trenck aber stürzte sich in die Wogen der großen französischen Revolution und sein Haupt fiel unter dem Fallbeil der Guillotine.

7.

Am Schlusse dieses Buches haben wir nur noch die Episode des eingewobenen Romans der Tänzerin Barberina mit dem Sohne des Kanzler von Cocceji zu beendigen.

Sein stolzer Vater und besonders seine hochadlige Mutter waren nicht zu bewegen, ihre Einwilligung zu einer solchen Mesalliance zu geben. Der leidenschaftliche junge Cocceji, der Kammergerichtsrath geworden war, und seinen eignen Hausstand bilden konnte, hatte sich aber heimlich mit seiner Geliebten vermählt.

Endlich erfuhr es der Vater und war außer sich darüber. Er zitterte vor dem Zorn des Königs. Er erklärte, daß er seinen Sohn enterbe und bei nächster Gelegenheit den König fußfällig bitten wolle, ihn vom Dienst abzusetzen und lebenslänglich nach Spandau auf die Festung zu schicken. „Er wisse gewiß", fügte er hinzu, „daß ihm der König diese Gnade erweisen werde; denn bekannt sei dessen Antipathie gegen Mißheirathen im Adel wie unter fürstlichen Personen."

Der König, dem nichts entging, erfuhr auch diese Aeußerung seines Reichskanzlers. — Da stachelte ihn die sarkastische Laune, dem stolzen ehrgeizigen Aristokraten

eine Lection zu geben für die unbarmherzige Härte, welche den edleren Charakter Friedrich's des Großen natürlich empören mußte.

Der Abend, welcher über das Geschick der jungen Liebenden entscheiden sollte, war da. In Friedrich's Staatszimmern in Sanssouci war großes Appartement. Der König stand da, umgeben von seinen philosophischen Freunden und Generalen. Genieblitze einer lebhaften französisch geführten Conversation schossen hin und her. In diesem Augenblick sah Friedrich's scharfes Auge den Kanzler Cocceji eintreten, der eine Schrift in der Hand hielt und sich dem Könige in gebückter Stellung näherte, um mit dem Takt eines Hofmanns den Augenblick zu erspähen, wo er sich seinem Könige und Herrn zu Füßen werfen und seine Bitte anbringen könne.

Jetzt war es Zeit!

„Meine Herren!“ sagte Friedrich so laut, daß es der indeß herangetretene Kanzler hören konnte, „ich habe Ihnen eine angenehme Neuigkeit zu verkündigen. Der junge Cocceji, den ich zum Gerichtspräsidenten in Stettin ernannt habe, hat sich vermählt mit der berühmten Tänzerin Mamsell Barberina. Kunst und Wissenschaft, meine Herren, adeln in meinen Augen, deshalb bin ich mit dieser Partie zufrieden gewesen, nun mögen Sie dem glücklichen Vater Ihre Glückwünsche darbringen. Und ich bin der Erste, der Sie beglückwünscht, mein braver Kanzler!“

Das Erstaunen, die Ueberraschung und aller Widerwille gegen diese Mißheirath seines Sohnes wurde erdrückt unter Glückwünschen, die ihn von allen Seiten umdrängten und verschwand in der Sonne der Gnade seines Königs. Auch dieser kleine Roman fand damit sein Ende.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.







